Heidelbergische Jahrbücher der Literatur

für

Philologie, Historie, Literatur und Kunst.

Erster Jahrgang.

Erstes Heft.

Heidelberg,
bey Mohr und Zimmer.
1808.

Die Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur sollen, ihrem Plane nach, das Neueste und Wichtigste der gesammten Literatur umfassen. Sie bestehen aus fünf Haupt-Abtheilungen, die für sich eben so viele Ganze ausmachen und als Annalen der einzelnen Wissenschaften unter besondern einzelnen Titeln, von denen die sich für diesen oder jenen Zweig der Literatur besonders interessiren, auch einzeln gekauft werden können. Von dem Ganzen erscheinen jährlich funfzehn Hefte, und zwar, in abwechselnder Folge, von jeder der fünf Haupt-Abtheilungen, drey Hefte. Die Preise sind folgende:

Jahrbücher der gesammten Literatur. 15 Hefte 12 fl.
oder 6 Rthlr. 16 gr. Sächs.

I. — — d. Lit. f. Theologie, Philosophie u. Pädagogik 3 Hefte 3 fl. od. 1 Rthlr. 16 gr.

II. — — d. Lit. f. Jurisprudenz und Staatswissenschaften 3 Hefte 2 fl. 24 kr od. 1 Rthlr. 8 gr.

III. — — d. Lit. f. Medicin und Naturgeschichte. 3 Hefte 3 fl. od. 1 Rthlr. 16 gr.

IV. — — d. Lit. f. Mathematik, Physik, Chemie und Kameralwissenschaften 3 Hefte 3 fl. od. 1 Rthlr. 16 gr.

V. — — d. Lit. f. Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst. 3 Hefte 3 fl. od. 1 Rthlr 16 gr.

Die Zahlung geschieht bey Empfang des ersten Heftes auf den ganzen Jahrgang. Man kann auf allen Post-Aemtern und in allen soliden Buchhandlungen Bestellungen machen.

Das Intelligenz-Blatt, welches jeder Abtheilung beygegeben wird, nimmt Buchhändler-Anzeigen ꝛc. gegen die Insertionsgebühren von 1½ gr. od. 6¾ Kreuzer für die Zeile, auf.

Heidelbergische

Jahrbücher

der

Literatur

für

Philologie, Historie, Literatur

und

Kunst.

Erster Jahrgang.

Heidelberg,
bey Mohr und Zimmer.
1808.

Inhalt

der

eidelbergischen Jahrbücher

der

Philologie, Historie, Literatur und Kunst.

Erster Jahrgang.

Erstes bis drittes Heft.

Abhandlung.

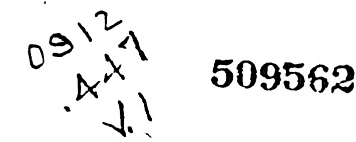
lologie und Mythologie in ihrem Stufengang und wechselseitigen
erhalten. Von Fr. Creuzer.

Recensionen.

lung, J. C. Aelteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache
nd Literatur bis zur Völkerwanderung. Von Fr. Wilken. I. 61.

n, C. Nachschrift über Etwas, das Fr. Heinr. Jacobi gesagt hat.
Von L. A. v. Arnim. ---------------------- III. 370.

quités de la grande Grèce, aujourd'hui royaume de Na-
ples, gravées p. Franz Piranesi d'apres les dessins ori-
ginaux et les observ. locales du F. célèbre Architecte, le



Chevalier Jean Bapt. Piranesi redigées et expliq
p. Ant. Jos. Guattani. Von A. Schreiber. ---- II.

Beckmann, J. Literatur der ältern Reisebeschreibungen.
richten von ihren Verfassern, von ihrem Inhalte, Ausgaben
Uebersetzungen. ---------------------------- III.

Bions und Moschus Idyllen, übersetzt und erläutert von
F. Manso. Zweyte Ausgabe. Von D. A. E. ---- II.

Büsching und von der Hagen, Sammlung altdeutscher Volk
mit Mel. Von Fr. S. ------------------------- I.

M. Tullii Ciceronis Scripta Rhetorica minora. Recogn. ar
et ind. illustr. ab J. Frid. Wetzel. 2 Voll. Von A. Z
ling. -- II.

—— —— —— Rhetorica Seu Institutiones Artis
quentiae Forensis Opera et Sumtu Jos. Greysing. To
Von A. Zinserling. -------------------------- II.

Chrestomathie Arabe ou Extraits de divers écrivains ar
tant en prose qu'en vers; par A. J. Silvestre de
I, II, III. Von Fr. Wilken. ------------- III.

La Cloche. Poeme traduit de l'Allemand de M. Sch
Von Fr. Wilken. ----------------------------- I.

Corinne ou l'Italie. Par Mad. de Stael Holstein. Von
J. P. --- III.

Coup-d'oeil sur les Universités et le mode d'instructio
blique de l'allemagne protestante, en particulier du roy
de Westphalie p. C. Villers. Von Görres. ---- III.

Eichhorn, J. G. Geschichte der Literatur von ihrem Anfan
auf die neuesten Zeiten. 1, 2 B. 4 B. 1e Hälfte u. 5 B. 1 A
lung. Von R. -------------------------------- II.

Q. Ennii Medea commentario perpetuo illustrata cum frag
tis, quae in Hesselii, Merulae aliisque hujus poetae ed
nibus desiderantur. Von Lenz. ------------- III.

Esquisse de la statistique générale de Westphalie p.
Bosse. Von M—t. ---------------------------- III.

Eutropii breviarium Historiae Romanae. Accedit vita Cic
nis a Badeno conscripta. Von —t ---------- II.

De Figueroa, Ben. Pardo. Ueber die Transfiguration von Ra
von Urbino. Nebst einigen Bemerkungen über die Malere
Griechen. Aus dem Spanischen übersetzt von Fr. Greuhm.
A. Schreiber. ------------------------------- II.

Gesenius, F. H. S. Symbolae Observationum in Ovidii Fastos. .... III. 394
Görres, J. Die deutschen Volksbücher. Von Görres. III. 409.
Göthes Werke. 1 — 4 B. Von Fr. S. .... II. 145.
Hassel, G. Das Königreich Westphalen vor seiner Organisation, statistisch dargestellt. Von M—i .... III. 445.
Historia decem Vezirorum et filii Regis Azad Bacht. Ed. Gust. Knoes. Von Fr. Wilken. .... II. 287.
Homeri et Homeridarum opera et reliquiae. E rec. Fr. Aug. Wolfii. Vol. III. et IV. Von — D. .... III. 305.
Frhr. von Hormayr, Jos. Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tyrol. 1 Th. 1r Abth. Von ρ. .... II. 245.
Jacobs Abschiedsrede gehalten im Gymnasium zu Gotha. Von C. II. 292.
(Jacobi) Ueber gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck. Von L. A. v. Arnim. .... III. 362.
Jördens, K. H. Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. 1 u. 2r B. Von Ki. .... III. 427.
Illustrazione del gruppo di Ercole colla cerva. .... III. 445.
Koch, Heinr. Christoph. Kurzgefaßtes Handwörterbuch der Musik. Von —g. .... II. 280.
Klüber, D. J. Ludw. Baden bey Rastatt. Von Fr. Wilken. II. 286.
Lithographische Kunstprodukte. 17e — 25e Lieferug. Von A. Schreiber. II. 244.
Müller, Adam H. Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur. 2te Aufl. Von Fr. S. .... II. 226.
P. Ovidii Nasonis Metamosphoses. Rec. var. lect. notisque instruxit Gttlb. Em. Gierig. Ed. altera. Tom. I. et II. Von J. P. Krebs. .... III. 382.
—— —— Metamosphoseon libri XV. mit Anmerkungen zum Nutzen der Jugend herausgegeben von Alb. Chr. Meinecke. Von demselben. .... ibid. ibid.
on Chrestomathia in usum juven-
. Winding Brorson. Von demselben. ibid. ibid.
eI. Ad XLVII. vett. codd. fidem
ıentario instruxit J. M. Avellinus.
.... III. 431.

Platons Werke übersetzt von Fr. Schleiermacher. 1 Th. 1 u. 2r B. Von A. Bökh. ... I. 81.
Recherches curieuses sur l'histoire ancienne de l'Asie par J. M. Chahan de Cirbied et Fr. Martin. Von Fr. Wilken. I. 134.
Recueil des historiens des Gaules et de la France. Tom. XIV. Par M. Michel-Jean Jos. Brial. Von Fr. Wilken. III. 435.
Rottmanner, C. Kritik der Abhandlung F. H. Jacobis über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck. Von L. A. v. Arnim. ... III 362.
Ruhnkenii, Dav. Opuscula Oratoria, Philologica, Critica, nunc primum junctim edita. Von A. Zinserling. II. 214.
Runge, Ph. O. Die Zeiten. Vier Blätter. Von J. Görres. II. 261.
Schlegel, Fr. Poetisches Taschenbuch für das Jahr 1806. III. 432.
Schleiermacher, Fr. Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne. Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende. Von —y. ... III. 296.
Sulmis, ein alt-orientalischer Hochgesang der Liebe. Von —g. II. 292.
Wagner, J. Jac. Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt. Von Fr. Creuzer. ... I. 25.
Weise acht Blätter nach la Fage. Von A. Schreiber. II. 284.
Wolf, F. A. und Buttmann, Phil. Museum der Alterthumswissenschaft. 1 B. 1. Stück. Von C. ... I. 142.
Wolf, P. P. Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit. — Pragmatisch aus den Hauptquellen bearbeitet. Von T. .. II. 255.
Ξενοφῶντος Κυρουπαιδείας Βίβλια ὀκτω. Mit erläuternden Anmerkungen und einem griechisch-deutschen Wortregister, herausgegeben von M. C. C. Fr. Wekherlin. Von —t .... II. 289.

Intelligenzblatt I. — XV.

Verbesserungen.

S. 331. im Titel ist für الشذوب zu lesen الشذور
S. 332. Z. 5. lösche man ist aus.
S. 335. statt الموت lese man قتلة



Heidelbergische
Jahrbücher
der
Literatur
für
Philologie, Historie, Literatur und Kunst.
Erster Jahrgang. Erstes Heft.

Philologie und Mythologie, in ihrem Stufengang und gegenseitigen Verhalten.

Der neue Weg zum Mutterland alter Religion durch die Literatur Indiens wird so eben erst gebahnet. Wie weit er führen werde, vermag noch Niemand zu sagen, da wir zur Zeit nur in den Vorhallen jener Quellenkunde stehen.

Was Cultus und Bildnerey der Vorwelt von religiösem Inhalt hat, abgesehen von dem Judenthume, das von jeher seinen eigenen Gang genommen, empfingen wir bisher durch die Literatur der Griechen und Römer, und die Pfleger derselben, seitdem sich in Alexandria gelehrte Philologie gesetzmäßig gebildet hatte, waren auch Verwalter jenes Erbguts aus früher morgenländischer Vorzeit. Der Philologie gehörte der alte Mythus um so eigenthümlicher an, da sie auf diesem Grunde ruhet, da die Poesie, Philosophie und Historie der classischen Völker, nebst ihrer ganzen Bildnerey, auf mythischem Boden erblühet waren, und der Mythus alle Zweige der Griechischen Kunst und Wissenschaft durchdrungen hatte, oder wenigstens fortdauernd umfaßte.

Dem Philologen also durfte von jeher und darf noch jetzt kein Theil des religiösen Glaubens und Thuns alter Völker fremd bleiben, und jedes Anbauen der Gebiete alter

Poesie, Bildnerey, Philosophie und Historie, muß, will es nicht oberflächlich bleiben, den Grund erreichen, und die Religion der Vorwelt berühren. Mithin trifft die Frage: Wie ward jener Verein der Philologie und Mythik geknüpft, und wie verhielt sich in dieser Verbindung Eine zu der Andern? den Geist und das Wesen der Philologie selbst. Sie ist folglich gleichbedeutend mit der Andern: Wie verwalteten die Philologen das ihnen anvertraute religiöse Erbgut der Völker, haben sie es zu schätzen gewußt, und durch seinen Werth den Werth ihres eigenen Wissens zu erhöhen gesucht? Vornehmlich aber, haben sie es urkundlich gesichert, und der Menschheit, der es angehört, rein und lauter und ungeschmälert übergeben? Haben sie endlich selbst ihren Blick unverwandt festgehalten auf dieses Eine und Größeste, dem alles Forschen und Urtheilen, alles Lehren und Lernen und die Fülle aller Gelehrtheit einzig nur dienet?

Gerade jetzt, da man sich durch die Indische Literatur der Quelle ältester Religion zu nähern sucht, ist es nöthig, zu fragen: wie weit uns denn die classische Philologie zu führen vermochte, was sie hierin etwa verabsäumt, und was sie zu thun habe, um die Bearbeiter morgenländischer Weisheit in ihrem großen Unternehmen mehr als bisher zu unterstützen? War es auch je wichtig, obige Fragen zu erörtern, so ist es dies jetzt, bey dieser mächtigen Bewegung, aber auch Trennung der Geister, und bey dem sichtbaren Streben unserer Nation, den Grund und die Bedeutung jeder Wissenschaft aufzusuchen, und zu sichern. Auch jetzt sollte die Wissenschaft des Alterthums, die am Ende der mittlern Jahrhunderte rühmlichst vorangeschritten, in so ernsthaftem Bemühen nicht dahinten bleiben.

Die oben bemerkte Verbindung der Philologie mit der Mythik ward im Zeitalter der Griechen selbst geschlossen. Die Untersuchung ihres gegenseitigen Verhaltens führt uns demnach in das Alterthum zurück.

Das alte Asien, was hatte es von religiösem Besitzthum in Form und Inhalt? Von dem Standpuncte der classischen Urkunden, worauf wir stehen, erblicken wir nur Vorderasien in hellerem Lichte, das fernere verschwindet in graue Dämmerung. Die Religionen dieser Völker, späterhin von den Griechen Barbaren genannt, geben nur durch stumme Gebräuche, durch zerstückelte, einzelne Sagen, und durch ruhende Standbildner Kunde von ihrem Wesen. Eine Kunde, auf die der älteste Griechische Poet, den wir kennen, nur mit halbem Ohre horcht. Er hat seinen Blick nach Westen gewendet. Von dort her kommen die Schaaren, deren Kämpfe ihn beschäftigen. Und so zeigt uns denn jener helle Weltspiegel der homerischen Poesie eine erlesene herrliche Menschheit in ihrem Thun und Leiden, und eine Götterwelt, nur als das edlere Urbild von jener. Wir sehen die Kämpfe und Irrsale der Helden und das Mitleiden und Mithelfen menschlich handelnder und menschlich empfindender Götter. Der Schauplatz aber, auf dem diese Thaten geschahen, ist gerade der große Scheidepunct des Morgenlandes von der Westwelt, so wie jene Poesie zwischen der heiligen Unbestimmtheit des *Asiatischen Gottesdienstes* und der hellen vielgestalteten Schaar mythischer Götter die entschiedenste Gränze setzt. Das Schicksal hatte in den Geist der Griechen einen wunderbaren Bildungstrieb gelegt, der nach ganz andern Gesetzen, als selbst die polytheistische Vorwelt kannte, aus dem Einen, welches das Göttliche heißt, Götter bildete, im höheren Menschenmaß, aber zu klarer Anschauung personell in sich gegründet, und in entschiedenem Thun und Leiden hingestellt. Hellas mit seinen Geschlechtern von Göttern, die durch Heroinen und Heroen sich in die Menschheit verlieren, mit seinen Götter- und Heldenkämpfen, ist und bleibt der Mythen Mutter (μυθοτόκος Ἑλλάς), und Homeros ist der dieser Mutter ähnlichste, fruchtbarste Sohn. Seinem Geiste gehorchten nun die Griechischen Völker, seine Gesänge wurden die Regel ihres Glaubens, ihres Dichtens und Bildens; sein





Licht verdunkelte die Priesterwürde Asiatischer Vorzeit. Was Vorderasien in halb verhüllter Bedeutsamkeit Heiliges gelehrt und geübt hatte, ward von dem Griechen, bei der vollen Klarheit seines Olympos, vergessen. Es tönten fort die orgiastischen Lieder auf den Phrygischen und Thracischen Bergen, aber ihren wunderbaren Inhalt verstand der Hellene nicht mehr; in Griechischen Städten übte man den heiligen Dienst Syriens und Phöniciens, aber kaum ahndete man noch seine Bedeutung. Ein Dädalos hatte Aegyptens alte Bilder aus ihrer langen Ruhe aufgeweckt. Bestrebsam, wie der Grieche, der vor ihnen knieete, schreiten sie fort. Aus halb geschlossener Hülle entwindet sich das zum Mythus beflügelte Sinnbild. Das alte heilige Haus der großen Göttin zu Ephesos umschwärmt in den anstoßenden Leschen eine redselige Menge von Joniern, und sie selbst, entnommen dem Asiatischen Schleyer und der wunderbaren, bilderreichen Verhüllung, geht als leichte Jägerinn über die Berge. Statt der alten Ruhe und Asiatischen Beschaulichkeit war jetzt die That, menschlich empfunden und gedacht, Mittelpunkt der Religion geworden, und die Sage bemächtigte sich der äusserlich gewordenen Andacht. Die Ungenügsamkeit ältester Göttersymbolik wird gefügt unter Griechisches Maaß. Schöne Sinnlichkeit und plastische Ründung verdrängen mit der Mißgestalt zugleich den gewichtigen Inhalt älterer Bedeutung.

Und während nun dieses homerische Gesetz sich auf Jahrhunderte des Griechischen Geistes bemächtigt, und durch seine Macht die Religion der Griechen bindet, erlöschen allmählich in Hellas die alten Königshäuser, oder werden durch Bürger verdrängt, die als Gesetzgeber durch Gründung freyer Verfassungen jeden freygebohrnen Griechen auf einen großen Schauplatz öffentlicher Thätigkeit führen. Das durch öffentliche, großentheils religiöse, Institute in jedem Einzelnen genährte Selbstgefühl, gründet neben der schönsten Form die geschlossenste Persönlichkeit und den entschiedensten Charakter.

Das so veränderte Gemeinwesen wirkt zurück auf den Geist der Religion. Die Werke der Andacht fallen zusammen mit den Forderungen des Staates, und die Veranstaltung heiliger Chortänze und dramatischer Spiele ist zugleich Erfüllung der Bürgerpflicht. Daher dann selbst die ursprünglich aus altem Naturdienst hervorgegangene Tragödie und Komödie diesen öffentlichen Geist verrathen. Jene wendet die Götter- und Heldensage zum Ruhme der Stadt, vor der sie gegeben wird, und diese zeigt die Freyheit ihrer Form in der Freyheit des Urtheils über öffentliche Personen. So war in Griechenland die Religion des Volkes, sammt seiner Poesie und Kunst, plastisch und politisch geworden.

Jedoch in Vorderasien wirkte der ewige Naturgeist bald auf ganz andere Weise. Die große Schule des erfahrungsreichen Bürgerlebens, zuerst in diesen Jonischen Städten, sodann im Mutterlande selbst, trug andere Früchte. Das Leben war beziehungsreicher und ernster geworden. Die jugendliche Spiellust der heroischen Zeit, immer neu gereitzt und ergötzt durch stets wachsende Mythenfülle, mußte jetzt *einem sinnvolleren* Bestreben Platz machen, wenigstens bey den Gebildeten. Erleuchtete Männer, im unbehaglichen Gefühl der unseligen Vielheit, worin das Eine und Göttliche zersplittert worden, äußeren heilsame Zweifel, klagen über der Mythen ungemessene Zahl und Lächerlichkeit, und treten, ausgezeichnet durch redlichen Forschungsgeist, aus der Menge rühmlich hervor. Es waren die Meister der Alt-Jonischen Philosophie, die den Schaden einsahen, den jene Allgewalt Homerischer Poesie durch die befestigte Herrschaft des Mythus der Religion brachte, die in ihrer Hauptwurzel mystisch ist, und der Philosophie, deren Gut Ideen sind. Sie versuchten es, den reitzbaren Griechengeist von jener mythischen Beweglichkeit zur Ruhe, und aus der Zerstreuung durch das Viele, zur Betrachtung des Einen und Ganzen hinzuführen. Sie setzen das von der geschwätzigen Sage verdrängte

Symbol in seine alten Rechte ein; das Symbol, das, ursprünglich ein Kind der Bildnerey, selbst noch der Rede einverleibt, durch seine bedeutsame Kürze, durch die Totalität und gedrungene Prägnanz seines Wesens, weit mehr als die Sage geeignet ist, das Eine und Unaussprechliche der Religion anzudeuten. Pherekydes von Syros und Pythagoras, jener der älteste unter den Jonischen Weisen, dieser Stifter der Italischen Schule, erinnern auch durch die Form ihrer Lehren nicht an ein Hellenisches Vaterland, sondern an den Orient und Aegypten.

Doch was sage ich vom Morgenland? War denn diese Form in Griechenland eine neue Erscheinung? war sie nicht vielmehr älter als jene mythische, die wir, nach einem großen Künstler in ihr, die Homerische nennen? Allerdings. Denn ehe diese Aöden durch immer neue Lieder und Sagen das bezauberte Griechenvolk gefangen führten, hatte ein Geschlecht priesterlicher Sänger den Griechen im Mutterland unter die heilsame Obhut der Religion genommen. Das alte Thracien, späterhin ein Bild der Rohheit, zeigt früher in seinem Innern einen durch die natürlichen Güter des Landes genährten Wohlstand und gebildete Verfassungen unter monarchischer Form. Diesen Königen zur Seite, und, wie es scheint, noch übergeordnet, steht ein ehrwürdiger Priesterstand, der, gleichwie in Aegypten (und von dort her leitet die glaubwürdigste Historie seinen Ursprung) ein durch die Macht der Musik und Dichtkunst unterstütztes Lehramt über die Völker verwaltet. In dieser Erziehung durch Religion scheint hier, wie dort, eine wohl erwogene Abstufung Statt gefunden zu haben. In symbolischer und mythischer Form hat uns das Schicksal durch glaubhafte Zeugen (wozu selbst der nüchternste Forscher, Aristoteles, gehört) manche Dogmen dieser Orphischen Religion gegönnt. Sie zeigen eine eben so große Verwandtschaft mit Sätzen morgenländischer Lehre, als mit den Dogmen der Alt-Jonischen Schule, namentlich mit Pherekydeischen auch mit denen der Pythagoreer. An jene schließen sich

nun die neuern Jonischen Philosophen an, und mehrere Hauptlehren derselben, wie die „von der Seele, welche waltend im Universum Alles durch Alles bindet", „von der Doppelharmonie, die durch das All hindurch greift", „von der Identität des Lebens und des Todes", stimmen aufs genaueste überein mit dem Inhalte nachweißlich Orphischer Priesterlehre.

Jedoch dieser ehrwürdigere Geist der Religion ward nur von Weisen erkannt. Die Poesie, welche das Volk um den Singstuhl des Rhapsoden und im Theater versammelte, ward durch die ernstere Forschung und durch die bedeutsamere Philosophie wenig gestört in ihrer Herrschaft über die Gemüther. Der durch Gesetzgeber und Verfassung geheiligte Volkscult forderte und bedurfte einer Fülle von Sagen, denn das Volk mußte ja die Geschichte derer wissen, vor denen es knieete, und die Verweser des öffentlichen Dienstes wachten eifersüchtig über dessen Unverletzbarkeit. Daher trat die reinere Lehre der Mündigen in das Dunkel der Samothracischen, Attischen und anderer Mysterien, so wie in die Schranken esoterischer Philosophie zurück.

Hierdurch wird auch das Verhältniß der Philosophen zur Mythik und zur Staatsreligion bestimmt. Sie traten entweder in einen gefahrvollen Kampf und straften die verführerische Poesie und den mit ihr verbündeten, von ihr gehegten und verschönerten Mythus. Sie wagten die Anklage gegen den Gott des Volkes, Homeros, und meldeten (um dem Volke verständlich zu seyn) die Qualen, die den Verderber der Religion in der Unterwelt träfen, oder sie tadelten leiser. In diesem Geiste ist der Ausdruck des Aegyptischen Priesters gedacht: „Ihr Griechen, Solon, bleibt doch immer Kinder"! worin ein Jeder mit dem Erklärer den Sinn finden wird: „Die Mythen der Weisen haben es mit dem Einen und Ewigen zu thun, die der Kinder mit kleinen und zeitlichen Dingen" *).

*) Jonischer Zweifelgeist, s. Demetrius de Elocutione sect. 12. — Anklage alter Philosophen gegen Homeros, Diogen. Laert. IX. 1. Griechische

Die Vorsteher der Mysterien, besonders die der Attischen, wirkten in Einstimmung mit den Bemühungen vieler Philosophen. Sie kannten die Macht, welche die Poesie über den Griechischen Geist übte, und traten hervor mit Gedichten, worin nur unter einer andern Hülle auf die Natureinheit alter Religion hingewiesen wird. Daß die Form dieser Poeme ein Product späterer Bildung war (zum Theil mögen sie, und dieß gilt besonders von den Orphischen Hymnen, in die Blüthezeit des Athenischen Staats gehören), würde auch dann keinem Zweifel unterliegen, wenn auch nicht so wichtige Gewährsmänner, wie Herodotos, Platon und Aristoteles dafür sprächen. Aber daß ihnen manche alt-Orphische Symbole und Lehren zum Grunde liegen, daß auch viele Töne alten Gesangs in ihnen nachklingen, dafür zeugen die Bruchstücke alt-Jonischer Philosophie zu bestimmt, als daß darüber Ungewißheit übrig bliebe. Auch die diesen Orphischen Hymnen eigenthümliche Vielnamigkeit der göttlichen Wesen, woraus Neuere auf einen ganz späten Ursprung dieser Gedichte geschlossen haben, erhält jetzt durch gleiche Erscheinung in alt-Indischen Religionsschriften eine nicht erwartete Rechtfertigung.

Mit Alexanders Zügen wird dem Griechengeiste der Orient neu aufgethan. In einem weitern Sinn, als bisher, umfaßt er das Morgenland. Denn es ward von dem Hellenen beherrscht, und seit diesem großen Gemisch der Völker ward dieser entweder selbst dort gebohren, oder brachte dort einen großen Theil seines Lebens zu; ihn umfing derselbe Himmel, der den phantasiereichen Orientalen umgab, und die Dichtungen des alten Asiens berührten seinen Geist. Er sah den Königsbau von Persepolis, eine wunderbare symbolische Architektur, die Fabelthiere des fernen Osten, die Thierpflanzen auf den Teppichen der Babylonier. Daneben die Eindrücke der äußeren Natur selbst, diese fremde und üppigere Vegetation, diese gewaltigeren animalischen Erscheinungen,

---

Unmündigkeit Platon. Timæus. Pag. 1043. ed. Francof. mit der Erklärung des Proklos Pag. 39.

und endlich die ungemessenen Zahlen und die Bedeutsamkeit in der Astrologie und Kosmogonie der Chaldäer.

So ward jetzt die reitzbare Griechenphantasie mannigfaltig angeregt und genähret.

Noch mehr aber Alexandria in Aegypten — diese Weltcolonie — empfing in den großen Völkerstrohm auch den Griechischen Denker. Das Clima dieses, in jedem Betracht anomalen, Landes hatte von jeher den Geist zur Schwermuth und zum Ernste gestimmt. Auch der Grieche erfuhr diesen Einfluß. Der öftere Anblick der riesenhaften Denkmahle einer sinnvollen untergegangenen Priesterwelt, mußte auch an ihm die in ihnen liegende Absicht erreichen, den nachdenkenden Geist dem äußeren Leben zu entrücken.

Aber nicht minder bewirkte dieß der Untergang Griechischer Freyheit, die gänzliche Umkehrung des gemeinen Wesens, welches, in seiner alten Verfassung, dem Geiste zum Handeln beständige Aufforderung gab, und ihn in dieser Thätigkeit rege erhielt. An die Stelle der sinnlichen Herrlichkeit antiken Bürgerlebens trat, als Trost in dem traurigen Schicksal, eine durch die Gunst gebildeter Könige verliehene gelehrte Muße.

Auch war auf dieser größesten Gränzscheide der Zeiten von großem Einfluß das Anhäufen der Literaturschätze in jener Weltstadt, der dadurch beflügelte Ideenverkehr, die jetzt geknüpfte Bekanntschaft mit den Religionslehren des Morgenlandes; mit den Theorien des alten Magismus, mit den Götterwandlungen im Systeme der Indier, und endlich der Einfluß des Monotheismus der in Alexandria so zahlreichen Hebräer. Und kurz vor dieser Periode hatte Platon auf der vollen Mittagshöhe aller Bildung gestanden, und alles Licht des Morgenlandes, alle Erkenntniß Abendländischer Philosophie, unter das Gesetz Griechischer Musik geschmiegt, als ein geübter Gymnast sich siegreich unterworfen und zu eigen gemacht. Seine Ansicht der Natur und des Geistes ward nun auf lange hin bestimmend für zahlreiche Schulen von Philosophen.

Aus diesem Allem erklären sich nun in Religion und Philosophie folgende Erscheinungen:

1) Die ungemeine Erweiterung beyder unter dem durch alle jene Einflüsse geistig bereicherten Griechenvolk.

2) Die pragmatische Behandlungsart des Mythus. Der gelehrte Denker sucht jetzt mehr als jemals für Wissenschaft und Leben von ihm Früchte zu gewinnen. Die jugendlich poetische Ansicht des alten Fabelreichs erscheint der ernsteren, wissenschaftlichen Absicht untergeordnet.

3) Die Rückkehr und Wiedereinsetzung der Mystik und Symbolik in die Mythologie und die im Ganzen fortdauernde Herrschaft beyder.

Der tausendfach angeregte, bereicherte und strebende Menschengeist wird auf sich selbst hingewiesen, und die Betrachtung kehrt ins Innere zurück.

Vorerst jene Erweiterung und jener Pragmatismus liegt im Systeme des Ephoros am Tage. Dieser berühmte Schüler des Aristoteles stellte an die Spitze seiner allgemeinen Historie, von den Begebenheiten der Griechen und Barbaren seit dem Heraklidenzug bis auf den Macedonischen Philipp, eine Erörterung des Mythos, worin alle Elemente desselben auf Historie der Vorwelt zurückgeführt wurden. Eine Hinneigung zu dieser Methode findet sich schon in Fragmenten Jonischer Logographie, namentlich bey Dionysios von Milet, jedoch erst der Vorgang jenes gelehrten Forschers äußerte eine bedeutende Wirkung, und übt noch seine Herrschaft in der historischen Bibliothek des Diodoros. Früher aber fand diese Methode selbst bey Philosophen Beyfall. So machte bald nachher Euhemeros den auffallenden Versuch durch eine vollständige Induction, auf eigenen gelehrten Reisen, den Satz zu erhärten, den er nachher in seiner ἱερὰ ἀναγραφή niederlegte, wie alle Götter nur Menschen gewesen, aber wegen ihrer Wohlthaten in Staatengründung und Gesetzgebung

von den dankbaren Völkern vergöttert worden seyen *). Chrysippos, jener große Lehrer der Stoa, ging einen andern Weg. Er hatte in dem ersten Theile seines Buchs περὶ θεῶν φύσεως seine Mythik und speculative Theologie positiv vorgetragen, und im zweyten wagte er nun den exegetischen Versuch, die Poeten der Nation mit der reinern Gotteslehre auszusöhnen, indem er den anthropomorphistischen Dichtungen des Homeros, Hesiodos und Anderer, allegorisch umdeutend, einen würdigen Sinn unterlegte. Auch hierzu lagen schon in früheren Versuchen leise Anlässe, aber erst das Gewicht dieses großen Meisters gewann dieser Methode zahlreiche Anhänger von allen Schulen, zu allermeist von der Stoischen.

Und hier zeigt sich zuerst ein schneidender Widerstreit der Mythologie und Philologie.

Es ist wahr, der fortstrebende Menschengeist konnte in dem bunten Farbenschimmer des Griechischen Volks-Mythos keine Befriedigung finden. Aber dies nun herrschend gewordene Verkennen der durchaus nicht bedeutsamen Sinnlichkeit, der hellen Aeußerlichkeit und gedrungenen Plastik des homerischen Epos war doch gar nicht im Geiste classischer Vorzeit, war doch eine schnöde Verachtung aller Gesetze gesunder Auslegung. Die gelehrten und besonnenen Kritiker in Alexandria vertheidigten männlich und nicht ohne Erfolg die Rechte dieser letztern. Sie, denen eigener Geist und stete Uebung einen so feinen Sinn für den Ton jeder Kunstart gegeben hatte, die einen gediegenen Geschmack so tüchtig bewährten, sie mußten auch über den Geist des homerischen Mythos eine entscheidende Stimme haben. Aber im Allgemeinen und bleibend ward dadurch wenig geändert. Denn theils folgten die nachherigen Philologen diesem Richtwege nicht, theils gebot das Schicksal der Religionen selbst ein Anderes. Und den gewaltigen Strohm der Zeit vermag kein Widerstreben aufzuhalten.

*) Sextus Empiric. advers. Mathem. pag. 311, ed. Fabric. Cicero de N. Deor. I. 42. verglichen Fourmont bey Hißmann Magazin für die Gesch. der Philos. 2ter B. S. 293 ff. Ueber Chrysippos s. Cic. de Natur. Deor. I. 15.

Schon in der ersten Periode von Alexandria war es herrschender Ton gewesen, im Forschen und Darstellen auf das Bedeutsame hinzuarbeiten. In diesem Sinne hob man unter den alten Mythen der Griechischen Fabelwelt nur die mystischen aus, oder man deutete die rein epischen mystisch um. Man verweilte nachdenkend um das schweigende Symbol, und wendete sich forschend an die Hieroglyphik des nun vaterländischen Aegyptens.

Mit neuer Macht brach aber in der Römischen Periode seit Verbreitung des Christenthums in den gebildeten Geistern des Heidenthums das lang zurückgedrängte Urelement alter Religion hervor. Konnte doch in der Kaiserzeit der zu nüchterne Inhalt des nationalen Polytheismus selbst den gemeinen Römer nicht mehr befriedigen, häufte doch der seltsame, wunderliebende Hadrianus in der Stadt und auf seiner Villa die colossalen, räthselhaften Denkmähler Aegyptens zusammen, und beging er doch in Geheim fremde Gebräuche. Dieses allgemeine Streben regte sich nun auch edler in edleren Geistern. Die Philosophen und Denker, deren dieses Zeitalter Viele hatte, bereicherten nun auch an ihrem Theile die innere Welt, der sie einzig lebten, und erweiterten mächtig das Gebiet des Geistes. In der Mythologie namentlich sammelten sie nun sorgsamer was die hellenische Religion an alten bedeutsamen Symbolen gerettet hatte, sie horchten aufmerksamer auf die nachklingenden Töne der Orphischen Lyra. Vornehmlich aber merkten sie auf die Lehren des Morgenlandes, und verloren sich betrachtend in dem ungetrübteren Lichtstrahl alter Offenbarung. Nicht minder suchten sie die Zweige und Grundfäden reinerer Religion im griechischen Mythus nachzuweisen, hervorzuheben und zu retten, und das Göttliche in ihm zu der in Orphischer Vorzeit behaupteten religiösen Würde zu erheben.

Denn anjetzt, da das Christenthum sich der Welt bemeisterte, mußte jegliches Mysterium offenbar werden, wenn die Religion der Heiden diesen Kampf bestehen sollte. War doch das erstere nichts anders als eben ein geoffenbartes My-

sterium. Die Zeit war vorüber, wo ein mythenreicher Anthropomorphismus die bessere Ueberzeugung unter den Hellenen gefesselt hielt, oder ins Dunkel zurückdrängte. Vielmehr trat jetzt der homerische Götterhimmel und jene sinnlich vollendete, plastische Beschränktheit in den Hintergrund, und die herrschende Mythologie suchte es der Christenlehre an mystischer Tiefe, an Innerlichkeit und Ueberschwenglichkeit zuvorzuthun. In diesem Sinne hat unter andern der Schüler des Ammonios Saccas: Plotinos, haben Porphyrios, Proklos, Jamblichos und Andere die Mythologie der Griechen betrachtet, wovon sich in den Schriften dieser Neuplatoniker zahlreiche Beweise finden. In diesem Geiste muß man auch in den Schriften des Julianus die häufig vorkommenden Deutungen der hellenischen Mythen lesen, und in dieser Ueberzeugung suchte dieser große Kaiser im Widerspruch gegen die Christenlehre darzuthun, daß auch das Heidenthum sein Mysterium habe, und somit den höchsten Bedürfnissen des menschlichen Geistes genüge.

Nach geendigtem Kampfe folgte Vereinigung. Diese wunderliche Amalgamation christlichen Glaubens mit heidnischer Sage, heiliger, *mysteriöser* Symbolik mit heidnischer Bildnerey zeigt sich herrschend durch das ganze Mittelalter, und spiegelt sich, durch morgenländische, farbenreiche Phantasie bereichert, in allen Dichtungen und Gebräuchen des abendländischen Ritterthums. — So kam die Mythologie an die Gränze des neuern Europa. Während hier die Künstler noch bis ins sechzehnte Jahrhundert herab jener alten naiven Weise der Vermählung des heidnischen mit dem christlichen Sinnbilde folgten war der methodische Geist großer Männer darauf bedacht, jedem Gebiete seine Gränze anzuweisen, und es nach seiner Natur anzubauen. Große Genien, die durch eigene Geisteswerke unsterblich geworden, machten sich zugleich durch diese Sorge der Wiederherstellung verdient. Derselbe Johannes Boccaccio, der in seinem Decamerone einen weiten Kreis romantischer Sagen umfaßt hatte, war der erste,

der in Italien die Erklärung des Homeros veranlaßte, und auch er stellte in seiner *Genealogia Deorum* dem christlichen Europa mit großer Belesenheit die Mythologie des Heidenthums hin. Ficino aber berührte in seinen achtzehn Büchern Platonischer Theologie, zugleich mit dem Mittelpunkt alter Philosophie, auch die mystischen Sagen. So ließ demnach die älteste Schule wiederhergestellter Philologie partheylos und unschuldig jeder Gattung des Mythos ihr Recht widerfahren. Mit umfassenderer Gelehrtheit und mit durchgreifenderen Forschen gingen die nachfolgenden Polyhistoren in der Literatur aller Völker den Quellen ihrer Mythen nach. Hier ist vor allen das inhaltsreiche Werk von Gerhard Vossius *de theologia Gentili* zu nennen. Die an sich richtige Idee, daß die hellenische Zersplitterung des göttlichen Urelements der Religion als ein späterer Verfall zu betrachten sey, wurde hier einseitig so gewendet, daß man sich diese mythische Vielheit als einen Abfall aus hebräischem Monotheismus dachte. Die Gründlichkeit, womit dieser Polyhistor seine Sache geführt hatte, gewann diesem System an Huet und Anderen sogleich viele Anhänger, und noch in unsern Tagen ist es dieses System, wodurch der Graf Friedrich Leopold von Stollberg seine frühere Liebe zum classischen Heidenthume mit seinen späteren christlichen Ueberzeugungen in Einstimmung zu bringen sucht. Auch hatte es unleugbar im Vortrag des Urhebers preißwürdige Eigenschaften: vorerst die tüchtige, und nach dem damaligen Standpunct der Kritik bewundernswerthe Gelehrtheit, sodann das ehrwürdige Bestreben nach der Einheit eines haltbaren Principium.

Dieses systematische Bestreben blieb nun bis in das vorige Jahrhundert herrschende Richtung. Ein jeder, der sich architektonische Talente zutraute (und wer hatte dieses Selbstvertrauen nicht?) fand sich zu neuen Bauversuchen um so mehr aufgelegt, da ja der Fleiß eines Vossius, Bochart und anderer Polyhistoren die Materialien (so wähnte man) vollständig zur Stelle geschafft habe. Seit Franz Baco

bis auf den scharfsinnigen Dupuis und den ihm hierin an Combinationsgabe gleichen Dornedden, wurden jetzt mit mehr oder weniger Beschränktheit nach und nach fast alle Wissenschaften Ethik, Politik, die Naturwissenschaften mit ihren Zweigen: Physik, Chemie, Astronomie zum Grunde eines Systems gelegt, das nun den Schlüssel für alle Fabellehre liefern sollte. An der Ehre, allen Mythos auf Physik zurückgeführt zu haben, nehmen jetzt die Deutschen mit den Franzosen Theil. Man wird erwarten, daß bey diesen Bemühungen auch die Historie nicht zurückblieb. Seit Bochart bis auf Banier und Hüllmann sind auch hierin mehrere Versuche gemacht worden. Das gemeinsame Ziel dieser Theorien war fast immer, und mit Recht, der Orient, und der gewöhnlichste Weg dahin die Etymologie. Die Art, wie der Engländer Bryant dieses Werkzeug gebraucht, und die Chusiten als Urvolk an die Spitze aller Historie stellte, kann als eins der auffallendsten Beyspiele dieser Art betrachtet werden. Alle diese Versuche gingen aus dem Vergessen des unwandelbar gewissen Satzes hervor, daß die heilige Sage des Alterthums ein großes, ungesondertes Ganze enthielt und enthalten mußte, das in seinem Schooße unzählbare Elemente barg, deren Totalität sich nicht in den Kunstbau Einer gesonderten Wissenschaft einschließen lassen, wenn auch je zuweilen eine Form des Mythos zu diesem Versuche anlocken mag. Der alte Fabelfluß Aegyptens ströhmt auch lang in Einem Bette. Ist darum seine Quelle eine Einzige? Und ist seine mythische Verbindung mit dem allgemeinen dunkeln Weltstrohm nicht das natürliche Bild von dem Mythos selber? selbst darin noch anwendbar, daß dieser, wie der Nil, am Ausfluß in vielfach getheilter Richtung sich in das Meer der Wissenschaften ergießet.

Auch hier hat, wie vormals in Alexandria, die Philologie ihre wirksame Heilkraft bewähret. Die besonnene Critik und die durch Bentley und Hemsterhuis gesetzmäßig begründete Auslegung setzten diesem ungemessenen Deuteln eine

kräftige Wehre entgegen. Niederländische und Deutsche Alterthumsforscher von bewährtem Urtheil und gründlicher Einsicht wiesen namentlich die classische Mythologie auf Griechischen Boden zurück, und forderten billig, doch erst durch Griechische Sprachforschung, durch Studium Griechischer Poesie ausgemittelt zu sehen, wie viel sich über den Grund alter Religion des Heidenthums, die in Absicht auf mythische Form doch großentheils in Griechischen Urkunden liegt, auf diesem Wege finden ließe. Mit heilsamem Erfolg haben Philologen diesen classischen Grund der Mythik angebaut, besonders seitdem durch Wolf, Heyne und Andere die Werke der ältesten Griechischen Poeten unter uns glücklich bearbeitet worden, und der zuletzt genannte hoch verdiente Veteran in seinen Anmerkungen zur Bibliothek des Apollodoros und in anderen Schriften, das Quellenstudium jeder Sage und ihrer Formen mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit vorbereitet hatte. Mit einem festen Blick auf die Werke classischer Griechenzeit, mit guter Beachtung der poetischen Sprache, mit scharfer Unterscheidung der physischen Oertlichkeit und des Eigenthümlichen jeglicher Stammsage, verbunden mit mythisch-geographischen Untersuchungen, haben berühmte Männer unter uns Theile der classischen Mythologie erläutert. Daneben haben Johannes Winkelmann und neben und nach ihm einige Deutsche Archäologen den Einfluß der Kunstgeschichte auf Fabellehre gezeigt, und zugleich practisch den Anfang gemacht, der alten Bildnerey ihre mythologische Bedeutung wieder zu geben.

Unläugbar also gebührt der Philologie unserer Tage der nicht kleine Ruhm, den poetisch-plastischen Mittelpunct der classischen Griechenwelt ins Licht gesetzt, das Verständniß der dieser Periode angehörigen Poeten mehr, als zuvor, aufgeschlossen, der bildenden Kunst ihr wahres Vaterland und ihren Wirkungskreis angewiesen, die Gränzen ihres Bemühens beschrieben und ihr eine Fülle von reinpoetischem Stoff geliefert zu haben. Die heilsamen Folgen davon zeigen sich

jetzt, und werden ihr immer als wahrhaftes Verdienst bleiben
Aber gleichwohl ist sie gerade auf diesem Gebiete den größeste
Verirrungen dahingegeben. In zwiefacher Beziehung ist di
jetzige Philologie der Theologie des heidnischen Alterthum
hinderlich und zum Theil verderblich. Einmal, von den
Standpuncte betrachtet, den sie sich selbst gewählt, durc
Lässigkeit im Gebrauch der Bildnerey, als Hauptquelle de
mythologischen Studiums. Die Lehren des in das Wese
alter Kunst eingeweihten Winkelmanns tragen noch nich
die Früchte, die man hätte erwarten dürfen, und in de
mythologischen Erörterungen gar vieler Philologen erscheine
die Kunst kaum als eine in der Ferne nachfolgende dienend
Magd der Mythik. — Jedoch was ist aller mythologisch
Gebrauch der zahlreichsten Bilderschaar ohne die Einhe
würdiger Absicht! Bilder, mit geschäftigem Fleiß aufgefrischt
und mit beredtsamer Gelehrtheit in buntem Wechsel erklär
und gedeutet, gehören dem Jahrmarkt an, wo nicht da
Ganze, sondern das Einzelne die Blicke der unverständige
Menge reitzt, und eben so wechselnd jetzt diesen, jetzt eine
andern Liebhaber lockt. In der Wissenschaft stehe der Bilde
kreis der Vorwelt still und groß, wie in der Umschließun
Eines Tempels. In dem Hintergrunde würdiger Gedanke
ordne sich das Einzelne, ein jedes an seiner Stelle, und üb
dem Ganzen schließe sich, wie die Kuppel unter dem Gewöl
des Himmels, die Vielheit der Ansichten in der Einheit ein
heiligen Betrachtung.

Dieses ideenlose Wesen zeigt sich nicht minder in d
Einseitigkeit, womit man hier und da das Einzelne zu
Allgemeinen erheben will, indem man nur classische Poete
und dazu nur von einer gewissen Art, als Zeugen für d
Alterthum der Mythen gelten lässet, von allen ander
aber, als wären sie gar nicht da, starrsinnig abstrahirt.

Dieser negative Geist, dessen Wirkungen sich auch a
dem Gebiete der gesammten Theologie zeigen, ist in seine
Ursprung eben so allgemein, als in seinen Folgen. Er tri

mit der Richtung zusammen, den die gesammte neuere Bildung genommen hatte. In der Mythik bildet diese vernichtende Stimmung den schärfsten Gegensatz gegen die, welche in der späteren Alexandrinischen und in der Römischen Periode als herrschend nachgewiesen worden. Dort führte die Liebe zu symbolischer Bedeutsamkeit und Mystik bis zum gänzlichen Verkennen des Wesens alt-classischer Poesie, hier übersieht man über dem Anschauen der classischen Mythenwelt die ganze andere Hemisphäre der Symbolik und theologischen Geheimlehre, oder erklärt, wo man sie nicht ignoriren kann, die Ideen derselben für schwärmerische Productionen einer spätern Entartung.

Hieraus ergibt sich also das gegenwärtige Verhältniß der Philologie zur Mythik, nnd hiernach bestimmen sich die Forderungen, die letztere an erstere zu machen berechtigt ist. Hat uns die Philologie dadurch Dienste gethan, daß sie uns manchem lang gehegten Wahn entweder gänzlich entnommen, oder ihn doch erschüttert hat, hat sie mit critischer Schärfe Unächtes vom Aechten gesondert, hat sie die richtige Auslegung der Urkunden des gesammten Alterthums und also auch des Mythos gezeigt: nun so gedenke sie doch auch einmal, wie viel sie uns zu geben hat; sie verhelfe uns zu gewünschtem Besitze, sie bringe hervor, was wir bedürfen, und woran wir durch ihre Schuld verarmt sind.

Wie könnte aber die Philologie hervorbringen, sie die, ihrer Natur nach, nicht productiv ist? Dadurch daß sie reproducirt. Sie ziehe hervor, was im Dunkel liegt, oder absichtlich hinein gestellt worden, sie ordne Zerstreutes zusammen, sie suche verborgenere Quellen, als die sind, die jeder, auch nur mäßig Bewanderte findet. Bringt sie auf diese Weise einen großen, inhaltsreichen Vorrath neu unter die Pfleger der Wissenschaften und unter die Denker in der Nation, so gibt sie wirklich, und ist fruchtbar. Denn was Niemand oder doch die Meisten nicht mehr wissen, ist nicht da, und wer es wieder findet, und zum Gemeingut beyträgt, dem

dankt man, wie dem ersten Geber. Wo aber hätte dieses Werk der philologischen Wiedergebährung einen würdigeren Beruf und lohnendere Frucht, als auf dem Felde alter mystischer Symbolik, alter Fabellehre und Philosophie. Die erste liegt jetzt ganz im Dunkel. Von der zweyten aber liegt die Eine Seite, die bedeutsame Sage und Geheimlehre, in gänzlicher Vergessenheit, zum Theil in absichtlicher Vernachlässigung. Die dritte, obschon von vielen Seiten beleuchtet, verbirgt in ihrem Mittelpuncte doch noch ein großes, unentdecktes Land, das auch so lange unentdeckt bleiben wird, bevor man nicht die Hauptwerke alter Weisheit, die Republik und den Timäos des Platon, mehrere Werke des Aristoteles, die Ueberbleibsel Jonischer und Italischer Philosophie, sammt den tiefsinnigen Werken einiger Neuplatoniker in ihrer innersten Eigenthümlichkeit verstanden, und bevor man nicht das Hervorgehen der Griechischen Philosophie aus dem Schooße alter Symbolik gesetzmäßig nachgewiesen haben wird. Damit dies aber geschehe, müssen mehrere Bruchstücke Griechischer Poesie und manche andere Schriften von dem Banne befreit werden, den eine tolerante Aufklärung durch die Nahmen Mystik und schwärmerische Philosophie über sie ausgesprochen. Es muß aus unzweydeutigen Spuren in den älteren Poemen und in den ältesten Philosophemen dargethan werden, daß die Bemühungen späterer Forscher, z. B. eines Porphyrios, Jamblichos, Proklos, um alte, sogenannte Orphische Sage, zum Theil wenigstens wahrhaft sehr alte und vor-Homerische Ideen als Ausbeute lieferten, und daß folglich die symbolische Bedeutsamkeit und der mystische Tiefsinn der von ihnen mitgetheilten Sagen zum Theil wenigstens wahre Wiederherstellung und Reproduction morgenländischer, in die Griechische Sage eingewebter Religionsideen war. Und wer denn, gewarnt durch die Verirrungen des ungemessenen Etymologisirens, ernstlich erwäget, daß durch das große Verdienst einiger preiswürdigen Ausländer, ein unmittelbarerer Weg zu den Religionen des alten

Orients gebahnt worden, als der durch die Vorderasiatischen Sprachen ist, und daß wir dieser Forschung wenigstens einige alte Urkunden alt-Indischer und Persischer Lehre verdanken, der wird sich, bey eingreifender Betrachtung der Griechischen Symbolik, ohne Schwärmer zu seyn, nicht selten durch überraschendes Zusammentreffen der individuellsten und fruchtbarsten Resultate erfreuet fühlen.

Individualität aber und Begründung ist jetzt mehr als jemals unerlaßliche Forderung an den Mythologen, da sich eben jetzt das Bestreben äußert, jene Entdeckungen im Orient mit allgemeinen Ideen neuerer Philosophie zusammenzustellen, und jene aus diesen abzuleiten. Es ist sehr recht, und vor Allem wichtig, die Grundfäden nachzuweisen, die durch alle Sage ziehen, und die allgemeinen Gesetze alles Mythos auf dem Boden der Philosophie aufzusuchen. Aber da die Völker des Alterthums, wie überhaupt, so auch in Religion und Mythos, ihre scharf gezeichnete und streng geschlossene Nationalität behaupten, so ist es die erste Forderung an jede Forschung und Darstellung, diesem Nationalgepräge scharf nachzuforschen, und es möglichst rein und kennbar darzustellen. Eine Mythologie des Alterthums soll uns unter die Trümmer führen, wo der Geist jedes Volkes in eigenen Bildern redet. Wie aus umrankendem, immergrünem Epheu, so muß aus der lebendigen, seelenvollen Darstellung das alte Bildwerk neuverjüngt hervorblicken. Jedes Volk hat seinen eigenen Habitus, seine ihm eigene Physiognomie und Art. Prägt sich nun, wie nicht zu läugnen ist, diese Farbe und dieser individuelle Habitus in seiner heiligen Sage aus, so soll auch die Sagenlehre, als der Spiegel von jener, ihren scharf gehaltenen Character, ihre kennbaren, bestimmten Gesichtszüge zeigen. Eine Mythologie der Vorwelt soll, so zu sagen, den frischen Waldgeruch haben, wie der Hain, wo das graue Alterthum opferte, und den Ton des Gebets wiedergeben, das in einfachen Rhythmen in diesen Gebräuchen gehört ward. Was ist aber dazu nöthig? Philologie in ihrer Gediegenheit und Vol-

lendung. Mit andern Worten, man soll es dem Mythologen ansehen, daß er selbst unter den Trümmern der Vorzeit gewesen, daß er sich selbst den Weg gebahnt durch Schutt und Gesträuch. Es ist noch Keiner, der aus freyem, eignem Triebe dorthin gegangen, mit leeren Händen zurückgekommen, sondern jederzeit mit bereichertem Verstande. Er kehrt zurück mit veredeltem Geiste, mit mannigfach angeregter Phantasie; — nachdenkend über das Viele, das er gesehen von Denkmahlen alter Zeit, von Statuen und Reliefs, von Vasen und Münzen. Und ein Jedes sah er an seinem Ort, er sah es nicht: er betrachtete es, wiederholt, und unter verschiedenem Licht; und in den alten Bogengängen der Ruinen hat er Stimmen gehört, bald leiser, bald vernehmlich genug, um den Sinn des Tons und der Worte ins Gemüth zu fassen und darin zu bewahren. Ein scharfes, klares Wesen geht durch seine Seele, er fühlt sich empfänglich für den leichten Sinn reiner Griechensage, die sich bescheiden unter das Eine Gesetz der Schönheit fügt, aber auch aufgelegt, dem bedeutsamen Inhalt überschwenglicher Mystik betrachtend zu folgen. Er hat in seinem Geiste das verschiedenste vereinigt, die reine Form des classischen Heidenthums und das himmlische Sehnen des Christianismus. Wie der unterrichtete seelenvolle Reisende, nachdem er in wiederholtem Verweilen Roms Merkwürdigkeiten im Einzelnen gesehen, jetzt etwa noch einmal in den Klostergarten von St. Johann und Paulus tritt, und hier nochmals mit Einem Blick alle Trümmer der alten heidnischen Stadt und alle Kirchen und Palläste der neuen christlichen überschauet, so unterrichtet und in s o l c h e r Stimmung vermag ein Forscher der M y t h i k, in welchem sich Sinn für das Individuellste mit Universalität und edler Gesinnung vereinigen, die Summe seiner Untersuchungen mit Einem Blick zu übersehen. Er soll beschreiben und berichten, und s e i n Bericht wird Geist und Leben haben, Ueberblick, genügend dem Philosophen, und gründliche Tüchtigkeit, befriedigend

für den Gelehrten, der mit scharfem Auge das Einzelne prüft und wäget.

Und in der Historie ist es nicht anders. Der Historiker zeige, daß er im Einzelnen gesehen und geforscht habe, dann wollen wir ihn über das Allgemeine hören. Er zeige, daß er einheimisch geworden in den Hütten der Nomaden, wie unter den Trümmern alter Königsstädte, auf dem vollen lauten Markte Griechischer Republiken, wie in den stillen Thälern des alten Indiens, und dann trete er auf und unterrichte seine Zeitgenossen und die Nachwelt mit stetem Blick auf das große Gesetz, das durch die Schicksale der Völker geht. Die Historie ist nicht ein Wolkengebild, das gestalt- und bestandlos, in trübem Schein, unstät über der Erde schwebet, sondern lebendig wie der Weltgeist, alle Wesen durchdringend und jede einzelne Form beseelend, bindet und hält sie das Einzelne zusammen, trägt das Ganze und waltet in ihm und über ihm.

Recensionen.

Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt von Johann Jacob Wagner, Professor der Philosophie zu Würzburg. Frankfurt am Main in der Andreäischen Buchhandlung 1808. 495 S. 8. (3 fl. 36 kr.)

Durch die vorausgeschickte Abhandlung glauben wir den gegenwärtigen Standpunct der Mythologie und somit die Forderungen bezeichnet zu haben, die jetzt an jede Bearbeitung derselben zu machen sind. Nur werden freylich jene Forderungen erhöht oder herabgestimmt, je nachdem der neue Bearbeiter seinem Unternehmen selbst weitere oder engere Gränzen setzt. Der erste Eindruck vorliegender Schrift veranlaßte uns hier bloße Darstellung mythologischer Resultate zum Besten eines gebildeten, aber nicht eigentlich gelehrten Publicums zu erwarten. Allein mehrere Aeußerungen in der Vorrede z. B. S. XI. von der Umgestaltung der gesammten Wissenschaft, und die Worte in der Dedication „ein Werk, das für Wissenschaft selbst neue Bahn zu brechen sucht“ belehrten uns bald über die größeren Ansprüche des Verfassers. Diese Vorrede enthält noch mehrere bemerkenswerthe Stellen, z. B. die von der Unzulänglichkeit aller Speculation, womit die Aeußerung S. 21. der Schrift selbst über die Unheiligkeit

derselben zu verbinden ist, welche mit der Forderung zusammenhängen, daß alles nicht naturwissenschaftliche Studium welthistorisches Studium werden müsse, wie denn die Jurisprudenz, nach Hugo's Vorgang, bereits zu werden beginne. Die Beschwerde S. 3., daß die bisherige Speculation den Entwickelungsgang der Menschheit ganz außer Acht gelassen, wollen wir nicht untersuchen, aber wir können nicht bergen, daß es uns scheinen will, als habe der Verf., da er selbst auf dem Felde der Speculation seine Ansprüche nicht geltend machen konnte, sich mit diesen in die Welthistorie geflüchtet, um sie hier durchzusetzen. Sein Stand hier, der Philologie und Historie gegenüber, möchte er wohl vortheilhafter werden, wenn er deren Forderungen nicht genügender befriedigt als in diesem Buche geschehen? Denn auch der Philolog kann von den Gesetzen seiner Wissenschaft nichts nachlassen, und am wenigsten hier, wo solche Ansprüche gemacht werden, wie die oben bemerkten. Zwar gesteht der Verf. S. X. bescheidner: „es müßten mehrere Schriften der Art folgen, ehe eine welthistorische Darstellung möglich sey." Allein die ausdrückliche Erklärung eben daselbst, daß diese Schrift Untersuchung, nicht Darstellung sey, gebietet hinwieder hier die Forderungen geltend zu machen, die die Wissenschaft selbst jetzt an eine Untersuchung zu machen berechtigt ist.

Wir stellen dieser Kritik das Resultat derselben voran, und lassen die Beweise dafür nachfolgen: Das lebendige Gefühl des Ungenügenden jetzt herrschender Mythologie, das dringende Verlangen nach dem Besseren, auch die Einsicht, daß dieses Höherstellen und Heiligen aller Mythologie nicht anders zu bewirken sey, als durch den Blick auf das Morgenland, und durch Hervorhebung des vernachlässigten symbolischen Theils Griechischer Religion — alles dieses wohnt in hohem Grade dem Verf. bey, und ihm muß das Lob bleiben, daß er einen hohen Standpunct für die ganze Untersuchung genommen. Daher hat auch der allgemeine Theil seines

Buchs, besonders der erste, ganz der philosophischen Erörterung gewidmete Abschnitt, einen unvergleichbar größern Werth als die den größesten Raum einnehmenden speciellen, die in mehreren Hauptpuncten fast ganz werthlos sind. Diese Gebrechen lassen sich auf folgende Cardinalmängel zurückführen:

1) Das Buch verräth in Hauptcapiteln keine gründliche Bekanntschaft mit den Quellen und Hülfsmitteln im Abgemeinen.

2) Wo sich auch einige Bekanntschaft dieser Art zeigt, ist von ihr kein genügender Gebrauch gemacht. Das Buch ist nicht urkundlich angelegt und vollendet. Es ist nicht individuell genug gezeichnet, nicht gehörig durchdrungen und belebt durch den lebendigen Odem der Völker. Dieser Mangel ist eine Folge eines andern, denn in dem Werke ist

3) von den Denkmahlen alter Bildnerey kein nennenswerther Gebrauch gemacht, und selbst die classische Mythologie ist nicht aus der Symbolik herausgebildet. Unsere Beweise für dieses Urtheil liegen nun in folgender Uebersicht, der wir, um auch dem besseren Theile des Buchs sein Recht widerfahren zu lassen, die Hauptideen dieses letztern voranschicken.

S. 2. Definition der Religion. „Sie ist subjectiv dasselbe, was objectiv ihr Gegenstand, die Gottheit. Religion ist erstes Selbstgefühl der Seele, und Mutter alles andern, was später in der Seele erscheint. Darum kann Menschheit nur begriffen werden aus Religion, und die Geschichte beginnt von ihr. Natur und Ich sind beyde ursprünglich vorauszusetzen, und ihre Wissenschaften sind beyde gesetzt durch Religion. S. 4—26. Innere Entwickelung des Menschen. Entwickelungsstufe der Religion. Erste Stufe: Empfindung. Vorstellung (vergl. S. 20.). Selbstheit, und in ihrer ersten Erscheinung Selbstgefühl: Menschheit, und deren Gegensatz Thierheit. S. 5. Ein Cardinalsatz: Das Leben verliert sich im Seyn. Ehe es sich aber noch an die einzelnen Gestalten des Seyns dahin gibt, ist es schon berührt von der Gewalt des gesammten Seyns.

Demuth die erste Religion. Die Allgewalt des allgemeinen Lebens die erste Theophanie. (Rec. wünscht um so lebhafter diese Sätze beherzigt zu sehen, je fruchtbarer sie für die höhere Ansicht der Mythik sind, und je gemeiner noch jetzt der Glaube unter manchen Deutschen Mythologen ist, sie hätten die Wurzel alles Mythos erreicht, wenn sie einige physische Oertlichkeiten von Altgriechenland und etliche recht simple Vorstellungen des Homerischen Griechenvolks nachgewiesen; es sey überfliegende Schwärmerey, nach etwas Weitrem zu fragen). S. 5. Weitere Entwickelung. Vorstellung. S. 6. Fetischismus. Entstehung der Sprache. Erste Grundelemente derselben, durch einige wohlbemerkte Spuren in der Deutschen Sprache erläutert. (Auch hier findet man sich durch erweiterte Aussicht des mythischen Gebiets, im Contrast mit der bemerkten Beschränktheit erfreuet. Fruchtbarer jedoch, und namentlich auch für vorliegende Untersuchung hätten diese Sätze durch Vergleichung von A. W. Schlegels trefflichen Briefen über Poesie, Sylbenmaß und Sprache im ersten Bande der Characteristiken und Critiken gemacht werden können.) Wesen der Sprache. Ihr Einfluß auf Vernunftentwickelung der Menschheit. S. 8. ff. Zweyte Stufe: Weitere Trennung; Subjectives ausgebildet in Person, Denken und Anschauen; Objectives, Zeit und Raum. Erlernen der Zeitrechnung. Religiöse Ansicht der Sonne und des Mondes. Aelteste Geographie. Höhe und Tiefe. Rechts und Links — Aufgang und Untergang. Himmel und Tartarus. Die Vorstellungen von Raum und Zeit in ihrem Einfluß auf die Sprachbildung. Aufnehmen des Raums und der Zeit ins Gemüth. Entstehung der Metapher. (Hierbey der bemerkenswerthe Satz: „durch diese Sprachbildung ist schon entschieden, was die Wissenschaft so spät erst finden sollte: Bildung beyder Welten — der Natur und des Geistes — nach einerley organischen Gesetzen"). S. 11. ff. Dritte Stufe. Reflexion. Trennung des Formalen und des Materialen der Vorstellung und auch des Worts. Entstehung der Schrift,

Werk der Reflexion. Schrift: die Kunst, den Laut der Brust in Elemente zu zergliedern. (Hier fragen wir dem Verf., ob nicht gerade hier, vor einer solchen Erklärung der Schrift, mehrere Vorstufen zu betrachten gewesen wären, die der menschliche Geist nothwendig vorher durchlaufen muß. Schon auf dieser Stelle, neben so guten, beyfallswerthen Bemerkungen, äußert sich der nachtheilige Einfluß jener Vernachlässigung der Archäologie oder Ikonologie als der Mutter aller religiösen Symbolik). Das Leben wird Materie, der Geist Kraft. An die Stelle der Lebensgeister treten Kräfte und Materien. Caussalität, Masse und die Darstellung dieser Betrachtungsart: Wissenschaft. Ferner Seele, Geist. Das Subject erkennet sich selbst und die Natur. Weiter: Erkenntniß und Wille und Freyheit. Das Unendliche dieser Weisheit des Endlichen gegenüber, Stelle aus Hiob: der den Menschen demüthigende Jehovah. Werth dieser Ausbildung der Menschheit, Aufzählung des Gewinns, mathematische Philosophie. S. 15. Verhältniß dieser reflectirenden Erkenntniß zur Religion. Hier mehrere bemerkenswerthe Sätze: Verhältniß mancher Dogmen der Mysterien zum Cultus; das Geständniß des Protagoras, Pyrrhonismus. Parallelismus mit der objectivirenden Kunst der Griechen. Nothwendige Unterscheidung der ursprünglichen poetischen Darstellungsart in der Religion — Mosaische Urkunde — von der Objectivirung in der gebildeten Poesie. Unheiligkeit — Atheismus — der gebildeten Wissenschaft und der gebildeten Kunst: jede auf ihre Weise unheilig. Bisher: Evolution, jetzt: geistige Sexualität: Wissenschaft und Kunst. Zustand dieser Stufe der Reflexion, Unendlichkeit des Einzelnen, aber Unruhe. Entweder Zusammenziehen der Kraft in sich selbst, Verachtung der Expansion oder Verlieren des Geistes in der Eitelkeit. Characterisirt sey dieser Zustand durch die Person des Faust von Göthe. Vermissen des Lebens, Zuflucht zur Magie. (In diese Eintheilung — und dies ist öfter bey den Eintheilungen

des Verf. der Fall — will eine merkwürdige Erscheinung nicht passen, welche doch notorisch in der Historie gegeben ist. Wie verträgt es sich mit diesem Entweder — Oder, daß einige der ehrwürdigsten Lehrer der Neuplatonischen Schule, deren Geist doch ganz in sich selbst zurückgezogen, einzig in stiller Feier der Betrachtung lebte, sich der Magie und Theurgie ergeben, wie unverwerfliche Zeugnisse besagen — s. z. B. *Porphyrii* vit. Plotin. Cap. 10. 11. 16. *Origenes* in Mathaeum Tractat. XXXV — ?) Vierte Stufe. S. 20. ff. Rückkehr zur ersten. Dort prägnante Anschauung und Empfindung des Lebens in der Welt und im Menschen; dies auch hier, nur hier noch außerdem: Rückblick auf die ganze durchlaufene Bahn, dort hingegen keine Ahndung von dem Künftigen. Characteristik der vierten Stufe: Finden der Religion, Seyn und Erkennen, Endlichkeit, über ihr Gott, Wissenschaft, über ihr Seele, Verschwinden des Atheismus in Wissenschaft und Kunst, die Seele über beyden. Rückkehr der Seele in sich selbst, souveräner Rückblick der Seele auf die Welt, Weisheit, Rückkehr der Wissenschaft aus der Seele. Gegensatz gegen diesen Zustand der Weisheit, Entzweyung des Sinnes und des Geistes, Expansion und Contraction. Vier Criterien des Characters der Weisheit. Historische Wirklichkeit der Weisheitsperiode, im Einzelnen — in wenigen Individuen —, als Periode der Menschheit. Alsdann Erfüllung der Zeit — physisch — menschlich. Die erste und letzte Stufe liegen außer dem Gebiet der Geschichte. Erscheinen dieser vier Perioden auch im Einzelnen — der ein Mensch ist — Verhältniß dieser vier Perioden zur allgemeinen Ordnung der Dinge; an jedem Dinge zwey mittlere Gränzpuncte und zwey Extreme, vier Jahrszeiten 2c. Mittlere Perioden des Menschengeschlechts, Ost und West, und dagegen Nord und Süd.

II. Aeußere Verhältnisse S. 27. ff. Zuerst Wahrnehmung einer Abstufung objectiven Lebens. Es wird nicht begriffen und geglaubt, wie das Lebendige todt

werden könne. Hier die Wurzel des allgemeinen Glaubens der Vorwelt an Unsterblichkeit. Beachtung der verschiedenen Stufen des Lebens. Angabe derselben. Aus diesen Elementen Entstehung der Idee von der Metempsychose, die erst später die moralische Bedeutung, von dem nach dem sittlichen Werth verschiedenen Schicksal der Seele bekommt. Idee der Auferstehung aus dem Urtheil über die Zeitlichkeit in jenem Wechsel der Lebensstufen. Diese Idee einfacher, aber auch subjectiver als jene. Verkehr mit der Pflanzenwelt als einer lebendigen, dann mit der Thierwelt, aus der Vereinigung der Individualität und des Lebens. Instinct der Thiere, der Lehrer des Menschen, daher Schonung, ja Vergötterung der Thiere. Achtsamkeit der alten Religion auf Festsetzung des Verhältnisses der Menschen zu den Thieren. Geschlechtsverhältniß. Dort: Leben zu Leben, hier zuerst Kraft und Schwäche als die beyden Factoren dieses Verhältnisses; dann Begierde und Anmuth. Im Weibe zuerst Selbstgefühl und in sich selbst seyn — Jungfrau — dann dunkles Sehnen — menschlich weiblicher Character. — Im Manne: Selbsterkenntniß, im Jüngling verhüllt, Streben nach Aeußern, nach Besitz und Beherrschen. Liebe. Die Jungfrau hat das Bewußtseyn im Manne, er sein Selbstgefühl in ihr, und beyde nur ihr Seyn im Einsseyn, daher Ehe als das Ziel des menschlichen Geschlechtsverhältnisses. Verschiedene Ansichten der Völker von dem Geschlechtsverhältniß, der Indier, der Griechen, der Hebräer, der Germanier. Bey den Germaniern sey es am reinsten gewesen. Dem früheren Griechen dagegen wird kalte Thierheit, und dem späteren, mit Beziehung auf die Hetären raffinirtes Spiel zum Vorwurf gemacht. (Hier, wie im ganzen Buche, wird von den Griechen auf eine Weise geredet, welche deutlich zeigt, wie wenig der Verf. das Vielfache, nach Zeit, Art und Stammsitte, unterschieden hat, welches in dem Worte Griechen liegt, und wie wenig eingreifend seine Erkenntniß des Griechischen Lebens ist, sonst würde ihn doch wohl, um vom

Andern zu schweigen, ein Blick auf die durch unverwerfliche Zeugen beurkundete hohe Gattenliebe und würdevolle Mütterlichkeit der Pythagoreischen Frauen in seinem Urtheil vorsichtiger gemacht haben. Und hätte hier nicht der in diesem Verhältniß so bedeutende Griechische Sinn für Form und Schönheit, und der Contrast, worin er mit der Ansicht der Asiatischen Barbaren und der Römer steht, hätte nicht noch so manches Andere erwogen werden müssen, dessen Erörterung uns hier zu weit führen würde?) S. 39. ff. Verhältniß der Menschheit zum Göttlichen, menschliche Seite: Cultus, göttliche Seite — nur in so weit vorhanden, als sie von dem Menschen erkannt wird, also ideell. — Aller Cultus eines Volks wird bestimmt durch dessen Ansichten von dem Göttlichen. Vier verschiedene Ansichten des Göttlichen. Indische Contemplation, Monotheismus, Sabäismus, Hellenismus. Vorstellungen, die allen diesen Ansichten gemeinschaftlich sind: Macht, Ohnmacht, Rein, Sündig, daher Büßungen und Selbstmarter, Wohlthat und Empfangen — Freude und Festjubel. — Gebet als einzig reiner Gottesdienst, und als inneres Verhältniß der Seele zum Göttlichen. Wunder, Begriff desselben, nicht zu setzen in die Modalität der Wirkung, sondern in die Theophanie neben dem Werke, Wunder und Theophanie nur Eins. Die Ekstase und Wahrsagung, reiner und höher erhalten bey den Hebräern: bei den Griechen früh schon absichtliche Reflexion und Betrug. (Es ist als eine Fortsetzung jenes einseitigen Urtheils über die Griechen zu betrachten, wenn der Verf. Reflexion in diesem schlimmen Sinne zum Characterzug der Griechen macht. Ueber diese Verwechselung der Herrschaft des Kunstsinns in der Griechischen Religion mit Raffinerie und Kälte, und über dieses Verkennen der ewigen Wahrheit, daß unschuldige heisse Andacht auch die Schönheit zu ihrem Gegenstande haben könne, wäre viel zu sagen, wenn es hier der Ort wäre.) Todtenorakel; Heiligkeit des Zufalls, daher Beobachtung des Looses, Augurien, Auspicien. Studium der Sprache des In-

Zufalls, daher Zeichendeuterey als Wissenschaft und Ordenstradition. Aus denselben Vorstellungen, gleichfalls Ordenswissenschaft. Einfluß der religiösen Weltansicht der Alten auf die Bedeutsamkeit ihrer Träume. Himmlische und irdische Magie. Jene ist Astrologie, diese ein Product jener und des Betrugs. Zaubermittel: Worte — incantationes — Figuren, Zahlen und Bilder. Ableitung der Wahl dieser Zaubermittel aus der Denkart des hohen Alterthums vor der Herrschaft Aristotelischer Abstraction (In diese Untersuchung hätte der Verf. tiefer eingehen sollen. Daß er sie anregte, ist löblich.). Die Worte sind specifisch, sie sind Formeln. Herrschaft der Formel in der Parsenreligion (Hier liegen offenbar Ideen von Herder zum Grunde, den aber der Verf., nach der Sitte mancher der neuesten Schriftsteller, seltner nennt als benutzt.). Figuren, sie seyen Schemate von lebendiger Gestalt und Wirkung. Zahlen. — Wunsch des Verf., die Mathematik zu dem Leben wieder erwacht zu sehen, das sie in der Vorwelt gehabt — (In den Worten S. 52. über Platon schimmert eine verkehrte Ansicht dieses Philosophen durch, die sich jetzt öfter zeigt. Der Verf. des Platonischen Wörterbuchs hätte sich doch anders ausdrücken sollen.). Ursprüngliche Würde und erster Umfang der Medisch Persischen Magie, nach Kleuker. Magische Herrschaft über die Natur, zusammengestellt mit dem Experimentiren des Naturforschers, welches auch zu einer Herrschaft über die Natur führe.

III. Aeußere Gestaltung der Menschheit in religiöser Hinsicht. — Zeitordnung, Schriftgebrauch, Stände, Gesetze — S. 57. ff. Erkennung des — Erdraums durch das Viereck: Rechts — Aufgang — Links — Untergang — Norden — Oben — Süden — Unten — Fixirung des Menschen in der Zeit durch einen Kreis — Zeitcultus — Kleineres Zeitmaß — Tagsperiode — Bedürfniß eines größern Zeitmaßes: Mondsphasen. Vom Monde geht alle alte Zeitrechnung aus. Sonnenjahr von 12 Monaten. Bezeichnung des Sonnenstandes in de[illegible] Thierkreis,

dessen hohes Alter. (Die so positive Behauptung, die Zeichen des Thierkreises seyen bloß Abbildungen der ländlichen, jenen zwölf Zeichen correspondirenden Geschäfte gewesen, möchten wir nicht vertheidigen.) Subjectivität des objectiven Zeitcyclus, Ruhetage. Diese sind Feste. Daher alle Feste anfangs Naturfeste der Mondsphasen. (Alle? Möge es dem Verf. gelingen, die tausendfältige religiöse Varietät mit so universellen Sätzen zu vereinigen.) Unterscheidung dieser allgemeinen Sabbathe der Natur, von den nationalen Gedächtnißtagen. Heilige Zahlen, entstanden aus jenen heiligen Zeitcyclen: 3. 7. 12. 24. 28. 360. Eingreifen der Zeitordnung in das öffentliche und Privatleben. Die Zeit bringt auch das Schicksal des Menschen. Daher Tagewählerey, Astrologischer Calender, zusammenhängend mit jener Heiligkeit der Zahlen, mit der uralten Idee von der Herrschaft der Gestirne über das Irdische und von der Geburt dieses oder jenes Gottes an diesem oder jenem Tage. Gegensatz dagegen im reinen Monotheismus. S. 64—66. Schrift (Eine wenig befriedigende Abhandlung.). Definition der Sprache und der Schrift. S. 65. „Faßt sie (die Schrift) das Wort des Mundes in Linien für das Auge auf, so ist zwischen dem Schalle und der Linie — die Klangfiguren, Chladni's, können hier nicht in Rücksicht kommen — kein physisches Zeugungsverhältniß, sondern Willkühr muß hier setzen und schaffen." (Das ist eben die Frage. Der Verf. also kannte Hugs und Anderer Versuche nicht: aus dem Anblick, den der geöffnete oder geschlossene Mund mit den bey der Bildung der Laute thätigen Organen gewähret, die ersten Umrisse der Buchstabenschrift abzuleiten. Ebendaselbst finden wir eine frühere Stufe der Bilderschrift, da der äußere Gegenstand bloß abgemahlt wird, vom Verf. nicht berührt. Auch nennt er S. 66. die Bilderschrift auf ihrer ersten Stufe sehr unpassend: ikonisch. Εἰκὼν und Ikanismus ist vielmehr die allgemeinste Bezeichnung für das ganze Gebiet der Bildnerey, das Symbolische mit eingeschlossen. Eine passende

Bezeichnung für jene erste Stufe gibt Clemens von Alexandria Strom. V. pag. 657. ed. Potter, der sie die kyriologische, κυριολογική, nennt. S. 66. folgen zwey Behauptungen: die erste: „Bilderschrift und Buchstabenschrift lägen gar nicht auf einer Linie des Fortschreitens, sondern gehörten ganz verschiedenen Völkern an," die zweyte: „die Aegypter, in der Bilderschrift befangen, hätten die Buchstabenschrift von außen erhalten, vergl. S. 301.: des Thoth Schrift sey Bilderschrift." Rec. bewundert den Muth, womit der Verf. ohne alle Autorität über Gegenstände abspricht, die eben erst jetzt in Frage kommen müssen, und zu den schwierigsten gehören. Vielleicht vermag ihn Folgendes zu einem philosophischen ἐπέχειν hinzuleiten. Ohne auf die Nachrichten bey Photios Cod. 244., wonach die Buchstabenschrift aus Aegypten hergekommen seyn soll, Gewicht zu legen, bemerken wir nur, daß ein uralter Ritus und ein damit verbundener Mythus den Hermes (und Hermes ist dem Wort und Begriff nach, ein Aegyptisches Wesen) zum Erfinder des discursiven Denkens, Redens und Bezeichnens machen. Der Raum erlaubt die nöthige Ausführung nicht. Die Nachrichten aber stehen bei der Eudocia im Violarium p. 157. und bei *Eustathios* ad Iliad. p. 158, womit nun noch *Zoëga* de obeliscis p. 36. 433. zu verbinden ist. Wenn der Verf. ferner die Bilderschrift — die symbolische mitbegriffen — eine dürftige Andeutung objectiver Verhältnisse nennt S. 65 und S. 66. als ein Hinderniß des Fortschreitens der Geisteskraft anklagt, so offenbart sich vollends, daß er, so sehr er auch die lebendige Anschauungsweisheit des Alterthums im Gegensatz gegen Aristotelische Dialektik anrühmt, gleichwohl weder den Umfang, noch die Bedeutung der alten Symbolik gefaßt habe. Jedermann sieht, daß der Hauptbeweis dieses Satzes nicht kritisch, sondern positiv, oder einzig dadurch geführt werden kann, daß der Ankläger in einer eignen Darstellung antiker Symbolik das Gegentheil darthue, wozu wir uns denn auch hiermit verbind-

lich machen. Hier sollen nur noch einige Warnungszeichen für den Verf. stehen, die wir in folgende Fragen einkleiden: Wie kommt es doch, daß die Aegypter, die erweislich schon unter ihren alten Pharaonen zwey Arten von Buchstabenschrift, die sogenannte epistolographische — die gemeine — und die hieratische hatten (Clemens. Strom. V. 657.) gleichwohl auch nicht einmal die letztere zum Gebrauch für die Nachwelt, oder zu ihren eigentlichen heiligen Büchern anwendeten? Wie kommt es, daß unter den zahlreichen Obelisken, Statuen und andern Denkmahlen auf keinem einzigen, außer auf der erst aus dem Ptolemäischen Zeitalter herrührenden Inschrift von Rosette, sich auch nur eine Spur von Buchstabenschrift findet? s. Zoëga de obelisc. p. 502, womit noch die merkwürdige Stelle des Plotinos Enn. V. 8. 6. zu verbinden ist. Also in der anschaulichen Totalität der immer und immer unwandelbaren heiligen Bilder — Hieroglyphen — fand die Weisheit der Vorwelt ein tauglicheres Vehikel für die höchsten Güter des Wissens und Glaubens, als in der elementarischen, discursiven, wandelbaren Buchstabenschrift). Tonsprache, zwey Elemente, Vocal und Spiritus, und daraus Consonant. Dieser ist Ausdruck der Energie selbstthätiger Völker, jener, Ausdruck der Subjectivität sich hingebender. (Die Zweifel gegen diese Sätze, so allgemein gefaßt, fallen selbst jedem Kenner der neuern Sprachen ein.). Sprache, Schrift, Gottesideen weisen auf zwey Urvölker, beyde ursprünglich zwischen dem Indus und Ganges gewurzelt, zurück, von denen alle morgenländische Bildung herzuleiten sey. Daran erinnerten auch die dortigen großen Felsenarbeiten. Gebrauch der Schrift, erste Anlässe dazu: nur öffentliche. Begriff der Schrift im Gegensatz der Sprache. Jene ist bleibendes Denkmahl. S. 70 ff. von Ursprung und Form der ältesten Geschichte. Verschiedenes Verhältniß verschiedener Völker zu ihr. Vorzug der Semiten vor allen übrigen. Genealogische Form der ältesten Geschichte und Gründe davon. Eingeschaltet eine

Erörterung des Begriffs Heroen — Localgötter, von denen die Stammgeschichte ausgeht. Vergl. S. 223. Note. — Kosmogonie. Zusammenhang der Genealogie mit ihr. Beyde, nebst Zeitrechnung und theologischer Kunde, sind der älteste Inhalt der Schrift. Die Religion aber wird besonders der Bilderschrift und dem bestimmten Cultus anvertraut. Entstehung der Mysterien aus der Deutung des alten Cultus. (Auch hier wieder Stoff zu manchen Zweifeln. Vorerst setzt der Verf. seinem Begriff der Heroen hinterher selbst so Vieles hinzu, daß damit nicht viel gewonnen seyn möchte. Ferner wäre mit ihm zu rechten, wenn er sagt: „den Griechen sey die Weltschöpfung Naturproceß gewesen," welches im Allgemeinen offenbar unrichtig ist. Doch dieß liegt vielleicht bloß in der Wahl des unbequemen Ausdrucks. Eben so unrichtig ist der Satz: „das Genealogisiren habe die Griechen und jedes andere Volk auf Kosmogonie geführt," denn wäre er wahr, so müßte alle Kosmogonie rückwärts und bloß historisch erklärt werden, und nicht vielmehr aus einem Grundtrieb der menschlichen Natur, wonach früher Personen als Kräfte, gesetzt werden, früher Zeugen und Gebohrenwerden, als Wirken und Gegenwirken. Endlich läßt der Verf. das Schriftbild (Hieroglyphe) wegen seiner Lückenhaftigkeit und Unbestimmtheit, Organ der Religion seyn. Wie nun, wenn Jemand — freylich mit Unrecht, in so weit man auf den Geist seines ganzen Buchs sieht — ihm die Folgerung zuschöbe: Also die Absicht der Priesterschaft, sich mit ihrer Auslegung der Nation unentbehrlich zu machen, veranlaßte sie zur Wahl der Bilderschrift? — Unbefriedigend ist aber besonders die Erörterung über die älteste Historie der Griechen. Hier ist das Verschiedene so gar nicht gesondert, denn ganz anders erscheint hier das alte Argos, das in seinem Here-Tempel schon damals — und dies gilt auch von Sikyon — Anstalten zur getreueren Bewahrung der Begebenheiten für die Nachwelt hatte, während das übrige Griechenland noch mythisch sorglos mit der Sage spielte. Auch hätte die so

formenreiche frühere Logographie der Jonier genauere Aufmerksamkeit verdient. Allgemeine Deductionen, wie hier der Verf. gibt, gewähren zwar dem Demonstrator das behagliche Gefühl der willigen Folgsamkeit des Stoffes: den gründlichen Historiker lassen sie unbefriedigt. Die Ideen über die erste Entstehung der Staaten und Stände, und die frühesten Gesetzgebungen S. 77 — 83. übergehen wir, da der Verf. selbst mit der Bemerkung einlenkt, daß sie sein Thema nur von Ferne, oder gar nicht berühren.)

IV. Hiermit eröffnet der Verf. den speciellen Theil, dem er ein philosophisches Schema von vier Hauptformeln voranschickt, unter denen er alle Religion begreift, S. 85. und worauf wir die Leser des Buchs aufmerksam machen. Hieran schließt sich S. 86. ff. der Vortrag der Indischen Mythologie. In einer Note nennt der Verf. seine Hülfsmittel. Wir vermissen hier ungern einige Hauptquellen, aus denen der Verf. einer Untersuchung selbst schöpfen sollte, z. B. die Originalschriften der Calkuttischen Gesellschaft, das Systema Brahmanicum von Paulinus. Schlimmer aber ist die hier dargelegte, und leider nur zu getreulich im ganzen Buche befolgte Maxime: „Mit einer Menge einzelner Citate den Leser zu behelligen, ist nicht nöthig," und so ist ein bestimmtes Citat wirklich eine seltene Erscheinung in dieser Schrift. Die Mythologie, eine keineswegs rein ideelle Wissenschaft, beruht ihrem einen Theile nach, auf Daten und Facten, die allein aus bestimmten Zeugnissen erkennbar sind. Eine Mythologie oder Historie, die dieser Zeugnisse, in ihrer bestimmten Nachweisung an jeder Stelle, ermangelt, erregt bey dem Kenner gerechtes Mißtrauen, und entbehrt den ehrwürdigen urkundlichen Character. Der Leichtsinn, womit berühmte Schriftsteller dieser Sitte huldigen, kann Niemanden zur Entschuldigung dienen. Man sage nicht, daß auch die Classiker des Alterthums nicht citirten, denn wir schreiben unter ganz andern Bedingungen als sie, sie schrieben aus dem Leben oder aus dem Schatz ihrer Erfahrungsweisheit.

Unsere Erkenntniß ist in ihren Anfangspuncten historisch mit dem Alterthume zusammengeknüpft, wie selbst große Philosophen unserer Tage eingestehen. Auch fingen die Alten mehr und mehr an historisch nachzuweisen, je mehr ihre Kenntnisse auf geschichtlichem Grunde beruhten, und schon der classische Thukydides führt Quellen an, wo er auf Thatsachen und feste Institute Beweise baut. Daß der Verf. sich jener leichtern Weise hingibt, ist hier, in der Indischen Mythologie, um so mehr zu beklagen, je belohnender für den Leser hier gerade manche seiner Bemerkungen sind. Dahin rechnen wir sogleich die Betrachtung über das Princip aller Indischen Religion, und über das Schicksal der davon abgeleiteten Dogmen, woraus wir folgende Stelle mittheilen. S. 86. ff.: „Reiner und größer mag wohl die göttliche Idee nicht ausgesprochen werden, als sie hier (im Indischen Dogma) ausgesprochen ist, und man erwartet auf solchem Grunde die göttlichste Religion gegründet zu sehen. Allein die Entwickelung der Centralidee ist es, an welcher die Indische Religion scheitert; die Entwickelung geschieht durch Speculation, und fixirt Worte, dagegen lebendiges Schauen des Menschen und der Welt, das den Gebrauch der Worte zwar nicht vermeidet, aber sie, wie Zahlen nach geschlossener Rechnung, mit Freyheit wieder selbst vernichtet, die einzige würdige Entwickelung solcher Idee ist. Die Worte müssen in ihr untergehen; willst du aber Worte geltend machen, so geht dir die Idee im Systeme unter." Da aber das Gesetz der hier vorgeschriebenen Kürze nicht bey jedem Theile zu verweilen erlaubt, so überlassen wir den 4ten und 5ten Abschnitt, welcher letztere den Tibetanischen Mythus enthält, nebst dem 8ten (Parsenlehre) und 9ten (Skandinavische Religion) dem Selbststudium des Lesers, um für die Prüfung einiger Hauptideen, (denn ein fernerer Auszug ist bey einem solchen Buche überflüssig, dessen specieller Inhalt schon aus der Natur des Gegenstandes hervorgeht.) im 6ten und 7ten Raum zu gewinnen.

VI. S. 201. ff. Vorderasiatischer Sabäismus. Verfall der Gottesidee des alten Indiens. Stufen dieses Verfalls (Bemerkungswerth). Die Betrachtung wendet sich nun mit der Sonne und mit der Geschichte westwärts. Hierbey S. 201. Note, von dem doppelten Gange der Geschichte 1) mit der Ekliptik von Norden nach Süden, (?) 2) mit der Sonne von Osten nach Westen. Die Perioden der erstern liegen außer dem Gebiet der Weltgeschichte, in der Geschichte der Naturrevolutionen; die der letztern machen unsere Weltgeschichte aus. S. 202. Bey der Unmöglichkeit, jetzt noch die zusammenhängende Mythenfolge des Sabäismus nachzuweisen, bleibt bloß die Bezeichnung der Hauptmomente seiner Entwickelung und die Hindeutung auf ihre Verwandtschaft mit dem Mutterlande zwischen dem Indus und Ganges übrig. S. 203. Angabe der bey diesem Abschnitt gebrauchten Quellen und Hülfsmittel. (Im Allgemeinen haben wir uns oben darüber erklärt, aber hier insbesondere finden wir Hauptwerke nicht angeführt. Ohne zu erwähnen, daß die hierher gehörigen Abhandlungen fehlen, die sich in größeren Sammlungen, z. B. — denn wir können hier nur Beyspiele geben — in dem Gronovischen Thesaurus Antiqq. Graec. und in dessen Supplementen, so wie in den Memoires de l'Académie des Inscriptions finden, ohne zu erinnern, daß sich hier keine Spur zeigt von dem was neuere Gelehrte, z. B. Larcher und Heinrich über die Aphrodite, Groddeck und die Ausleger des Theokritos über den Adonis, ingleichen was Zoega in seiner Schrift über die Aegyptischen Kaisermünzen, noch mehr aber in der über die Obelisken, ferner Jablonski über die Aegyptischen Wörter und dessen gelehrter Herausgeber Te Water, oder was Denon und andere Theilnehmer an der Französischen Expedition über die Religion der Aegypter beygebracht haben, oder was die Erklärer der Kunstdenkmahle, von Montfaucon und Gori bis auf Winkelmann und Visconti, hierher gehöriges liefern, finden wir in Beziehung auf Aegypten nicht einmal den Kircher und Marsham,

und für die Vorderasiatischen Religionen nicht einmal den in keiner ordentlichen Privatbibliothek fehlenden Selden genannt. Auch die angeführten Griechischen Schriftsteller — um hier nur Ein Wort von den Quellen zu sagen — und zwar solche, die weder zu den Historikern noch Dichtern gehören, erlaubten eine große Nachlese. Bey so unvollständiger Befragung der vorhandenen Acten, möchte wohl auch die größeste Zuversicht, womit hier oft entschieden wird, kaum im Stande seyn den Zweifelmuth des gelehrteren Lesers zum Schweigen zu bringen.) Grundlinien des Sabäismus, abgeleitet aus dem Indischen realen Mythus von Eswara: nähmlich androgynische, aus sich selbst zeugende und in sich selbst gebährende Gottheit, männliches und weibliches Weltprincip, angeknüpft an die Ideen Sonne und Mond (die Keime und Ausbildung dieser Ideen sind befriedigend nachgewiesen. Aber das ebendaselbst S. 203. ausgesprochene Verdammungsurtheil des Sabäismus ist eben deswegen ungerecht. Manche Grundideen dieser Religionen beruhen auf hoher unverwerflicher Naturanschauung und prägen sich edel aus in edlern Gemüthern, z. B. der Ephesische Artemisdienst in der Seele eines Herakleitos; wovon anderwärts die Beweise folgen sollen). S. 206 ff. Chaldäische Form des Sabäismus. Babylonische Hurerey. S. 206. Etymologische Versuche, den Bel als Sonne mit Apollon und El mit Helios zu verknüpfen — die wir auf ihrem Werth beruhen lassen. — Aphrodite zu Askalon, oder Derketo. (Im Allgemeinen ist hier der Verf. auf dem rechten Wege, wenn er den im Mythus und durch ihn untergegangenen älteren Sinn dieser Naturideen nachzuweisen beflissen ist, allein auch hier, wie allenthalben, fehlt die eingreifende Kraft specieller Untersuchung, und so erfahren wir dann kein Wort von der Synonymität oder Verschiedenheit der Nahmen Atergatis, Astarte, Derceto, denn eben dieß ist die Hauptfrage, welche schon Casaubon zum Athenäos Tom. IV. p. 581. ed. Schweighäuser — womit *Seldenus* de Diis Syr. II. 4.

zu vergleichen war, ingleichen *Salmasius* Plin. exercitt. p. 574, erörteren, und wozu nemlich Eckhel Doctrin. Num. Vet. III. p. 445. — über die Münzen von Askalon — schätzbare Beyträge gegeben hat. Unbeachtet ferner ist das Fragment des Ktesias bey *Strabo* XVI. p. 574. Almelov. geblieben, und kein Wort von dem Zusammenhang dieser Syrischen Sagen mit dem Amazonenmythus gesagt, welchen doch schon Casaubon zum *Suetonius* III. p. 189. ed. Wolf nachgewiesen hat. Dafür hätten wir dem Verf. in dieser Schrift, welche ja Untersuchung seyn soll, gerne die Mittheilung der weitläuftigen Excerpte aus dem Lucianus über die Aphrodite zu Hierapolis erlassen. — Durchaus ungenügend ist aber die Abhandlung über den so wichtigen Adonisdienst. Gut ist die Parallele mit Osiris, richtig auch die bekannte Herleitung des Nahmens von Adon, Herr, welche, noch durch *Martianus Capella* II. p. 43. bestätigt werden konnte, wo er *Biblius Adon* heißt, mit langer vorletzten Sylbe, vergl. *Burmann* ad Antholog. Latin. Tom. I. p. 43. Auf die gleichfalls richtige Deutung: Sonne folgt der nur zum Theil wahre Satz S. 221: „Syrien aber ergriff in dem Nahmen Adonis die irdische Anschauung des aufblühenden und verwelkenden Pflanzenlebens, so daß Adonis mit dem Säen und Erndten in Beziehung kommt.“ Er hätte berichtigt werden können, wenn der Verf. aus dem Etymolog. magn., unter Ἀῶς., den älteren Griechischen Nahmen des Adonis: Ἀῶ kennen gelernt, welchen man vom Dorischen Ἀώς die Morgenröthe ableitete. Die Ableitung mag falsch seyn, aber sie zeigt, worauf es hier ankömmt, daß selbst den Griechen der Begriff Sonne in diesem Dienste nicht ganz untergegangen war, welche Idee auch noch der spätere Festcultus beybehielt, denn mit dem Frühroth — ἀῶθεν — wird bey Theokritos in den Adoniazusen 132 das Adonisbild im Pompe zum Meere hingetragen. Aerger aber ist weiterhin der Verstoß in den Worten: „Es deutet dahin die Gewohnheit, an diesem Tage zu säen, und die besäeten Felder

Adonisgärten zu nennen“, und dabey in der Note: Scholiast. Theocrit. Idyll. XV. — Nun kann der Leser das lange Gedicht durchsuchen, bis er die Stelle findet. Sie steht bey Vers 113 ff. Wir wissen nicht, ob der Verf. sie nachgeschlagen hat, aber das wissen wir, daß für ihn alle Stellen in den Alten, von der bekannten in Platons Phaedros p. 344. ed. Heindorf — wobey der Scholiast p. 68. ed. Ruhnken. auf die Melanippe des Euripides anspielt — bis zu den Sammlern der Sprüchwörter Zenobios, bis zum Eustathios und Suidas herab, nicht vorhanden waren, und zwar durch seine Schuld, denn stand ihm auch Wyttenbach zum Plutarch de S. N. V., der p. 79. mit reicher Hand Nachweisungen mittheilt, oder Meursius in der Graecia feriata, Gronov. Thesaur. VII. p. 706. oder der von Niemand beachtete Zorn zum Hecataeus Abderita p. 167. oder endlich Valkenaers Commentar zum Theokr. nicht zu Gebot, so konnte er doch schon aus seinem Erasmus lernen, 1) daß die Adonisgärten kleine, künstliche Pflanzungen in (irdenen, mitunter auch silbernen) Gefäßen waren; 2) daß die Adonisfelder, wovon er so spricht, als wären sie das Wesentliche, eine in dieser ganzen Symbolik unerhörte Sonderbarkeit seyn würden. Sie verschwinden aber — ohne daß man mit Valkenaer p. 396. den Text zu ändern brauche, der ohnehin leichter zu verbessern wäre, als der große Kritiker vorschlug — durch Anwendung einer richtigen Interpretation, welche Gail lettre critique p. 157. gegeben hat. Der Scholiast sagt weiter nichts, als daß die Leute in den Vorstädten von Alexandria am Adonisfest Weitzen und Gerste ausgesäet hätten, nähmlich in die bekannten Gefäße, welches er Griechischen Lesern nicht zu sagen brauchte. Dieses Bestehen auf dem Begriff Gärten ist nicht philologischer Eigensinn des Recensenten, sondern durch die Natur des Symbols selbst geboten, welches eben in jenen schnell aufblühenden und schnell hinwelkenden Pflanzungen, wie auch der Sinnspruch zeigt, seine Bedeutung

hatte. Wollte der Verf. auch von den neuerlich aufgetragenen Wachsfrüchten in den Adonisgärten keine Notiz nehmen — welche denn auch, wie zu erwarten stand, an der Fackel der Critik bald weggeschmolzen sind, vergl. Bast p. 153—159. — so hätten doch, außer der geforderten Beachtung der Adonis-Gärten, der Einfluß der Sonne und des Sonnenstandes auf diese Festfeyer und die, wie es scheint, in verschiedenen Gegenden verschiedenen Festperioden — s. Grodbeck antiquar. Versuche S. 127. und daselbst die Stellen des Plutarchos — um so mehr nachgewiesen werden sollen, da alle diese Umstände auf die Einrichtung und die Art christlicher Feste Einfluß gehabt zu haben scheinen. Eben so wenig sind die verschiedenen Formen des Adonismythos, wovon doch die Griechischen Schriftsteller so bedeutsame Spuren enthalten, nachgewiesen, unter denen die ältere Form bey Panyasis von der späteren bey Ovidius in den wesentlichsten Zügen abweicht. Dieses konnte aber der Verf. von seinem Lehrer Heyne, dem er sein Buch widmete, selbst lernen — s. dessen Not. zum Apollodoros III. 14. 4. Und wäre es unbillig, von einem Schriftsteller, der neue Bahn gebrochen haben will, Benutzung von Zeugnissen zu fordern, die bisher wenig oder gar nicht beachtet wurden, wie z. B. die Nachricht des Pausanias IX. T. III. p. 89 ff. Fac. daß Sappho den Adonis und den Linos besungen habe, die Erscheinung der Isis auf den Münzen von Byblos, wo der Adonisdienst recht eigentlich zu Hause war, bey Eckhel D. N. V. III. 389. ferner die im Osiris- wie im Adoniscult, so deutliche Bedeutung des Meeres, als eines feindseligen Dämons, s. *Plutarch* de Isid. et Osir. p. 490. ff. ed. Wyttenb., endlich Convergiren und Divergiren des Dionysos, des Attis und des Adonis in der bemerkenswerthen aber unbenutzten Stelle des Porphyrios bey Eusebios Praeparat. Evangel. pag. 110. f. ed. Basil. (denn öfter werden diese drei Wesen zusammengestellt, z. B. in dem Orakel bey Socrates Histor. Eccles. III. 23.)? Allein selbst das, was bereits von Andern

gewiesen worden, ist von ihm unbemerkt geblieben, z. B. das Fragment des Phanokles, welches Ruhnkenius mitgetheilt Epistol. crit. II. p. 300, und woraus die Beziehung des Adonis auf den Dionysos sichtbar wird. Eben so wenig ist die diesem Cultus eigene ganz individuelle Pflanzensymbolik, z. B. der Gebrauch des Lattichs und sein Einfluß auf die Zeugungskraft — Athen. II. 28. — bemerkt worden. Auch erfahren wir nichts Bestimmtes über die Farbe und den Ton dieses Dienstes. Vom Tone auch im buchstäblichen Sinne nichts, denn es wird der hier so characteristischen Flöte nicht gedacht, wovon doch Adonis seinen Phönicischen Nahmen Γίγγρας hatte — Pollux IV. 7. und 11. — Die Oerter sind nicht angegeben, wo das Fest einheimisch war, obschon davon sowohl die verschiedene Zeit — zu Athen im Nachwinter, im Orient zur Zeit des Sommersolstitium — die verschiedene Ordnung in den Festtagen, als der abweichende Character der Feyer selbst abhängt, welches um so mehr zu beachten war, da dieses Fest von dem heiteren Grundtone der meisten Hellenischen durch seinen düsteren Geist so sehr abwich. Besonders aber mußte dadurch der Hauptsatz ins Licht treten: daß diese alte orientalische Feyer einer Naturperiode im Mythos der Griechen ein erotisch-elegisches Mährchen geworden war. Bey jener Vernachläßigung des Individuellen mußten dem Verf. zwey Hauptpuncte verborgen bleiben: der schneidende Contrast der Adonien mit ursprünglicher Hellenischer Andacht, und die Verschiedenheit der ersteren von anderen Naturdiensten Vorderasiens, deren Grundidee übrigens mit ihnen zusammenfällt. Hierüber nur noch das Wenige: Der bestrebsamste unter den Griechischen Heroen, Herakles, will zu Dium in Makedonien, bey Gelegenheit des Adonisfestes, von einem Adonis nichts wissen, s. Zenobios und Suidas unter den Worten οὐδὲν ἱερόν. Warum nicht? Weil dieser fremde Dienst dem heroischen Nerv der Hellenen durch seinen Grundcharacter widerstrebt. Welches ist dieser Character? Die

höchste Weichheit des Syrisch-Phönicischen Asiens. Dieser Heros gelangt nicht durch Thun zur Unsterblichkeit, wie jener, sondern durch Leiden, durch sein Schicksal. So nähmlich spiegelte sich die Adonissage in der Seele des heroischen Griechen, und so erschien dieser Dienst seinem reinen Natursinn durchaus ungriechisch. Und nun jene fühlbare Divergenz des Tons von andern Sabäischen Culten, die um so auffallender ist, je weniger die Identität der Grundidee in allen geleugnet werden kann! Diese herrschende Idee in allen ist: das männliche und weibliche Princip in der Natur, Sonne und Erde, Sonne und Mond, daher Osiris und Isis, Adonis und Aphrodite, Attis und Cybele. In jeder dieser Religionen erschien also der auffallendste Dualismus, den die Natur zeigt: Sonnennähe und Sonnenferne, Leben und Tod. Woher aber nun der verschiedene Ton dieser Feste, die ja doch bey jedem Volke, das sie hatte, ganz allgemeine Jahresfeste waren? Offenbar aus climatischer Verschiedenheit, aus nationalem Character und Zustand. Diese Verschiedenheit des Tons läßt sich nach einigen Winken des Porphyrius in der angeführten Stelle wohl entwickeln. Wir geben diese Entwickelung, ohne deswegen die specielle Deutung, die dieser Philosoph jedem dieser Wesen gibt, gerade in allen Puncten unterschreiben zu wollen. Die Grundbedeutung aber ist richtig, und die Farbe jedes einzelnen Cultus wird befriedigend dadurch erkannt. Unter allen ist der Adonisdienst der weichste. Im Phrygischen Attis erkannte man die erste frische Kraft der wieder erwachten Natur und ihre Aeußerung in dem jungen Grün der Pflanze; im Phönicischen Adonis den warmen, schwülen Hauch des reifen Sommers. Daher ist auch das Gebiet dieses Letztern die Fülle des schattigen Gartens mit dem Reichthum südlicher, glühender Früchte. Wie die Bedeutung, so ist auch der Ton der Andacht verschieden: Mehr im animalischen sinnbildert der wildere Korybantendienst: im vegetabilischen mehr die klagende Feyer des Adonis. Dort reißt das Gefühl des Unendlichen

die Mannskraft aus ihren Schranken, und treibt sie zu unseliger Verwirrung: hier ergießt sich im Weibe die Trauer um den Liebling in zwar lautem, jedoch sänftigendem Weinen. Dort regt sich die rohe, frische Kraft des Phrygischen Bergvolks: hier ist der gewürzige Blumenduft, die weiche, saftreiche Baumfrucht, das hangende Blatt der Pflanzen, das aufgelöste Haar der Frauen, das gesenkte Haupt des Göttersohns auf dem Trauergerüst ein natürliches Bild der vollen Höhe des Jahres, aber auch nun schon seines Absteigens vom Gipfel, seines Schwindens und Ersterbens. Folglich erschienen dem Vorderasiatischen Sabäismus im Attis, in dem früh damit verbundenen Sabazios, im Adonis und im Dionysos die vier bedeutendsten Momente der Jahresperiode. Im phrygischen Sabazios (so nennt ihn Strabo. X. p. 721.): das erste dunkle Regen und gleichsam unbestimmte Jauchzen der Natur, im Attis: das erscheinende Leben, und sein bestimmteres Aeußern in der aufkeimenden Vegetation und zugleich im gewaltigen Trieb animalischer Zeugung, im Adonis das Culminiren und Sinken der Sonne, des Sommers Reife, Ueberreife und Welken, im Dionysos (Liber) endlich der letzte Wiederschein von der vollen Glorie des Jahres und der schrankenlose Freudentaumel der Natur vor ihrem Ersterben. Dem Vorderasiaten, sagen wir absichtlich, erschien die Natur so in religiösem Jahreskreis. Daß der unerschöpfliche Bacchusdienst in andern Religionen bald höher, bald niedriger gefaßt ward, so wie auch die übrigen Culte, daß eine andere Theologie wieder die Ideen Sabazios, Dionysos, Bakchos u. a. für identisch nahm, bedarf für den Unterrichteten keiner weitern Bemerkung. Wir schalteten diese Erörterung bloß in der Absicht ein um den Verf. zu überzeugen, wie viel weiter auch hier quellenmäßige Forschung führe, als bloßes, allgemeines Räsonniren.) Mit einer Umständlichkeit, die in einer Untersuchung nicht zu erwarten war, werden S. 222. ff. die Mythen von Attis und Kybele, hauptsächlich nach Diodoros erzählt, woran sich

Bemerkungen über die Kabiren und Korybanten — denn diese werden ohne Weiteres hier mit jenem zusammengestellt — anschließen. Mit Recht beklagt sich der Verf. S. 232. über das mythologische Chaos dieser Sagen, aber die bedingende Untersuchung, nähmlich eine durchgreifende Quellenprüfung und eine genaue Scheidung der Phrygischen und Hellenischen Elemente ist auch nicht einmal versucht worden, wenn auch bey dem gründlichsten Forschen hier Manches immer dunkel bleiben wird. Dazu kommt wieder die Allgemeinheit des Citirens, z. B. S. 223. „nach einem Scholiasten des Apollonius Rhod.“ Die Stelle steht Lib. I. 916. Diese, so wie alle andern Hauptquellen, sammt den neuern Hülfsmitteln in der Kabirenlehre konnte der Verf. in Heyne's neuntem Excurs zu Virgil. Aen. II. p. 310. ed. secund. ganz bestimmt citirt finden, und die dankbare Gesinnung, die er diesem seinem Lehrer vor den Augen des Publicums beweiset, hätte doch wohl eine Darlegung der Ideen desselben über diesen dunklen Gegenstand sollen erwarten lassen, Ja, wollte er ihm eine rechte Freude machen, so mußte er einen Schritt weiter gehen. Heyne's inhaltsreiche Abhandlung konnte z. B. durch die Bemerkung vervollständigt werden, daß Aeschylos diesen Gegenstand in einem eigenen Drama behandelt hatte, und die Nachricht des Chamaeleon, in seiner Schrift über Aeschylos, bey Athenaeos, L. X. cap. 33., zusammengenommen mit dem von Schweighaeuser nachgewiesenen Fragment aus jenem Drama selbst, Lib. I. p. 64., wie auch mit dem Bruchstück bey Plutarchos Sympos. II, 1. p. 363. Wytt., konnte zu weiteren fruchtbaren Betrachtungen über diesen Mythos führen. Dort sehen wir, um nur Eins zu berühren, betrunkene Personen von Aeschylos auf die Bühne gebracht, und hier entdecken wir einen sehr komischen Ton: beydes Züge, die uns zu der Vermuthung führen, daß der Tragiker Aeschylos in diesem Drama den Geist jenes alten roheren Naturdienstes, der sich auch in der alten Komödie spiegelte, getreulich copirt haben mochte. Eben so

wenig darf man in diesem Buche eine Sonderung der älteren Zeugnisse von den späteren suchen, z. B. eine gehörige Würdigung dessen, was in der Hauptstelle des Strabo X. p. 472. aus den Logographen Akusilaos, Stasimbrotos und Pherekydes über die Kabiren angeführt wird, und ohne diese Quellenwürdigung ist doch wohl hier nie bessere Erkenntniß zu hoffen. Aber dem Verf. scheint, in diesen Abschnitten besonders, Weniges, außer dem was seine Hauptführer Gerhard Vossius und Kleuker nachweisen, bekannt zu seyn. Wie viel aber Kleuker in seinem übrigens sehr schätzbaren Anhange zum Zendavesta übergangen hat, davon kann schon das sorgfältigere Studium des Athenäos überzeugen. Gleichwohl hat sich der Verf., wie die Note S. 422 verräth, auf dessen Sammlerfleiß gänzlich verlassen. Jedoch auch dieser Vorgänger ist nicht gewissenhaft benutzt. Ein Beyspiel: der Verf. redet S. 236 ff. von dem Mithrasdienste, mit Verweisung auf Stellen der Kirchenväter, nach Kleuker. Vergebens sucht man hier die bedeutendste Stelle unter allen. Es ist das Zeugniß des Eubulos bei Porphyrios de antr. Nymph. cap. 6. p. 7. ed. Goens, und doch hat Kleuker dieses Zeugniß, s. Anhang z. Zend. II. 3. S. 117. Zugleich kehrt hier wieder unsere erste Klage zurück, daß auf die Denkmahle der Bildnerey so ganz und gar nicht geachtet ist, eine Klage, die hier doppelt trifft, da erstens in den vielbedeutenden Attributen der Kybele — man sehe das überladene Bild bey Bellori im Thes. antiqq. gr. T. VII. p. 424. — der Schlüssel des ganzen Cultus und Mythos liegt, sodann weil die gangbarsten Bücher Stoff zum Nachdenken darboten, z. B. Herders Bemerkungen in der Vorwelt S. 260 ff. über das Mithraopfer auf einem Relief in der Villa Borghese, und näher lag ja dem Verf. noch die Schrift seines Lehrers *Heyne* opusc. acad. III. p. 311. S. 240 adoptirt der Verf. die Deutung — worauf er mehrmals wieder zurückkommt, ob sie gleich keineswegs

neu ist, daß Herakles mit seinen 12 Arbeiten die durch den Thierkreis gehende Sonne sey.

Mit der Aegyptischen Mythologie, S. 241 ff., wo so vieles zu unterscheiden und zu sichten wäre, nimmt die Verwirrung und fast in demselben Maß der zuversichtliche Ton zu. Wir beneiden den Verf., oder vielmehr wir beneiden ihn nicht, um die Zuversicht, womit er an die Spitze dieses Capitels den Satz hinstellt: „Egyptische Mythologie ist überhaupt nur Naturdienst und Zeitrechnung, wie sich aus den gräcisirenden Berichten Herodots und Diodors dennoch zur Evidenz bringen läßt". Hat er denn diese Berichte Herodots und Diodors vorerst in ihrer, vor Allem bemerkenswerthen localen Verschiedenheit — da der erste die Institute von Memphis, der andere die von Thebe beschreibt — betrachtet? Hat er Heeren benutzt, von dem hier so viel zu lernen war? Hat er die nach den zugänglichen Quellen mögliche und vor Allem wichtige Scheidung der Priesterlehre von dem Volksdienst und von der Volkssage versucht? Hat er den relativen Werth der spätern Zeugen kritisch erwogen? Keineswegs. Und welche Begriffe hat er von der Kritik? Folgende Stelle, S. 266, gibt davon Zeugniß: „Was auch die äußere Kritik gegen die Aechtheit der Nachrichten Horapollos einwenden mag, so muß die innere Kritik die meisten derselben, abgerechnet die Zusätze des Sammlers, doch sehr im egyptischen Geiste gedacht finden. Die äußere Kritik, von der inneren verlassen, würde bald dahin kommen, uns alle Geschichte zu nehmen." Rec. ist selbst entschiedener Feind der hyperkritischen und ideenlosen Kritik, wie sie z. B. Meiners in der alten Philosophie und Historie ausübte, aber eben so sehr haßt er eine Verwirrung der Begriffe, wie sie der mitgetheilte Satz aufweist. „Horapollos Nachrichten sind ächt, weil sie meistens in egyptischem Geiste gedacht sind". Von diesem Aegyptischen Geist aber fordere ich ein Zeugniß. Wer soll es geben? Horapollo? Wir wollen einem Philosophen diesen Zirkel

nicht zutrauen. Was soll nun aber hier die innere Kritik? Zoega, de obeliscis p. 559. vertheidigt auch den Horapollo, und gedenkt in dieser Vertheidigung auch des Aegyptischen Geistes. Aber wie vertheidigt er ihn? wie beschwört er den Geist des alten Aegyptens? Durch philologischen Fleiß, durch unermüdliches, individuelles Forschen. Wir wollen doch auch seine Worte hören: Man müsse, sagt er, den Horapollo wie die späteren lexicographischen Sammler der Griechen brauchen: ut in *singulis vocibus* curiose quaeramus, anne dicta conveniant cum priscorum Aegyptiorum genio, cum *veterum auctorum*, qui de hisce rebus scripsere, *testimoniis*, cumque monumentorum contextu, quae aevum tulerunt. Auf diesem Wege lernt man Aegyptischen Geist verstehen. Hat ihn unser Verf. eingeschlagen? Hat er Horapollos Nachrichten, wo er darauf baut, an den Prüfstein der älteren ächten Zeugnisse gehalten? Nein, denn sonst hätte S. 264 bey den Auszügen aus Horapollo bemerkt werden müssen, daß sie den Nachrichten des Aristoteles in der Physiognomik cap. 5. in wesentlichen Zügen widersprechen. Wollte aber der Verf. dem Horapollo ohne Weiteres folgen, so mußte aus ihm Lib. I. 61. 64. die Lehre von einem körperlosen Weltbaumeister und Welterhalter vor Allem bemerkt werden. Wie konnte aber alsdann das Wesen der Aegyptischen Mythologie nur in Naturdienst und in Zeitrechnung S. 241 gesetzt werden, wodurch ja doch solche Philosopheme über die Natur wohl ausgeschlossen sind? Eine Behauptung, die wir nicht unterschreiben möchten. Wir befürchten, daß diese beschränkte Ansicht der Aegyptischen Religion dem Verf. auch die tiefere Wurzel des Thierdienstes verborgen hat, worüber wir, obgleich gerade hier der Philosop hin Anspruch zu nehmen wäre, jedoch mit ihm nicht rechten wollen, da es unsere Absicht ist, die Methode dieser, sich so nennenden, Untersuchung zu würdigen, nicht aber in hypothetischen Dingen Behauptnng gegen Behauptung zu stellen. Uebrigens zeichnen wir in diesem Capitel einzelne gute Bemerkungen aus, wie

S. 245 die Bestreitung der Dorneddenischen Calenderhypothese. S. 252 ff. die Ableitung einer Legende aus einem Ritus und aus einem Symbol, und die daran geknüpfte Parallele der Götterideen mit den Elementen der Sprache, S. 256 die Bemerkung über die mythische Gewohnheit, die Prädicate außer ihrem Gegenstande zu setzen. Aber bei der Unkritik im Ganzen sind diese Gedanken nur Blitze, welche die herrschende Finsterniß desto fühlbarer machen. Auch zeigt sich keine nennenswerthe Aufmerksamkeit auf die architectonischen bilderreichen Monumente, wovon in Aegypten doch mehr als in irgend einem Lande des Alterthums abhing; und wenn der Verf. von der Ibis, von dem Scarabäus und von der Schlange redet, warum lesen wir nichts Erhebliches vom Wolfe, von dem Mannsphinx, vom Lotos, vom Nilschlüssel, vom Sistrum und andern Dingen? oder waren diese Symbole etwa minder bedeutend? Wir dächten das Gegentheil. Mehr Befriedigung gewähren solche Capitel, wo das kritische Geschäft ganz einfach ist, weil das Materiale nur aus Einer Quelle genommen werden kann, z. B. Sanchuniathons Phönicische Kosmogonie aus Eusebios S. 275 ff., deren Erklärung, da sie auf Etymologie gebaut ist, der Prüfung der Orientalisten überlassen bleiben muß. Die folgenden Bemerkungen über Athene, Dione, S. 355 ff. erfreuen durch einige gute Gedanken, worunter S. 308 der Satz von dem Herabbilden der höheren Weltideen ins Besondere des Lebens auszuzeichnen ist, allein auch hier erscheint die Untersuchung im Ganzen wieder als ein Bericht aus unvollständigen Acten. So möchte z. B. Niemand geneigt seyn, die Herleitung S. 306, Athene von Adon, worauf der Verf. so viel zu bauen scheint, mit der von Te Water im Auctarium zu Jablonski Voc. Aegypt. p. 426. angegebenen, und auch von Hemsterhuis und Valkenaer gebilligten Etymologie von dem umgekehrt geschriebenen Neitha zu vertauschen. Bey der Bemerkung über den Nahmen Dione vermissen wir die hier unerlaßliche philologisch-kritische Vorfrage, unter

welchem Nahmen Semele eigentlich vorkomme, und wie sich Διώνη und Θυώνη zu einander verhalten, denn häufig ist auch die Corruption dieser Nahmen in den Schriften der Alten. Die Erörterungen Burmanns zu Ovidius Metam. VI. 174, Davies zu Cicero de N. D. III. 23, und besonders Valkenaers in der Diatribe Euripidea p. 174. konnten hier der schwankenden Untersuchung einen festeren Boden geben. Der Verf. aber räsonnirt hier wieder aus der einzigen Stelle des Diodoros, ohne sie auch nur bestimmt anzuführen. Sie steht Lib. III. cap. 61. p. 348. ed. Bip. Es folgen Orphische Kosmogonien aus Damascius, nach Kanne's Analecta, mit eingestreuten guten Bemerkungen, wo auch Herders mit billigem Lobe gedacht wird. Hier wird der hohe Werth der Mosaischen Schöpfungsgeschichte hervorgehoben. Darauf S. 320—324 wird das Verhältniß der Sabäischen Kosmogonie zur Hebräischen Genesis, und sodann der Einfluß der ersteren auf die Griechische Philosophie und ihre Ausbildung in den naturphilosophischen Systemen der alten Jonier, des Pythagoras, der Eleaten und weiter bis auf Anaxagoras gezeigt. Diese kurze Uebersicht wird aber Niemand befriedigen, der, wie billig, in einer Mythologie des Alterthums auch Darstellung der symbolischen Philosophie sucht. Offenbar unrichtig ist es auch, wenn der Verf. behauptet: aus dem System des Pherekydes (von Syros) habe sich nichts Zusammenhängendes als ein einziger Ausspruch erhalten. So könnten wir durch des Verf. Unkunde noch mehr verarmen, als selbst durch das Schicksal. In der Pherekydeischen Sammlung von Sturz p. 42 konnte er obschon dorten dieses Pherekydes nur beyläufig gedacht wird, auch über ihn weit Mehreres finden, und gerade der symbolisirende Pherekydes, auch Pythagoras und Herakleitos, mit ihren so merkwürdigen Weltansichten, verdienten hier eine eingreifendere Bemerkung.

VII. Griechische und Römische Mytholcgie S. 325 ff. Hier gibt das Ausgehen vom unwidersprechlich

wichtigsten Zeugniß des Herodotos, wie auch der sichtbar höhere Standpunct und die Aufmerksamkeit auf die Orphischen Institute Hoffnung zu einer gründlicheren Methode, und in der That, hier besonders muß dem Verf. das Lob bleiben, das Rechte gewollt, und das, worauf es zuletzt hierbei ankommt, richtig ins Auge gefaßt zu haben: — allein mehr läßt sich auch hier nicht rühmen, denn auch hier zeigt sich wieder bald derselbe Nichtgebrauch der rechten Mittel zum rechten Zwecke, dieselbe Unvollständigkeit des Wissens und dieselbe unseelige Verwirrung, die wir oben rügten. Recensent will auch hier Beweise liefern: Vorerst will er, ob er gleich sollte, den Verf. nicht fragen, wie er doch S. 325 die ganze Religionswelt der Griechen ins Plastische setzen konnte, er, der ja doch selbst bald richtig das Mystische nachweist. Er will nicht fragen, warum in der Stelle des Herodotos die so characteristische — und mit Platons Kratylos p. 49 verglichen, so auffallende — Etymologie von θεός ausgelassen worden. Er will nicht urgiren, daß die Uebersetzung der entscheidenden Worte in den Stellen Herodots II. 53. 181. um so mehr einer Rechtfertigung bedurfte, da die eine erst neuerlich durch Wolf, Prolegg. ad Homer. p. 54. ihre volle, selbst von Larcher nicht beachtete, Erläuterung erhalten hat, die andere aber kritische Schwierigkeit zeigt, s. Valkenaer und Wesseling zu dieser Stelle und des ersteren Note zu Euripid. Hippolyt. vers. 952. Aber er fragt, und muß fragen, warum der Verf. einer Untersuchung, worin gesichtet und geordnet werden sollte (Vorrede S. X.), hier, wo, wie in keinem andern Theil der Mythologie zu sichten und zu ordnen ist, dies so ganz unterlassen hat? Warum er S. 344 alle Untersuchungen über die Orphischen Poeme mit der Bemerkung abweist: „sie seyen nun verfaßt und gesammelt, von wem und zu welcher Zeit, sie wollen," unbekümmert um Alles, was ehemals — s. Fabric. Bibl. graec. I. p. 140. ff. ed. Harles — und neuerlich von Valkenaer de Aristobulo p. 83. ff. von Friedr. Schlegel, von Schnei-

der und Andern für und wider gesagt worden. Je mehr wir mit dem Hauptsatze des Verf. (S. 374), das heißt mit der Annahme einer vor Homeros, in Thrakien wenigstens, gekannten reineren Religionslehre einig sind, desto lebhafter müssen wir es bedauern, daß er es versäumte, diesen Satz durch Hülfe einer gesunden Auslegung und gelehrten Induction außer Zweifel zu setzen, und z. B. die Waffen, die man aus Herodot. II. 53. VII. 6. Plato de Republ. II. p. 364. Aristotel. Hist. animal. VI. 6. Cic. de N. D. I. 38. und einigen andern Stellen gegen die Form und den Inhalt der Orphischen und ähnlicher Poesien hernehmen kann, und hergenommen hat, durch die Kraft alter Zeugnisse von dem Inhalt und Mittelpunct dieser ältesten Griechischen Theologie abzuwehren, und unter andern aus Simonides bey Stobäos Serm. p. 530. Bakchylides bey Photios p. 253, aus dem Geschichtschreiber Bion bey Athenäos III. 18., aus Aristoteles bey Plutarchos ad Apollon. p. 453. ed. Wyttenb. das wirkliche Daseyn höherer Naturreligion in dem entferntesten Griechischen Alterthum außer Zweifel zu setzen. Wie sehr in diesen Dingen gründliche Belehrung nöthig sey, liegt am Tage. Wähnt man doch immer noch die Sache abgethan zu haben, wenn man aus einigen Stellen, worin der Nahme Orpheus oder Orphisch vorkommt, bewiesen zu haben glaubt, daß entweder seine Existenz zweifelhaft, oder daß er bloß ein etwas besser unterrichteter Priester (im sonst gewöhnlichen Sinn des öffentlichen Griech. Cultus), und daneben ein Verbesserer des Landbau's, ein geschickter Kräuterkenner, und guter Wetterbeobachter gewesen sey. Man kann alle Stellen, worin jene Nahmen vorkommen, getrost aufgeben (wie dann der Sinn von Cic. de Nat. Deor. I. 38. nicht schwer zu entscheiden ist, sondern nach Ciceros Bericht hat Aristoteles, dies läßt sich durch richtige Auslegung außer allem Zweifel setzen, die personelle, leibhaftige Existenz des Orpheus geleugnet); man kann sogar die sämtlichen Orphischen Poeme in

Form und Inhalt für das Product der spätesten Alexandriner halten (obgleich selbst der Zweifler Valkenaer in seiner neuesten Schrift de Aristobulo p. 85. von den Hymnen relativ sehr vortheilhaft urtheilt; und dennoch stehet das Daseyn einer vorhomerischen höheren Theologie, durch die unverwerflichsten Zeugnisse unterstützt, auf festem, unbeweglichem Grunde, einer Theologie, die, da sie Herodotos II. 51. selbst den Pelasgern (d. h. der Vorhellenischen Periode) beylegt, Aristoteles aber a. a. O. ins höchste Alterthum zurück versetzt, doch wohl nicht erst seit den Perserkriegen unter den Hellenen bekannt geworden seyn kann, anderer Beweise nicht zu gedenken, woraus z. B. die Identität sogenannter Orphischer Sätze mit den Sätzen der alten Jonischen Schule (welche bekanntlich zur Zeit der Perserkriege schon erloschen war), dargethan werden könnte. Wir kehren zu unserm Verf. zurück, und bemerken nur noch, daß er selbst den Begriff der Mystik auf diesem Orphischen Gebiete unerörtert ließ, worüber doch bereits Friedrich Schlegel Geschichte der Griech. Poesie S. 18. ff. und 40. das Nöthige erinnert hat. — In der Abhandlung über den Dionysos-Dienst in Thrakien S. 231. ist zwar auf die höhere Würdigung dieses Cultus, im Gegensatz der zusammengeschrumpften Bedeutung vom bloßen Weinbau, gut hingewiesen, aber nicht beachtet ist eben daselbst der so merkwürdige Contrast des neuen Orgiasmus mit dem alten Orphischen Leben (worüber doch bereits ein gelehrter Forscher im Attischen Museum I. 2. S. 290. ff. bemerkenswerthe Winke gegeben hat). Bedeutender aber ist der Fehler, daß vom Verf. nicht einmal benutzt worden, was bereits sein Lehrer zum Apollodoros III. 5. vorbereitet hatte, um das verschiedene Alter und den Werth der Quellen über jenen Cultus und Mythos gehörig zu bestimmen und zu würdigen, von der plastischen Ilias an (welche freylich von dem mystischen Dionysos-Dienst wenig Notiz nahm), von dem Lykurgos und von den Bassariden des Aeschylos bis zu den späte-

sten mythologischen Compilatoren. Und dann wieder in der Lehre von den Mysterien, wie wenig ist dort Altes und Neues gesondert, Thrakisches und Attisches Institut! Wie war aber auch Benutzung des Besseren möglich, da dem Verf. bloß die Stellen des Clemens, des Eusebios, des Cornutus bekannt waren, nach deren Mittheilung die dreiste Behauptung folgt, S. 339: „Dies sind die bestimmtesten Nachrichten, die uns von der innern Einrichtung und dem Ritual der Mysterien übrig geblieben sind.“ Hätte er doch die Eleusinia des Meursius gelesen, er würde erstaunt seyn über die Fülle von Nachrichten, die der gelehrte Mann aus den unverwerflichen Fragmenten eines Philochoros, Melanthios, Menandros, aus der Rede des Andokides und andern Schriftstellern zusammengebracht hat. Ist jemals eine Genügsamkeit tadelhaft gewesen, so ist es diese bey solchem Reichthume. Die Folgen davon zeigen sich auf jeder Seite. Die bedeutendsten Stellen, z. B. die eines Dion Chrysostomos orat. XII. p. 202, des Stobäos Serm. p. 884. und das inhaltsreiche Fragment des Plutarchos (als Anhang der Schrift der S. N. V. ed. Wyttenb. p. 129) und ähnliche sind gar nicht benutzt. Daher dann S. 340 ff. die dürftige Bemerkung über die mystischen Symbole, wo wir den Verf. noch Manches zu fragen hätten, so scharf er auch S. 336., in der Note, jeden Frager abweist. Soll man z. B. hier nicht fragen, wo Gesner sogar die Hoffnung, etwas Sicheres auszumitteln, gänzlich aufgab? Kaum aber erwähret man sich des Unwillens, wenn man S. 341., bey Vernachlässigung der lautersten Quellen, über die Mysterien der Demeter, einen Cornutus angeführt findet. Also für den Verfasser ist der glückliche Fund des Homeridischen Hymnus nicht geschehen? Für ihn ist nicht geschrieben, was Ezechiel Spanheim zum Kallimachos, was Ruhnkenius und andere Ausleger jenes Hymnus, und was sein eigner Lehrer Heyne zum Apollodoros I. 5. 1. mit gelehrtem Fleiße beygebracht haben? Ihn kümmert es nicht,

was der alte Pamphos (Pausan. Attic. I, 3.), was Panyasis, was Sophokles im Triptolemos von der Demeter und ihrem Dienste gesungen hatten, und was noch der späte Claudianus davon singt? Wir begehrten nicht einmal, daß er in dieser Untersuchung weiter gehen, daß er z. B. die Nachrichten des Theopompos bey Plutarch de Isid. et Osirid. p. 549. Wytt., verglichen mit Homer. H. in Cer. 401. und Hymn. Orphic. XXVIII. 13. ed. Herm. und andere unbemerkte Spuren verfolgen sollte, aber daß er, so weit dies möglich, aus den gewiesenen alten Urkunden den ursprünglichen Sinn des Ceres-Mythus und der Festfeier getreulich und rein darlegen, und nun zurückweisend auf das Morgenland, und wieder hinblickend in die Sagen und Philosopheme des Occidents das Entfernteste mit dem Näheren in der Betrachtung zu einem Ganzen verknüpfen sollte — das begehrten wir. Unter solchen allgemeinen Beschwerden ist die Rüge des Einzelnen ein unfröhliches Geschäft. Daher hier nur noch wenige Exempel. S. 342. „Man glaubt, die kleinen Mysterien seyen alljährlich oder alle drei Jahre, die größeren alle fünf Jahr zu Eleusis gefeiert worden." Der Verfasser kannte also das Resultat der Untersuchungen von Corsini Fasti Attici p. 379. und die Bemerkungen von Saintecroix (Memoires de la relig'on secr. p. 878. ff.) nicht? Durch den letztern hätte er auch seine Begriffe von dem Hierophanten (S. 343) berichtigen können, wenn gleich auch jetzt noch manche Frage, z. B. über dessen Cälibat unbeantwortet bleibt. Unbefriedigend, und wie vom Hörensagen ist das, S. 342, über die mystische Wanne Bemerkte, und warum ist denn bey dem sonstigen Bestreben, orientalische Ueberreste im Griechischen Mythus nachzuweisen, kein Wort gesagt über die von vielen Griechischen Schriftstellern angeführte Entlassungsformel, zumal da sie so merkwürdige Spuren Indischer Sprache zeigt, wie Wilford (Asiatic. Research. T. V. p. 300. ff.) bemerkt hat. Mit Recht macht der Verf. auf das Seeligpreisen der Eingeweihten aufmerksam. Es ist ein merkwürdiges Document

des Griechischen Urtheils über diese Institute. Aber um dieses Urtheil kennen zu lernen, mußte nicht die einzige Stelle des Platon im Phädon (und noch dazu unbestimmt. Sie steht S. 380) sondern es mußten die sämmtlichen Aussprüche dieser Art, von dem Homeridischen: „Seelig wer dieses geschauet" (Hymn. in Cer. 485.) an, bis zum Kirchenvater Clemens herab, der an die Stelle des Mystagogen den Heiland setzt, (Meursius Eleusin. cap. 17. Valkenaer zum Hippolitos des Euripid. 25 und die Ausleger des angeführten Hymnus boten reichen Stoff dazu dar) mitgetheilt werden. Es folgen von S. 344 — 374 Auszüge aus den Orphischen Hymnen, und zwar nach den einzelnen Stücken, mit eingestreuten, zum Theil guten, Bemerkungen. Auf die sieben Saiten der Orphisten Leyer, rathen wir jedoch dem Verf., nicht viel zu bauen, da ihr in wichtigen Stellen nur vier Saiten beygelegt werden. (Vergl. Spanheim Remarques s. l. Cesars de Julien p. 117. und besonders Hemsterhuis zum Lucianus T. II. 271. Bip.) Aber wozu hier in einer Untersuchung der ganze Auszug? und zwar so gegeben, wie er etwa nur den Laien dienen kann, die unfähig diese Hymnen im Original zu lesen, doch von ihrem Inhalt etwas wissen möchten? Ein ganz anderes Verdienst konnte sich der Verf. erwerben, wenn er den Versuch machen wollte, das Vielartige, was in Bruchstücken sogenannter Thrakischer Sänger hier und anderwärts vorkommt, durch gelehrtes Vergleichen mit den Dogmen der ältesten Philosophen, innerlich, d. h. seinem Geiste nach, von einander abzusondern. Wir wollen ein Beyspiel geben: In diesen Orphischen Poemen erscheint die göttliche Einheit fast immer als ein körperliches Ganzes: dagegen andere angebliche Reste dieser Thrakischen Priesterpoesie, z. B. das dem Linos beygelegte fünfte Fragment (bey Stobaeos Eclog. L. I. cap. 11.) streben mehr nach der Erkenntniß des Unendlichen als einer Natureinheit. Offenbar gehören also diese Bruchstücke verschiedenen Bildungsperioden an. Andrerseits zeigt sich dagegen wieder

eine mitunter wörtliche Uebereinstimmung orphisch-symbolischer Sätze mit Philosophemen der Jonier. (Man vergleiche Plutarch. ad Apollon p. 375. mit p. 453. ed. Wytt.) Was also hier zu thun war und zu thun ist, liegt am Tage. Eine reiche Erndte bey wenigen Arbeitern! — An jene Auszüge schließen sich Excerpte aus Hesiodos Theogonie an, welche dem Verf. zu Bemerkungen über älteres und neueres Göttersystem der Griechen Gelegenheit geben. Der Erklärung, die er S. 399. von Apollon als Sonnengott giebt, stimmen wir bey. Wir vermissen aber die in dieser Lehre besonders nothwendige Bemerkung, daß auch in Griechenland die alte Kosmologische Bedeutung des Apollon, als Sonnengott, niemals ganz verschwand, denn die Behauptung, daß dies Letztere nur auf einer Umdeutung allegorisirender Philosophen und Priester beruhe, läßt sich nicht nur durch eine Schlußfolge, welche der scharfsinnige Buttmann (Vorlesung über die philosophische Deutung der Griechischen Gottheiten, insbesondere von Apoll und Diana) neulich mit vielem Glück angewendet hat, sondern auch durch eine Antithesis, hergenommen von dem Gebiet alter Symbolik, widerlegen. Eine Erörterung, die die Gränzen dieser Kritik überschreiten würde. Auch verdient die Kürze Tadel, womit unser Verf. S. 400 ff. von der Artemis handelt, wobey der Ephesierin gar keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Und verdiente ein Gebilde des vorderasiatischen Sabäismus diese Aufmerksamkeit, so war es dieses Wesen. Wie vieles war hier zu betrachten! Vorerst die Verbreitung dieses Dienstes durch Mysien, Pamphylien, Lydien, besonders der Cultus der Leukophryne zu Magnesia am Mäander (wobey dem Verf. die antiquar. Aufsätze seines Lehrers I. S. 109 Nachweisung geben konnten), sodann die alten Sagen vom siebenmaligen Tempelbau (Forster in den Memoir. de la Soc. des Antiq. de Cassel I. 178. und Bibl. der. alt. L. u. K. Nro. X.) das über den Bakchusdienst hinausgesetzte hohe Alterthum dieses Cul-

mus (Pausan. VII, 2. p. 239. Fac.) die erst später geschehene Ansiedelung der Jonier in diesem Lande, der Contrast dieser ungenügsamen überladenen Tempelsymbolik mit der schönen Beschränkung und mit dem gehaltenen Maaße der in der Nachbarschaft aufblühenden Poesie des Homeros, sodann die Bedeutung dieser Sinnbildnerey, dieser Arabesken und Thiergestalten, dieser Pflanzen und sonderbaren Formen, ferner die Verknüpfung dieser Bildnerey mit Griechischem Natur-Philosophem (von der unwandelbaren Einheit des Wesens, bey dem beständigen Wechsel der Formen, von dem Ineinanderfliessen der verschiedenen Naturreiche) endlich die Macht dieses Cultus noch selbst im Kampf mit dem aufkeimenden Christenthume (Actor. XXI.) Wir bedauren, daß der Verf. so inhaltsreichen Stoff verschmähte um so lebhafter, da er S. 389 ff. in der Genaologie der Leto, als Nacht, und ihrer Kinder, als der beyden großen Tageslichter, auf gutem Wege war. Und jetzt glauben wir, ihn weit genug begleitet zu haben, um das oben niedergelegte Resultat unseres Urtheils, und somit die Ueberzeugung zu begründen, daß über die Mythologie des Alterthums nicht nur mehrere, sondern auch andere Arbeiten folgen müssen.

Aelteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Literatur bis zur Völkerwanderung. Von Johann Christoph Adelung. Leipzig bey Georg Joachim Göschen, 1806. XV. S. Vorr. und Inhaltsanz. 402 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18ggr.)

Für die deutsche Geschichte wird vielleicht die Aufhebung der deutschen Reichsverfassung von sehr nützlichen Folgen seyn, indem sie die beschränkte Rücksicht auf die Ausbildung des deutschen. Reichs sich erweitern läßt, zu einem umfassenden Blick auf die Ausbildung und Entwickelung der Nationalität der Deutschen. Wie das Churfürstliche Collegium sich ausgebildet, wann zuerst die Fürsten angefangen, durch Gesandte

auf den Reichstägen sich vorstellen zu lassen, und der Streit der Churfürstlichen und Fürstlichen Gesandten um den Exzellenz-Titel, waren Gegenstände, die man mit größerer Sorgfalt erläuterte, als man auf die Bestimmung so vieler hochwichtiger Puncte wandte, durch welche das Verhältniß der verschiedenen Classen der Nation, unter sich und zu ihren Fürsten, in den verschiedenen Zeiten verschieden sich darstellte. Die Aufzählung der meist nur kurzdaurenden, zum Theil ganz unwirksamen Anordnungen der Kaiser und Könige, wurden mit größerem Fleiße betrieben als die Aufforschung der Berührungspuncte der deutschen Nation mit andern Nationen. So vernachlässigte man besonders auch die frühere Geschichte vor der Entstehung des deutschen Reichs, obgleich doch nur in jener Zeit die Bedingungen und die Keime des ganzen nachherigen Zustandes aufgefunden werden konnten, und daher eine gründliche Erläuterung dieses nachherigen Zustandes ohne jene so gut als unmöglich war. Diese Fehler in den deutschen Reichshistorien giengen auch in die Specialgeschichten über. Man ließ zwar, wo es nur möglich war, die Römer in der Zeit vor der christlichen Aera und in den ersten christlichen Jahrhunderten recht wacker ihr Wesen treiben; aber man kümmerte sich wenig darum, welchen Einfluß die Römer auf die Bildung der Nation gehabt haben möchten. Die wenigen trefflichen Deutschen Specialgeschichten eines Möser (dessen Osnabrückische Geschichte in ihrer Anlage als Muster, wie die Specialgeschichte eines Landes bearbeitet werden müsse, aber in manchen Theilen der Ausführung auch als Warnung vor den Abwegen dient, auf welche die Phantasie selbst den forschenden und Belege aufgestellter Behauptungen suchenden Fleiß zu führen vermag), eines Johannes Müller, eines Wenk fanden bisher wenige Nachahmer, und die allgemeine deutsche Historie, welche allgemein geworden, ehe sie das Specielle aufgefaßt, blieb in ihrer Beschränktheit und Einseitigkeit. Dabey wurde hie und da vernommen, es besäße keine Nation, auch die Französische nicht, so trefflich ausgearbeitete

Historien ihres Reichs, als die unsrige, wiewohl die Französische historische Literatur einen großen Schatz von guten Specialgeschichten aufweisen kann, so daß selbst nicht leicht eine bedeutende Französische Stadt genannt wird, deren Geschichte nicht bereits besonders bearbeitet worden. Wir freuen uns, bey dem Beginnen unsrer Jahrbücher unsre historische Literatur mit Bearbeitungen mehrerer einzelnen Theile der Deutschen Historie bereichert zu sehen, durch welche der Plan, für welchen Möser arbeitete, die Möglichkeit eines Deutschen Livius, seiner Ausführung beträchtlich genähert worden ist, als Pfisters Geschichte von Schwaben, A. Kirchner's Geschichte der Stadt Frankfurt am Main, Mannerts Bojoarien u. a. Zu diesen verdienstlichen Werken gehört auch die vorliegende älteste Geschichte der Deutschen ungeachtet der Mängel, welche in ihr die Kritik entdeckt.

Wir glauben von diesem Werke in unseren Jahrbüchern besonders deswegen berichten zu müssen, weil bis jetzt in keinem unsrer kritischen Institute eine ruhig und vorurtheilsfrey beurtheilende und würdigende Anzeige desselben erschienen ist. Wir nehmen in der Beurtheilung desselben auf zwey frühere Recensionen Rücksicht, welche die Jenaische Allg. Lit. Zeit. 1807. Nro. 98. 99. und deren Intelligenzblatt dess. Jahrs Nro. 32. enthalten, von welchen besonders die letztere, obgleich wir mit vielen ihrer Resultate übereinstimmen, uns von Ungerechtigkeiten gegen Adelung und seine Schrift nicht frey zu seyn scheint.

Es behandelt einen Zeitraum, in welchem dem combinirenden Scharfsinne weit mehr Raum ist, als dem forschenden Fleiße, in welchem aber auch eben deswegen die Kritik sehr oft aufgerufen werden muß, um den übermüthigen Eingriffen des erstern in das Gebiet des letztern zu wehren. Der Verf. hatte die Absicht, scheinbare durch das Ansehen großer Geschichtforscher unterstützte Hypothesen in ihrer Leerheit darzustellen, womit sich aber auch das positive Bestreben vereinigte, neue

Entdeckungen zu machen und vorzutragen. Es sind diesem Plane zufolge diejenigen Theile der ältesten Deutschen Historie ausgeschlossen, bey denen er auf Bearbeitungen verweisen konnte, welche nach seinem Urtheile keine Nachlese zuließen. Das letztere Bestreben finden wir nicht überall gelungen, und wir halten uns um desto mehr verpflichtet, unser Urtheil durch eine sorgfältige Prüfung der angegebenen Resultate zu begründen, da der große Ruhm, welchen der verstorbene Verfasser nicht nur als Sprachforscher, sondern auch als Geschichtforscher sich erworben hat, dessen Behauptungen ein größeres Gewicht geben könnte, als die Gründe, womit sie unterstützt sind, zulassen. Aber sehr viele wichtige Aufklärungen verdankt die älteste deutsche Geschichte diesem Werke, und die Enthüllung mehrerer sehr scheinbarer Erdichtungen. Wäre es nicht (nach der Vorrede) mehr als zehn Jahre vor seiner Erscheinung ausgearbeitet, so würde der Kampf gegen mehrere bereits verschwundene historische Fantasmen wohl erspart worden seyn, aber dagegen würden andre Hypothesen dem forschenden Verfasser sich entgegengestellt haben. Aus dieser Anlage des Werkes erhellt, daß wir hier kein Werk historischer Kunst zu beurtheilen haben, sondern nur eine kritische Sichtung der Materialien für die künftige Bearbeitung der ältesten Deutschen Geschichte. Die hin und wieder platte, der historischen Darstellung unwürdige Sprache soll daher auch nicht ausführlich gerügt werden. So verrichtet S. 62 Pytheas eine Reise. Andre Ausdrücke von noch mehr niedriger Art sind in der angeführten Recension der Jenaischen Allg. Lit. Zeitung S. 178. 179. bereits gerügt. So wollen wir auch auf die Unverhältnißmäßigkeit in der Ausführung der Materien, und auf die Ueberflüssigkeit mancher Digressionen zu nur entfernt verwandten Gegenständen, welche nur geringe Ausbeute für den Hauptgegenstand geben, kein großes Gewicht legen.

Zuerst gebührt diesem Werke das richtige Verdienst, im ersten Abschnitte (Aelteste Geschichte der Deutschen bis auf den Pytheas). Die Geschichte der Deut-

schen in eine frühere Periode zurückzuführen als die gewöhnlichen Deutschen Geschichten, welche mit dem Cimbrisch-Teutonischen Kriege anheben. Woher die Germanen in die Länder, in welchen sie zuerst angetroffen werden, von den Küsten der Ostsee westlich bis an den Hercynischen Wald, oder bis an die Donau, und östlich in dem ehemaligen Pohlen nach weiterhin südlich, läßt Adelung (S. 12. flgd.) unbestimmt, nach dem Vorgange Schlözers (Allg. nord. Gesch. S. 338.), mit welchem er auch die Frage aufwirft, ob Scandinavien vielleicht als der Ursitz der Germanen anzusehn, oder ob es aus Germanien bevölkert sey, eine Frage, welche er ebenfalls auf sich beruhen läßt, welche also, da sie bereits von Schlözer als problematisch hingestellt war, nicht hätte wiederholt werden sollen, wenn zu ihrer Beantwortung nichts beygetragen werden konnte. Der Verf. indeß, welcher so sehr gegen Hypothesen, als gegen „historische Romane„ streitet, erfindet hier für die älteste Bevölkerung zwey Zuglinien, eine nördliche und eine südliche, auf welcher die sechs Europ. Stämme, die Iberier, Celten, Germanier, Thracier, Finnen und Slaven eingewandert seyn sollen. Doch weiß er nur „vermuthlich“ anzugeben, welchen von diesen beiden Wegen jeder Stamm nahm. (S. Jen. A. L. Z. Nr. 92 S. 171 und Nr. 98 S. 178.) Sehr ungerecht finden wir den Vorwurf, welcher in dem Intelligenzbl. S. 271 dem Verf. wegen der Verwerfung Scandinavischer Sagen und allzu großer Vorliebe für Griechische Mythen gemacht wird. Der Verf. beweist nirgends aus Mythen etwas Positives. Denn es ist doch sehr verschieden, in der Fabel von Phaeton, die Bekanntschaft mit dem Bernstein zu finden, und aus Scandinavischen Sagen den Gang der Germanischen Einwanderung zu bestimmen. Die Untersuchungen über die Einwanderung der Germanen werden wohl nie zu einem gewissen Resultat führen, da bey den Germanen selbst das Andenken davon sich so verlohren hatte, sie also in so frühen Zeiten geschah, daß, wie der Mythus von dem Tuisko, terra editus, bey Tacitus deutlich genug ausspricht, die Germa-

nen sich für die Ureinwohner des von ihnen bewohnten Landes hielten. Die erste Bekanntwerdung der Germanen soll nach dem Verf. durch den im Alterthum so sehr gesuchten Bernstein veranlaßt worden seyn (S. 1 flgd.), dessen Homerus und Hesiodus als eines gangbaren Schmucks erwähnen. Der Verf. wird aber dennoch selbst zweifelhaft, ob ἤλεκτρον (nicht wie er es nennt, Elektor) bey den Griechen auch immer Bernstein, wenigstens überall Preußischen Bernstein, bedeute; aber der Mythus vom Phaeton, dessen auch Hesiodus erwähnt, benimmt ihm wieder diesen Zweifel, und so waren nach seiner Meinung zur Zeit des Trojanischen Krieges die Griechen mit dem Bernstein aus Preußen so gut bekannt als wir. Wir würden gerne dem Verf. glauben, wenn er 1) uns die Stelle in Hesiods Theogonie (welche in der Anmerk. im Allgemeinen citirt wird, der Verf. hat v. 338 im Sinne) nachwiese, die den Preußischen Eridanus ausdrücklich nennt; denn nach der Auslegung der spätern Mythographen wenigstens, welchen doch hier eine Stimme gebührt, war des Hesiodus Eridanus kein andrer, als der Padus. (Diod. V. 23. Hygin. f. 154. ib. Staveren.) 2) Die Spuren deutlicher bezeichnete davon, „daß auch der Bernstein in den früheſten Zeiten auf einem solchen Landwege (wie die Phönicier das Zinn auf dem Landwege von den Iberiern in dem heutigen Spanien erhielten) vermittelst großer schiffbaren Flüsse aus der Ostsee in das schwarze Meer gebracht worden; denn Herodot III, 115, nach welchem der Bernstein von eben dem Ende der Welt kömmt, woher das Zinn gebracht wird (ἐξ ἐσχάτης δ' ὦν ὁ, τε κασσίτερος ἡμῖν φοιτᾷ, καὶ τὸ ἤλεκτρον) wird doch diese Spuren nicht enthalten sollen. Der Verf. will sie in dem Wege finden, welchen der Pseudoorpheus seine Argonauten am schwarzen Meere nehmen läßt; aber sollte dann nicht auch Herodot den Handelsweg des Bernsteins genauer gekannt haben, von welchem er jetzt nur sehr fremd spricht? Rec. kann daher mit dem Ausspruch der Jen. Rec., daß der älteste Weg des Handels mit Bernstein hier tref-

fend und gründlich entworfen sey, nicht übereinstimmen; denn eine gründliche historische Darstellung kann doch keine andre, als eine mit hinlänglichen Gründen und Beweisen unterstützte Darstellung seyn, und diese Gründe und Beweise vermißt hier Rec. Denn anzunehmen, daß „vielleicht an der Mündung der Düna ein betriebsames Völkchen wohnte, welches den Bernstein von den unwissenden Bewohnern der Küste, wie in der Folge die Teutonen erhandelte, und ihn vermittelst der Düna und des Dniepers in das schwarze Meer brachte," heißt doch nicht erweisen. Dem Rec. scheint Mannerts (Geogr. der Gr. und R. III, 336.) Behauptung, daß die Phönicier und später die Griechen den Bernstein am Adriatischen Meere umtauschten, weit vorzuziehen, da sie durchaus nichts an sich unmögliches ausspricht, und außer dem Mythos, welcher die Entstehung des Bernsteins an die Küste des Adriatischen Meers verlegt, zwey historische Zeugnisse des Verf. der mirabil. auscultat. (ed. Beckm. S. 161) und Diodors (V, 23) für sich hat. Den Eridanus will Adelung mit Bayer zur Düna machen, wogegen schon Schlözer (Allg. Nord. G. S. 9) sich sehr laut erklärt hatte. Den Mythologen dürfen wir die Deutung des Mythus von Phaeton nicht vorenthalten, nach welcher er „vielleicht ein solcher Kaufmann war, welcher bey dem Bernsteinhandel auf einem dieser Flüsse verunglückte, und dafür durch die Dichtung verewigt ward." Die zur Deutschen Historie durchaus nicht gehörige und hier sehr dürftig behandelte Untersuchung über den Brittischen Zinnhandel, wird mit der trivialen Bemerkung eröffnet, es werde bey Homer unter dem νώροπι χαλκῷ Norisches Stahl nicht verstanden; sie wird in Zusammenhang mit der Geschichte Deutschlands durch die Bemerkung gebracht, daß aus der vielfachen Kenntniß und Erfahrung, welche die Entdeckung und Ausschmelzung des Zinns voraussetze, und aus der langen Zeit, welche erfordert werde, daß sich eine solche Waare durch so viele dazwischen wohnende wilde Stämme den Weg zu einem so entfernten Volke, als

zu den Westasiaten bahnen könne, der Schluß machen lasse, „es sey Europa, und folglich auch Germaniens Wälder und Sümpfe, weit früher bevölkert worden, als man gemeiniglich anzunehmen pflegt, und zwar weit vor dem Anfange aller Geschichte, indem wir bey ihrem ersten Morgenroth hier (d. i. in Europa) schon alles in Leben und Thätigkeit, und hin und wieder schon Kunstfleiß, Handlung und Gewerbe erblicken, so kümmerlich auch alles noch seyn mag." Rec. will den Satz nicht bestreiten, daß eine Periode Europäischer Cultur vor dem Anfange unsrer Geschichte gewesen sey, aber er mag den Zinnhandel nicht zum Beweise davon gebrauchen, denn dieser kann nur eine frühere Cultur von Brittannien, und muß, verglichen mit Tac. Germ. 5, das Gegentheil von des Verf. Behauptung für Germanien erweisen. Die Recens. der Jen. A. L. Z. legt ihm hier einen Sinn unter, welchen seine Worte nicht ausdrücken, daß er nähmlich den Waarenzug aus dem Aquitanischen und Atlantischen Meere in das Mittelländische durch Deutschland leite, ein Mißgriff, welcher ohne Zweifel daraus entstand, daß der Verf. derselben das allerdings etwas unbestimmte Wort „hier" zu speciell auf Deutschland deutete. Der Verf. der Bemerkungen in dem Intell. Blatt, welcher gern dem gelehrten Manne Widersprüche vorwirft, erhebt jubelnd seine Stimme bey dieser Behauptung, die ihm der Schilderung der Deutschen Bestialität im letzten Abschnitte zu widersprechen scheint, nicht bedenkend, daß A. in dieser Stelle von dem Zustande Germaniens vor dem historischen Zeitalter, in dem letzten Abschnitt aber von der Zeit nach dem Eintritte der Germanen in die Historie redet. §. 6—9 wird Gatterers auf eine unrichtige Deutung von Herodot IV, 11. gebaute Hypothese von Europäischen und Asiatischen Kimmeriern sehr gründlich, nur zu weitschweifig, widerlegt. §. 10 wird gegen den Satz gestritten, die Germanen seyen Scythen. Der Sieg ist hier leicht, da sich niemand dem Kämpfer entgegenstellen wird. In der Anmerkung wird durch Induction

bewiesen, daß die fünf Scythischen Wörter Spu Auge, Api Erde, Aor Mann, Pata Mörder, Arima eins in keiner bekannten Sprache vorkommen, und daß folglich (?) die Sprache der Scythen des Herodotus mit keiner jetzt bekannten Sprache verwandt sey. Rec. bemerkt hier, daß ihm das Wort Cems (S. 28) im Neupers. für Auge unbekannt ist, und daß, so viel er weiß, im Neupers. wie im Pehlvi das Auge Tschesch m heiße. §. 11. 12. wird die Deütsche Historie mit einer neuen Begebenheit bereichert, mit dem Zug des Sigovesus aus Gallien nach Germanien v. C. 590 zur Zeit des Tarquinius Priscus aus Liv. V, 34. und des Livius Nachricht wird mit Plutarchs (in Camillo) Angabe verglichen. Mit Unrecht wurde gewiß diese Nachricht in den Deutschen Historien bisher übergangen, obgleich immer dem Verf. der Bemerkungen im Jen. Intelligenzblatt zugegeben werden kann, daß A. zu viel behaupte, wenn er den ganzen Hercynischen Forst durch die Gallier besetzt werden lasse. Wir möchten aber nicht dagegen, wie jener Verf. Caesar de b. G. VI, 24. anführen, nach welchem die Tectosagen, Ueberbleibsel jener alten Gallier, als die geringeren in ihrem Aeußern (victu et cultu corporis) gänzlich germanisirt waren, denn wie viel konnte in einem halben Jahrtausende sich ändern? §. 13. ist einer der schwächsten im ganzen Werke. Vielleicht, so reihen sich die Gedanken, wurden durch die Gallier Germanische Völker zur Verlassung ihrer Wohnsitze im Hercynischen Walde genöthigt. Es ist möglich, daß sie sich nach Scandinavien gewendet, aber es ist wahrscheinlich, daß sie sich in Westen auf Kosten desselben Volkes, welches sie vertrieben, schadlos gehalten, und im Belgien niedergelassen haben, weil nach Cäsars Berichte (d. b. G. II, 4.) die Einwohner dieses Landes von Germanen abstammen, die vor Alters (antiquitus) über den Rhein gekommen waren, und die bisherigen Gallischen Einwohner vertrieben (oder nach A. sich vielmehr mit ihnen vermischt) hatten. Dies Schwanken verräth schon keinen festen historisch-kritischen Sinn; wir würden auch dem Verf. entgegensetzen, daß,

wenn antiquitus sich auf eben die Zeit beziehen sollte, in welcher unter Sigovesus die Gallier des Hercynischen Waldes sich bemächtigten, Cäsar mit sich selbst im Widerspruche wäre, wenn er von eben dieser Zeit unbedingt behaupten wollte: Ac fuit antea tempus, quum Germanos Galli virtute superarent. Plötzlich aber wird am Ende des §. das ganze Resultat vernichtet durch die Bemerkung: „doch, da bey des Belloves (welcher zu eben der Zeit, da Sigovesus nach Germanien zog, sich gegen Italien wandte) nach dem Livius sich bereits Cimbern befunden, und zwar unstreitig Cimbern aus Belgien, so muß ihre erste Einwanderung in Gallien noch früher geschehen seyn." Nun möchten wir wissen, in welcher Ausgabe von Livius Geschichtsbüchern unter den Nahmen der Völker, welche mit Bellovesus zogen, der Verf. den Nahmen der Cimbern entdeckt habe (Liv. V, 34.), und wenn er sie entdeckt hätte, welches Recht ihm zustände, sie aus Belgien kommen zu lassen? Warum hätten denn die nachherigen Cimbern auf ihrer Flucht gerade an diesen ihren Stammgenossen so furchtbare Feinde gefunden (Caes. d. b. G. II, 4.)? Eine nähere Erläuterung über diese vorgeblichen Belgischen Cimbret giebt, nachdem §. 14. über des Karthagers Hamilko Entdeckunsreise, mehreres sehr Unwichtige und Ueberflüssige beygebracht, und §. 15. gegen diejenigen wacker gestritten worden, welche den Brennus mit seinen Galliern aus Scandinavien, und zwar aus Norwegen, kommen lassen, §. 16. Es werden hier einige Männer aus dem Alterthume genannt, welche des Eismeeres gedenken, wie Hekataeus, über welchen in der Anmerkung sehr unbefriedigende Auskunft gegeben wird, Philemon. Da aus dessen Schriften Plinius den Nahmen anführt, welchen die Cimbern dem Eismeer geben, so nimmt Hr. A. davon Gelegenheit, seine Hypothese weiter zu erläutern, aber in einem wahren Zirkelschluß. Die Cimbern des Philemon, meint er, sind entweder die in Jütland oder die in Belgien. Die Belgen, welche späterhin in Britanien einwanderten, von welchen die Walliser und Niederbretagner ein Ueberrest sind, nennen sich

noch jetzt Kymri. Weil sie sich jetzt Kymri nennen, so hießen sie im Alterthume Cimbern, und „ihr Nahmen ist also älter als man wohl geglaubt hat.“ Die Cimbern, deren nach Strabo (VII. S. 292.) Ephorus und Posidonius erwähnen, sind nun auch Belgische Cimbern, denn der Verf. stellt wieder den durchaus unbewiesenen Satz auf, daß vor dem Cimbrisch-Teutonischen Kriege niemand der Cimbern aus Jütland erwähne. Ein solches Raisonnement kann nur der Altersschwäche verziehen werden. Einen Nachtrag zu dieser Untersuchung giebt noch Absch. VI. §. 41. S. 244. wo behauptet wird, daß die Cimbern, welche Delphi geplündert, nach Appian (Illyr. c. 4. S. 833. 834. Schw.) von des Sigovesus Heere gewesen, und daß es nicht unwahrscheinlich sey, daß sie Belgische Cimbern gewesen. Nach Appian sind dies aber doch die von Marius überwundenen Cimber, welche nach des Verf. Meinung aus Jütland stammen. S. 113 werden in zwey Anmerkungen mehrere Bedeutungen des Wortes Kymre oder Cimber angegeben, aber nach S. 278. Z. 9. soll es einen Eingebohren bedeuten, ohne Beweis. Wir haben unsre Ueberzeugung von der Unstatthaftigkeit der Adelungschen Hypothese von Belgischen Cimbern ausgesprochen, aber dennoch müssen wir die Art mißbilligen, mit welcher der Verf. der Bemerk. im Jen. Int. Bl. sein Urtheil über sie ausspricht: „Die Cimbern hält A. S. 41. für Belgen, in Belgien eingewanderte, und dort gallisirte Deutsche, und S. 116 läßt er sie wieder aus Jütland herstammen: daraus sieht man, daß er selbst nicht recht weiß, was er will.“ Da in der zuletzt angeführten Stelle A. mit vielen Worten, die Jütischen Cimbern unterscheidet von den Belgischen, so kann diese Behauptung des Kritikers nur in einer unverzeihlichen Nachlässigkeit oder in bösem Willen ihren Grund haben.

Zweyter Abschnitt. Reise des Pytheas an die Bernsteinküste S. 51—97. Rec. ist mit der Recens. der Jen. A. L. Z. völlig darin einverstanden, daß durch diesen langen Abschnitt, so fleissig er auch bearbeitet ist, die

Historie nichts gewinne. A. selbst gesteht, daß er dem in des Freyherrn von Wedel-Jarlsberg Abhandlungen über die ält. Scand. Geschich. Kopenh. 1781. gebahnten Wege folge, mit einigen wenigen Verbesserungen. Da Rec. jene Abhandlung nicht vergleichen kann, so ist er nicht im Stande, jene Verbesserungen auszuheben. A. schreibt seinem Führer das Verdienst zu, die nordöstliche Reise des Pytheas zuerst in ihr wahres Licht gestellt zu haben. Die Hauptsätze der Adelungschen Darstellung aber sind schon theils in Schönings Abhandlung von den Begriffen und Nachrichten der alten Römer von Norden, theils in Schlözers Anmerkungen dazu (Allg. Welthistorie B. XXXI.) zu finden. Auffallend ist die Untreue, mit welcher A. in der vollständigen Literatur über die Reise des Pytheas, S. 54., Schönings Meinung von Thule, um welches sich, als um ihren Mittelpunct, diese Untersuchung dreht, und welches A. für den südlichen Theil von Norwegen erklärt, darstellt. Nach ihm hält Sch. es für Scandinavien, da dieser doch S. 18 nicht nur, seine Meinung deutlicher bestimmend, sagt: „Thule seyen richtiger die südwestlichen und nördlichen Küsten der Scandinavischen Halbinsel, wo der lange Strich Landes ist, den man Norwegen nennt,“ sondern auch sogar zur Bestätigung seiner Meinung, wie A., anführt, daß eine Provinz in dem südwestlichen Theil des Landes, welcher wahrscheinlich am frühsten von den Phöniciern sey besucht worden, den Nahmen Thiele oder Thilemark noch jetzt trage. Am meisten ist in diesem Abschnitte gegen §. 2. einzuwenden, in welchem die Reise des Pytheas in das Jahr 320 v. C. gesetzt wird. Wie hier dem Verf. Strab. IV, S. 190 habe auf den Gedanken bringen können, Pytheas möge zu Scipios Zeiten gelebt haben, ist unbegreiflich, da der Sinn des Polybius, welchen Strabo excerpirt, dem ersten Anblick sich darlegt. Polybius wollte die bedächtlichen vorsichtigen Aeusserungen der Einwohner von Corbulo und der Massilier u. s. w. über Brittanien den nach seiner Meinung leichtsinnig vorgetragenen Unwahrheiten des

Pytheas entgegensetzen; denn in den Worten περὶ ἧς εἴρηκε Πολύβιος, μνησθεὶς τῶν ὑπὸ Πυθέου μυθολογηθέντων, ὅτι κ. τ. λ. ist ὅτι mit εἴρηκε zu verbinden, und nicht, wie es dem Verf. einfiel, mit μυθολογηθέντων. Die folgenden Worte erzählen also das Resultat der wirklichen Erkundigungen Scipios bey den Massiliern u. s. w. nicht eine Erdichtung des Pytheas von einer vorgeblichen Erkundigung.

Dritter Abschnitt. Geschichte der Deutschen bis auf den Cäsar S. 98—130. §. 1. läßt A. Deutsche an dem Zuge der Gallier gegen Thracien und Kleinasien v. C. 223. Antheil nehmen. In dem Nahmen der Teutobodiaker findet er die Teutonen; denn Teutobod heißt ihm Gebieter der Teutonen, und Teutobodiaker sind also solche, welche dem Gebieter der Teutonen unterworfen sind. Sollte aber diese Ableitung nicht der Afteretymologen würdig seyn, über deren Aussterben er S. 102 so frohlockt. Die Belgischen Cimbern dürfen bey diesem Zuge auch nicht fehlen, denn es wird eines Anführers Belgius erwähnt, und weil Josephus sagt, die Galater hießen eigentlich Kymri, so wird er gerufen, zu zeugen, daß Cimbern aus Belgien einen großen Nahmen sich in Kleinasien gestiftet. Die Germanen, welche nach den fastis Capitolinis der Consul Marcellus 279 v. C. schlug, müssen sich (§. 2.) gefallen lassen, Belgische Cimbern zu seyn, und selbst die Cimbern aus Jütland sollen nur diesen Nahmen deswegen führen, weil die Römer sie mit den Kymren verwechselten, indem sie, wie nach einer dunkeln Sage auch die Kymri, durch eine Wasserfluth aus ihrem Lande vertrieben, und zuerst in Illyrien zum Vorschein kamen, wohin die Kymri mit den Galliern früherhin gezogen waren. Solchen Träumen hätte derjenige sich nicht überlassen sollen, welcher die alte Deutsche Historie von Träumereyen andrer reinigen wollte. Wir wissen übrigens aus den neun §§. (§. 3 — 10.) welche den Cimbrisch-Teutonischen Krieg behandeln, keine dem Verf. eigenthümliche Idee auszuheben, verweisen aber wegen der Abstammung der Cimbern auf eine sehr

scharfsinnige Andeutung in der oft angeführten Jenaischen Recens. S. 174, welche genauere Prüfung verdient. §. 11. enthält treffliche Bemerkungen über das deutsche Völkchen um Verona und Vicenza, welches einige für Ueberbleibsel der geschlagenen Cimbern gehalten haben. Der Verf. erklärt sie aus Gründen, welche aus den hohen Doppellautern und dem Hauchenden ihrer Sprache, wovon eine Probe gegeben wird, hergenommen sind, für Abkömmlinge der Tiroler. Die dritte Anm. zu diesem §. enthält eine vollständige Literatur dieser Italiänischen Deutschen. Wir müssen aber hier wieder aufmerksam machen auf eine von den vielen Unredlichkeiten der Bemerkungen im Jen. Int. Bl. S. 277, welche glauben lassen, A. bringe keinen andern Grund vor gegen die Abstammung der Deutschen von den Cimbern, als die Nachricht der Römer von der völligen Vernichtung derselben, da er diese Nachricht doch vielmehr selbst für Uebertreibung erklärt, und nur behauptet, daß die Römer die Ansiedelung eines schon verhaßten Volks in der Nähe des Schlachtfeldes nicht geduldet haben würden. Durch solche Urtheile wird die Kritik verunehrt und in den Augen der Schwachen verächtlich.

Der vierte Abschnitt: Deutschland im Kampfe mit Rom bis zur Völkerwanderung S. 131 — 138. enthält eine dürftige Erzählung der Kriege Cäsars wider die Germanen, und wegen der übrigen vierhundertjährigen Kriege wird auf Mascou's Geschichte der Deutschen verwiesen. In der Forderung Ariovists an die Aeduer und Sequaner wegen Abtretung eines Drittheils ihres Landes, so wie in einer ähnlichen Forderung der Cimbern an die Römer findet der Verf. S. 134: „die älteste Spur des noch in seinen Keimen brütenden Lehnwesens.“ Ariovist soll nach S. 136. kein deutscher sondern ein gallischer Nahme seyn, weil ein König der Insubrischen Gallier dieses Nahmens vorkomme, und durch das Wallisische Wort Arwrwas, ein heldenmüthiger Mann, erklärt werden müssen.

Der fünfte Abschnitt: Nahme, Gränzen und

Klima Deutschlands S. 139—180 zerfällt in zwey Abtheilungen: 1. Nahme Deutschlands und der Deutschen. 2. Deutschlands Gränzen, Klima und Bevölkerung. Die fünf ersten §§. beschäftigen sich mit dem Ursprunge des Nahmen Germanen. Der Verf. ändert in der bekannten Stelle Tac. Germ. 2 victore in victis, wie vor ihm schon Muretus, Cluver und neuerlich Mannert (III, 87), gegen alle Regeln der Kritik, und läßt wie Mannert den Nahmen in Gallien entstehen. Ger heißt in den Ueberresten des alten Celtischen der Krieg und Man der Mensch. Cäsar fand diesen Nahmen in Gallien zu seiner Zeit als ganz gebräuchlich, nach II, 4; diese Stelle wird auf peinliche Weise gedeutet. Wer wird aus dem Zusatze qui uno nomine Germani appellantur folgern wollen, daß keine andre Völker als die Condruser, Eburonen, Cäreser und Pämaner Germanen geheißen? Sie heißen Germanen in Gegensatz zu den Gallischen Völkern, welche Cäsar vorher aufgeführt hatte. Dem Tacitus traut A. sehr wenig Kritik, wir möchten sagen, sehr wenig Verstand zu, wenn er meint, es sey seine Angabe von dem Nahmen der Germanen aus einem Mißverständniß dieser Stelle des Cäsars geflossen. Wir möchten in der Angabe des Tacitus einen Beweis finden für Mösers Annahme einer Heermannie, indem sein nuper, welches doch nicht anders, als mit Zwang von einer verflossenen Zeit von 150 Jahren gedeutet werden kann, auf die Erneuerung einer solchen Verbindung hinweiset. Die höchst undeutliche Stelle des Tacitus würde sich vielleicht durch eine sehr geringe Aenderung Eines Wortes und durch eine andere Interpunction verständlich machen lassen: ut omnes, primum a victore ob metum, mox a se ipsis, *invecto* (statt invento) nomine, Germani vocarentur. Die Mösersche Suevische Heermannie, gegen welche S. 198 noch einmal gestritten wird, hat A. noch keinesweges vernichtet, obgleich nicht zu bezweifeln ist, daß M. die Politik derselben zu fein ausgesponnen habe. Wenn man dasjenige, was Cäsar (d. b. g. VI, 22) von allen Ger-

manen berichtet, vergleicht mit demjenigen, welches er IV, 1. flgd. von den Sueven erzählt, so trifft man bey jenen eine kriegerische Einrichtung an, welche der Organisation des Suevenbundes ähnlich war, eben das Wechseln der Wohnsitze und der Aecker. Unmöglich konnte diese Einrichtung für jedes Volk passen, nur für solche Völker war sie nothwendig, welche gegen einen mächtigen Feind sich zu vertheidigen hatten, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Cäsar keine andre als Suevische Germanen genauer kannte. Diese Einrichtung, weil sie auf Zeiten der Noth berechnet war, hatte bey den Germanen nicht lange Bestand, wie aus Tac. Germ. c. 26 erhellt. Wir sehen daher nicht, daß Mösers Meinung von einer kriegerischen Verbrüderung oder einer Heermanni an sich so unwahrscheinlich sey. Den Nahmen Deutsche und Teutsche (über welche Verschiedenheit §. 6. sehr genügende Auskunft gegeben wird), so wie Teutonen, war nach der Meinung des Verf. nie der Nahme eines einzelnen Volks, sondern allgemeiner Nahme aller Germanen, eben so in Norden früherhin gebräuchlich, als in Süden und Westen der Nahme Germanen. Den Nahmen Deutsch leitet er ab von dem Stammwort Teut, welches unter verschiedenen Formen vorkommend Thiuda bey Ulfilas, Dheod im übersetzten Isidor, Thiet, Thiot, bey Otfried, ein Volk bedeutet, und bringt Beyspiele von andern Völkern, deren Nahme in ihrer Sprache dieselbe Bedeutung hat. Die Aeußerung des Verf. der Bemerkungen in dem Jen. Int. Bl. S. 277. zu diesem sehr gelehrten § mögen wir wegen allzugroßer Ungereimtheit nicht wiederhohlen. Aus der zweyten Abtheilung dieses Abschnittes bemerken wir nur, daß der Verf. S. 163 die Bevölkerung des alten Germaniens zu bestimmen wagt (ohne genau anzugeben, nach welchen Gränzen): „Man nimmt gewiß nicht zu wenig an, wenn man in einem Lande, welches jetzt 24 Millionen hegt und reichlich ernährt, für den jetzigen Zeitraum (also während des ganzen Zeitraums der Röm. Kriege wenigstens) kaum Eine Million annimmt". Wie stolz müßten wir auf unsre Vorfahren seyn,

welche bey so geringer Anzahl die großen Welteroberer zu schrecken wußten! Die Entstehung der Völker wird §. 10. 11. sehr unbefriedigend erklärt, treffliche Bemerkungen enthalten dagegen §. 12 — 14. über Volks- und Localnahmen.

Sechster Abschnitt: Eintheilung und Nahmen der Deutschen Völker S. 181 — 290. Es wird hier die Eintheilung in Ingaevonen, Istaevonen und Hermionen als eine nach des Verf. richtiger Bemerkung nur auf die Wohnsitze der Germanischen Völker, nicht auf ihren Character, ihre Sprache und ihre Abstammung sich beziehende Eintheilung, verworfen, weil auch Tacitus in der speciellen Aufzählung der einzelnen Deutschen Völker keinen Gebrauch davon macht. Dagegen theilt der Verf. nach Tacitus, welcher (G. 38) die Sueven den übrigen Germanen entgegensetzt, den ganzen Germanischen Stamm in zwey Theile, in Sueven und Unsueven. Die letztern werden mit dem Nahmen Cimbern bezeichnet nach S. 240. aus folgenden drey nichtigen Gründen. 1. Weil die große Hälfte (?) der Unsueven, welche in undenklichen Zeiten vor dem Cäsar über den Rhein gegangen war, und ein reichliches Drittheil (?) von Gallien eingenommen hatte, sich selbst Cimbern oder Kimbern nannte, nähmlich nach des Verf. Meinung, wovon oben. 2. Weil die Bewohner der Jütischen Halbinsel, wenigstens des südlichen Theils derselben Cimbern hießen, und 3. weil Plinius H. N. IV, 15. unter seinen Ingaevonen so wie unter den Istaevonen Cimbern nennt. Wir würden indeß diese Eintheilung, da sie das Ansehen des Tacitus für sich hat, gern gestatten, wir finden sie selbst zweckmäßig, aber der Verf. geht viel zu weit, wenn er darin die Unterscheidung der Sprache in zwey Hauptmundarten findet, in die Suevische oder Hochdeutsche und in die Unsuevische oder Niederdeutsche. Sollte man auch, wenn man die Dialecte der ausgestorbenen Völker in Betracht zieht, mit zwey Hauptmundarten ausreichen? Schlözer (Allg. Nord. G. S. 335 ff.) nahm drey Hauptdialecte der bekannten Deutschen Dialecte an, den Sächsischen, Fränkischen und Gothischen,

und dieser letztere läßt sich auch wohl nicht, soviel wir ihn aus Ulfilas kennen, unter Einen der zwey erstern reihen. Die Bemerkungen des Verf. über die einzelnen Völker, würden zu manchen Gegenbemerkungen veranlassen können, wenn wir nicht befüchteten, dieser Recension dadurch eine zu große Ausdehnung zu geben. Dieser Abschnitt ist mit sehr großem Fleiße ausgearbeitet und liefert herrliche Materialien künftigen Bearbeitern. Bey jedem Volke sind die noch vorhandenen zerstreuten Reste ihrer Sprache (meist Nahmen) gesammelt, weniger befriedigend sind die Untersuchungen über die Wohnsitze und zum Theil geschmacklos die Etymologien von den Nahmen der Völker (z. B. die Ableitung des Nahmens Friesen von fresen zittern, beben, weil ihr Land viel Bebeland enthalten). §. 63. enthält einige Anmerkungen über ungermanische Völkerschaften, gegen welche in der Jen. A. L. Z. S. 176. 177. sehr wichtige Erinnerungen gemacht worden sind. Verdienstlich ist das zahlreiche Verzeichniß von übriggebliebenen Wörtern aus den Sprachen der thracischen Völker S. 284 — 290.

Siebenter Abschnitt: Character der Deutschen dieser Zeit, und besonders der Sueven. S. 291 — 307. Die Uebertreibungen des Verf. von der Bestialität unserer Vorfahren sind ihm in den Int. Bl. der Jen. A. L. Z. so bitter vorgeworfen worden, daß wir uns der Mühe überheben können, zu rügen, wie nicht nur alles dasjenige, was Tacitus und Cäsar, Mela und Strabo, Prokopius und Gregor v. Tours von den Germanen Nachtheiliges erzählen, nacherzählt, sondern selbst das Lob, welches sie ihnen beylegen, durch andre Auslegung in Tadel umgewandelt wird. Die Abneigung der Sueven vom Wein soll bloß darin ihren Grund haben, daß er für ihre rohen Nerven zu schwach und unschmackhaft war, und daß die Deutschen keine Tempel hatten, kam daher, weil sie nicht zu bauen verstanden. Selbst ihre Keuschheit war „nicht Tugend, sondern Natur“. Aber alle einzelnen Beyspiele von Grausamkeiten einzelner Deut-

schen, welche noch dazu nicht ohne Leidenschaft erzählt worden, müssen den Charakter des Volkes darstellen. Wann wird man aufhören in der Historie aus einzelnen Zügen vollständige Charakterschilderungen zu dichten! Sehr richtig ist die Bemerkung, daß sich die Beschreibung der Römer von den Germanen meist auf die Suevischen Germanen beziehe, aus dem natürlichen Grunde, welcher dem Verf. entgangen ist, weil Cäsar zuerst in nähere Beziehungen mit den zum Suevischen Bunde gehörigen Germanen kam, und Cäsars Nachrichten die Grundlage aller von nachfolgenden Römischen Schriftstellern gegebenen Schilderungen von den Germanen waren.

Achter Abschnitt. Sprache und Literatur der Deutschen dieser Zeit. S. 308—402. Da der vorige Abschnitt diesem zur Vorbereitung dienen soll, so möchte man hier weniger zu finden erwarten, als man findet. Es enthält dieser Abschnitt eine Sammlung trefflicher Materialien zur älteren Geschichte der Deutschen Sprache, wie die mit großem Fleiße zusammengetragene Sammlung von Deutschen Stamm- und Wurzelwörtern, welche die Römischen und Griechischen Schriftsteller erhalten haben, bey welcher wir die genauere Angabe der Schriften, aus welchen sie genommen sind, ungern vermissen, S. 323. flgd. und die Zusammenstellung von Deutschen Wörtern, welche sich im Persischen, Türkischen und Griechischen finden S. 368. 369. An Verarbeitung dieser Materialien ist aber hier nicht zu denken, das Raisonnement des Verf. über Sprachbildung ist ungeachtet mancher guten Bemerkungen, z. B. über das zufällige Vorkommen Einer Stammsylbe in mehreren ganz verschiedenen Sprachen, doch im Ganzen oberflächlich und trivial, wie ihm von dem Verf. der Bemerkungen im Jen. Intelligenzblatt mehrmals nachgewiesen ist; an eine pragmatische Geschichte der Deutschen Sprache würden wir die Forderungen machen, welche in der Jen. Allg. L. Z. S. 169. sehr bündig entwickelt sind. So wird sich auch nicht leicht jemand befriedigt fühlen, durch die Bemerkungen des Verf. über die Verwandt-

schaft des Persischen mit dem Deutschen, S. 349. „Die heutigen Perser sind ein sehr gemischtes Volk, und ihre Sprache ist eine sehr gemischte Sprache, in welcher das alte Parsi, das Türkisch-Tartarische (haben denn nicht vielmehr die Türken Persische Worte aufgenommen?) und das Arabische (nähmlich durch eine schlechte Manier der Persischen Schriftsteller, nicht aber als organisch in die Sprache verwebt) die vornehmsten Bestandtheile ausmachen mögen. Allein, da Persien wegen seiner Lage und (wegen seines) freundlichen Himmels von jeher den Einfällen barbarischer Völker ausgesetzt gewesen, von welchen sich manche auf immer daselbst festgesetzt haben, und in der Folge mit den übrigen Einwohnern zusammengeschmolzen sind; so ist es sehr begreiflich (?), daß sie auch vieles von ihrer Sprache werden zurückgelassen haben. So ist vielleicht (?) eben so viel Slavisches in dem Persischen als Germanisches. Das letzte läßt sich am besten durch den langen Aufenthalt der Gothen am schwarzen Meer, in der Nähe Persiens, erklären." Der Verf. beruft sich dann auf die im Jahr 464. verschwindenden Gothischen Tetraxiten und auf die seit J. 548. verlohrnen Gothen am Kuban. Aber die Aehnlichkeit des Persischen mit dem Deutschen liegt weniger in einzelnen Wörtern (deren indeß eine große Anzahl aufgefunden werden könnte, wenn man Vergleichungen gestatten wollte, wie die von pehlu stark mit wehlig S. 368.) und in einzelnen Sprachformen als vielmehr im ganzen Organismus der Sprache, und darum liegt auch gewiß die Ursache derselben viel tiefer, als A. meint. Wir machen noch auf mehrere gute Bemerkungen über den Ursprung des Reims bey den Germanen aufmerksam, welche aber die Materie keineswegs erschöpfen. Wenn aber der Verf. S. 381. meint, daß bey den alten Deutschen bis zur Völkerwanderung das Weib so sehr zur Sclavinn herabgewürdigt sey, „daß die feinen Gefühle der schönen Natur, der Liebe und des Wohlwollens kein Gegenstand seiner Lieder hätten seyn können," so muß er weder an Tac. Germ. 8.

noch an die Beyspiele von Galanterie gegen die Weiber gedacht haben, welche in den frühern Zeiten der Germanischen Völker vorkommen, wie z. B. an die Werbung des Langobarden Authoris um die Bairische Theodeliade (Paul. Diac. de gest. Lang. III, 31).

Platons Werke von F. Schleiermacher. Ersten Theiles erster Band. Berlin 1804. in der Realschulbuchhandlung. IV und 412 S. 8. Ersten Theiles zweyter Band, 1805. 445 S. gr. 8. (3 Rthlr. 16 ggr.)

Die bisherigen Uebersetzungen des Platon in unsere, und meist auch in andere Sprachen, waren, wenige abgerechnet, ausgezeichnet durch Unkenntniß gleich sehr der Lehre und Darstellungsweise des Mannes, als überhaupt des Characters und der Sprache des Hellenischen Alterthums; etliche sogar der unsrigen waren in solcher Rede verfaßt, wie sie bey fremden Nationen kaum in niedern Volksclassen angetroffen wird: viel zu leicht auch stellten sich Bessere die Aufgabe vor, diesen Geist den Deutschen zugänglich zu machen, oder sie hatten keinen Begriff davon, was denn hier eigentlich aufzuklären, geschweige daß sie, wie es anzufangen, gewußt hätten. Jede Uebersetzung soll ein Kunstwerk seyn, nehmlich nachahmender Kunst; wie viele Foderungen schließet dies ein; aber an eine Uebersetzung philosophischer Hervorbringungen, wenn sie nicht Werke allein, sondern wie die Platonischen, Kunstwerke sind, wird außerdem noch der gerechte Anspruch gethan, sie solle auch für die Kritik und Erklärung ein besonderes Licht aufstecken. Der Genuß der meisten Dichterwerke, deren innere Vollendung uns rein anspricht, ist unmittelbar; hier würde die kritische Analyse, wie beym Homeros, störend seyn: bey einer Reihe philosophischer Schriften ist das Werk der Kritik mehr synthetisch; den tief liegenden Kern des Platon

kannst du nicht genießen, ohne die Schaale gesprengt zu haben mit dem kritischen Nußbrecher. Aber welches Lichtes bedarf denn Platon noch? Mancherley Formen hat die Platonische Erklärung seit Speusippos und Xenokrates mit den Zeiten wechselnd durchlaufen, nur philosophisch zuerst und von Philosophen, auf den Inhalt gerichtet, Anfangs mit Besonnenheit, vielleicht zu nüchterner, in den Akademien, dann häufig in die Allegorie hinübergespielt, und lächerlicher Weise fast in die Kabbala, unter den neuen Platonikern und Pythagorikern: philologisch hernach, und von Philologen, gehend auf das Aeußere der Form, grammatisch, kritisch, antiquarisch, seit Heinrich Stephanus bis in unsere Zeiten. Wenige und mißlungene Versuche ausgenommen, haben sie nur nicht die Idee gefaßt, den Platon als Künstler zu betrachten, welche Ansicht die zur Einheit gebrachte philosophische und philologische ist, indem sie, gleichweit entfernt, den bloßen Stoff formlos, und die äußere Form gehaltlos zu nehmen, vielmehr die im Kunstwerk erreichte innerliche Durchdringung und göttliche Ineinsbildung beyder, des Stoffes und der Form, zu einer lebendigen Gestalt aufweiset, zeigend, wie „hier nichts als bloße Schaale wegzuwerfen ist, sondern das Ganze einer köstlichen Frucht gleicht, von welcher ein rechter Kenner auch die äußere Umgebung gern mitgenießt, weil sie, mit dem Ganzen in eins gewachsen, nicht abgesondert werden könnte, ohne dem reinen und eigenthümlichen Geschmack desselben zu schaden" (II, 2, S. 128). Wie aber jede Einheit höher ist, als die darin aufgehobenen Gegensätze, also muß auch die Kunstansicht eine höhere als die philosophische und philologische seyn, jede im gemeinen Sinne genommen; denn im höheren freylich soll jeder von beyden selbst die Kunst besitzen, welche ja nicht Eigenthum einer einzelnen Zunft, sondern eine allen Wissenschaften gemeinsame Gabe ist. Unserer Zeit war es vorbehalten, was früher kaum entstehen konnte, zum eigenen, nicht mitgetheilten Verstehen des Platon, den

Leser zu bereiten „dadurch, daß er ihn auch als philosophischen Künstler genauer, als wohl bisher geschehen ist, kennen lernt" (I, 1, S. 6). Ein seltenes Talent aber gehört dazu, dem Genüge zu thun, was von einem solchen Uebersetzer und Darsteller Platonischer Kunst gefordert werden muß; und wird wohl unter den Kennern darüber mehr als eine Stimme seyn, daß in diesem Zeitalter Schleiermacher der Einzige war, der, unbekümmert um die Vorgänger (Vorrede S. III), dieses Werk angreifen konnte? er, dem man nicht mit Unrecht ähnlichen Geist beygemessen hat, der in eigenen Schriften ähnliche dialektische Kunst, von Besonnenheit sanft gezügelte Phantasie, ferner ähnliche Beredsamkeit und Gewalt über Stoff und Darstellung, vielseitige Gewandtheit und feine Bildung des Sinnes beweiset: so daß man von ihm behaupten kann, was als die vollgültige Probe des Verstehens anzusehen ist, er würde ähnliche Gebilde haben schaffen können. Kein Philolog zwar von Profession, hat er also auch nicht die bis ins Speciellste gehende Kenntniß der Alterthumskunde; wie könnte ein so umfassender Mann die einzelne Virtuosität so hervorstechend ausgebildet haben? aber das Alterthum selbst doch kennet er; ungemeine Einsicht in Hellenische Sprache und Sitte und ganz neue Resultate der scharfsinnigsten philologischen Kritik sehen wir hier und anderwärts von ihm, und im freundlichen Vereine Männer, wie Spalding und Heindorf (Vorr. S. V), welchen die Liebe zu ihrer Kunst die kleine Mühe reichlich belohnt. Gestehen wir rund heraus, was wir denken: noch Niemand hat den Platon so vollständig selbst verstanden und Andere verstehen gelehrt, wie dieser Mann, welcher bey seltener Umfassung des Höchsten, mit nicht geringerer Sorgsamkeit auch das Kleinste nicht verschmäht: ein Talent, das in wenigen Gelehrten ausgebildet, ein Glück, das wenigen Gegenständen zu Gute gekommen ist, während die meisten mit zu unbesonnener Ueberspannung, oder mit zu beschränkter Nüchternheit behandelt worden sind. Ob ein solcher wohl der Anweisung bedurfte, die ein ziemlich

Unwürdiger einst geben wollte, wie ein geistvoller Hellene von einem geistvollen Deutschen zu übersetzen seye? Die Einrichtung des Buches ist bekannt; vor allem ragt die allgemeine Einleitung mit den einzelnen hervor: zu dieser Quelle lasset uns hingehen, ihr Philologen; verstehen wir das Ganze nicht, wozu frommt uns das Einzelne? Danken wir ihm, daß er das Verständniß gelöst hat, welches zwey Jahrtausende so nicht lösen konnten: von der Zukunft läßt sich weder Gutes noch Böses verbürgen; aber hätte er sich ihrer nicht angenommen, wer weiß, wie lange die Philologen noch nach dem Schlüssel zum Platon, wie die Armen nach Brod hätten gehen müssen? Aber auch er selbst ist nicht leicht zu verstehen, und auch darin, und daß er so vielfach mißverstanden wird, gleicht er seinem Urbilde (S. 6): wenn doch nicht dasselbe auch mit diesen Einleitungen der Fall wäre, und daß doch vor allen auch wir vor diesem Unheil bewahrt seyn mögen! Zugleich erbitten wir uns die doppelte Vergünstigung, diesen Einleitungen, da sie für den Fortschritt der Wissenschaft das Wichtigste, für das Studium das Schwerste in dem Buche sind, die gebührende Ausführlichkeit widmen, sodann, was wir für unstatthaft halten, wenn es uns wichtig genug dünkte, den Einfluß, welchen solche Autorität haben könnte, stärker zu bekämpfen, einer genauern Untersuchung unterwerfen zu dürfen.

Daß S. kein Leben des Platon vorausgeschickt, sondern nur auf Tennemann verwiesen hat (S. 3), darüber würde ein Streitsüchtiger, vielleicht aus tiefgeschöpfter Philosophie, mit ihm rechten; daß die Unterlassung bey ihm gestanden habe, lassen wir ihm gerne gelten; aber dieses wird er nicht in Abrede seyn, daß aus einer solchen Darstellung, von einer Hand, wie unsers Erachtens die seinige ist, mit fleissiger Zusammenforschung jener einzelnen Vermuthungen, von welchen er sagt (S. 4), „sie würden besser unmittelbar vorgetragen, wo sie vielleicht einiges Licht verbreiten können,“ manche neue Ansichten über Leben und Schriften des Philo-

sophen entspringen müßten: zumahl diese Vermuthungen, wenn sie unter sich und mit den übrigen Zeugnissen in unmittelbare Verbindung gesetzt würden, sich wechselsweise sicherer bewähren oder widerlegen könnten. Um aber zur Sache zu kommen, so werden wir zunächst mit der tiefsten Kenntniß der philosophischen Formen, wie der Geschichte der Platonischen Schriften, und mit aller Herrlichkeit der Dialektik und didaktisch-periodischen Sprache, welche uns in die Zeiten, von denen gesprochen wird, anmuthig zurückversetzt, bisweilen auch mit der ernsthaften Ironie, deren sich der Platonische Sokrates bedient, darüber belehrt, wie und warum bisher kein rechtes Verstehen des Platon stattgefunden, und wie man deshalb manchmal verlegen, bald den Platon als einen unzusammenhängenden, inconsequenten und verwirrten Denker betrachtet, bald, ihn zu retten, seine Zuflucht zu der Unterscheidung einer esoterischen und exoterischen Lehre genommen habe (S. 6—11). Wiewohl sich nun über Letzteres der Verf. mit besonderer Ausführlichkeit verbreitet (S. 11—15), um diesen ganzen Gegensatz für die Platonische Lehre zu vernichten, so sind uns dabey doch einige Zweifel und Dunkelheiten geblieben, ob er nähmlich Lehren gehabt habe, „über welche er absichtlich außer dem inneren Kreise vertrauter Freunde gar nicht oder nur in dunkeln Winken geredet habe" (S. 13); dieses will er nicht annehmen, und meint, es „müßte entweder ordentlich behauptet werden, und durchgeführt durch eine zusammenhängende Darlegung solcher Lehren und der darauf zielenden, wenn auch noch so leisen, Andeutungen, oder wenigstens in einem geringeren Grade bewiesen durch irgend einige geschichtliche Spuren." Abgerechnet nun, daß es zu viel gefordert ist, vom Esoterischen, welches der öffentlichen Kenntniß absichtlich entzogen worden, eine zusammenhängende Darlegung zu geben, meinen wir dieses: da er selbst sagt (S. 11), es hätten einige „theils aus einzelnen Aeußerungen des Platon selbst, theils aus einer weit verbreiteten Ueberlieferung, die sich aus dem Alterthum erhalten hat,"

iesen Unterschied sich gebildet, da er dieses wohl weiß, hätte
r doch nicht allein „diesen an sich ganz unbestimmten Gedan-
en" auf deutliche Begriffe bringen, und dann durch allge-
neine Bemerkungen wegräumen, sondern jener Aeußerungen
nd dieser Spuren Gültigkeit einzeln entkräften sollen; jetzt
nöchten mit uns Manche bedenklich seyn, und wir wollen
aher unsere Meinung deutlich sagen als eine Anfrage, ob
S. anders gedacht, oder dasselbe der Kürze wegen nur zwey-
eutig und unvollständig ausgedrückt habe. Erstlich ist eine
roße Wahrscheinlichkeit da, daß auch Platon ein Esoteri-
ches hatte, indem er sonst bey seiner unverkennbaren Hin-
eigung zum Pythagoreismus, doch ganz aus dem Geiste des-
elben herausgegangen wäre: denn daß das Esoterische der
Pythagoreer nur politisch gewesen wäre, davon wird uns S.
ben so wenig überreden, als wir ihm dieses von den Myste-
ien glauben würden, welche doch ihres „unverdächtigen" (S.
2) Inhaltes wegen, auch hätten öffentlich seyn können: ja
uch andere Philosophen vor Platon, suchten auf man-
igfaltige Weise ihre Lehrsätze einzuhüllen, wie vom He-
akleitos erwiesen ist (s. Creuzer in den Studien B.
I, S. 266). Dieser Analogie gemäß, könnte selbst die
ünstliche Form der Platonischen Werke auf ein Esote-
isches berechnet scheinen, auf ein gewisses Abhalten vom Le-
n für den, welcher ohne reinen Trieb zur Erkenntniß und
ust an tieferer Forschung hinzukäme; in der That müßte
onst Platon seinem Zeitalter mehr, als man denken soll-
, zugetraut haben, um durch solche Darstellungen darauf
nwirken zu wollen. Aber warum hätte er denn überhaupt
eschrieben, wenn er nicht glaubte verstanden zu werden?
Weder in sich noch gegen die Schleiermachersche An-
cht, hat es etwas Widersprechendes anzunehmen, daß seine
Gespräche zwar auch für das größere Publikum, als Anre-
ung zur Philosophie, doch aber insbesondere für seine Schü-
r bestimmt waren, welchen sie Aufgaben zur Auflösung,
Winke zu dieser, endlich selbst wieder Auflösungen gegebener

Probleme, und Hülfsmittel zum Behalten mündlicher Vorträge (ὑπομνήματα, commentarii) wären: welches, von dem Verf. selbst angedeutet (S. 19), aber nicht ausgeführt, hier und da vielleicht zur Erklärung von Mißverhältnissen oder fremdartigen Einschaltungen, wie das zehnte Buch der Gesetze ist, angewandt werden könnte: nicht nur ist es in der Sitte des Alterthums (Epinom. S. 980 D), sondern auch im Geiste des Platonismus, welcher bey seiner Geringschätzung der schriftlichen Mittheilung (Einl. S. 17) dieser nur in innigster Verbindung mit mündlichem Unterrichte lebendige Wirksamkeit beylegen konnte. So werden wir auf das Innere der Schule zurückgetrieben, von der wir leider so wenig kennen; aber so viel wissen wir doch, um einzusehen, daß außer der gesammten Mathematik, welche, obgleich sie, mit deutlicher Hinweisung auf den mündlichen Vortrag, nie ausführlich behandelt ist, dennoch zu dieser Betrachtung nicht gezogen werden soll, allerdings darin Lehren vorkamen, über welche er so unverhohlen nicht in Schriften spricht, sondern in mehr oder weniger „dunklen Winken“; dort stellte er in offener Ueberlieferung reiner dar, was er in schwerer zu enträthselnden Charakteren schrieb, und was er hier nicht bis zur höchsten Spitze hinaufgeführt hatte, diesem setzte er im mündlichen Unterrichte den Gipfel und Schlußstein auf. Hiernach beruht der Unterschied des Esoterischen und Exoterischen zwar nicht auf den Gegenständen, aber doch auch nicht auf der äußeren Form des Vortrages allein, sondern auf dem höheren oder minderen Grade der unumhüllten, wissenschaftlichen Darlegung, so, daß das Exoterische, wie der Mythos, eine äußerliche angreifliche Seite hat, von welcher es die Uneingeweihten nehmen, aber auch einen innerlichen Sinn, der nur Esoterischen verständlich ist, von Exoterischen aber in dem Grade, wie sie durch eigene Erkenntniß zu Esoterischen heranreifen, klarer und klarer geahndet wird. Sollten jenem Verhältnisse diese Nahmen nicht mit Recht zukommen? Oder sollte „die baare Ausbeute“ (S. 15) der Dogmen aus den Platoni-

schen Schriften, diese nicht aus Geringschätzung letzterer entsprungene Ansicht widerlegen können? Keinesweges, sondern in diesen selbst müßte sich Platon auf die wunderlichste Weise geziert haben, wenn er nichts Esoterisches gehabt hätte. Hierher gehört zuerst aus dem unbezweifelten siebenten Briefe (S. 341 B ff.) eine sehr merkwürdige Stelle, welche S. (S. 13) mit den ihrer Beziehung nach nicht ganz deutlichen Worten, „wenn sie vom theosophischen Inhalt absehen" (warum sollen sie denn?) zu berühren scheint. Ferner im Staate VI, S. 506 D übergehet er zu lehren, was das Gute an sich seye, da dieses doch der Gipfel seiner Philosophie ist, und stellt nur „den Abkömmling desselben, welcher ihm der ähnlichste ist", (vergl. von den Gesetzen X, S. 897 D) dar, andeutend zugleich, daß er wohl noch mehr zu sagen hätte: wo sollte er dieses gethan haben, als in seinen Vorträgen? oder sollte der Mann, welcher auch dem Scherz einen ernsten Gehalt geben kann, über das höchste Gut scherzen, und wußte er sonst nichts, that aber wie die, welche, nachdem sie ihren vollständigen Titel angegeben haben, sich noch mit einem doppelten Und so weiter brüsten? Gerade das höchste Gut aber war ein Hauptgegenstand der aus Platons Vorträgeu gezogenen Bücher des Aristoteles von der Philosophie und dem Guten (Aristoteles von der Seele I, 2); man sehe die Stellen beym Fabricius (B. Gr. B. III. S. 111. 388. 389. 406. 407). Und eben so ist auch von der Materie, welche im Timäos offenbar nur mythisch und mit Reservationen behandelt worden, auf eine andere Art gesprochen worden in den mündlichen Belehrungen (ἀγράφοις συνουσίαις), welche Aristoteles hatte (Physik IV, 5). Sollten dieses nicht einmahl „leise Andeutungen" (S. 13) seyn, die auch dann ihre Beweißkraft behielten, wenn jene Anführungen aus den mündlichen Vorträgen „keineswegs etwas in den andern Schriften unerhörtes oder gänzlich von ihnen abweichendes enthalten sollten?" (S. 15) Aber wir behaupten weiter nichts, als daß der

Verf. sich zu unbestimmt und schwankend erklärt hat; wollten wir ihn fester fassen, wie ein Proteus, der noch keinen tüchtigen Menelaos gefunden hat, entschlüpfte er wieder durch folgende nachholende Worte (S. 21): „Und so wäre dieses die einzige Bedeutung, in welcher man hier von einem Esoterischen und Exoterischen reden könnte, so nähmlich, daß dieses nur eine Beschaffenheit des Lesers anzeigte, je nachdem er sich zu einem wahren Hörer des Inneren erhebt oder nicht; oder soll es doch auf den Platon selbst bezogen werden, so kann man nur sagen, das unmittelbare Lehren sey allein sein esoterisches Handeln gewesen. Denn bey jenem konnte er allerdings, wenn er erst hinlänglich gewiß war, die Hörer seyen ihm nach Wunsche gefolgt, auch seine Gedanken rein und vollständig aussprechen." Ob jenes unbestimmte Sollen und Können nicht vielmehr ein Müßen seye, haben wir durch diese Untersuchung, um nach Pflicht den Leser und den Verf. vor Mißverstehen und Mißverstandenwerden zu bewahren, genauer auseinanderlegen wollen.

Zu dem Unternehmen, den philosophischen Inhalt aus den Platonischen Werken zerlegend herauszuarbeiten, ist es ein nothwendiges Ergänzungsstück, die einzelnen Werke in ihren natürlichen Zusammenhang herzustellen (S. 15—17). Daß nun Platon den Leser zur eigener Erzeugung philosophischer Ideen oder zu dem bestimmtesten Gefühle des Nichtverstehens zwingen wolle, deßhalb keine baare Resultate in die Hände liefere, sondern nur solche Widersprüche knüpfe, zu welchen die beabsichtigte Idee die einzige Lösung ist, und mancherley Andeutungen, Nebenparthien, unzusammenhängende Striche zufüge, woraus sich das Verständniß, gleichsam wie bey einem allegorischen Gemälde, ziehen lasse, daß er ferner auf das Vorige fortbauend zu einer positiveren Darstellung übergehe, und so eine Reihe von Gesprächen gebildet habe, deren Folge aufzusuchen, seine, des Verf., Absicht seye; dieses Alles führet er (S. 17—22) zu völliger Befriedigung gewiß eines Jeden aus, der nicht ohne Sinn für die innere Com-

position philosophischer Kunstwerke ist: wiewohl doch verlautet, daß sonderbare Leute den kritischen und entwickelnden, nicht von vornen herein demonstrirenden Gang der Untersuchung, für die Kritik eines Philosophen an einem Philosophen zu empirisch und historisch gehalten finden, meinend, es würde aus der Totalanschauung der Geschichte der Hellenischen Philosophie, auch ohne das bestimmte und individuelle Auffassen des Einzelnen, welches unseres Erachtens gerade großes Verdienst ist, Alles eben so klar oder klarer hervorgegangen seyn.

Hier folgt eine kurze Kritik der bisherigen Anordnungen des Platon, scharf und treffend, ohne Ungerechtigkeit; wobey vergessen nur etwa Sydenhams Versuch in der Synopsis of the Works of Plato London 1759. 4., wiewohl dieser noch einer der besten, aber freylich auch so unserem Verf. gegenüber ein unbedeutender ist; auf das günstigste aber wird Tennemanns Bemühung dargestellt, „die chronologische Folge der Platonischen Gespräche aus mancherley ihnen eingedrückten historischen Spuren zu entdecken" (S. 27), zugleich jedoch bemerkt, man könne sich damit allein nicht befriedigen; ein Urtheil, welches wir um so weniger zu unterschreiben Bedenken tragen, da wir (der würdige Mann verzeihe) von der Unvollkommenheit dieser Untersuchung überzeugt sind, und S. selbst gleich bey dem ersten Gespräche von ihm abzugehen nöthig fand (S. 74), und in der Folge gewiß noch öfters finden wird. Auf der andern Seite dünkt uns S. zu wenig auf historische Ueberlieferung zu achten, zumahl da er die Beweiskraft sogar der aus dem Platon selbst gezogenen Zeitbestimmungen wieder entkräften will durch die völlig beweislose und auch nicht von der geringsten geschichtlichen Spur unterstützte Annahme, auch Platon möchte nach Art der Dramendichter seine Gespräche überarbeitet haben (S. 28); da doch offenbar bey letzteren, da sie mit den verbesserten Stücken um den Preis warben, der Fall ein ganz anderer war, ja selten, wohl nur durch einen hindernden Zufall, ein verbessertes Stück nicht auch aufgeführt worden ist,

wovon eine genauere Aufzählung der mehrmals herausgegebenen Dramen in Zukunft überzeugen mag. Wohl wissen wir, daß auch Platon, wie alle andere Alte, auf Sprache und Composition viele beabsichtigte Sorgfalt verwandten (Longinos beym Proklos zum Tim. I, S. 19), nähmlich vor der Herausgabe: aber jener treffliche Mann, welcher zuerst die Sitte der Diaskeue ohne zugefügten Beweis auf den Platon anwandte, konnte doch, wo er nicht einer unbewiesenen Auslegung einer gewissen alten Notiz diesen Schluß abgewann, aus der Analogie der Dramatiker nur die Möglichkeit folgern: diese aber wird bey weitem überwogen von der Unwahrscheinlichkeit, daß uns die Nachricht von dieser Sache abgehen würde, wenn irgend das Alterthum davon Kunde gehabt hätte; und so muß das Stillschweigen hier für Verneinung gelten. Mitunter werden vom Verf. einzelne kleinere Vermuthungen eingestreut, die eben so scharfsinnig aufgefunden als mit Behutsamkeit hingestellt sind, wie das vom herrschenden Ansehen des Sokrates Gesagte (S. 28 f.), wozu wir die im Ganzen in gleichem Verhältnisse abnehmende Ironie rechnen: man vergleiche nur etwa Phädros, Protagoras, Gorgias mit dem Sophisten, Timäos und den Gesetzen.

Zum Behufe der Anordnung wird hierauf eingegangen in eine treffliche Untersuchung über die Aechtheit der Werke, als deren Basis „zuletzt eine durch den größten Theil der ächten Schriften des Aristoteles sich hindurch ziehendes System der Beurtheilung" (S. 34) anerkannt wird; und damit ist zugleich der allgemeine Zusammenhang der Schriften den wesentlichen Momenten nach gegeben, indem „natürlich der erste Beurtheiler des Platonischen Systems auch die wichtigsten Entwicklungen desselben, ohne Ausnahme vorzüglich ins Auge fassen muß" (S. 35), und (setzen wir hinzu) auch Aristoteles, wie sehr er auch seinen Lehrer in Vielem verkannte, gerade ohne große Penetration desselben, als Schüler und Zeitgenosse leicht erfahren konnte, auf welchen Schriften die Hauptlehren Platons beruhten. „Als solche, welche in beyder Hinsicht

der Aechtheit sowohl, als der Wichtigkeit, die erste Rangordnung Platonischer Werke ausmachen," zählt er den Phädros, den Protagoras, den Parmenides, den Theätetos, den Sophist und Politikos, den Phädon, den Philebos und den Staat, nebst dem damit in Verbindung gesetzten Timäos und Kritias," und giebt hernach eine sehr besonnene Anweisung, wie die übrigen Gespräche geprüft werden sollen (S. 35 — 44). Sollte aber wirklich noch Niemand irgend „jetzt schon sich rühmen können Hellenisch genug zu wissen, um über irgend einen Ausdruck selbst in jenen kleinen Gesprächen das sichere Urtheil zu fällen, daß er unplatonisch sey?" Sollte es nicht eine zu harte Anklage seyn, daß die Kritik nicht einmahl von ihrem eigenen Stamme, den κριτικοῖς, welche im Axiochos. S. 366 E mit γεωμέτραις und τακτικοῖς zusammengestellt werden, ob sie Platonisch seyen, wissen könnte? Und solcher Beyspiele von unplatonischen Worten, geschweige denn von Redensarten, ließen sich mehrere wohl aus den unächten Schriften aufweisen. Mehr aber ist allerdings auf den ganzen Ton und die eigenthümliche Farbe der Sprache, mehr auf die Form und Composition des Ganzen zu bauen (S. 39); was aber unter dieser zu verstehen, möge, wer davon nicht eigene Kunde hat, hier aus zwanzig sinnvollen Zeilen (S. 41) lernen; diese sind der eigentliche Schlüssel der Platonischen Kunst, und man könnte über sie einen Commentar schreiben, der eine Theorie der philosophischen Auslegung des Platon seyn würde; denn sie enthalten mehr Aufschlüsse über das wahre Wesen der Platonischen Form, als Andere in vielen Büchern zu geben im Stande waren, und man könnte sie Bruchstücke zu einer Dramaturgie der Philosophie nennen, indem die Art, wie Platon mehrere oft verschiedenartige Parthien zur Erzeugung einer gemeinschaftlichen Idee auswählt, vertheilt und combinirt, mit nichts Anderem füglicher verglichen wird, als mit der kunstreichen Anordnung der Scenen bey einigen modernen Dramatikern, wie bey Shakspeare.

Minder wichtige Werke, aber ächt und doctrinellen Inhaltes, bilden eine zweyte Klasse (S. 42); woran sich die dritte der für den großen Zusammenhang der Platonischen Schriften gleichgültigen theils zweifelhaften, theils ächten zwar, aber in das Gebiet der Philosophie nicht gehörigen anschließt (S. 44): beyde Abtheilungen werden durch sehr bestimmte Umrisse gesondert; daß dessen ungeachtet manches Ohngefähre bleibe, indem sich die Gespräche zu den Classen verhalten, wie Anschauungen zu Begriffen, so daß jene theils den Raum dieser nicht erfüllen, theils darüber hinausgehen, dieses ist der Verf. selber nicht in Abrede. Gänzlich befriedigt uns der folgende Entwurf des Zusammenhanges der Hauptwerke nach den ersten Grundzügen: wer aufmerksam den gesammten Platon in Bezug hierauf studirt hat, freylich der allein kann darüber ein gültiges Urtheil fällen; dieser wird aber auch die hingeworfenen Striche als meisterhafte Umrisse würdigen, die nur derjenige entwerfen konnte, welchem auch das vollendete Gemälde nach allen Schattirungen und Farben vor der Seele stand: er wird Resultate erkennen, zu denen nur durch viele und lange Reihen tiefer kritischer Untersuchung zu gelangen war. Unter diesen Hauptwerken nehmlich zeichnen sich einige durch die objective wissenschaftliche Darstellung aus, nehmlich der Staat nebst dem Timäos und Kritias, welche daher zu einer eigenen Abtheilung gemacht werden und erwiesen als die letzten sowohl der innern Erzeugung, als der Zeit der Abfassung und Herausgabe nach; alle andere Werke aber setzet der Staat als vorbereitende voraus, „und dies prächtige Gebäude enthält in seinem Fußboden und seinen Wänden, die Schlußsteine gleichsam aller jener auch herrlichen Gewölbe eingemauert, auf denen es ruht, und die man vor dem Eintritt in jenes, wenn man sie nur für sich betrachtet und sich in ihnen selbst umschaut, ohne Ahndung ihrer Bestimmung zwecklos und unvollendet nennen möchte" (S. 46). Wiewohl aber hier zu des Verf. Unterstützung auch von historischer Seite noch mancherley zu sagen wäre, wenn es die Menge der

Materien erlaubte, melden wir nur noch, daß unter den vorbereitenden Hauptwerken Phädros, Protagoras und Parmenides mit Recht als die frühesten und elementarischen bezeichnet werden, welchen eine längere Reihe, als Uebergang zu den darstellenden, unter dem Nahmen der indirecten folget; wollen aber zugleich den forschenden Leser aufmerksam machen, daß er sich mit der (S. 51) aufgestellten Behauptung, die Gesetze seyen ein Nebenwerk, „im Verhältniß gegen das große dreyfache Werk nicht nur (dieses läßt sich zuerst noch zugeben), sondern auch an sich," und „sie seyen wenn gleich mit philosophischem Gehalt reichlich durchzogen, doch nur eine Gelegenheitsschrift," daß er sich hier mit in Acht nehme, und den richtigen aber doch nicht bestimmt genug, und auf jeden Fall zu weit und allgemein ausgedrückten Gedanken nicht dahin mißverstehe, als ob dieses Werk kein nothwendiges, den Büchern vom Staate coordinirtes Glied in der Kette der politischen Schriften des Philosophen wäre: denn daß dieses der Fall seyn möchte, dünkt uns aus andern Untersuchungen schon hervorgegangen: oder als ob man in irgend einer äußern Veranlassung den Grund seines Daseyns suchen müßte. Zu seiner Zeit wird S. ohne Zweifel die nöthigen Restrictionen zu dieser Idee geben: wollten wir ihm nicht vorgreifen, so hätten wir gar nicht urtheilen dürfen: und wer wollte so unbillig seyn, bey einem so weitschichtigen Werke, in welchem auf den ersten Bogen der Kern des Ganzen gegeben werden soll, den Verfasser zu tadeln, wenn er das Gesagte späterhin näher bestimmen muß? Wie es hier mit dem Theätetos gegangen, welcher nach S. 50 „ganz unfehlbar" an der Spitze des zweyten Theiles steht, nachher aber (II, 1, S. 19 ff.) dem Gorgias wo nicht nachgesetzt, doch coordinirt wird. Doch genug von der allgemeinen Einleitung, einem Meisterwerke der Kritik, dergleichen noch an keinem der Hellenischen Prosaisten geübt worden: auch die Form hat ihresgleichen nicht in diesem Felde der Litteratur; nicht aus einzelnen loose zusammengesetzten Brocken ist es gebaut, sondern kunstreich gegossen aus Einem Stücke, so wie es aus Einer Idee hervor-

gegangen ist, darum auch im innigsten Zusammenhange, wie alle Schriften des Verf., ununterbrochen fortschreitend.

In der mit besonderer Liebe ausführlich geschriebenen Einleitung zum Phädros (S. 55—82) sehen wir in der gedrängtesten Darstellung Zweck und Tendenz des herrlichen Gespräches durch eine unwiderstehliche Dialektik von einer Ansicht zur andern bis auf den höchsten Punct gesteigert, durch die feinste Erforschung und Combination auch der kleinsten Winke und Andeutungen aus der größten Verwirrung nach und nach deutlich gestaltet: freylich recht erst dann, nachdem man den Dialog selbst in dieser Rücksicht studirt, und die vorher gelesene Einleitung wiederholt hat: wir bewundern dann die Fülle des philosophischen und künstlerischen Sinnes, den umfassenden Blick, die Schärfe des Urtheils, die Bündigkeit der geschichtlichen Untersuchungen, wo Athenäos in Rücksicht der Myrrhinusier Phädros widerlegt wird; und würden wir es dem durchdringenden Geiste nicht verargen, wenn er seine Vorgänger, wie einen Sallier in der Hist. de l'Acad. d. Inscr. et des B. L. T. V. p. 76 ff. und Andere nicht berücksichtigte, so erfreuen wir uns um so mehr, auch hier, wie in der allgemeinen Einleitung, woraus Mancher sein Theil stillschweigend nach Hause geholt haben wird, die mannigfaltigsten Beziehungen anzutreffen. Bald erröthen wir, an dem Urheber solches Genusses kleine Flecken (für unsere Augen wenigstens) zu rügen, wie etwa, daß die erste Rede des Sokrates genannt wird, „eine ergänzende, wie sie auch vor Gericht gewöhnlich waren, zur Vertheidigung derselben Sache" (S. 56), indem ja die Beziehung, in der sie gesprochen wird, eine ganz andere ist, so daß die Bemerkung nicht hierher gehören möchte; oder daß nach Tennemanns Vorgang (Syst. der Plat. Philos. B. I. S. 117) ohne hinreichenden Grund die alte Ueberlieferung, daß Phädros die erste Schrift des Platon seye, schlechthin für ungültig erklärt wird (S. 76. Die Stellen sind beym Olympiodoros, Diogenes III, 38. Schol. Plat. Ruhnk. p. 53.

S. citirt selten, wir glauben, weil er sich nur auf Kenner und Liebhaber, nicht auf die zahlreiche Mittelclasse der Lernenden einrichtet); oder daß uns gegen S. (S. 78) Dionysios Recht zu haben dünkt, wenn er die Anrufung der Musen, einen Nachklang der Platonischen Dithyramben, nicht prosaisch findet: man lese den Lysias, Isokrates, Demosthenes, von welchen jener seine Theorie nimmt; wahrlich nicht so lyrische Füße sind dort wie in dieser Stelle (weitere Ausführung verbietet der Raum); oder daß, etwas allerdings Bedeutenderes, S. 80, 81 von der Lehre und dem Mythos über die Seele allerley theils Unbewiesenes, theils Widerlegliches behauptet wird, wie sich unten ergeben soll. Vollkommen gerechtfertigt ist hierauf die Anschließung des Lysis; länger verweilt der Verf. beym Protagoras, wo auch eine Lösung der Anachronismen versucht wird, worüber wir uns hier des Urtheiles enthalten wollen; mit dem dazu gehörigen Laches schließt der erste Band. Den andern eröffnen als weitere Ansätze des Protagoras Charmides, von der Besonnenheit (trefflich gewählt für σωφροσύνη), dargestellt in seiner ganzen Künstlichkeit, und Euthyphron, in seiner Unbedeutendheit. Einen höhern Schwung nimmt die Kritik wieder bey der Betrachtung des dritten Hauptwerkes, des Parmenides, welches sie den frühern Jahren des Platon vindicirt, dem inneren Zusammenhange und der Bedeutung fürs Ganze nach construirt und durch einige historische Erörterungen und Ansichten zu erläutern sucht. Ob die Zweifel und Ansichten von der Ideenlehre, welche Platon „dem noch nicht weit genug gehenden und aus jugendlicher Besorgniß sich selbst noch beschränkenden Sokrates“ (S. 89) in den Mund legt, nicht die eigenen des jugendlichen Platon gewesen seyn mögen? Und sollten nicht jene Vermuthungen, warum wohl das Gespräch so abgebrochen seye (S. 103—105), durch die einfache Reflexion überflüssig werden, daß gerade dieses den Effect des großen Kunstwerkes erhöhe, indem der betroffene Leser recht boshaft stehen gelassen, und nicht

einmahl irgend einige Zerstreuung durch hinzugefügte Aeußerlichkeiten dargeboten wird?

Der folgende Anhang, welcher den übrigen Theil des zweyten Bandes einnimmt, enthält die für Zusammenhang und Fortbildung der philosophischen Darstellungen des Platon gleichgültigen Werke, geordnet nach einem gewissen Range des Werthes und der Aechtheit, und zwar zuerst des Sokrates Vertheidigung, als reine Gelegenheitsschrift. Wie entfernt auch S. von jener Frivolität ist, womit auch dieses herrliche, von den Philologen unter den Platonischen Schriften stets hochgeschätzte Werk als unplatonisch verworfen wird, so will er doch in einem andern Sinne dasselbe behaupten, daß es nähmlich, die Nachlässigkeit des mündlichen Vortrages abgerechnet, die von Sokrates selbst gehaltene Rede seye, so gut sie der geübte Hellene mit dem Gedächtniß auffassen konnte. Die Ansicht beruht bloß auf der innern Beschaffenheit derselben, ohne historisches Fundament; wir können daher dieser gut durchgeführten Möglichkeit eine andere, auch geschichtlich unterstützte zusetzen, nähmlich daß diese Rede nach der Analogie des Phädros und des Menexenos (welches hier nicht ausgeführt werden kann) eigentlich zur Beschämung des Lysias im Geiste des Sokrates geschrieben worden, wodurch zwar die Meinung des Verf. nicht gerade aufgehoben, aber doch durch nähere Bestimmung beschränkt würde. Ueber Lysias vergl. Cic. de Orat. I, 54. Quintilian. II, 15, 30. XI. 1, 11. Val. Max. VI, 4, ext. 2. Diog. L. II, 40. Auf den Kriton wird dieselbe Ansicht von S. angewandt, und zugleich eine Nachricht des Idomeneus beym Diogenes II, 35, 60. III, 36 kritisch benutzt und zum Theil widerlegt. Ueber Zweck und Aechtheit des Ion schwankt das Urtheil noch (eine Vergleichung etlicher Stellen in Xenophons Gastmahl hätten wir dazu gewünscht); desgleichen über den kleinern Hippias; entschieden, wie billig, werden Hipparch und Minos verworfen, wo nur auch Titel und Nahmen des Unterredners

weggelassen seyn sollten; so wie endlich auch der zweyte Alkibiades unter die unächten gesetzt wird: nur möchten wir nicht mit S. die Wegräumung des Anachronismus (S. 368) für einen Vortheil für Platon halten, da derselbe im Gorgias stehen bleibt, und dort durch keine Interpretation entfernt werden kann, wie zu seiner Zeit gezeigt werden soll.

Nachdem wir die Einleitungen zu allen Gesprächen der ersten Abtheilung betrachtet haben, lasset uns zur Uebersetzung selbst gehen. Darüber sind alle einig, deren Nahmen in Betracht kommen, daß eine Uebersetzung nicht nur Inhalt und Stoff, sondern auch Form und Darstellung, selbst das Individuelle der Sprache zu erkennen geben soll; nur darüber streiten sie, ob auch dasjenige, was an der Sprache und Individualität rein nationell ist, zu uns übergetragen oder so umgewendet werden solle, wie etwa, sagen sie, der Mann selbst, wäre er jetzt unter uns aufgetreten, gesprochen haben würde. „So sprách' ich, wenn ich Christus wäre," fällt uns hier ein. In der That, ein würdiges Unternehmen, des Schriftstellers Geist vom Geiste der Nation, wie mit Einem Hiebe zu trennen, ihn aus der Mitte des Volkes, unter welchem er aufgewachsen, und gleichsam von der Brust der Mutter, an welcher er noch ernährt wird, ungefährdet loszureissen! Als ob die inneren Formen der Menschheit, die unwandelbaren Typen, leichter umgetauscht, als dem Herakles die Keule entwunden, und der hohe Bund von Gedanken und Wort so ungestraft gebrochen, oder nicht vielmehr, während du dem Schriftsteller die äußere Gestalt auszögest, die feine innere Haut, wodurch die Idee mit jener verwachsen ist, sammt der Idee zerfleischt würde: denn überaus zart ist die Hülle der genialen Darstellung, wo der Geist, um mit Schiller zu reden, wie entblößet erscheint, das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet, und die Sprache den Gedanken, den sie ausdrückt, noch gleichsam nackend läßt. Käme ein Hellene jetzt, noch der alte, auch in der alten Sprache würde er dann

reissen; wo nicht, so würde auch seine Auschauungsweise verwandelt seyn. Ja, hätte man auch den antiken Inhalt gänzlich in neuer Sprache gefangen genommen, so hätte man uns aus der vorigen Freyheit und Uebereinstimmung des plastischen Gebildes nur das Gefühl der schreyendsten Disharmonie bereitet, und der gefesselte Gedanke müßte uns immer in einem fruchtlosen Bestreben der Entbindung widerlich begriffen erscheinen. Wer in treuer Nachbildung, ohne daß das innere Wesen unserer Sprache zerstört seye, den Platon nicht geniessen kann, wodurch könnte der überhaupt sein Recht dazu begründen? Ist es doch seine Schuld, daß er so eingeschränkt ist; unsere Sprache ist unumschränkt, dieses sollen wir an der gesunkenen Nation um so mehr erkennen. Darum freundlichen Gruß dem Platon, der mit Hellenischem Gewande noch ehrwürdig angethan, unter uns tritt.

Von dem Tone des Ganzen, als dem Umfassenden, gehe unsere Kritik aus. Wie viel auch das Studium der einzelnen Theile, ihrer Verhältnisse unter einander und ihrer Bedeutung an sich sowohl, als gegen einander thue, ein bindendes Princip der Totalanschauung, höher als alle jene, giebt selbst den einzelnen Massen erst ihr wahres Wesen, und dieses, wie es auch erworben werde (durch Reflexion gewiß nicht), ist zur Erreichung wie zur Erkenntniß dieses Tones nöthig. Sollte aber der Mann, welcher in so viele Formen einzugehen weiß, und sich durch die Einleitungen als den tiefsten Ergründer des Ganzen bewährt hat, den Ton nicht getroffen haben? Je mehr Individualität der Uebersetzer selbst hatte, desto tiefer muß er in die fremde eingegangen seyn. Der Eindruck des Ganzen und größerer Parthien ist ziemlich derselbe, wie im Originale, so weit es überhaupt möglich ist: denn etwas Eigenes, ein Unbeschreibliches, behält jedes antike Original, was keine Uebersetzung wiedergeben kann. Täuschend meist ist die Leichtigkeit des Dialoges erreicht, die Lebendigkeit des Beywerkes, das Vertrauliche, die Würde, die Schalkhaftigkeit und Ironie, alle übrigen Eigen-

heiten der Platonischen Rede; das Frische und Feyerliche des Phädros, die Laune des Protagoras, die Anmuth des Charmides (zu Anfang), die nüchterne Gleichgültigkeit, aber auch die Rednersprache der Vertheidigung, die Bündigkeit und Schärfe des Parmenides. Doch wer wollte die allseitige Eigenthümlichlichkeit des Platon in einzelnen Formeln erschöpfen? Mit hohem Verstande und Kunstsinn (ohne beyde, was ist eine Uebersetzung des Platon?) ist auch das Fremdartige, welches dieser Andern scherzhaft nachbildete, entdeckt und wieder nachgebildet, wie der Mythos im Protagoras S. 253 ff., die Reden des Prodikos und Hippias S. 279 ff. Und nackt sind auch unter der Deutschen Hülle die Gedanken geblieben. Ferner der Styl im eigentlichen Sinn ist nicht etwa überhaupt dem Hellenischen, sondern insbesondere dem Platonischen nachgebildet; die Participien sind glücklich gebraucht; wo sie nicht ungezwungen gegeben werden konnten, aufgelöst (Phädr. S. 85 εἰ σοὶ σχολὴ προϊόντι ἀκοῦσαι, „wenn du Muße hast, mitzugehen und zu hören"); der Kürze und Klarheit, welche im Hellenischen durch Ellipsen und Wortstellung erreicht wird, hat S. vorzüglich den Weg gebahnt, und daß mit der Wust schleppender Wiederholungen aus unserer Sprache verbannt werde, ist diesen vorzüglicher Eingang zu wünschen; ohne sie, was würde aus dialektischen Werken, was aus einem Parmenides werden? Die Nachlässigkeit, welche, wie neulich trefflich bemerkt worden, wo es die Klarheit zuläßt, in der Hellenischen Syntax so gerne Platz nimmt, ist von S. nicht, wie Pedanten wollten, verbannt worden. Zu dem allem braucht es keine Beyspiele. Für die gemeinen Formeln des Gespräches bedurfte es einer besondern Phraseologie, welche auch mit vielem Urtheil gewählt ist; wie für die den Hellenen wenig bedeutsamen Partikel δὲ häufig und gesagt wird (Phädr. Anfg. πορεύομαι δὲ πρὸς περίπατον ἔξω τείχους; „und ich gehe lustwandeln hinaus vor die Stadt"), so auch für γὰρ (ebendas. καλῶς γὰρ, ὦ

ἑταῖρε, λέγει, „und sehr gut ist dieser Rath„); für ἀτὰρ oder also (ebendas. ἀτὰρ Λυσίας ἦν, ὡς ἔοικεν, ἐν ἄστει, „also Lysias war, wie es scheint, in der Stadt“). Sonst hat er durch Beybehaltung mancher Structuren, zum theil auch auffallender, die Sprache gewiß nicht verdorben, da er auch hier eine feine Grenze hält; und es wird nur darauf ankommen, daß die Deutschen, welche sich so viel Schlimmes gefallen lassen, auch das Gute nicht verschmähen, um ihrer Sprache hierdurch mehr Würde und Kunst der Composition zu geben. Besonders werden sie eine höhere und mehr architektonische Gliederung der Perioden lernen, und nicht ferner in dem Irrthume schweben, theils, als ob die äußere Anreihung in gleichem Verhältnisse stehender Sätze, Periodenbau sey, theils, als ob jene verwickeltere Ineinanderbildung dem Geiste unserer Sprache widerstrebe, sondern deshalb nur unsere Trägheit anklagen. Zu diesen lobenswürdigen Uebertragungen rechnen wir das Nachstellen mancher Worte, z. B. Protag. S. 242. „Eben so auch die, welche mit Kenntnissen in den Städten umherziehen, und Jedem, der Lust hat, davon verkaufen und verhökern, loben freylich alles, was sie feil haben; vielleicht aber, mein Bester, mag auch unter ihnen so Mancher nicht wissen, was wohl von seinen Waaren heilsam oder schädlich ist für die Seele“; ferner das härtere Vorausgehenlassen des Nachdruckes wegen, wie S. 241. „Denn die Antwort bedarf uns noch einer Frage, nähmlich im Reden, worüber denn der Sophist gewaltig macht?“ „Gut, also der Sophist, im Reden, worüber macht denn der gewaltig?“ Die Wendung befördert die dialektische Klarheit sehr, und wer selbst zu übersetzen versucht, sieht sich zur Beybehaltung solcher Structuren unwillkührlich getrieben. Wenn wir doch auch die doppelten Fragen, deren eine von der andern abhängt, gewohnten! Wie klar und kurz wird dadurch die Darstellung, z. B. Phädr. S. 154 in der herrlich gegliederten Periode: „Muß man nicht so nachdenken über eines jeden Dinges Natur,

zuerst, ob das einzeln oder vielartig ist, was wir selbst als Künstler behandeln, und auch Andere dazu wollen geschickt machen. (Eine ächt Hellenische Anakoluthie.) Dann, daß man, wenn es einzeln ist, seine Kraft untersuche, was für eine es hat von Natur, um auf was für Dinge zu wirken, und was für eine um Einwirkungen und von was für welchen aufzunehmen; wenn es aber mehrere Arten hat, diese erst aufzählen, und so von jeder wie vorher von der einzelnen sehe, was sie ihrer Natur nach auszurichten, und was sie von was anderm erleiden kann." Diese doppelten Fragen hat nähmlich S. durch sehr richtige Emendation S. 386 dem Texte vindicirt. Doch Mehreres könnte noch angeführt, und an Beyspielen einleuchtend gemacht werden; aber noch so Manches ist zu sagen, was den gelehrteren Philologen interessiren könnte, daß wir diesen Gegenstand, zumahl er, ohne großen Raum einzunehmen, nicht tief erörtert werden kann, und immer doch eine gewisse Popularität hat, anderen Untersuchungen aufopfern wollen. In dieser Hinsicht ohnehin mehr als in irgend einer andern, ist des Buches Werth anerkannt; der Einfluß auf die Deutsche Prosa hat sich durch die That bewährt, obgleich die Zeit noch so kurz ist; wie viel mehr läßt sich noch für die Zukunft erwarten, wenn der Deutsche Platon und die Platonische Philosophie ihr Publicum behalten: beyde Arten der Prosa, die antike und moderne, könnten, wie es jetzt schon ist, neben einander her gehen, und einander wechselsweise kräftiger und fruchtbarer machen.

Treu ist die Uebersetzung, wie wenige. Dieses bezeugt schon der Rhythmus, welcher, wo auf ihn irgend etwas ankommt, nachgebildet wird, besonders wenn Bruchstücke aus Dichtern angeführt werden (Phädr. S. 83, 144, und wie oft sonst.) Doch fürchten wir, er möchte zuweilen etwas Poetisches gesehen haben, wo nichts ist, als, daß S. 374 vermuthet wird, die ganz prosaischen Worte, ἀνὴρ ἔχων ἔρω-να, seyen wohl aus einem Dichter, und S. 380 jenes,

Ζεὺς Γανυμήδους ἐρῶν, für entlehnt eben daher oder für Anspielung auf einen, da die Idee doch durch das gesammte Alterthum verbreitet ist, und so oft in den Alten, bey Pindar, Aeschylos, Sophokles, Euripides, und einer Schaar Späterer vorkommt, daß an specielle Anspielung nicht zu denken ist. Auch die Entdeckung der Anspielung oder Entlehnung mangelt bisweilen, wie, „der süßredende Adrastos" (S. 152), „der seinen Erklärer noch erwartet" (S. 386) aus dem Tyrtäos ist; oder daß die Worte S. 236 B παρὰ τὸ Κυψελιδῶν ἀνάθημα σφυρήλατος ἐν Ὀλυμπίᾳ στάθητι, wahrscheinlich auf irgend ein Gedicht Anspielung sind; denn in der Anthologie lesen wir ähnlich (Anal. B. III, S. 189. CXCIII): Αὐτὸς ἐγὼ χρυσοῦς σφυρήλατός εἰμι κολοσσός· Ἐξώλης εἴη Κυψελιδῶν γενεά: und kaum möchte doch wohl dieses Epigramm aus der Platonischen Stelle nachgeahmt seyn; oder daß S. 247 B die Worte, πρὸς δαῖτά τε καὶ ἐπὶ θοίνην, durch Sprache und Versmaß epischen Ursprung verrathen. In demselben Gespräche hätten wir S. 99 für die Worte, ξύμ μοι λάβεσθε τοῦ μύθου, mehr metrischen Ausdruck gewünscht, und da I, 2 S. 394 das angeführte Gedicht des Kritias für jambisch (doch nicht gar aus dessen Tragödien? Lyrisch hätten wir gesagt: wenigstens war er ein Liebhaber des erotischen Lyrikers Anakreon; s. Athenäos XIII, S. 600 D) gehalten wird, warum ist es im daktylischem Numerus übersehn (S. 15)? Mit Glück pflegt er auch die Wortspiele entweder zu übertragen oder umzutauschen, jenes Phädr. S. 111, 112 (vergl. S. 376); zuweilen indeß müssen sie auch untergehen, besonders in Eigennahmen (s. S. 380, 382), oder können nur unvollständig erreicht werden (s. S. 379); eine treffliche Verwechselung des Wortspieles ist S. 374 erklärt. Wenn aber in diesen schwierigen Puncten die Uebersetzung so treu ist, wie wird man es anders bey der gewöhnlichen Rede erwarten? Nur kleine Abänderungen findet man hier und da, oft des Wohllautes wegen. So würde es Phädr. S. 112

nicht schön gewesen seyn zu sagen: „von des von den Göttern kommenden Wahnsinnes herrlichen Thaten,“ wofür nun, freylich etwas gezwungen, gesagt ist: „Von des Wahnsinnes, der von den Göttern kommt, herrlichen Thaten.“ Aus gleichem Grunde ist S. 113 das Passiv activisch gegeben: „daß zur größten Glückseeligkeit die Götter diesen Wahnsinn verleihen.“ Doch bey manchen Abweichungen sehen wir keinen Grund. Wozu diente es, die Worte S. 246 E, διακοσμῶν πάντα καὶ ἐπιμελούμενος, mit doppelter Aenderung so zu geben: „alles anzuordnen und zu versorgen,“ statt: „anordnend alles und besorgend.“ Auch ist nichts gewonnen durch die Umkehrung: „wozu der seeligen Götter Geschlecht sich hinwendend jeder das Seinige verrichtet,“ sondern viel besser steht im Originale S. 247 A: „wozu der seeligen Götter Geschlecht sich hinwendet, jeder derselben das Seinige verrichtend.“ Wo nichts gewonnen wird, warum bleiben wir da nicht beym Ursprünglichen? Dergleichen Willkühr ist nicht ganz selten, wie gleich zu Anfang des Phädros die Anreden ὦ Σώκρατες und hernach ὦ ἑταῖρε nicht übersetzt worden, da sie doch gar nichts Widerliches haben. Und warum ist das urbane, τῷ δὲ σῷ καὶ ἐμῷ, nur gegeben unserem? Participien und die ganze Periodologie sind doch offenbar auffallender als jener Hellenismus; so sehen wir keine Consequenz in diesem Verfahren, zweifeln jedoch keinesweges, daß der Uebersetzer irgend einige gehabt habe. Betrachten wir noch Phädr. S. 84. „Nähmlich Lysias hat sie geschrieben, als ob ein schöner Knabe gewonnen werden solle, jedoch nicht von einem Liebhaber. Und dies ist eben die Feinheit darin, denn sie behauptet, er müsse eher einem nicht Liebenden günstig seyn, als einem Liebenden.“ Das λέγει γὰρ ist hier auch im Deutschen mit denn gegeben, obgleich dieses γὰρ oft so wenig Causalität anzeigt; ferner ist jenes, αὐτὸ δὴ τοῦτο καὶ κεκόμψευται, sehr richtig gefaßt: aber über beydem ist die antike Bildung des Satzes verloren gegangen, welche

die ist: „aber nicht von einem Liebhaber, sondern das ist eben das Feine, nähmlich er sagt;“ eine gewiß der gemeinen Rede sehr angemessene Construction. Auch ist falsch übersetzt: „denn sie behauptet;“ λέγει kann nicht auf das entferntere λόγος, sondern nur auf das nähere Λυσίας gehen. Und Ähnliches findet sich auch weiterhin noch, so daß man allerdings, mag es auch pedantisch klingen, noch größere Wörtlichkeit fordern könnte. Kleine Nachlässigkeiten finden sich auch, wie z. B. um nicht die kleinste zu nehmen, Menon S. 316 D die antiquarisch nicht unwichtigen Worte, καὶ ἐγχυτριστρίας μεταπεμπόμενοι, übergangen sind. Solche Freyheiten pflegt er bisweilen in den Anmerkungen zu rechtfertigen, wie die Lysis S. 197 auf S. 389, zum Phädr. S. 382, 379, wo das übergangene παιδοσκοpεῖν erwähnt wird. Auch die Proprietät der Hellenischen Ausdrücke ist im Deutschen besonders glücklich erreicht: überall sind die eigenthümlichsten des Originals mit den eigenthümlichsten unserer Sprache abgebildet. Beyspiels halber vergleiche man nur jene synonymische Diatribe Protag. S. 279 mit ihrem Texte. Undeutsch ist er dadurch keinesweges geworden; auch hat er wenig neue Wörter gebildet, man müßte denn das ungewohnte, aber vortreffliche Eingeistung statt Begeisterung hierher rechnen; denn das von einem Recensenten aufgebrachte Verschüchtern statt Verscheuchen könnte doch wohl höchstens in etlichen Städten neu klingen, wo man auch einen Schillerschen Lober nicht will gelten lassen. Zweydeutigkeiten entstehen selten bey dieser Bestimmtheit des Styles; doch im Protag. S. 255 „und dem Prometheus stand in die Feste, die Behausung des Zeus einzugehen nicht mehr frey“ möchte mancher unter Feste nicht die Burg, sondern eher das Firmament verstehen. Diese kleinen Verstöße wird eine gewiß erfolgende andere Ausgabe verbessern, und die in Allem gewandtere Fortsetzung auch zu vermeiden suchen.

Aus dem Gesagten erhellet, daß wir eine Uebersetzung vor uns haben, welcher auch das Prädicat einer gelehrten im vorzüglichen Sinne zukommt, obgleich alle Ausstellung der Gelehrsamkeit verschmäht wird. Nicht Gleiches kann man von den besten der Vorgänger, von F. L. Gr. zu Stolberg, und F. C. Wolff rühmen: alle Früheren wimmeln von allerley Verstößen; wie sie aus einem Chalkedonier einen Chalkedonios, oder aus einem Seriphier einen Seriphios machen (von jenem s. S. I, 1. S. 385, dieses bey Wolff Republik B. I, S. 10). Heindorfs Vorarbeiten sowohl als dessen uneigennützige Unterstützung des Freundes verdienen hier wohl herausgehoben zu werden. Wie er aber meist nach den von jenem ausgemittelten Lesearten übersetzt, so finden wir doch wieder Abweichungen von ihm und stillschweigende Verbesserungen, und bisweilen giebt die Uebersetzung eine treffendere Erklärung in der Kürze, als der Commentator. Wenn Phädr. S. 230 A zu den Worten, τυφῶνος πολυπλοκώτερον Heindorf sagt: „Eodem modo eum Apollodorus Bibl. I, 6, 3 dicit μεμιγμένην ἔχοντα φύσιν ἀνδρὸς καὶ θηρίου, quo trahendum πολυπλοκώτερον," so giebt des Uebersetzers „noch verschlungener" ein besseres Bild, zeigend die in einander geworrenen hundert Häupter und hundert Hände, deren Verflechtungen (πλόκαμοι) von den Dichtern besungen werden. Aeschyl. Prom. 352. Pindar Pyth. I, 31. Aristoph. Wolken 335. Apollod. a. a. O. Auch geraden grammatischen Sinn zeigt S. in hohem Grade. Ein Beyspiel davon möge die Stelle der Vertheidigung S. 36 B geben: Τί ἄξιος εἰμι παθεῖν ἢ ἀποτίσαι, ὅτι μαθὼν ἐν τῷ βίῳ οὐχ ἡσυχίαν ἦγον. Nicht richtig zwar übersetzt S. „Was verdiene ich zu leiden oder zu erlegen? weshalb doch habe ich in meinem Leben nie Ruhe gehalten u. s. w.?" aber das Urtheil S. 419 ist doch das wahre: „die bekannten Redensarten, ὅ, τι μαθών, ὅ, τι παθών, können in dieser Gestalt nur in der indirecten Rede vorkommen," und die ehrenwerthen Männer werden es nicht übelnehmen,

wenn wir sagen, es seye hier viel gerader gewesen, als Buttmann Gramm. S. 367, dessen Erklärung der wahren (was verdiene ich dafür zu leiden, daß ich zu lernen nie aufgehört habe in meinem Leben?) leicht weichen wird; denn die Stelle der Vertheidigung gehört gar nicht zu jenen, in welchen der besondere Sprachgebrauch des τί oder ὅ, τι μαθὼν enthalten ist; oder Heindorfs, zum Euthyd. S. 339 ff. wo durch einen eben so sonderbaren Irrthum ὅ, τι μαθὼν erklärt wird, „*Propterea quod* tam temere et stulte," da es vielmehr ist: „was er doch gedacht hat, daß u. s. w." Gott gebe der schönen Formel, die schon vormahl von Brunck und Hermann bald zu Tode geritten, und mit Mühe von Wolf erlöst worden ist, dafür ein ewiges Leben! Und nicht allein die Anmerkungen, sondern auch den Text wird sogar für die Kritik ein künftiger Herausgeber wieder vergleichen müssen: denn ohne darauf aufmerksam zu machen, wird oft die streitige Leseart entschieden; wie Phädr. S. 118 für γεωργικόν, wo man sich freylich wundern muß, warum dafür nicht früher entschieden worden.

Die Anmerkungen (diesen insbesondere noch seye der Rest der Beurtheilung gewidmet) sind zur Rechtfertigung, Verbesserung, näheren Bestimmung der Uebersetzung, aber auch zur Kritik und Erklärung des Schriftstellers selbst da, machen jedoch, der Vorrede zufolge, keinen Anspruch darauf, einen Commentar zu bilden; daher die herrschende Ungleichheit in denselben ihnen nicht zum Vorwurfe gereichen darf; wir wollen vielmehr für das Gegebene danken, das Zurückbehalten des Anderen bedauern. Da die Wortkritik hier nur einen untergeordneten Standpunct, des Mittels, nicht des Zweckes hat, so seye so viel genug: überall trifft man auf scharfsinnige Emendationen sowohl des Verf. als Heindorfs: die jeder finden kann, oder die keinen bedeutenden Einfluß auf den Sinn haben, bleiben unerwähnt: welche er aber anführt, diese sind meistens nicht aus dem Groben, sondern aus der feinsten Einsicht in Sinn und Sprachgebrauch

gezogen, und ohne Beweis, weil mindere Wichtigkeit auf diesen ganzen Theil gelegt ist, nur so hingestellt; sie bewähren sich aber bey ernster Ansicht theils aus dem Zusammenhange; theils aus der Platonischen Sprache, z. B. die Verbesserung ἐν πολιτικοῖς συλλόγοις statt λόγοις I, 1, S. 387 aus Gorg. S. 452 E καὶ ἐν ἄλλῳ ξυλλόγῳ παντὶ, ὅστις ἂν πολιτικὸς ξύλλογος γίγνηται, u. dgl. m. Mit Glossemen scheint der Verf. zu freygebig zu seyn. So verwirft er S. 395 die Worte ἔφη Ὅμηρος Protag. S. 315 B deswegen wohl, weil nur eine einzelne Redensart citirt wird; allein auch da pflegt Platon den Dichter zu nennen, wie Ges. I, S. 630 B διαβάντες δ' εὖ καὶ μαχόμενοι ἐθέλοντες ἀποθνήσκειν ἐν τῷ πολέμῳ, φράζει Τύρταιος, τῶν μισθοφόρων εἰσὶ πάμπολλοι: wo aber ebenfalls die Vermuthung die ausgezeichneten Wörter angezweifelt hat. Eben so wenig halten wir das S. 424 aus dem Kriton ausgestrichene δουλεύων für ein Glossem: sehr richtig aber ist zum Laches S. 410 ὥσπερ γένει für ein Einschiebsel angesehen, welches auch unsere Meinung war. Und Vieles ist noch übrig; z. B. Protag. S. 339 B nach den Worten, πότερον οὖν καλῶς σοι δοκεῖ πεποιῆσθαι, streiche man weg καὶ ὀρθῶς; dieses ist offenbar aus dem Folgenden entstanden: denn Van Heusde's Verbesserungsversuch dünkt uns ziemlich gewaltsam. Ausführliche Kritiken, wie die gegen Heyne über das Fragment des Simonides zum Protag. S. 398 ff. sind sehr selten. Mehr ist für die emendirende Kritik gethan im Parmenides, wo es nothwendig war; das Mitgetheilte ist von S. und Heindorf gemeinschaftlich; das Vollständigere hat letzterer unterdessen in seiner Ausgabe gegeben. Beynahe Alles ist hier unbezweifelt; denn hier, wenn irgendwo, kann die Kritik mit mathematischer Sicherheit durchschlagen; so sehr ist durch die Consequenz der Dialektik alles nothwendig bestimmt. Jedoch ist die S. 411 vorgetragene Heindorfische Lesart, die in der Ausgabe S. 280 wiederholt ist, οὐδ' ἄρα δύο, οὔτε τρία οὔτ' ἔστι

τὰ ἄλλα, οὔτε ταῦτα ἔνεστιν ἐν αὐτοῖς, die wahre keineswegs, sondern diese findet sich in den vernachlässigten drey ältesten Ausgaben, οὔτε αὐτά ἐστι τὰ ἄλλα, οὔτε ἔνεστιν (wie Heindorf richtig schreibt) ἐν αὐτοῖς; „weder ist also das Zwey oder das Drey selbst das Andere, noch sind sie in ihm enthalten.“ Viel Treffliches endlich für Wortkritik sowohl als Beurtheilung der Composition enthalten die Anmerkungen zu den unächten Gesprächen; Manches ist zwar nicht neu, sondern gehört dem Stephanus, welchen zu nennen nicht der Mühe werth war bey Kleinigkeiten; im Minos zerstört vieles die von Van Heusde verglichene Leidner Handschrift; aber was schadet von so Vielem ein geringer Abzug? Die Buttmannsche Emendation im Hipparchos τοῦ ἐκ Φιλαϊδῶν (S. 436) bestätigt der Scholiast. Der auf Gerathewohl gemachten Conjecturen finden sich wohl keine; dieser Ernst ist unserer Kunst sehr vonnöthen; lasten ihrer so viele doch auf den philologischen Speichern, und Jahr um Jahr führen die Kärner mehr ein, und nie stücke werdend gewähren sie nicht einmahl den Trost des andern wurmstichigen Getraides, daß sie davon fliegen, wenn der Sommer kommt.

Die erklärenden Anmerkungen sind theils einzelne Nachweisungen von verdeckten Beziehungen und Anspielungen, theils Andeutungen für aufmerksame Leser zum Verständnisse einzelner Parthien oder der Tendenz des Ganzen aus denselben in Verbindung mit den Einleitungen, voll Scharfsinn, zuweilen kühn und räthselhaft gehalten; Worterklärungen kommen selten vor, wie von ἰδέα und δόξα zum Phädr. S. 373; öfter Erläuterungen über Sachen, wohin gehört das von den μουσείοις λόγων, εὐέπεια, ὀρθοέπεια S. 384; das über die Hermäen zum Lys. S. 388, daß Dropides der Bruder des Solon nicht gewesen, zum Charmid. S. 393; über das sogenannte Dämonion des Sokrates, zur Vertheidigung S. 416, wo die gewöhnliche Vorstellung widerlegt wird; von der befiederten Seele zum Phädr. S. 378; von der

Anspielung auf das Paradoxon πᾶς ἄφρων μαίνεται zum Alkib. S. 441; woraus nur nicht etwa Jemand auf den Gedanken komme, wir hätten den Alkibiades des Antisthenes vor uns, welcher sicher ein anderer war. Wo das Verhältniß gewisser Stellen oder Lehren zu Philosophemen Anderer, oder Platonische Vorstellungen selbst erörtert werden, ist er auch nicht gerade ausführlich: dies vermissen wir; durch die hingeworfenen Bemerkungen bildet sich kein Resultat; sie legen dem Leser einen Stachel in die Seele, um selbst abzusterben. Wir glauben, hätte S. genauer untersucht, er würde selbst auf andere Gedanken gerathen seyn; und da demjenigen, der das Ganze umfassen soll, nicht alles Einzelne auch aufliegen darf, sollte er für die nothwendige historische Erforschung des Ursprungs, der Ausbildung und Umwandelung einzelner Dogmen einen Gehülfen zur Seite haben, wie in der Kritik Heindorf ist. Den schuldigen Beweis des Gesagten aber soll die nähere Betrachtung der folgenden zwey Puncte geben.

Der erste betrifft folgende Anmerkung I, 1, S. 378 zu S. 116. „Auch dem Platon scheint mit ihm (dem überhimmlischen Orte) dasselbe begegnet zu seyn, wie den Dichtern; und nicht nur mit ihm, sondern auch schon mit dem Himmel selbst. Ich wenigstens habe es zu einer anschaulichen und für alle einzelne Züge anwendbare Vorstellung nicht bringen können von der Art, wie der Himmel hier gedacht wird und wie das Hinaussehen in den überhimmlischen Ort bewerkstelliget werden soll. Proklos thut dabey auch eben keine wesentliche Dienste." O ja; in den Mythen sind die Neuplatoniker gerade am wenigsten zu verschmähen, und ihre ganze Philosophie kann ein dialektischer Mythos genannt werden, so daß, wie in dem poetischen die Idee dem Volke sich unbewußt zu einer sinnlichen Gestalt gleichsam krystallisirt hat, also hier die Begriffe auf eine geistigere Weise verkörpert und hypostasirt worden sind. Doch wenn wir den Gegenstand gründlich behandeln wollen (ausführlich können wir an diesem

Orte und jetzt nicht), so muß zuerst alles dasjenige widerlegt werden, was in der Einleitung zum Phädros S. 80, 81 über den Mythos von der Seele gesagt wird. „Die eingestandene Unwissenheit über das Einzelne" ließ doch nicht eigentlich zu, im Allgemeinen zu sagen, die Mysterien, wenn sie vollständiger bekannt wären, möchten am meisten aufklären: denn woher, wenn nicht von etlichen Einzelheiten wenigstens, wäre der Satz abgezogen? Einige aus (vielmehr von) den Mysterien herstammende Ausdrücke beweisen, als Uebertragungen, nicht das Mindeste; sie sind auch so gestellt, daß sie ganz unwesentlich erscheinen (S. 249 C, 250 B C; man vergl. zu einigen Meursius Eleusin. Cap. XI.) und wollen wir auch zugeben, worauf S. so sehr dringt, daß die Rhetorik an der ganzen Darstellung vielen Theil habe, soll man darum mit der Auslegung nicht ins Einzelne gehen dürfen"? Das hieße die Allegorie für eine leere, d. h. für gar keine erklären, und freylich eine geringe Meinung hat S. von der ganzen Stelle (S. 377). Warum soll denn „genauere Bekanntschaft mit den Pythagorischen Philosophemen hier nicht als der wahre Schlüssel vorauszusetzen seyn? Wir behaupten dieses allerdings, und wollen es durch die wirkliche Auflösung, so weit sie in der Kürze möglich ist, beurkunden; nur freylich soll nicht geläugnet werden, daß Platon Alles eigenthümlich behandelt hat, und daß auch nicht Alles bedeutsam ist: eine Bemerkung, deren sich selbst Ficin in der Plat. Theol. XVII, 3. nicht erwehren konnte.

Die Pythagorische Philosophie und ihre Schriften also sollte Platon damals noch nicht gekannt haben (S. 377), und auch die Anaxagorischen nicht, obgleich jene in Athen so wenig fremd war, daß Aristophanes und Kratinos schon sogar Pythagoristen verlachen, obgleich Anaxagoras von Sokrates so gekannt war, obgleich dem Platon eine esoterische Kenntniß der Mysterien schon, und der Muth sie zu profaniren angemuthet wird? Doch statt dieses einzeln zu entwickeln und zu belegen, gehen wir doch zur Lehre selbst.

Die ganze Eintheilung der Seele, wie sie Platon hat, ist nach Hierokles zum goldnen Gedicht Vs 69 Pythagorischen Ursprunges, aber nur zwey Theile zählten sie (Cic. Tusc. IV, 5. Diog. VIII, 30. Plutarch. de plac. philos. IV, 5. II, 5.) Allein man würde sehr irren, wenn man deswegen schlechthin läugnen wollte, daß sie auch die drey Theile kannten, welche Platon annimmt (Plutarch a. a. O. IV, 5. Jamblichos Protr. S. 29 beym Stob. phys. Ekl. I, 2, S. 878. Diog. VIII, 30 und daraus Suidas in νοῦς); wenn auch die Quellen, aus welchen dieses überliefert ist, nicht die ächtesten sind, so läßt es sich doch nicht geradezu verneinen; wenigstens kann doch Platon von einem Aehnlichen dort auf das Seine geleitet worden seyn, und auf Aehnliches kommt es hier doch überall nur an. Die den ganzen Himmel durchwandelnde Seele, die Seelenwanderung selbst, das Gericht im Hades, dieses alles gehöret hierher; und wenn sich auch, worauf S. besonders baut, jener Satz von der Erinnerung nicht durch unmittelbare Zeugnisse als Pythagorisch ankündigt, so ist es für unsern Zweck genug, daß ihn Platon in unmittelbare Verbindung mit der Metempsychose derselben setzt (Menon S. 81 B). Dieses vorausgesetzt, wird es sehr wahrscheinlich, daß auch die ganze Vorstellung von dem Universum und der darin bewegten und beschauenden Seele erklärt werden müsse in Verbindung mit Pythagorischen Lehren. Vor allen Dingen aber muß man wissen, von welchem Standpuncte die Seelen ausgehen. „Hestia bleibet in der Götter Hause allein;" also vom Hause der Götter gehet Alles aus. Aber was ist das Haus der Götter? Die Welt, sagt Makrobius Sat. I, 23; allein hier gehen ja die Seelen erst in die Welt, diese Meinung also ist unstatthaft. Die Erde, möchte ein Anderer sagen; denn diese ist die ἑστία, Tim. Lokr. S. 97 D und zwar der Götter; auch der Thiere dem Verf. der Schrift de mundo, Cap. 2. Aber dem Philolaos, dessen Fragmente mit unter die ächtesten der Pythagoreer gehören, ist das mittlere Feuer τοῦ παντὸς ἑστία (Plutarch

Plac. philos. III, 11), auch Διὸς οἶκος, μήτηρ θεῶν, βωμός τε καὶ συνοχὴ καὶ μέτρον φύσεως (Stob. a. a. O. I, 1, S. 488) und Διὸς φυλακή (Aristot. vom Himmel II, 13. Vergl. noch Stob. a. a. O. S. 452, 468, 488. Simplic. zum Aristot. a. a. O. S. 124 Plutarch Numa S. 67 Chalcid. zum Tim. S. 219). Die letztere Benennung, wornach das Centralfeuer Hestia heißt, ist die herrschende; wie jedoch die Erde so genannt werden konnte, ist schon durch den gemeinen Sprachgebrauch klar und kann es noch mehr werden (nach Anleitung des Simplicius a. a. O.), wenn man bedenkt, daß jenes Centralfeuer nichts Anderes als die Weltseele ist (Tiedemann gr. erste Philos. S. 453 ff. der aber zu ungründlich ist): wofür denn auch diese Platonische Hestia Manchen vorausgalt (Proklos Theol. VI, 21. S. 400. Chalcid. zum Tim. S. 269). Diese ist allerdings gemeint: die Erde unmöglich, weil ja die Seelen nachher erst auf die Erde herabfallen, aber des Plastischen wegen, mußte sie in einen beschränkten Raum, als einzelne Göttin, die der Götter Haus hüte, zurückgedrängt werden. So viel für jetzt: Ausführliches und Klareres vielleicht ein anderes Mahl. Um aber diesem Hause der Götter seinen bestimmten Ort anzuweisen, denke man sich nun die Erde in der Mitte als umschlossen rings von der Himmelssphäre, wie es auch die spätere Platonische Vorstellung ist im Timäos und Staate B. X. und innerhalb des Gewölbes irgendwo bey der Erde das Haus der Götter, ebenfalls umschlossen. Von hier steigen die Seelen nun auf bis zur ἄκρα ὑπουρανία ἀψὶς (so hat Heindorf richtig emendirt), nicht aber, wie S. übersetzt S. 116 „fahren sie in der höchsten Bahn innerhalb des Himmels hinauf," sondern hier ist der Sinn ein ganz anderer, und wenn wir hier verstehen, so kann auch die symbolische Anwendung nicht verborgen bleiben. Nach dem Phädon S. 109 C (denn man darf hier schon die späteren Vorstellungen benutzen) ist über der sogenannten Erde noch eine reinere, lichtere Region, wo statt der gemei-

nern Erde Luft, statt der Luft Aether ist. Diese ist wie eine Kapsel um den innern Kern herumgegossen, genannt τὰ ὑπὸ οὐρανῷ ὄντα, folglich ein unterhimmlisches Gewölbe, ὑπουρανία ἀψὶς; und haben die Seelen dieses seiner ganzen Dicke nach durchbrochen, so sind sie an der äußern Kugelfläche des Gewölbes, wohin sie streben, um nach dem Himmel zu kommen. Diese heißt ἄκρα ὑπουρανία ἀψὶς, und ist eine der Erdfläche concentrische, den unterhimmlischen Ort vom Himmel scheidende Kugelfläche. Der Himmel nähmlich ist eine ähnliche hohle Kugel, deren Masse von zwey concentrischen Kugelflächen eingeschlossen ist, bestehend aus acht über einander liegenden Kreisen, deren kleinster die Mondsbahn, welche also die Grenze gegen den unterhimmlischen Ort macht, und der ἄκρα ὑπουρανία ἀψὶς gleich ist, deren größter hingegen der Kreis der Fixsterne, der stets sich gleichbleibende Kreis des Einen, unangetastet von dem Wechsel der sieben anderen Kreise des Verschiedenen. Diese Vorstellungen finden sich ebenfalls im zehnten vom Staate und im Timäos. Durch die ganze Tiefe des Himmels durchgestiegen (ἡνίκα ἂν πρὸς ἄκρῳ γένωνται) sind sie nun auf dem letzten Kreise, dem des Einen und Gleichen, welchen Platon den Rücken des Himmels nennt. Außerhalb dieser Kugelfläche ist der überhimmlische Ort, worin S. gewiß mit Recht eine Spur der Ideenlehre findet: denn nichts Anderes ist er ja als jenes intellectuelle Thier, welches alle andere intellectuelle Thiere, wie diese Welt alle sichtbare umfaßt, und nach welchem (mythisch außerhalb der Welt gesetzten) aufblickend Gott die Welt bildete. Tim. S. 28 A. Allein auch die Pythagoreer hatten ein Analogon der Ideen an ihren unsinnlichen Substanzen oder Zahlen, und so ist auch hier nicht gerade zu verneinen, daß selbst dieser außerhimmlische Ort eine Pythagoreische Vorstellung seyn könne, denselben schauen nun die Seelen ganz, indem sie von dem Umschwunge des Himmels der ganzen Peripherie nach herumgetragen werden. Aber auch alle übrigen Einzelheiten lassen sich aus dieser Ansicht leicht erklären,

und so wollen wir nur noch beweisen, daß diese ganze Darstellung des Himmels jene ist, welche seinen Fragmenten nach Philolaos aufstellte. Denn bey Stob. a. a. O. S. 488 finden wir zuerst als Hestia im Centrum das Feuer, und gleich über diesem die Erde (daß sie darüber, schadet nichts) mit der Antichthon, dann Mond, Sonne, Planeten, Fixsternhimmel und jenseits ein oberstes Alles umschließendes Feuer, wo nach demUngenannten des Photios 259 der höchste Gott wohnt. Hierin sind, wie bey Platon, drey Diakosmen, überhimmlischer Ort, Himmel, unterhimmlischer Ort: denn also fährt Stobäos fort: „Den höchsten Theil nun, den des Umfassenden, worin die Elemente in ihrer Reinheit sind (εἰλικρίνεια τῶν στοιχείων, worunter die Zahlen zu verstehen, nicht die körperlichen Grundstoffe), nennt er Olymp; die Gegend unter dem Kreis (φορὰ) des Olympos, in welcher die fünf Planeten mit Sonne und Mond sind, Welt (κόσμος); den darunter befindlichen Theil unter dem Monde und an der Erde (ὑποσέληνόν τε καὶ περίγειον μέρος), worin die Veränderung liebende Entstehung ist (ἐν ᾧ τὰ τῆς φιλομεταβόλου γενέσεως), Himmel (οὐρανός).“ Auch ist zu merken, daß die Weisheit (σοφία) gesetzt wird als bezüglich auf das Ueberirdische (περὶ τὰ τεταγμένα τῶν μετεώρων); so daß, wer jetzt noch den Pythagoreismus der Platonischen Vorstellung läugnen wollte, alle Noth haben müßte, erst die Unächtheit der Philolaischen Fragmente und der darin enthaltenen Lehren zu erweisen: ein Werk, welches nie glücken möchte. Dieselbe Bildung des Universums, wie wir sie entwickelt haben, stellte sich auch Proklos vor in der bekannten Stelle der Theologie; wenn man nur seinen Spuren nachgehen will; und dieselbe nun in ihre philosophische Bedeutung genauer zu übersetzen, kann jetzo wohl so schwer nicht mehr scheinen. Um jedoch nicht zu verschweigen, mit welchem Rechte die Vorstellung auch Eleatisch genannt werden könne, bemerken wir, was auch vorhin angedeutet worden,

daß Parmenides in mancherley Beziehung an den Pythagoreismus angrenzt (s. Fülleborns Beytr. zur Gesch. der Philos. St. 6, S. 15), und daß besonders sein Weltsystem mit dem Philolaischen viele Aehnlichkeit hat. Die Hauptstelle, Stob. phys. Ekl. I, 1, S. 482, ist zwar von Heeren (der durch einen derben Verstoß sogar ἀραιὸς zweymahl für dicht nimmt und darauf eine Erklärung gründet), Tiedemann und Andere bey weitem nicht zur Befriedigung erläutert; doch läßt sich aus ihr wenigstens so viel, als hier nöthig ist, darthun. Nicht als Gewißheit, sondern als Meinung der Weisen (wohl der Pythagoreer selbst) stellt der Eleate zwey Principien auf, das eine das ätherische Feuer, zart und dünne, sich selbst immer gleich (φλογὸς αἰθέριον πῦρ, ἤπιον ὄν, μέγ' ἀραιὸν, ἑαυτῷ πάντοσε τωυτὸν), das andere Nacht, dicht und schwer (ἀντία νυκτάδα ἠδὲ πυκνὸν δέμας ἐμβριθές τε) Fragmen. Vs. 110 ff. Licht und Nacht, zu gleichen Theilen, erfüllen das All, wie es im Folgenden heißt, identisch mit dem Warmen und Kalten, auch Feuer und Erde, jenes das Bewegende und Bildende, dieses das Leidende und Bewegte. Diog. IX, 22. Cicero Acad. IV, 37. Aristot. Metaphys. I, 5. Wie aus diesen die Welt (διάκοσμος πᾶς, Vs. 114) gebildet ist, dieses war in den folgenden Versen enthalten, welche nicht mehr wörtlich vorhanden sind, deren Inhalt aber Stobäos a. a. O. liefert. Hiernach nahm Parmenides über einander gelegte Kronen oder Kreise (stereometrisch gedacht) an, nach den Worten des Compilators στεφάνας περιπεπλεγμένας επ' αλλήλους, theils aus dem dichten, theils aus dem feinen Stoffe, und zwischen diesen wieder andere aus beyden gemischte. Die äußere Kugelkrone, um uns nach Hellenischer Art so auszudrücken, ist nach mehreren Stellen Feuer; allein man muß sich dieselbe wieder außen von dem dichten Stoffe begrenzt denken, wie die nächsten Worte anzeigen, καὶ τὸ περιέχον δὲ πάσας τείχους δίκην στερεὸν ὑπάρχειν, ὑφ' ᾧ πυρώδης στεφάνη. Dieses liegt auch in dem Ausdruck, „theils aus dem

dichten, theils aus dem feinen Stoffe," welcher gebraucht ist von den zwey Hauptkreisen, dem äußersten und innersten; diese bestehen also auch aus beyden Principien, nur ein jedes gesondert. Von dem innersten hat Stobäos dieses: *καὶ τὸ μεσαίτατον πασῶν, περὶ ὧν πάλιν πυρώδης*, welche von Davisius und Heeren nur noch mehr verdorbene Stelle nach der Spur der Handschriften (*περὶ ὄν*) so zu verbessern ist: *περὶ ὃ πάλιν πυρώδης*: man ergänze *καὶ τὸ μεσαίτατον στερεόν*; auch der innerste Kern ist dicht, und darum ist Feuer (man vergleiche die Hestia); wie könnte auch der Mittelpunct ohne festere Consistenz seyn? Dazwischen liegen nun die gemischten Kreise, wovon Vs. 120, 121 zu verstehen scheint; Vs. 122 aber, *ἐν δὲ μέσῳ τούτων δαίμων, ἣ πάντα κυβερνᾷ*, ist von jenem Mittelpuncte zu nehmen, auch *κυβερνήτης, κληδοῦχος, δίκη, ἀνάγκη* (Stob. und Fülleborn a. a. O. S. 42, 86) genannt. Von demselben Wesen sagt Simplicius zu Aristot. Physik I, S. 9, *Ταύτην καὶ θεῶν αἰτίαν εἶναι φησὶ, λέγων· Πρώτιστον μὲν Ἔρωτα θεῶν μητίσσατο πάντων, καὶ τὰ ἑξῆς· καὶ τὰς ψυχὰς πέμπειν ποτὲ μὲν ἐκ τοῦ ἐμφανοῦς εἰς τὸ ἀειδὲς, ποτὲ δὲ ἀνάπαλιν φησίν.* Aus dem Allen sieht man, daß dieser Mittelpunkt die größte Verwandtschaft mit jener Hestia hat; und eben so ist es auch mit den von Parmenides angenommenen Diakosmen, deren er nach Stob. S. 484 diese drey annahm, Aether, Himmel (*οὐρανός*: vergl. Stob. S. 500, wo Heeren wie S. 485 irrt) und die Gegend um die Erde (*τὰ περίγεια*). Unter dem Himmel wird zwar nach Stobäos *τὸ πυρῶδες* verstanden; allein dieses kann wenigstens nicht das reine Feuer seyn, welches auch das Adjectiv *πυρῶδες* nicht sagt; denn das reine Feuer ist der Aether, welcher Alles umgiebt (*περιστὰς ἀνωτάτω πάντων*), wovon die Stelle des Cicero zu verstehen N. D, I, 11. Nam Parmenides commenticium quiddam coronae simile efficit: Stephanen appellat, continente ardore lucis orbem, quem appel-

lat Deum. So liest Davisius trefflich. Wer erkennt hier nicht den Philolaischen Olymp, der Ideen Ort, den Wohnsitz Gottes, wer nicht den Philolaischen ähnliche Weltregionen?

Von geringerem Belange ist der andere Gegenstand. Zu der Stelle Lysis S. 198, „Auch wohl Schriften sehr weiser Männer sind dir vorgekommen, welche dasselbe sagen, daß das Aehnliche dem Aehnlichen nothwendig immer Freund sey. Und dies sind die, welche von der Natur und dem All reden und schreiben," zu dieser finden wir S. 390 folgende Anmerkung: „Empedokles kann wohl hier nicht unmittelbar gemeint seyn, der kein συγγραφεὺς war, sondern ein ποιητής. Wer, möchte schwer zu entscheiden seyn. Denn den Herakleitos, dem Freundschaft zwar Princip der Zerstörung war, aber doch auch Anziehungskraft des Gleichartigen, diesen gelesen zu haben, konnte Sokrates dem Lysis nicht zumuthen; und dies dürfte wohl von den Meisten gelten, an die man denken könnte." Kann Platon eine Freundschaft meinen, wie diese angeblich Herakleitische, welche, indem sie das Gleichartige anzieht, dadurch Princip der Zerstörung wird? Und wiewohl es sich gut denken läßt, daß im Systeme des Herakleitos Freundschaft dieses war, so ist es doch von S. nicht bewiesen worden, läßt sich auch, so viel wir wissen, historisch nicht erweisen, und vielmehr könnte man die Einheit der entgegengesetztgewesenen, aber im Streite zuletzt einsgewordenen, Freundschaft nennen nach dieser Lehre. Doch dem seye wie ihm wolle; gewiß hätte Herakleitos, dessen Lehre ohnehin S. 200 ff. noch vorkömmt, hier aus dem Spiele bleiben sollen. Gab es denn keinen Prosaisten aus Empedokles Schule? Sollte nicht ein in Athen bekannter Anhänger gemeint seyn, wie auch der Schönsprecher, dem hernach Herakleitos Lehre in den Mund gelegt wird, doch nicht etwa gar Herakleitos selbst, der dunkle, seyn wird? Vielmehr wie dort, so muß auch hier ein populärer Denker, welchen man auch aus mündlichen Vorträgen kannte, gemeint seyn: denn nicht unbedachtsam hat

Platon die Kenntniß der weisen Männer dem jungen Lysis zugemuthet, sondern gerade um zu verstehen zu geben, daß keine jener wahren Weisen, sondern die spottweise so genannten, die Sophisten gemeint seyen; ein Gorgias oder Hippias oder beyde: jener ein Schüler des Empedokles, dessen physische Lehre, z. B. seine Farbentheorie, er auch vortrug (Platons Menon S. 76 D), selbst Verfasser des berühmten Buches von der Natur, dessen Kenntniß wir von Aristoteles und Sextus haben, und worin (man vergleiche nur die ähnlichen Schriften des Platon) von Freundschaft und Feindschaft wohl die Rede entstehen konnte, dessen Schüler und Freund auch jener Polos ist, welchen der Platonische Socrates Gorg. S. 475 D kundig nennt solcher Dinge, wie das Anaxagorische ὁμοῦ πάντα χρήματα, vielleicht mit Anspielung auf eine eigene Schrift des Polos, oder, wie man vernünftiger Weise den freylich unvernünftigen Scholiasten verstehen muß, wenigstens auf seines Lehrers physische Weisheit: dieser ein Alleswisser, und dem Protag. S. 315 der Uebers. Eryximachos der Arzt mit Anderen „über die Natur und die Himmelserscheinungen allerley Fragen aus der Sternkunde vorlegt“ (vergl. den größern Hippias S. 285 B), jener Eryximachos nähmlich, welcher im Gastmahle über die Freundschaft, wenn auch nach anderer Ansicht, allerley spricht, und dort überhaupt vielleicht als Repräsentant des Hippias dasteht, zu welcher Annahme Mehreres bewegt; in Protag. S. 337 D stellt Hippias selbst, gewiß nicht ohne daß es von ihm in irgend einer Schrift, vielleicht selbst über die Natur, wäre vorgetragen worden, einen wenigstens ähnlichen Satz auf, nähmlich das Aehnliche seye dem Aehnlichen von Natur verwandt (τὸ γὰρ ὅμοιον τῷ ὁμοίῳ φύσει συγγενές ἐστιν).

Bey einem Werke von so mannichfachem und schwierigem Inhalte waren wohl auch vielerley Differenzen möglich, und weit entfernt, daß dieses dem Buche Eintrag thäte, erhöht es nur seinen Werth: denn wer auf Tiefe verzichtet, dem ist

es freylich leicht, lauter wahre Dinge, und die ein jeder dafür erkennen wird, in die Welt hinein zu schreiben. Die äußere Gestalt ist dem innern Gehalte angemessen; aber unbequem im höchsten Grade ist der Mangel aller Inhaltsanzeige, zumahl da keine Columnentitel da sind; für diese allzu antike Form ist die bequeme neue Welt nicht mehr empfänglich. Die Interpunction ist auch gar zu antik nachlässig; hingegen hat sie sich Phädr. S. 145 herausgenommen, die Verse der Grabschrift des Midas zu interpungiren, was S. 383 verbessert wird (der dritte Vers würde wohl besser so lauten: „Immer verweilend allhier an dem vielbethräneten Denkmahl.)“ Das Hellenische in den Anmerkungen ist nicht sehr correct: I, 2, S. 431. l. vierten st. fünften.

In Zukunft auch etwas über den zweyten Theil, dessen erster Band den Gorgias, Theätetos, Menon, Euthydemos, so wie der andere den Kratylos, Sophisten und Staatsmann, nebst dem Gastmahle enthält. Ohne Zweifel wird S. die Vollendung des Werkes rasch verfolgen, und einen ächten Platon wird unsere Nation vollständig aufzuweisen haben, wie keine ihn hat, noch jemals haben wird. Lasset uns stolz darauf seyn für uns, wenn auch die Fremden darauf nicht achten sollten: denn welche Nation vermöchte wohl, wie wir, den Hellenischen Weisen zu verstehen? Sicherlich doch die Nachbarn nicht, welche auch seit längerer Zeit ihn beynahe ganz ignoriren. Aber möchte doch auch den Batavischen Gelehrten der Sinn für dieses Verständniß aufgehen; möchten sie doch dieses Buch, ob es gleich nur in Deutscher Sprache verfaßt ist, recht verstehen lernen, um zu der Kenntniß des Einzelnen, die wir jetzt mit ihnen gemein haben, von uns das Ganze zu überkommen; damit sie nicht länger wähnten, daß die Abenddämmerung ihrer alten Erudition der letzte Traum der Philologie wäre, und, nach Platonischem Bilde, mit rückwärts gefesseltem Blick in der Höhle die Schatten betrachtend, das wahre Wesen zu schauen vermeinten, sondern der Sonne, welche über der Mauer im

Osten stehend, den anmuthigen Vormittag einer neuen Erkenntniß verbreitet, ohne Blinzeln ins Auge sehn könnten.

Recherches curieuses sur l'histoire ancienne de l'Asie puisées dans les manuscrits orientaux de la Bibliothéque Impériale et d'autres (auch gedruckten Armenischen Schriften); par *J. M. Chahan de Cirbied*, Armenien d'origine, attaché a l'école spéciale des lang. orientales vivantes, près la Bibl. imp. et *F. Martin*, Arméniste français, à Paris chez le Prieur et Arthus Bertrand. 1806. XIX. 332 S. gr. 8. (5 Liv.)

Die beyden auf dem Titel genannten Gelehrte haben sich vereinigt, um aus Armenischen Geschichtschreibern nicht nur die alte Geschichte Armeniens selbst, sondern einen großen Theil der Begebenheiten Asiens, an welchen Armenien sehr lebhaften Antheil genommen, zu erläutern. Als vorläufige Ankündigung und Probe ihrer größeren Arbeiten, soll das vorliegende Werk betrachtet werden. Wir sehen der Ausführung ihres Vorhabens mit großem Verlangen entgegen, wünschen aber dabey, daß die Verfasser dem Vorr. S. XVIII geäusserten Vorsatze, nur Materialien zu liefern, und deren Bearbeitung geschicktern Händen zu überlassen, treu bleiben mögen.

Das Ziel der Verfasser in dem vorliegenden Werke ist kein geringeres, als durch die Berichte der armenischen Geschichtschreiber, die Erzählung eines Herodotus, welcher bald le prétendu père de l'histoire, bald le romancier Hérodote genennt wird, eines Xenophon, Diodorus und andrer griechischer und römischer Geschichtschreiber, von den Begebenheiten Asiens als lügenhaft darzustellen, und die Verfasser selbst sind von dem Gelingen ihrer Unternehmung völlig überzeugt. Sie beschließen ihre Notiz von den wichtigsten Geschichtschreibern Armeniens, denen sie die Nahmen von vier und vierzig griechischen, römischen und Französischen Geschichtschreibern und Geschichtforschern von Herodotus bis auf Pe-

tau, Usserius, Vossius, Lacroze und den Chevalier d'Arq, deren Werke sie gelesen haben wollen, (die Reisebeschreibungen und Schriften der Missionare ungerechnet) hinzufügen, mit folgender Herzensergießung: „Wenn das Zeugniß dieser Schriftsteller (der vier und vierzig) übereinstimmte mit den Nationalmonumenten, so haben wir ihm Glauben beygemessen. Wenn aber ihre Berichte diesen widersprachen, haben wir uns bemüht, ihre Irrthümer durch gültige Autoritäten und überzeugende Gründe zu widerlegen. Wer aber hätte geglaubt, daß so viel Erleichterungsmittel nur Hindernisse seyn würden! Daß im Schooße des Ueberflusses, man über Unfruchtbarkeit klagen müsse! Welch eine Arbeit, die unermeßlichen Länder des Irrthums durchlaufen zu müssen, um endlich das Gebiet der Wahrheit zu erreichen, dessen Grenzen so enge sind! Welche Geduld, die armenischen Handschriften der kaiserlichen Bibliothek, und einiger andern Bibliotheken zu befragen, in den griechischen und lateinischen Geschichtschreibern, den Reisebeschreibern und einer Menge von andern Werken zu forschen! Welche Schwierigkeiten, aus entfernten Ländern Werke, welche in Frankreich unbekannt sind, Nachrichten über gewisse Ereignisse und über gewisse unbekannte Epochen der Historie sich zu verschaffen!“ Wir übersetzen diese Tirade nicht weiter, in welcher noch zuletzt dem geneigten Leser versichert wird, daß die ungeheure Arbeit bloß übernommen sey, um seine Achtung zu verdienen (pour mériter l'estime de nos lecteurs), damit nicht der ernsthafte Deutsche Leser gleich anfangs merke, wie mit ihm nur Scherz getrieben wird.

Die einzelnen Untersuchungen folgen in sehr willkührlicher Ordnung. Wir übersetzen nur die Ueberschriften der ersten Capitel: Cap. I. Irrthum der Alten in der Assyrischen Chronologie, Epoche der Sündfluth, Könige zwischen Belus und Ninus. Cap. II. Aufklärungen über einige Begebenheiten der Assyrischen Geschichte. Kriegszug gegen Bactrien. Ausserordentliches Kriegsheer des Oxiartes. Uebertreibungen der

griechischen und römischen Geschichtschreiber in ihren Nachrichten von den Völkern des Morgenlandes. Ueber die Abgötterey bey den Assyriern. Sitten der Assyrier. Cap. III. Geschichte des ersten Krieges. Cap. IV. Neue genauere Nachrichten über den Trojanischen Krieg. So folgen die Rubriken von 22 Capiteln sehr bunt durcheinander. Diese ersten Rubriken werden aber schon hinreichen, um die Aufmerksamkeit der Leser auf die Untersuchungen dieses Werks zu spannen. Wer wird z. B. nicht auf genauere Nachrichten über den Trojanischen Krieg begierig seyn?

Wir beginnen, um den Lesern eine deutliche Uebersicht von dem Inhalte zu verschaffeu, mit dem letzten Capitel, welches die Verfasser vorangestellt haben würden, wenn ihnen die richtige Methode kritischer Forschung bekannt gewesen wäre, mit dem Capitel von den armenischen Geschichtschreibern. Die Notizen, welche uns hier gegeben werden, nehmen wir dankbar an, finden sie aber weder hinreichend noch gründlich genug, um den Resultaten der in diesem Werke niedergelegten Forschungen zur Grundlage zu dienen.

Der älteste bekannte Armenische Geschichtschreiber ist Mar Ibas von Cadina, Secretair des ersten Parthisch-Armenischen Königs Valarsaces; (reg. nach den Verff. von 152 — 130 v. C.) gebohrner Syrer, kundig der Griechischen, Chaldäischen und mehrerer anderer Sprachen. Der Geschichte möchte erspießlicher gewesen seyn, wenn ihm die Kunde dieser Sprachen gemangelt hätte. Er unternahm seine Geschichte auf Befehl des Königs Valarsaces, welcher ihn nach Ninive mit einem Empfehlungsschreiben an seinen Bruder sandte, damit dieser ihm zur Verfertigung einer Geschichte des Volkes, dessen Herrschaft er seiner Gnade verdanke, den Gebrauch der Archive, welche Arsaces aus Babylon nach Ninive verlegt hatte, gestatten möge. Eine Uebersetzung dieses Schreibens wird S. 259 mitgetheilt. In dem Archive von Ninive fand Mar Ibas von Cadina unter der großen Menge der darin aufbewahrten Handschriften, ein griechisches Werk mit der

Aufschrift: „dieses Buch ist auf Alexanders des Großen Befehl aus dem Chaldäischen ins Griechische übersetzt: es enthält die Geschichte der ersten Menschen Zerovan, Titan, Japetosthenes und ihrer Kinder und die Erzählung glorreicher Handlungen während einer langen Reihe von Jahren." Aus diesem Werke schöpfte Mar Ibas von Cadina, wie die Verfasser versichern, die vollständige Geschichte von Armenien und andern Ländern bis auf Sardanapal und den König Barov, und dann die vorzüglichsten Ereignisse von dieser Zeit bis auf die Zeit des Tigranes I und weiterhin. Eine vollständige Geschichte Armeniens bis auf die Zeiten der Parthischen Herrschaft gelang dem Mar Ibas mit Zuziehung einiger andern Handschriften zusammenzusetzen. Die Erzählung der Geschichte von den Parthischen Königen Arsaces I, und Arsaces II, seinem Herrn Valarsaces und dessen Sohn, als von Begebenheiten seiner Zeit konnte ihm nicht schwer werden. Aus seinem nicht mehr vorhandenen Werke schöpften Moses von Chorene, der Katholikos und andre Armenische Geschichtschreiber. (Moise de Korene, le Katholicos et d'autres auteurs arméniens ont tiré leur histoire des ecrits du Secrétaire Mar Ibas de Cadina, qui ne se trouvent plus). Diese uns gänzlich unbekannte Schrift ist es also, deren Aussage des Herodotus sorgfältige Forschung als lügenhaft darstellen soll.

Von Mar Ibas an ist in der historischen Literatur der Armenier eine große Lücke; die historische Literatur beginnt wieder erst mit Agathangelus, einem Schriftsteller des vierten Jahrhunderts n. C. Secretair des Königs Tiridates, welcher die Geschichte seiner Zeit beschrieb. Sein Werk ist durch viele spätere fabelhafte Zusätze verunstaltet. Ihm folgen der Abt Glag Zenob, aus derselben Zeit, der Bischof Puzant Posdus, zu Constantinopel von Griechischen Eltern gebohren, welcher eine Geschichte Armeniens von den frühesten Zeiten bis zum J. 390 in sechs Büchern verfaßte, wovon

nur die vier lezten noch vorhanden sind. Ungeachtet der Menge von Fabeln, welche er in seine Erzählung aufnahm und des weitschweifigen Vortrags, wodurch er sich den Nahmen des lügenhaften Geschichtschreibers (historien charlatan) erwarb, enthält sein Werk viele wichtige Nachrichten und Prokopius zog daraus den grösten Theil seiner Nachrichten über Persien und Armenien.) Goryun im fünften Jahrhunderte schrieb Staats- und Kirchengeschichte von Armenien, welche bloß handschriftlich vorhanden ist. Moses von Chorene der Grammatiker genannt, im fünften Jahrhunderte, dessen Geschichte, die von den frühesten Zeiten bis zum Jahr 440 reicht, bekanntlich die Gebrüder Whiston zu London herausgegeben. Elisaeus Vartabied oder der Lehrer, aus dem fünften Jahrhundert, Geschichte der Kriege zwischen den Persern und Armeniern von 439 — 463 a. C. Lazarus Barpezi, der beredte Geschichtschreiber genannt, aus derselben Zeit, beschrieb sehr sorgfältig die Geschichte von 388 — 485. Thomas Arzeruni, welcher von den Begebenheiten seiner Zeit bis zum Jahr 500 in sehr fließender Schreibart berichtete, sein Werk ist bloß in der Handschrift vorhanden. Der Bischoff Mamigonian aus dem sechsten Jahrhundert; seine Geschichte geht von dem Anfange des dritten Jahrhunderts bis 640. Abelkarib im sechsten Jahrhundert, dessen nur handschriftlich vorhandenes Werk die Geschichte der Kriege zwischen den Persern und Armeniern erzählt. Ananias Chiragazi, ein berühmter Astronom des siebenten Jahrhunderts, welcher unter andern Werken Lebensbeschreibungen der berühmtesten Männer von Armenien und verschiedene Abhandlungen über den Kalender und über die Zeitrechnung verfertigte, denen die Verfasser in den Chronologischen Angaben häufig gefolgt seyn wollen. Johann Katholikos genannt Imasdaser oder der Philosoph, zwischen dem neunten und zehnten Jahrhunderte, dessen Werk, welches bey den Armeniern in eben dem Ansehen, wie Titus Livius bey

den Römern, steht *), die Geschichte Armeniens von Haik bis zum Jahr 920 darstellt. Mesrob Erez aus dem zehnten Jahrhundert, dessen Lebensbeschreibung von dem Armenischen Patriarchen Nerses dem Großen im vierzehnten Jahrhunderte manche zur Profan- und Kirchengeschichte von Armenien gehörige Notizen enthält. Stephan Asolig gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts erzählt in fließender Schreibart und mit vielem Fleisse die Geschichte Armeniens von den frühesten Zeiten bis zum Jahr 1000. Arisdaces Lesdiverdzi, aus dem eilften Jahrhunderte beschrieb die Armenische Geschichte von 989 bis 1071 mit vieler Kraft und einer solchen Darstellungsgabe, daß der Leser glaubt mit seinen Augen die Begebenheiten sich ereignen zu sehen; Matthaeus Erez von Edessa im zwölften Jahrhundert, welcher in seinem historischen Werk die Periode von 954 bis 1128 umfaßt, in den Begebenheiten seiner Zeit sehr genau ist und sich auch in die Geschichte der benachbarten Gegenden, besonders in die Geschichte der Kreuzzüge einläßt. Gregorius Erez aus demselben Jahrhundert setzte das vorige Werk in sehr platter Schreibart bis zum J. 1161. fort. Samuel Anezi aus demselben Jahrh. schrieb die Geschichte der Patriarchen von Adam bis auf Christum, und die Chronologie der Armenischen Könige und Patriarchen nach der olympischen, christlichen und armenischen Zeitrechnung bis zum Jahre 1164 n. C. Glaezi Nerses der Anmuthige **), Patriarch von Armenien in demselben Jahrhunderte erzählt in Versen die Armenische Geschichte bis auf seine Zeit; sein Werk, dessen Schreibart die Verfasser nicht genug zu bewundern wissen, ist oft von ihnen benutzt. Ghiragoz Canzaghesi aus dem dreyzehnten Jahrhunderte beschreibt in sehr diffusem Styl die Geschichte Armeniens von Anfange des dritten Jahrhunderts bis zum J.

*) Elle est chez les Arméniens, ce que c'est celle de Tite-Live chez les Latins; on la cite pour modèle dans l'art oratoire.

**) Surnommé le Gracieux.

, 1260 *). Aber seine Materialien sind nicht ohne Werth. **Vartan Vanagan**, verschiedner morgenländischer Sprachen kundig, aus derselben Zeit, verfertigte eine sehr seltene Geschichte von Armenien vom Anfange der Welt bis zum Jahr 1267, welche sich auch über die benachbarten Gegenden verbreitet, und auf Zeugnisse der Magier, heidnischer Priester, jüdischer, persischer und arabischer Schriftsteller sich stützt; die Verfasser hatten bloß Auszüge aus der Handschrift des Armenischen Klosters zu Venedig. **Urbel** aus dem dreyzehnten Jahrhunderte berichtete in reiner Schreibart von den Einfällen der Barbaren in Armenien, von dem Ursprunge der Georgier, und von andern speciellen Gegenständen der Historie jener Gegenden. **Malakia Apegha**, des vorigen Zeitgenosse, schrieb gleichfalls von den Ueberschwemmungen Armeniens durch die Barbaren bis zum J. 1272 in einem sehr schlechten Styl. **Vahram** ebenfalls im dreyzehnten Jahrhundert erzählte auf Befehl König Leos III die Geschichte der Rupenischen Dynastie von ihrem Ursprunge an bis zum J. 1280. **Hayton**, dessen lateinisches Werk bekannt genug ist. **Sempad** gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts schrieb ein Werk über die Geschichte der Armenischen Könige in Cilicien bis zu seiner Zeit, welches auch viele Nachrichten über die Kreuzzüge und die Kriege der Tartaren und Araber enthält. **Thomas Mezopazi** im fünfzehnten Jahrhunderte handelt in schlechter Schreibart von **Tamerlans** Zuge nach Armenien und andern Begebenheiten seiner Zeit bis zum J. 1447. **Ohan Arakel** berichtet von den Begebenheiten seiner Zeit bis zum J. 1568 sehr kurz aber in fließender Schreibart. **Arakel**, Lehrer zu Travreza im siebzehnten Jahrhundert, schrieb auf Befehl des Armenischen Patriarchen Philipps die Geschichte Armeniens von 1601 — 1662, welche 1669 zu Amsterdam gedruckt ist. **Eremia Celeby** im siebzehnten Jahrhundert schrieb eine Geschichte Alexanders, die Geschichte der Osmani-

*) Im Original durch einen Druckfehler 1360.

schen Türken in Versen und Prosa, einen Abriß der alten und neuen Geschichte von Armenien, und verschiedene geographische Schriften über Indien, Persien, Armenien und Natolien, welche Schriften sämmtlich in einer Armenischen Privatbibliothek handschriftlich vorhanden sind. Jacob Nalian, Armenischer Patriarch zu Constantinopel in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, und durch seine Tugend und Redlichkeit nicht nur von seiner Nation, sondern von dem Papste Clemens XIII und vielen hohen Personen sowohl in Europa als in der Türkey geschätzt, schrieb vier und zwanzig verschiedene Werke, deren größter Theil zu Constantinopel gedruckt worden, unter andern einen Schatz von Nachrichten (Trésor des Notices), welcher wichtige Aufschlüsse über die alte Geschichte und die Geographie von Armenien enthält. Michael Ciamciam, Armenischer Klosterbruder zu Venedig, schrieb die Geschichte seiner Nation von den frühsten Zeiten bis 1784 n. C. in drey zu Venedig gedruckten Quartbänden, mit vieler Methode und Fleiß, in sehr deutlicher, edler und einfacher Schreibart. Aber weil bey Abfassung dieses Werks sein Ziel war, die Armenier zur Vereinigung mit der katholischen Kirche zu bewegen, so wird von allen vorkommenden Personen Anhänglichkeit an der Römischen Kirche behauptet. Doch war es dieses Werk, dessen sich die Verfasser laut den Citaten am meisten bedient haben. Der Marquis Johann v. Serpos, zu Constantinopel gebohren, und Protector des Klosters seiner Nation zu Venedig, schrieb nach dem Plane des vorhergehenden Schriftstellers in Italienischer Sprache einen Abriß der Armenischen Geschichte (gedruckt zu Venedig 1786 drey B. 8.), in dessen erstem Buche Nachrichten über die Geographie, die Producte und die natürliche Lage Armeniens und über die politischen und Handelsverhältnisse der Armenischen Nation enthalten sind. Außer diesen Werken versichern die Verfasser noch verschiedene Schriften ungenannter Verfasser, welche sich handschriftlich in der Kaiserlichen Bibliothek zu Paris finden, Briefe verschiedener Personen

aus verschiedenen Zeitaltern, welche zerstreut eben daselbst angetroffen werden, und viele Auszüge und Notizen, welche aus fremden Ländern ihnen zugekommen, benutzt zu haben. Wir haben uns bey den Armenischen Geschichtschreibern so lange verweilt, theils um zu zeigen, welche wichtige Hülfsmittel den Verfassern zu Gebote standen, theils um unsre Leser auf die Reichhaltigkeit der Armenischen historischen Literatur aufmerksam zu machen. Die meisten dieser Werke sind entweder zu Madras, oder zu Venedig, zu Rom, zu Amsterdam u. s. w. einige mit Uebersetzungen gedruckt. Die Literatoren würden Herrn Cirbied und Martin für eine genauere Nachricht von den gedruckten Ausgaben derselben sehr dankbar geworden seyn.

Aus diesem großen Schatze historischer Werke finden wir indeß nur Schriften des Moses von Chorene, des Johannes Catholikos, des Assolig, des Ciameiam und des Marquis von Serpos als wirklich benutzt in den Anmerkungen unter dem Texte angeführt; wir kommen daher, da wenigstens diese Schriftsteller aus dem Mar Ibas schöpften, in Ansehung desjenigen, was die Verfasser aus der alten Asiatischen Geschichte nach den Armenischen Schriftstellern erzählen, auf die Autorität jener Handschrift zu Ninive zurück, welche die Quelle der Erzählung des Mar Ibas war.

Gesetzt nun auch, es sey die Erzählung von jener Handschrift nicht bloß eins der Mährchen, mit welchem Morgenländische Geschichtschreiber ihren Romanen aus der frühern Zeit Glauben zu verschaffen suchen, wie folgt daraus sogleich, daß jene Chaldäische Schrift mehr Glauben verdiene, als die Nachrichten, welche die Griechen benutzten? Wer aber die Schicksale von Babylon und Ninive kennt, dem wird jene Erzählung von der zu Babylon gefundenen und nach Ninive gebrachten Handschrift mehr als zweifelhaft vorkommen. Aber wir haben selbst die Erzählung jener Handschrift nicht unverfälscht; denn Moses von Chorene fügte zu dem Berichte

des Mar Ibas sehr vieles aus Griechischen Schriftstellern, wie er selbst versichert, bey *). Und so würden wir denn dahin kommen, daß die aus den Griechischen Schriftstellern selbst gezogenen und verfälschten Berichte die ächten Originalnachrichten in jenen Schriftstellern selbst widerlegen sollen. In den hier mitgetheilten Proben haben wir keine bedeutende Nachricht gefunden, welche nicht aus Moses von Chorene ebenfalls geschöpft werden könnte.

Wir wollen auf die Kritik der Verfasser nicht aufmerksam machen, welche besonders in dem Ch. 15 überschrieben: Origine de la langue arménienne, hinreichend sich ausspricht, indem sie behaupten, die Armenische Sprache sey eine Antidiluvianische Sprache, welche von Xisutros oder Noah, der sich mit seiner Arche auf dem Berge Ararat niederließ, und König von Armenien wurde, bis auf die jetzige Generation unverändert vererbt sey; denn aus allen ihren Untersuchungen über die ältere Asiatische Geschichte erhellt hinreichend, daß sie ohne Kritik verfahren sind.

Wer die Erzählungen der Armenischen Schriftsteller vergleicht, wie sie hier uns vorgelegt werden, wird sehr leicht bemerken, daß sie fast ganz allein aus Hebräern und Griechen geflossen, und wird leicht auch die Ursache der wenigen Aenderungen auffinden; welche keine andere ist, als Armenien einen Antheil oder die Hauptrolle in jenen Begebenheiten zuzueignen. Wir sehen bloß als einen Zusatz für diese Absicht die Geschichte der Kriege an, welche Belus mit Haik geführt haben soll, welche so den Character eines Romans an sich tragen, daß wir Zeit und Geduld unsrer Leser auf etwas sehr Unnützes zu ziehen glauben, wenn wir diesen Abschnitt hier übersetzen wollten. Wer sieht nicht davon die Ursache, wenn die Armenier in der Geschichte des Sturzes des Assyrischen Reichs (Ch. V.) berichten, Varoir sey von seinem Vater, dem

*) Moses Choren. L. III. C. 52. S. Sainte-Croix Examen crit. des Hist. d'Alex. Paris 1804. S. 168.

Armenischen König Sganoti, an den Hof zu Ninive geschickt worden, um die Hofleute des Tonoskonkoleros oder Sardanapals zur Empörung gegen ihren Herrn zu bewegen, und habe, obgleich durch den inzwischen erfolgten Tod seines Vaters zur Verlassung des Hofes von Ninive veranlaßt, Arbakes und Belesys dazu bewogen. Eben so offenbar erscheint es uns als eine Erdichtung der Armenischen Geschichtschreiber, daß Cyrus hauptsächlich dem Armenischen Könige Tigranes seinen Sieg über Astyages verdanke, mit allen dabey erwähnten romanhaften Umständen. Wir machen hiebey noch auf das sehr unkritische Verfahren der Verfasser, die Erzählungen der Griechischen und Römischen Schriftsteller von den Armenischen zu trennen, aufmerksam. Die Erzählungen werden in einander verschlungen, und gemeiniglich Herodot, Xenophon, Diodor, Justin, Moses von Chorene u. s. w. hinter einander in Einer Anmerkung als Quellen der Erzählung aufgeführt. Dem oberflächlichen Leser wird diese Art angenehmer seyn, aber sie selbst betheuern ja in der Vorrede, daß sie nur schreiben pour cette classe d'hommes estimables, qui préfèrent s'instruire au stérile plaisir de ne lire, que pour s'amuser.

Besonders ungehalten sind die Verfasser über den Herodotus im zweyten Capitel, welches von den Sitten der Assyrier handelt; denn daß er, der in Vorderasien mit so vieler Beobachtung gereiset, der Sitten dieser Gegenden durchaus unkundig gewesen, ist noch die geringste Beschuldigung; als der boshafteste Verläumder wird der vermeinte Vater der Geschichte den Lesern dargestellt, besonders in seiner bekannten Erzählung von der Galanterie der Babylonischen Damen gegen die Fremden, welche uns Deutschen Heeren als eine Folge des Zusammenflusses vieler Fremden in Babylon zu erklären wußte *). Indeß mildert sich der Zorn der Verfasser endlich zum Mitleiden: Tant de fables et d'assertions ha-

*) Heerens Ideen u. s. w. Gött. 1805. Th 1 S. 508.

gardées sans critique, sans jugement, ne prennent leur source que dans l'ignorance et la folle prétention de tout savoir.

Aber welche neue Nachrichten erhalten wir über den Trojanischen Krieg? Keine andre als die, daß Teudamens, König von Assyrien, und die ihm zinsbaren Könige, nähmlich Zarmair, welcher im J. 1197 v. C. seinem Vater Hors auf dem Armenischen Throne gefolgt war, die Amazonen und der König Thiton von Aethiopien, ihrem von den Griechen so hart bedrängten Collegen Priamus Hülfe geschickt. Die hier zusammengehäuften Unwahrscheinlichkeiten, daß Aethiopien den Assyriern damals zinsbar gewesen, daß ein Assyrisches Heer den Trojanern zu Hülfe gekommen, sind so klar, daß es eine sehr schlechte Meinung von der Urtheilskraft der Leser verrathen würde, sie weiter zu erörtern. Zarmair erscheint nun überall mit Hector zusammen. Er und Hector greifen Achilles an, und Zarmair hat das Glück, den Achilles zu verwunden, reizt ihn aber dadurch nur zu größerm Grimm gegen seinen Waffengefährten. Hector fällt von Achilles furchtbarer Hand, Zarmair, um seinen Tod zu rächen, stürzt sich auf Achilles, und erhält ebenfalls von ihm den tödlichen Streich.

Doch es ist Zeit, den Lesern zu sagen, daß höchstwahrscheinlich den Herren Cirbied und Martin es gar nicht so ganz Ernst ist, mit ihrer Behauptung von der hohen Glaubwürdigkeit der Armenischen Geschichtschreiber vor den Zeiten der Parther. Unsre Leser würden uns nach obigen Auszügen aus jenem Werke nicht glauben, daß die Verfasser wirklich dasjenige sagen, was S. 305 zu lesen ist, wenn wir ihnen nicht die Worte des Originals selbst vor Augen legten. Nachdem im letzten Capitel des Werkes bey der Notiz von Moses von Chorene der bekannte Französische gelehrte Geschichtforscher Freret eine sehr harte Weisung wegen seines in den Mémoires der Academie der Inschriften geäußerten Unglaubens an der Untrüglichkeit des Moses von Chorene

erhalten, fahren sie also fort: M. Fréret traite des fables grossières tout ce que rapporte Mar=Ibas=Cadina sur l'histoire ancienne: *nous sommes du meme avis;* car Mar=Ibas=Cadina ne fait que des récits fabuleux dans les ch. *5*, 25, 26, 32, et quelques autres endroits du premier livre de Moyse de Korene, *qui contient toute l'histoire ancienne d'Arménie, jusqu'au temps des Parthes; mais l'auteur avoue lui méme* qu'il ne rapporte ces traditions, que *comme des fables et non pas comme de veritables histoires.* Si Mar=Ibas=Cadina ou Moyse de Korene, avaient, à l'exemple des historiens grecs, inventé des fables; qu'ils eussent répandu ces fictions dans toutes leurs pages; qu'ils eussent eu la précaution de les couvrir du manteau de la verité, de les dépouiller de cette simplicité d'expression, de cette aride précision qui accompagne toujours la naïveté pour les exposer avec tous les charmes du style et tous les prestiges de l'éloquence: alors M. Fréret les eût sans doute jugés plus dignes de foi sur l'histoire ancienne. Fabeln, sie mögen naiv erzählt, oder mit Beredsamkeit vorgetragen seyn, bleiben Fabeln. Haben die Herren Verfasser diese aufrichtige Aeußerung dem letzten Capitel vorbehalten, in der Hoffnung, daß ihr gründlicher Leser dasselbe überschlagen werde?

Wir meinen, daß durch diese Bemerkungen die Recherches curieuses sur l'histoire ancienne de l'Asie als ein durchaus mißlungenes Werk hinreichend dargestellt seyen, als ein Werk, welches der Uebertragung ins Deutsche durchaus unwürdig ist. Wir bemerken dieses, weil schon hie und da einzelne Stimmen zur Uebersetzung dieses Werkes aufgefordert haben. Wir wünschen vielmehr, daß Deutsche Gelehrte die wichtigen universal=historischen Materialien, welche sich in den Armenischen Schriftstellern finden, lieber eigner kritischer Bearbeitung unterwerfen, als mit Uebersetzung eines schlechten Werkes Zeit und Kräfte verschwenden mögen.

So wie denn aber selten ein Buch geschrieben wird, in welchem nicht etwas Gutes enthalten, so machen wir denn

auf das aufmerksam, was im 20sten Capitel über die Parthische Periode der Armenischen Geschichte gesagt ist; obgleich auch hier eine gelehrte und gesunde Kritik noch andere Resultate hervorbringen wird. Für die Freunde der biblischen Literatur mag noch die Notiz hier stehen, daß im 21sten Capitel Observations sur la belle version arménienne de la bible d'après le texte de la vulgate enthalten sind, welche in des Abbé de Villefroi und Vaissier Lacroz übertriebene Lobeserhebungen dieser Uebersetzung einstimmen, ohne etwas Neues zu ihrer Begründung beyzutragen. Den Orientalisten wird die in der Vorrede S. V gegebene Nachricht angenehm seyn, daß Herr Cirbied eine Grammatik der Armenischen Sprache ausgearbeitet habe, und jetzt mit einem bereits weit vorgerückten Armenischen Wörterbuche sich beschäftige.

Sammlung Deutscher Volkslieder mit einem Anhange Flamländischer und Französischer, nebst Melodieen. Herausg. durch Büsching und von der Hagen. Berlin, bey Friedrich Braunes. 1807. (1 Rthlr. 12 ggr.)

Je mehr auch in unserm wie in jedem Gelehrten Zeitalter durch die Masse des Studiums die kindlichen Blüthen des leichten Volksgesanges erdrückt werden, und ein wieder erstandenes Volk dichtender Grammatiker uns leider so oft statt der Troubadours und Homeriden gelten muß, je mehr Dank verdienen diejenigen, welche es sich zum Geschäft machen, diese ursprüngliche Stimmen der Erinnerung und des unmittelbaren Dichtergefühls der Vergessenheit zu entreißen. — Ein großes Verdienst erwarb sich daher Herder, als er durch seine Volkslieder den Deutschen Sinn aus den mit Schmuck und Zierrath überladenen Kunstgärten der gelehrten oder vornehmen modischen Dichtkunst in das Freie zurückführte, und auf die einfache Schönheit und Bedeutung dieser unscheinbaren Naturgewächse aufmerksam machte; nur war

ſeine Sammlung, da ſie die Blüthen ſo vieler Nationen umfaſſen ſollte, für das Deutſche viel zu unvollſtändig. Es erſchienen zwar ſeit der Zeit immer mehrere Beyträge, ja auch Sammlungen Deutſcher Volkslieder; das vorzüglichſte blieb aber nur in dem Kreiſe der Literatoren, ohne an das größere Publikum gelangen zu können. Die von Arnim und Brentano'ſche Sammlung zuerſt war es, die alle frühere zu umfaſſen ſtrebte, und die Herausgeber derſelben haben das Verdienſt, manches ſchöne Volkslied, das noch ganz unbekannt, oder doch nur ſehr wenig verbreitet war, der Vergeſſenheit entriſſen zu haben. Wenn nur auch die Sorgfalt der Behandlung und der Auswahl dem Reichthum einigermaßen entſpräche! wenn nur nicht ſo manches Schlechte mit aufgenommen, ſo manches Eigne und Fremdartige eingemiſcht wäre, und die bey einigen Liedern ſichtbare willkührliche Veränderung nicht bey dem größten Theil der Leſer ein gerechtes Mistrauen auch gegen die übrigen einflößen müßte.

Zwey Abwege ſind bey dem Volksliede vorzüglich zu vermeiden: der erſte iſt der einer geſuchten Seltſamkeit; denn da man leicht bemerken kann, daß beſonders die ältern unter den Volksliedern ſich nicht ſelten durch etwas wunderlich Abgeriſſenes, halb Räthſelhaftes, auszeichnen, wodurch ihre rührende Kraft und der ihnen eigene Reiz noch erhöht wird, ſo ſetzen einige das Weſen des Volksliedes vorzüglich in dieſe Unverſtändlichkeit, die ſie nun nicht bloß laſſen, wo ſie ſich etwa ſchon findet, ſondern gefliſſentlich aufſuchen, und nie genug davon haben können, welches leicht zum Abgeſchmackten führen kann. Dieſer Abweg findet natürlich nur bey den willkührlich ändernden Sammlern Statt, oder bey denen, welche die Art und Weiſe des Volksliedes in eignen Gedichten abſichtlich nachbilden zu können vermeinen. Auf dieſem Abwege glauben wir die Sammlung von Arnim und Brentano einigemal betroffen zu haben. Der andre Abweg iſt noch einfacher, da man das Rohe und Gemeine, aber auch das Un-

bedeutende, ganz Alltägliche, mit dem Volksmäßigen verwechselt, und weil in Spinnstuben, Wachstuben und Schneiderherbergen, vielleicht mitunter ein würklich schönes Lied gehört wird, vorausgesetzt, es müsse nun auch alles, was an den erwähnten Orten gesungen und gepfiffen wird, unfehlbar ein wahrhaftes Volkslied seyn. Auf diesem Abwege finden wir die gegenwärtige Sammlung, leider! sehr oft. Indessen wollen wir gerne alles, was auch diese Sammlung Gutes und Lobenswerthes hat, mit Lob erwähnen. Vollkommnen Beyfall geben wir den Grundsätzen, welche die Herausgeber S. VIII. und IX. aufstellen:

„Wir machten uns bey dem, was wir aus Schriften „aufnahmen, die gewissenhafteste Treue zur Pflicht; wir ge„ben alles, wie wir es fanden, nur in allgemein lesbarer und „verständlicher Gestalt, durch Hinzufügung oder Berichtigung „der Interpunktion und Orthographie, und der nothwendigen „Verneuung ganz veralteter Formen und Worte; doch auch „dies letzte nach bestimmten Grundsätzen und mit Erhaltung „vieles Alterthümlichen, das an dergleichen Urkunden am eh„sten wieder zu verjüngen ist. Auch die metrische Form ha„ben wir, außer bey gar zu großen Ungleichheiten und offen„baren Fehlern, nicht korrekter gemacht. Noch weniger aber „haben wir diese Lieder durch Auslassungen, Zusätze, Ueber„arbeitung und Umbildung versetzen, Fragmente ergänzen, „oder gar ganz eignes Machwerk dabey einschwärzen wollen; „dies ist, aufs gelindeste eine poetische Falschmünzerey, wofür „die Historie keinen Dank weiß. Wer Lust zu solchen Din„gen hat, dem lassen wir es allerdings auch frey, und es muß „uns freuen, wenn er etwas Treffliches daraus hervorbringt, „wer es aber immerhin thut, der sollte es doch wenigstens „sagen, oder so thun, daß kein Zweifel darüber bleibt.

„Bey vielen Liedern lagen uns verschiedene oft sehr ab„weichende Exemplare vor, und da blieb freylich unser Ur„theil die letzte Instanz; wir können uns aber das beruhi„gende Zeugniß geben, daß wir alle uns zu Gebote stehende

„Mittel angewendet haben, uns durch eine gründliche Kritik
„vor Willkührlichkeit zu bewahren.“ —

Es hat diese Sammlung auch das Verdienst, manche Lieder, die sich schon bey Herder, Gräter, Elwert, oder in der von Arnim- und Brentano'schen Sammlung finden, vollständiger und berichtigt, mit andern Lesarten, oder in die ursprüngliche Mundart hergestellt, zu geben, wie Annchen von Tharau, No. 75 hier platdeutsch abgedruckt ist. Unter denen Liedern, welche den Verfassern von auswärts mitgetheilt wurden, schienen uns die schweizerischen Kühreigen No. 99 vorzüglich merkwürdig; der Codex der Minnesinger zu Kolmar, verdient nach der Probe No. 50 die größte Aufmerksamkeit, und eine nähere Bekanntmachung. Die Flamländischen und Französischen Lieder fanden wir fast ohne Ausnahme unter aller Kritik, wir müßten denn höchstens No. 10 der Flamländischen ausnehmen. Unter den übrigen, die noch keine der andern Sammlungen enthielt, erwähnen wir noch als vorzügliche Stücke No. 4 und 88, aus einem alten Buche in Hr. Eschenburgs Bibliothek; 62 nach einem fliegenden Blatt, und 65 aus Hrn. Nikolai's handschriftlichem Vorrath. Hier wären wir aber mit unserm Verzeichniß schon ziemlich am Ende; einige ältere Lieder, wie das Minnelied von Walther von der Vogelweide No. 34, und der edle Möringer No. 44; stehen wie edle Fremdlinge da, unter der übrigen so schlechten Gesellschaft, und wir wünschen nur, daß die Melodieen, für deren sorgfältige Aufbewahrung die Herrn Herausgeber bemüht waren, den Beyfall der Musikkenner, deren Prüfung wir sie überlassen, in einem so hohen Grade erhalten mögen, daß die Armuthseeligkeit der Gedichte dadurch verdeckt und entschuldigt werden kann. Oftmals sind die Herausgeber selbst auch bemüht, durch eine bedeutende Beziehung in der Erklärung, ihren Liedern einen höhern Werth zu leihen, als man sonst wohl darin suchen würde; über das Mailied No. 30, welches Kinder in der Gegend von Speyer, im Frühling

beym Herumtragen einer großen Brätzel sangen, wird bemerkt, daß: „die Erwähnung eines goldnen Tisches auf ein ro„hes Zeitalter, die Erwähnung gebackner Fische aber auf „die Nähe des Rheins hindeute; in dem Ganzen sey heidni„sche Mythologie, oder Vergötterung der Natur ausgedrückt, „und dramatisch dargestellt.“

Das Lied 115:

Eene, meene, mieken, Mäken,
Hät en Metzer, will die stäken,
Hätt en Stock un will die schlån.
kumm will'n beid' na England gåhn.
Engelland is togeschlåten . . u. s. w.

stamme, wegen der merkwürdigen Erwähnung von England vielleicht noch aus den Zeiten der Wanderungen der Angeln und Sachsen nach Britanien!

Das zuletzt angeführte Gedicht gehört schon zu denen, welche die Herausgeber selbst aus dem Munde des Volks in ihrer Gegend aufgezeichnet und gesammelt haben. Die meisten derselben verdanken wir der Ukermark, einigen Bewohnern der Pommerschen Gränze, und den Milchmädchen in der Priegnitz. Um nun in Augenschein zu nehmen, was es da für Blüthen giebt, führen wir eins der eigenthümlichsten kürzern Stücke ganz an:

Wiegenlied.

Puthöneken, Puthöneken,
Wat deiß in unsen Går'n?
Du plückst uns all de Blömkens aff,
Du måkst et all to groff.
Mamaken, de wärd kiewen,
Papaken, de wärd schlån;
Puthöneken, Puthöneken,
Wat deiß in unsen Går'n.

Den Charakter dieses merkwürdigen kleinen Gedichts, würden wir in der neuesten Manier der Charakteristik etwa

so bestimmen: Wunderbar einschläfernd; durchaus die kindliche Hühnerfreude; dabey eine leise Erinnerung an den Sokrates, zu dessen Zeiten man dem Heidnischen Aeskulap noch Hähne opferte. — Wenn aber die Herrn Herausgeber dem artigen Puthöneken seine gebührende Stelle nicht mißgönnten, so begreifen wir nicht, warum sie gegen andre eben so merkwürdige Gebilde der dasigen Naturpoesie spröder waren; ungern vermißten wir jenes bettelhaft zufriedene, in lustiger Armuth sich selbst genießende:

„Häuschen saß im Schornstein
„Und flickte seine Schuh“ —

ferner das schreckhaft aus dem Sumpf klagende:

„Unk, unk, unk,
„Vor Zeiten war ich jung,
„Hätt' ich einen Mann genommen
„Wär ich nicht in Teich gekommen.

Vor allen, das kindlich, fratzenhaft erfreuliche:

„Schnecke, stecke
„Steck deine vier Hörner heraus 2c.

und jenes schon kunstreichere:

Ringe, Ringe, Rosenkranz.
Setz ein Töpfchen Wasser bei;
Morgen woll'n wir waschen,
Große Wäsche,
Kleine Wäsche,
Kikerki.

wo die Steigerung aus dem anfangs ganz gelinden Waschgefühl bis zu einer endlich sich selbst überspringenden Lustigkeit in der That göttlich durchgeführt ist. Vorzüglich hätten wir aber von der Gründlichkeit der Herrn Herausgeber eine durchgreifende kritische Untersuchung erwartet über die Verschiedenheit

der Lesart in jenem berühmten, zwar nur kurzem, aber gewiß einem der schönsten Lieder aus des Knaben Wunderhorn:

Maykäfer flieg
Der Vater ist im Krieg,
Die Mutter ist im Pulverland,
Und Pulverland ist abgebrannt.

über welches Gedicht, in Rücksicht der streitigen Lesart, vielleicht nur von Pommern her ganz befriedigender Aufschluß erwartet werden kann.

Freilich würde, was die Lieder dieser Gattung betrifft, der Reichthum selbst eine Art von Hinderniß verursachen; dieser Reichthum ist so groß, daß wenn die Herrn Herausgeber sich mit eben so sorgfältigen Sammlern in mehreren Gegenden Deutschlands verbinden wollten, wir gar nicht zweifeln, daß ihr Vorrath bald für einige starke Foliobände zureichen würde; es wäre auch so leicht keine Gefahr, daß da eine Abnahme gespürt werden möchte, denn es vergeht wohl kein blauer Montag, an dem nicht in größern und kleinern Städten des ehemaligen heil. römischen Reichs zusammengerechnet einige hundert solche Lieder gedichtet werden. Und sollte dies alles noch nicht zureichen, so können wir einen leichten und unfehlbaren Handgriff angeben, wo es an Volksliedern, die man sammlen könnte, gebrechen sollte, dergleichen selbst in beliebiger Menge zu machen: Man nehme das erste beste Gedicht von Gellert oder Hagedorn, und lasse es von einem Kinde von vier oder fünf Jahren auswendig lernen; es wird gewiß an romantischen Verwechslungen und Verstümmlungen nicht fehlen und man darf dieses Verfahren nur etwa drey bis viermal wiederhohlen, so wird man zu seinem Erstaunen statt des ehrlichen alten Gedichts, aus dem goldenen Zeitalter, ein vortrefliches Volkslied nach dem neuesten Geschmack vor sich sehen. Manche der eigenthümlichsten und wunderbarsten unter den neuesten Volksliedern verdanken einem ähnlichen

Verfahren des Zufalls oder der Absicht ihre geheimnißvoll natürliche Entstehung.

Wir glauben indessen es würde für das Publikum sowohl, als auch für die Herrn Herausgeber selbst gerathener seyn, wenn sie statt ferner noch solche Volkslieder zu sammeln, irgend eine der in der Vorrede angekündigten Unternehmungen ausführten. Wenn ihre Wahl diesmal nicht glücklicher und ihre Erndte nicht ergiebiger ausfiel, so bedauern wir dieß um so mehr, da wir weit entfernt sind, die Neigung der Herrn Herausgeber zu der vaterländischen Volkspoesie an sich tadelnswerth zu finden, und der eine derselben, der Herr von der Hagen, durch seine verdienstvolle Bearbeitung des Liedes der Niebelungen, seine Kenntnisse, und sein Talent für die Bearbeitung unsrer ältern Litteratur schon auf das gültigste bewährt hat. — Eine erklärende Sammlung von den historischen und politischen Kriegs- und Siegsliedern, wie sie die Vorrede ankündigt, würde eine wesentliche Lücke unsrer Literatur ausfüllen. Eine nähere Bekanntmachung des Kämpe Wisers und anderer alten dänischen Liederbücher würde um so wünschenswerther seyn, da sie bis jetzt nur wenigen Litteratoren bekannt sind. Nicht so würden wir zu einer Uebersetzung der Englischen oder der Spanischen Romanzen rathen; sie könnte nur dann einen Werth haben, wenn sie zu derjenigen Vollendung und Vollkommenheit durchgeführt würde, für die uns die vortreflichen Dichter-Uebersetzungen, die wir besitzen, den Maaßstab geben: das dürfte aber besonders für die Englischen Romanzen, wohl zu dem schwersten gehören, was sich in der Art versuchen, oder wagen ließe. Zweckmäßig aber wäre ein correkter Abdruck des kleinen Spanischen Romancero, und eine Auswahl der ältesten, besten und eigensten, wahrhaft poetischen, oder historisch merkwürdigen englischen Lieder, in einigen Bänden, da der Sammlungen von Percy bis auf Pinkerton, und die neuesten, so gar viele sind; an Liebhabern der Spanischen und der Engländischen Sprache fehlt es ja in Deutschland nicht.

Oder möchten die Herrn Herausgeber ihre Bemühungen lieber der ältern vaterländischen Literatur widmen, wo noch so manches unbearbeitet und unbenutzt der völligen Vergessenheit entgegen schlummert, so würden wir ihnen den Hans Sachs empfehlen; dieses ist ein rechter Volksdichter von allgemein anerkannter Vortreflichkeit. Ein zweckmäßiger Auszug aus seinen Werken wäre sehr zu wünschen, da der einzige bis jetzt gemachte Versuch der Art nicht fortgesetzt worden, auch nicht sehr in Umlauf gekommen ist; und hier hätten die Herrn Herausgeber dann eine reiche und bessere Gelegenheit, ihre Kenntniß der Sprache, und der vaterländischen Alterthümer und Sittengeschichte in erklärenden Anmerkungen sehen zu lassen.

Museum der Alterthums-Wissenschaft, herausgegeben von Friedrich August Wolf und Philipp Buttmann, Ersten Bandes, Erstes Stück. Berlin in der Realschulbuchhandlung. 1807. 145. S. 8. (18 ggr.)

Ob uns gleich in der ausführlichen Mittheilung des Inhalts dieses Stücks, welches eine Darstellung der Alterthums-Wissenschaft (von Wolf) enthält, ein anderes kritisches Blatt zuvorgekommen, wollten wir doch auch an unserm Theil nicht versäumen; diejenigen, deren Streben nach Bildung ernsthafter Art ist, auf diese merkwürdige und erfreuliche Erscheinung aufmerksam zu machen, da ein großer Meister jener Wissenschaft sich über das Wesen, den Umfang, das Ziel und über die Bedeutung derselben mit dem ihm eignen Geist und Leben erklärt. Eine solche Stärkung, aus dem unversiegbaren, reinen Quell edler Erkenntniß geschöpft und dargereicht von dem würdigsten Geber, konnte sie wohl je willkommner seyn, als eben jetzt, da das immer lautere Treiben moderner Gemeinheit, immer ernster den Edlern erinnert, seinen Geist aus dieser Zerstreuung zu sammeln, und ihn

zu flüchten in die ruhige Betrachtung dessen, das uns aus dem großen Alterthum geblieben, oder was von neuern Werken, denen des Alterthums ähnlich, zu bleiben werth ist? „Denn woher, sagt der Verf. in der schönen Zuschrift an Göthe von diesem Manne der Nation, lies solche Erhebung über die engen Kreise und Tummelplätze des gewöhnlichen und heutigen Lebens, woher ließen solche Ansichten von Welt und Kunst und Wissenschaft sich gewinnen, als aus dem innern Heiligthume der alterthümlichen Musenkünste, welches sich endlich einmal wieder in einem natürlich-verwandten Gemüthe aufschloß?" und wann war die Freude auch über allgemeinere Verwandtschaft des Deutschen Geistes mit dem Griechischen wohlthätiger als eben jetzt? eine Verwandtschaft, deren Wesen und Wichtigkeit der Verfasser in folgenden Worten derselben Zuschrift nachweist. „Ihr Wort und Ansehen, würdigster unserer Edeln, helfe hinfort uns kräftig wehren, daß nicht durch unheilige Hände dem Vaterlande das Palladium dieser Kenntnisse entrissen werde; wie wir denn gegründete Hoffnung hegen, davon ein unverlierbares Erbgut für die Nachkommen zu bewahren. Wo auch der Grund zu suchen sey, in der Natur unserer Sprache, oder in Verwandtschaft eines unserer Urstämme mit dem hellenischen, oder wo sonst etwa: wir Deutschen nach so manchen Verbildungen stimmen am willigsten unter den Neuern in die Weisen des Griechischen Gesangs und Vortrages; wir am wenigsten treten zurück vor den Befremdlichkeiten, womit jene Heroen Andern den Zutritt erschweren, wir allein verschmähen immer mehr, die einfache Würde ihrer Werke verschönern, ihre berühmten Unanständigkeiten meistern zu wollen." Im voraus also freuen wir uns der Belehrungen, die uns die Fortsetzung dieser Schrift in reichem Maaße verspricht, und deren Resultate wir unsern Lesern künftig mittheilen werden, sowohl wo wir zustimmen, als wo wir anders denken, oder zweifeln, bey Einem wie bey dem Andern Bedacht nehmend auf gebührende Begründung, ohne welche selbst die Bewunderung dem Meister nicht gefallen kann. Daher sparen

wir auch jezt die in diesem ersten Stücke liegenden Anlässe zum Zweifel, Widerspruch und Beyfall bis zur Kritik der folgenden Stücke auf. Diese werden abwechselnd in Deutscher und in Lateinischer Sprache erscheinen. Den Gebrauch dieser letzteren, als eines wissenschaftlichen Organs bewährte der Verfasser schon längst durch tüchtige Ausübung, in vorliegender Schrift aber unterstützt er ihn nun auch durch triftige Gründe.

La Cloche poeme traduit de l'Allemand de M. Schiller. Zuric chez Orell, Fussli et Compagnie. Paris chez Ant. Aug. Renouard, rue St. André. MDCCCVIII. 56. S. 8.

Der Verf. (ein jezt in der Schweiz lebender Deutscher,) welcher dieses Werkchen einem ihm nahe verwandten jungen Ehepaare widmet, erklärt sich in der Vorrede zwar nicht, welchen Lesern er die prosaische Uebersetzung des Liedes von der Glocke bestimme, wir meinen aber seine Absicht zu errathen, welche so gut sie gemeint ist, doch schwerlich erreicht wird. Um bey den Franzosen Schillers Muse einzuführen, möchte sich jedes andere Lied von Schiller mehr passen, als dieses, und jedes andre möchte sich auch in einer prosaischen Uebersetzung noch besser ausnehmen. Wir geben als Probe sowohl der Behandlung als des französischen Ausdruckes den Anfang: Le moule est solidement enterré dans la fosse. La cloche va se fondre aujourd' hui. Alerte Compagnons! tenez vous prêts. Il faut de la vigueur au travail, pour faire réussir l' ouvrage, mais le succès vient d' en haut. Einige Anmerkungen hinter der Uebersetzung machen auf einige Stellen aufmerksam, welche dem Verf. anstößig waren, und beweisen Geschmack und ein richtiges sehr geübtes Urtheil. Selbst vielen Deutschen Lesern wird die technologische Erläuterung des Glockengiessens mit zwey treflichen besondre Auszeichnung verdienenden Kupfern zum genauern Verstehen des Liedes sehr dienlich seyn.

Heidelbergische
Jahrbücher
der
Literatur
für
Philologie, Historie, Literatur und Kunst.
Erster Jahrgang. Zweytes Heft.

Göthe's Werke. Erster bis Vierter Band. Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung 1806. Erster Band. Lieder. Vermischte Gedichte. Balladen und Romanzen. Elegieen. Episteln. Epigramme. Zweyter Band. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Erstes bis Viertes Buch. Dritter Band. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Fünftes bis Achtes Buch. Vierter Band. Die Laune des Verliebten. Die Mitschuldigen. Die Geschwister. Mahomet. Tancred. Elpenor, Fragment.

Es ist keine leichte Aufgabe, die Werke eines Dichters, der ein Menschenalter hindurch so bedeutend und mächtig auf seine Zeitgenossen gewirkt hat, ich will nicht sagen zu beurtheilen, und ihnen ihr wahres Verhältniß in der Bildungsgeschichte der Kunst und des Zeitalters zu bestimmen, sondern auch nur auf eine solche Weise über sie zu reden, die den Leser wirklich fördert, ihm manches im Einzelnen verständlicher macht, und im Ganzen der höhern Erkenntniß des wahren Wesens der Poesie näher führt. Es gehört ein Entschluß, ja eine Art von Selbstverleugnung dazu. Zwar wenn der Beurtheiler zu seinen andern Vorzügen auch noch den der Jugend und Unerfahrenheit besitzt, so geht es beträchtlich leichter von

Statten. Er wird sich alsdann vor allen Dingen ein philosophisches System, es sey nun über die Dichtkunst und Schönheit überhaupt, oder über eine besondre Art derselben, über Tragödie, Roman, u. s. w. ersinnen. Jener unversiegliche Strom, welcher der academischen Jugend nach einander, Kategorien und Ideale, Polaritäten und Indifferenzen, naives Genie und absolutes Wissen mit gleicher Ergiebigkeit lieferte, wird es ihm an Materialien dazu niemals fehlen lassen. Er genießt das unbeschreibliche Vergnügen, seine kleine Theorie in embryonischer Gestalt, gleich in der Freude des ersten Empfängnisses vorzutragen; der Dichter und sein Werk müssen sich schon darnach fügen; bleibt ja eine beträchtliche Lücke, so wird sie durch ungemessene Lobsprüche ausgefüllt, oder wenigstens um so minder fühlbar seyn, je mehr der unbefangene Geist in sich selbst und in die glücklich entdeckte Uebereinstimmung versunken, und in das Wesen eines Andern einzudringen, unfähig ist. — Wie aber, wenn der Beurtheiler jene beneidenswerthe literarische Unschuld unwiderbringlich verlohren hat, wenn es ihm nicht mehr möglich ist, die Urtheile und Ansichten der anders, und gleichgesinnten zu vergessen, wenn er selbst in der Literatur befangen ist, wenn er vielleicht einen beträchtlichen Theil seines Lebens mit dem Zeitalter in freundlicher und in feindlicher Berührung verlebte; wenn er sich endlich durch sorgfältige Beobachtung überzeugt hat, daß es grade die ästhetischen Recensionen sind, oder überhaupt die in den letztern Jahren wieder mehr als je herrschend gewordene Wuth nach philosophischen Formeln, wodurch bey einer von Natur tief fühlenden Nation das lebendige poetische Gefühl täglich mehr abgestumpft und verschwemmt wird! — Was soll er dann thun? Soll er das Beste, Bedeutendste und Edelste mit Stillschweigen übergehen, das Mittelmäßige, wie es etwa die eignen kleinen Zwecke erfordern, begünstigen und beschützen, das Erbärmliche aber lobpreisen, um sich das angenehme Gefühl zu verschaffen, daß sein Einfluß wohl hinreichend sey, auch dem, was an sich nichts ist, einen Schein

des Daseyns zu verleihen? — Eine solche nach Absicht und Gelegenheit bestimmte Kritik überlassen wir andern, und wenden unser betrachtendes Kunststudium lieber gleich zu dem Vortrefflichen und Wichtigsten, was die Zeit eben darbietet, zu der neuen Ausgabe von Göthe's sämmtlichen Werken.

Es sey uns vergönnt, zuerst unsre Freude über diese Erscheinung in Beziehung auf den gesammten Zustand der Deutschen Poesie überhaupt und die Fortschritte derselben, in den zunächst verfloßnen Jahren kund zu geben. In der That, seit Schiller durch sein letztes und vortreffliches Werk, Wilhelm Tell, alle seine vorigen übertraf und krönte, war die Ausbeute der Deutschen Literatur für Poesie nicht sehr reich. Zwar fehlte es nicht an mancherley neuen Erscheinungen. Tieck, und was A. W. Schlegel aus dem Spanischen übersetzte, fanden mehrere Nachahmer, denen man gewiß nicht allen das Dichter-Talent absprechen kann; nur daß sie uns die romantische Schönheit des Spanischen Drama's in einer gar zu diminutiven Gestalt wieder gaben. Neben den Spanischen fehlte es auch nicht an Griechischen, ja an wahrhaft Hypergriechischen eben so verfehlten, und eben so gehaltleeren tragischen Dramolets, da die Versuche und die Aeusserungen mehrerer Dichter von verschiedenen Seiten her zusammentrafen, um den alten Wunsch nach der Wiederherstellung der Griechischen Tragödie, ganz in der strengsten Form, sogar die Chöre mit eingerechnet, von neuem zu beleben. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Nachahmer eher den mißlungnen Versuch, als das vollendete Werk des Meisters zu seinem Vorbilde wählen wird; was schon auf der Spitze steht, und gefährlich an den äußersten Gränzen schwebt, wird er noch übertreiben wollen — bis der redliche Kunstfreund nur gar zu deutlich inne wird wo das Verfehlte auch schon in dem ersten noch aus wahrem Dichtergefühl hervorgehenden nur in den Mitteln irrenden Streben lag; der gleichgültige Leser aber, ohne viel zu unterscheiden, alles unter der Be-

nennung der Abgeschmacktheit der neuen Zeit zusammenwirft.

Es fehlte auch nicht an Versuchen, die große Lücke, welche Schillers Verlust auf der Deutschen Bühne ließ, auszufüllen; Versuche, an denen bis jetzt der gute Wille wohl am meisten zu loben war. Sogar aus Pohlen, von den alten heidnischen Preußen, und aus der Rumpelkammer geheimer Gesellschaften, und ihrer vielbedeutenden Ceremonien wurden die Ingredienzien zu jenem dramatischen Allerley herbey gesucht, worin man das wahre Geheimniß des romantischen Schauspiels ergriffen zu haben wähnte. Unzählig endlich war auch in den letzten Jahren die Menge der neu auftretenden, durchaus genialischen Kunstjünger, die, innigst überzeugt von der Schädlichkeit des Studiums für das wahre Genie, den Nahrungsstoff ihrer Originalität (denn ganz ohne solchen mag sie doch auch nicht bleiben) nur in den berühmtesten Schriftstellern und Werken des letzten Decenniums suchten, und jeden neuen Gedanken wie eine beliebte Melodie, so lange abzujagen verstehen, bis er den Geist wohl aufgeben muß. Diese Gattung ist unvergänglich, nur hat auch sie ihre Zeiten, wo sie sichtbarer wird, andre wo sie wieder in das Dunkel zurücktritt.

Zwar ließen mitten in dieser Verwirrung noch einzelne, früher bekannte Dichter ihre Stimme wieder vernehmen, aber unser Publicum ist so sehr gewohnt, Meisterwerke auf Meisterwerke in einer stetigen Reihe folgen zu sehen, daß ein Schriftsteller, der nicht von Messe zu Messe mit einem gewichtigen Bande auftritt, gar leicht in Vergessenheit, oder wohl gar in Gefahr geräth, nach einer neuerdings beliebten Formel, für nunmehrr todt, und so gut als gestorben, erklärt zu werden. —

Wie dem auch sey; manche, die am meisten Beruf gehabt hätten zu reden, schwiegen wirklich. Von Göthe war in einer Reihe der letzten Jahren, Eugenie das einzige größere Werk was erschien, aber unvollendet blieb.

Desto erfreulicher ist die Erscheinung dieser neuen Ausgabe von Göthe's Werken, die uns ohne Zweifel manches ganz Neue geben, manches Aeltere in noch reinerer Gestalt, oder auch in derselben aber durch die Gesellschaft des Neuen mit erneuert wiederbringen wird, und kann uns auf jeden Fall in der immer mehr verbreiteten Liebe zu einem Dichter, der mehrentheils weniger nach dem allgemeinen Beyfall strebte, als vielmehr die selbst erkannten Grundsätze ohne Rücksicht zu befolgen bemüht war, einen schönen Beweis von den Fortschritten des Kunstsinns in Deutschland gewähren.

Das Neue, was die ältere Ausgabe nicht enthielt, und was auch noch sonst nicht gedruckt war, ist in den vorliegenden vier Bänden nur wenig; wir glauben dem Wunsche des Lesers zu entsprechen, wenn wir unsre Anzeige nicht bloß darauf beschränken. Das Urtheil der Nation über einen classischen Schriftsteller, besonders einen Dichter, kann nur allmählig reifen und sich bilden. So viel Treffendes und Geistvolles auch schon über die Werke des Verfassers und seinen Dichtergeist im Allgemeinen gesagt worden ist, so glauben wir doch keinesweges, daß das Urtheil über ihn schon vollendet, ein durchaus richtiger Begriff von ihm und seinen Werken schon vorhanden wäre. Die Zeit erst kann einen solchen zur Reife bringen, nicht der Einzelne muß ihn allein entscheidend festsetzen wollen; aber ihn an unserm Theil mit entwickeln zu helfen, das werden wir in gegenwärtigen Blättern versuchen.

Sehr zweckmäßig beginnt die ganze Sammlung mit den Liedern, den lyrischen Gedichten, und dem Meister; denn wenn uns kein andres Werk des Verfassers so genau und so vielseitig mit den Ansichten desselben von der Welt und der Kunst, ja mit den Grundsätzen und Absichten, nach denen er seine Werke bildete, bekannt machte, als der genannte Roman, so finden wir dagegen in den Liedern ihn selbst, sein eigenstes Wesen nach allen Verschiedenheiten

besonderer Stimmungen und Zustände fast noch klarer oder doch verschiedener ausgesprochen.

Es liegt dies ganz in der Natur der Sache; das lyrische Gedicht, das Lied, ist die freieste Aeußerung der Poesie; und wenn wir bey größeren poetischen Werken, besonders wenn dieselben nicht unser ganzes Wesen leidenschaftlich oder begeistert ergreifen und mit sich fortreißen, sondern durch die ruhige Behandlungsart auch uns in die Stimmung ruhiger Betrachtung und besonnener Aufmerksamkeit versetzen; wenn wir bey solchen Werken nur gar zu leicht von dem poetischen Eindruck selbst, auf den Gegenstand des Gedichts, auf die Grundsätze, Vorbilder und Zwecke des Künstlers, auf die Gesetze und die Idee der Gattungen, denen das Werk angehört, hinübergleiten, so ist das Lied dagegen ganz rein von solchen fesselnden Beziehungen. Frey von den Gesetzen der Kunst, wie von den Beschränkungen der gemeinen Wirklichkeit tönt die Stimme des Liedes aus der geheimnißvollen Tiefe des Menschengeistes und der Poesie hervor, abgerissen und einzeln, ja räthselhaft für den Verstand, dem Gefühl aber deutlich, und so bestimmt, daß wo ein solcher Ton einmal eindrang, er für immer in der Seele bleibt, und wo er auch zu schlummern scheint, durch die leiseste Erregung doch leicht wieder hervorgerufen, und als derselbe, — der alte von ehemals — wieder erkannt wird.

Freylich welches Schöne und Freye, suchte nicht der bloß mechanische Bildungstrieb in seine Sphäre herab zu ziehen, und durch wohlgemeinte Vervielfältigung zu entadeln und zu entseelen! Man glaube nicht, daß wir hiemit bloß und allein auf die nie versiegenden Nachahmungen oder Ergießungen der unberufenen Sänger-Zunft zielen; etwas ähnliches widerfährt auch wohl dem wahren Künstler, der in andern Rücksichten auf eine hohe, auf die erste Stufe mit Recht gestellt wird. Wir könnten berühmte Dichter nennen, die es nicht erst ihren Nachahmern überlassen haben, ihre Melodieen zu Tode zu singen. Es geschieht diese Entseelung des

Liedes um so leichter, je mehr der Dichter eine gleichmäßig bestimmte, künstlichere oder gar ausländische Form erwählt. Der Ausdruck wird alsdann meistens charakterlos, allgemein und kalt, wo doch oft ein sehr wahres und tiefes Gefühl zum Grunde lag; oder er wird, wo die Eigenthümlichkeit dennoch hindurch bricht, als Manier erscheinen.

Von den Gedichten des Verfassers in elegischem Sylbenmaaß werden wir nachher noch insbesondere reden; von den andern vermischten Gedichten aber, und eigentlichen Liedern glauben wir ohne Uebertreibung sagen zu dürfen, daß jedes derselben ein Wesen eigner Art, jedes derselben ganz eigenthümlich sey; diesen einfachen Lobspruch würden wir vielleicht nur wenigen unter den erwähltesten Dichtern aller Zeiten zugestehen.

Der Verfasser hat die lyrischen Gedichte des ersten Bandes unsrer Sammlung unter die Rubriken: Lieder — vermischte Gedichte, — Romanzen und Balladen eingetheilt. Man denke sich die Seele des Dichters wie einen reichen Grund, wo neben der hochanstrebenden, und reich entfalteten Ceder, auch manche unscheinbare Gewächse und Gesträuche den Boden schmücken, deren Anmuth oder Eigenheit den Sinnigen nicht minder erfreut, und wo in der Fülle oft manches zurückgedrängt wird, und in der halben Entfaltung stehen bleibt. Was auf diese Art fragmentarisch von dem Dichter hervorgebracht wird; oder wenn man lieber will, in ihm entsteht, ist darum noch nicht immer ein Lied; denn es ist nicht genug, daß dieses aus einer besondern Stimmung des Dichters hervorgegangen sey, es muß sich auch von der Seele des Dichters ablösen, und ein unabhängiges Leben in sich tragen, um zur Sage werden, und im Munde des Gesanges die Jahrhunderte durchwandeln zu können. Ganz bestimmt ist also der Unterschied zwischen vermischten Gedichten — fragmentarischen, subjektiven Ergießungen des Dichters, — und Liedern, den objektiven Stimmen der Poesie, wenn uns dieser Ausdruck vergönnt ist. Der Unter

schied selbst ist bestimmt; doch giebt es einzelne Gedichte genug, die zwischen dem gar nicht mehr an dem Dichter klebenden, ganz in sich klaren und beseelten Liede, das Aller Eigenthum ist, und der bloß persönlichen Ergießung ungewiß und unentschieden in der Mitte schweben.

Nun bliebe noch die Gränze zwischen dem Liede und der Romanze festzusetzen; aber ohne uns hier in allgemeinen Untersuchungen zu verliehren, dürfen wir wohl behaupten, daß dieser Unterschied, in dem vorliegenden Falle wenigstens, nicht immer ganz bestimmt, und überall anwendbar ist. Ein Lied, das sich an irgend eine Volksmelodie anschließt, das nicht in der eignen Person gedichtet ist, sondern in irgend einer, mehr oder minder aus der romantischen Sage entlehnten, besonders wenn in diesem mythischen Hintergrund irgend eine Geschichte andeutend vorausgesetzt, oder wohl gar theilweise erzählt wird, nähert sich durch diese Bedingungen stufenweise immer mehr der Romanze, und geht endlich ganz in dieselbe über, wie des Schäfers Klagelied S. 73 und das Bergschloß S. 83. Weit entfernt dieses für eine unvollkommne Mittelgattung zu halten, glauben wir vielmehr, daß diejenigen Lieder oder Romanzen die vollkommensten sind, von denen es schwer seyn würde zu entscheiden, ob sie das eine oder das andre seyen, weil sich beyde Elemente — die tiefe Eigenheit des Gefühls, und die geheimnißvolle Andeutung der Phantasie, nach Art des Volks und der alten Sage, so innig durchdrungen haben, daß sie nicht mehr geschieden werden können. Umfaßt ja doch der Nahme des Liedes in seinem ursprünglichen Sinne erzählenden Dichtergesang eben so wohl als den des bloßen Gefühls.

Wir erlauben uns daher für unsre Ansicht einer andern Eintheilung zu folgen: wir nehmen die objektiven Lieder gleich mit zu den Romanzen, und rechnen dagegen noch außer den vermischten Gedichten auch manche Stücke, welche der Verfasser mit zu diesen gestellt hat, zu den blos persönlichen Gelegenheitsgedichten und Fragmenten.

Unter den früher bekannten Liedern, würden wir dem König von Thule, dem Sänger, dem Fischer, und nächstdem dem Erlkönig den Preiß zuerkennen. Lieder wie diese sind es vorzüglich, die wenn anders die jetzige Dichtkunst irgend Unvergängliches hervorbringen mag, im lebendigen Munde des Gesanges als ein Eigenthum des gesammten Volks die Jahrhunderte überdauern mögen, während der Roman vom Geiste der Zeit, die Bühne von der äußern Lage der Nation, die höhere Dichtkunst von Religion und Philosophie abhängig sind; ja wenn die Frage davon ist, ob eine Nation mitten unter den prosaischen Verhältnissen und Beschränkungen doch noch eine Erinnerung von Poesie besitze, so wird es vorzüglich darauf ankommen, ob sie einen reichen Vorrath, einen zureichenden Cyklus solcher Lieder besitze. Da sich jezt so viele Freunde der Poesie mit der Aufsuchung alter Volkslieder beschäftigen, so wäre es erwünscht, wenn einer oder der andre, dem die Hülfsmittel dazu bey Handen sind, uns belehrte, welches alte Bruchstück, welcher Zug der Sage etwa bey dem einen oder dem andern jener Lieder dem Dichter vorgeschwebt haben kann. Das Verdienst desselben würde dadurch gewiß nicht gemindert werden, sondern unstreitig in noch erhöhtem Lichte erscheinen. Auch Bürger hat troz der Einseitigkeit seines Geschmacks, und der Uebertriebenheit seiner Behandlungsart, große unleugbare Verdienste um das Volkslied, dessen Tiefe zu erforschen er redlich bestrebt war. Stollbergs Romanzen sind leichter, geflügelter, und darstellender; besonders zeichnen sie sich durch den ritterlichen Adel aus. Goethe aber behauptet wohl vor allen den Vorzug der Mannigfaltigkeit und der Tiefe. Einen magischen Reiz giebt seinen Liedern das Abgerißne, Geheimnißvolle, Räthselhafte des Gedankens oder der Geschichte, bey der vollkommensten äußern Klarheit. Freylich kann dieß, sobald es mit Bewußtseyn geschieht, gar bald in absichtliche Seltsamkeit ausarten, die denn auch bey den Nachahmern und Nachäffern Göthe's im Volksliede, in so reichem Maaße und in der vollen Begleitung aller nachfolgen-

Verkehrtheit angetroffen wird. Bey Göthe selbst aber sind die schönsten Lieder durchgängig bis zur vollkommensten Klarheit durchgeführt, und nur einige der minder vollkommnen sind auf dem Wege dahin stehen geblieben. Wie viele andre könnten neben den erwähnten Liedern noch mit Ruhm genannt werden! Heidenröslein, das Veilchen, der untreue Knabe, sind jedem bekannt; das Blümlein Wunderschön ist so zart spielend, als liebevoll herzlich. Der Junggesell und der Mühlbach spricht uns wunderbar musikalisch an; ja wenn wir zu so vielen vortrefflichen der früheren, den Reichthum der in dieser Ausgabe neu hinzugekommnen, wenn wir die Verschiedenheit aller, und die Vortreflichkeit der einzelnen betrachten, so möchten wir uns beynah zu dem Ausspruch berechtigt halten; daß Goethe wohl in keiner Art der Poesie einen höheren, oder auch nur einen gleichen Grad der Vollkommenheit erreicht habe, als in den Liedern, wenn nicht anders ein so bestimmter und bedingter Lobspruch schon geeignet ist, von Unverständigen als Tadel mißdeutet zu werden.

Unter den neu hinzugekommenen, zog uns vorzüglich an: Schäfers Klaglied S. 73:

Da droben auf jenem Berge
Da steh ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab in das Thal u. s. w.

Noch mehr aber, Bergschloß, S. 81.

Da droben auf jenem Berge
Da steht ein altes Schloß,
Wo, hinter Thoren und Thüren,
Sonst lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt sind Thüren und Thore
Und überall ist es so still,
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich, wie ich nur will u. s. w.

Diesen beyden Liedern giebt das magische Dunkel einen Reiz. In dem Hochzeitslied, 236:

> Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
> Der hier in dem Schlosse gehauset,
> Da wo ihr den Enkel des seeligen Herrn
> Den heute vermählten, beschmauset.
> Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
> Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
> Und als er zu Hause vom Rösselein stieg u. s. w.

scheint uns die Dunkelheit mehr individuell und persönlich, als romantisch zu seyn. Doch ist die Fülle der Phantasie darin, die auch der Vers angemessen ausdrückt. Zur vollendetsten Klarheit durchgedrungen ist das Lied S. 98: vanitas! vanitatum vanitas! dem wir nur eine einfachere Ueberschrift wünschten:

> Ich hab mein Sach auf nichts gestellt
> Drum ist's so wohl mir in der Welt u. s. w.

Ein herrliches Beyspiel ächt Deutschen Volkswitzes! Voll froher Laune und Lustigkeit ist auch Ritter Curts Brautfarth, das würdige Stiftungslied, und der unvergleichliche Rattenfänger. Vor allen würde die Kriegserklärung S. 19:

> Wenn ich doch so schön wär
> Wie die Mädchen auf dem Land!
> Sie tragen gelbe Hüte
> Mit rosenrothem Band.
>
> Glauben, daß man schön sey,
> Dächt ich, ist erlaubt.
> In der Stadt! ach ich hab' es
> Dem Junker geglaubt u. s. w.

den Preiß der Anmuth und Lieblichkeit davon tragen, wenn die nach folgenden Strophen mit den beyden ersten von gleicher Schönheit wären. Wir haben einigemal bemerkt, daß

die Lieder des Verfassers aus einem sehr gefühlvollen und romantischen Aufluge im Anfange gegen das Ende mehr in das Prosaische und Ironische herabsinken; wie dies auch unsers Bedünkens in den ältern schönen Liedern, Willkommen und Abschied S. 42. Neue Liebe, neues Leben S. 44 der Fall ist.

Dieß wären nun die vortrefflichsten unter den eigentlichen Liedern. Noch sind einige Romanzen zurück; der Wandrer und die Pächterin, dessen Beziehung ganz individuell seyn mag; die Walpurgisnacht, wo nur die allzu prosaische Erklärung des bekannten Volksaberglaubens wohl durch keine, auch noch so dichterische Behandlung der Poesie angeeignet werden konnte; die Braut von Korinth, die sich durch die hohe Vollkommenheit der Darstellung, bey einem widerstrebenden Stoff, und der Gott und die Bajadere, die sich, wo nicht durch die innere Tiefe, doch durch die äußere musikalische Fülle empfiehlt. Wir haben dieser letzten nicht neben den andern eigentlichen Liedern erwähnt, weil sie einer ganz fremden Mythologie entlehnt sind, oder doch auf eine weniger bekannte Besonderheit des alten Griechischen Volksglaubens sich beziehen. Wie weit es auch in andern Gattungen der Poesie vergönnt seyn mag um sich zu greifen, und auch die entlegenere und ganz fremde Sage in ihren Kreis zu ziehen, von dem Liede fordern wir, daß es Deutsch sey.

Wir gehen nun zu der zweiten ungleich zahlreichern Klasse der persönlichen Gelegenheitsgedichte, und vermischten Fragmente über. Viele derselben sind wohl als wahre eigentliche Lieder gemeint, und es nur deswegen nicht völlig geworden, weil sie nicht ganz aus dem Dichter herausgetreten, und nicht objektiv, sondern nur subjektiv verständlich, oder nach Gelegenheit, auch unverständlich sind. Für die größere Zahl aber besonders derer, die der Verfasser unter den Nahmen der vermischten Gedichte zusammengestellt hat, dürfte der richtigste Gesichtspunct wohl der seyn,

wenn wir sie als den ersten Ansatz der Gedichte im elegischen Sylbenmaaß betrachten. Hieher zählen wir besonders die ganze Reihe der reimfreyen Monodieen in mythischen Sinnbildern, unter denen Prometheus an Reichthum des Gedankens, die erste Stelle einnimmt. Je abweichender je ausgesetzter dem Tadel die in diesen Fragmenten herrschende Ansicht der Dinge ist, je mehr wünschten wir, daß sie vollkommen ausgesprochen und entfaltet, und alle die Bruchstücke in ein Ganzes verbunden seyn möchten.

Unter den neu hinzu gekommenen, vermischten und subjektiven Liedern, empfehlen sich: zum neuen Jahr S. 15, Tischlied, S. 54, Generalbeichte S. 57, Dauer im Wechsel S. 61, die glücklichen Gatten S. 63 durch ihre Klarheit und frohe Laune. Mehr nur individuell scheint Nachtgesang S. 74. In der Dithyrambe S. 209 ist der Gegensatz der mit Klarheit besonnenen und der bakchisch begeisterten Dichter mit starken Farben dargestellt; und auch blos so genommen das Fragment nicht ohne Werth, doch mag der Dichter auch noch einen andern Sinn damit verbunden haben. Das begeisterte Gedicht Weltseele, erregt um so mehr den Wunsch nach einer vollständigen poetischen Darstellung der Naturansicht des Dichters, je weniger es diese ganz klar ausspricht.

Das Sonett S. 95 ist ein Wort recht zu seiner Zeit; eine vortreffliche Parodie der vielen holprichten und sinnlosen Sonette, womit uns die letzten Jahre, seit A. W. Schlegel diese Gattung wieder einführte, die Schaar der Nachahmer überschwemmt hat. Sonderbar ist es, wie der Instinkt dieser Unermüdlichen immer auf das Kleine, das Einzelne und auf diejenigen Formen geht, die dem Vereinzeln günstig sind. An den ungleich schwerern Terzinen haben sich eben so viele nicht versehen; dagegen welche Ueberschwemmung von Sonetten! Eben so ging es mit den alten Sylbenmaaßen. An umfassenden Gedichten in Hexametern, haben wir, wenn wir auch die bloß philologischen Arbeiten und die ganz mis-

lungenen Versuche mitzählen, einen so großen Ueberfluß eben nicht; dagegen welche Anzahl von sinnreichen und sinnlosen, witzigen und aberwitzigen Distichen!

Wir schließen mit der allgemeinen Bemerkung, daß alle diese vermischten Gedichte und Lieder auf einem gemeinschaftlichen Grunde ruhen, welches zugleich das eigentliche Wesen des Volksliedes ist; dieses ist: tiefe Eigenheit des Gefühls, verwebt mit abgerissenen Andeutungen der höchsten Phantasie. Es gibt noch ein ganz anders Element, oder wenn man will, eine andre Gattung der lyrischen Poesie, wenn dieselbe nähmlich nicht aus einem besondern, sondern in seiner alles mit fortreißenden Kraft gemeinschaftlichen Gefühle hervorgeht, und sich durch Würde und Ernst und Begeisterung auch äußerlich gleich unterscheidend ankündigt. Diesen Ton haben mehrere Deutsche Dichter angegeben, am meisten Klopstock, obwohl in ungünstigen Formen und Verhältnissen, ganz durchgeführt hat ihn noch keiner. Aus begreiflichen Gründen: das Volkslied kann als die letzte Erinnerung an die ehemalige Poesie noch fortdauern, auch bey einem, den äußern Verhältnissen nach, ganz zerstörten Zustande; zu begeisterten Nationalliedern bedarf es aber außer dem Dichter noch andrer Verhältnisse, und zum wenigsten, einer mitfühlenden Nation.

Gegen die Elegieen war anfangs viel Einrede von Seiten der strengen Sittlichkeit; wenn aber dem Dichter nichts zu sagen erlaubt wäre, als was sich in Gegenwart junger Frauenzimmer sagen läßt, so möchte wohl überhaupt keine Poesie möglich seyn, am wenigsten aber eine, wie die der Alten. Am sonderbarsten dünkte es uns daher, diesen Einwurf auch von solchen zu hören, die da glaubten, daß unsrer Poesie durch Nachbildungen der alten Dichter vorzüglich geholfen und gerathen sey, und ihr doch einen, wenn gleich mäßigen Gebrauch der alten Freyheiten nicht vergönnten. Noch gibt es eine andere mehr aus der Geschichte der Deutschen Literatur hergenommene Antwort auf diesen Tadel. Nachdem die Lohensteinische Schule in eine spielende Ueppig-

keit entartet war, die nur zu oft in das wirklich Unsittliche, ja Schmutzige überging, so suchten nun Klopstock und die gleichgesinnten mit allem Ernst die Würde der Deutschen Poesie wieder herzustellen, nur daß sie dabey leider in das entgegengesetzte Extrem einer zu einförmigen Würde und durchgehenden Feyerlichkeit geriethen. Sollte die Deutsche Poesie nicht ganz in dieser Monotonie untergehen, so mußte sie sich wieder auf eine freyere Weise bewegen, und aus den unermessenen Regionen des Himmels wieder auf die Fluren der Erde zurückkehren. Es fehlte auch nicht an Schriftstellern, die dem Sinnenreiz, den Klopstock verschmäht hatte, ausschließend, oder vorzüglich nachjagten; aber auf eine prosaische Art. Auf eine poetische Weise geschah es vorzüglich durch Göthe, den wir in dieser Rücksicht nicht bloß in der Elegie, sondern auch in vielen andern Werken als den vollkommnen und nothwendigen Gegensatz Klopstocks für das Ganze der Deutschen Literatur betrachten.

Die sämmtlichen Gedichte in elegischem Sylbenmaaß kann man aus einem zwiefachen Gesichtspuncte beurtheilen. Entweder als einzelne lyrische Gedichte, oder aber, indem man sie alle zusammen nimmt, und sie als ein zusammenhängendes Ganzes betrachtet. Unter dem ersten Gesichtspuncte, als lyrische Gedichte, würden wir sie sehr weit unter die gelungensten Lieder des Dichters setzen. Sie sind weniger eigen und unmittelbar, es ist nicht dieses frische Gefühl, diese Lebendigkeit darin. Am nächsten kommen darin den Liedern wohl Alexis und der neue Pausias, überhaupt die unter II zusammengestellten. In den Römischen Elegieen finden wir dagegen weit mehr Unebenheiten und Disharmonisches. Das Geheimnißvolle, die Phantasie aber, fehlt in allen, muß schon der Form und der Gattung nach fehlen; denn das Räthselhafte in den Weissagungen des Bakis, gehört wohl mehr der subjectiven Unverständlichkeit individueller Zuneigungen und Abneigungen an, deren wir auch bey den persönlichen Gelegenheitsgedichten erwähnten. Dieser geheimniß-

volle Reiz der Phantasie ist es wohl, wenn wir mehr Poesie in der Art finden, wie die Sehnsucht nach Italien in dem schönen Liede:

Kennst du das Land wo die Citronen blühn? u. s. w.

ausgedrückt ist, als in dem wirklichen Besitz und ruhigen Genuß des Kunst- und Natur beglückten Landes, wie ihn alle diese Römischen Elegieen und Venetianischen Epigramme schildern. Ja man kann wohl voraussehen, daß manche der schönen Göthischen Lieder noch — vielleicht nach Jahrhunderten — im Munde des Gesanges leben werden, während diese antiken Nachbildungen als nothwendige, aber vorübergegangene Stufe der Bildung nur in der Kunstgeschichte ihre Stelle haben werden.

In diesem Sinne würden wir ungefähr urtheilen, wenn wir diese Elegieen als einzelne lyrische Gedichte in Vergleich mit den andern lyrischen Gedichten und Liedern unsers Dichters betrachteten. Als Nachbildungen des Antiken aber betrachtet verdienen sie gewiß alle die Lobsprüche, welche man ihnen in dieser Rücksicht ertheilt hat. Der größte Unterschied dürfte seyn, daß in den Römischen Elegieen, wo man am bestimmtesten an die Triumvire der alten Elegie erinnert wird, hie und da ein Anhauch von Parodie, ein leiser komischer Anstrich beygemischt ist, der sich bey den Alten nicht findet, der sich aber ganz natürlich einstellt, wenn man nicht in der eignen Weise und Sitte, sondern in einer halb in Ernst, halb zum Spiel angenommenen Maske redet. Sollen aber lyrische Gedichte antike Nachbildungen seyn? Oder müssen sie nicht vielmehr ihrer Entstehung nach ganz aus dem Innern des Dichters hervorgehen, in der äußern Erscheinung aber nicht fremd und gelehrt, sondern ganz nationell seyn, wenn sie auch wieder in das Innere eingreifen sollen?

Dies ist der Punct, auf den es eigentlich ankommt. Wir glauben, man müsse alle diese Elegieen und Epigramme

nicht als einzelne Gedichte ein jedes für sich, sondern sie alle als ein zusammenhängendes Ganzes betrachten, dem nur die letzte Einheit und Verknüpfung fehlt, um wirklich und in der That Ein Werk zu seyn, das weit mehr von der didaktischen, als von der lyrischen Art seyn würde. Mehrere der ohnehin schon verknüpften Reihen von Epigrammen, oder Massen von Elegieen erhalten ihren gemeinschaftlichen Mittelpunct durch die Beziehung auf Italien. Es athmet in allen ein und derselbe Geist; es dürfte das Individuelle, welches ohnehin nur schwach angedeutet ist, nur noch etwas mehr entfernt, es dürften die allgemeine Ansichten, welche einzeln überall hervorblicken, in der Metamorphose der Pflanzen aber, wie in einen Kern zusammengedrängt sind, nur gleichmäßiger entwickelt und entfaltet seyn, so würden wir ein Lehrgedicht vor uns sehen, das uns die Ansicht des Dichters von der Natur und der Kunst, ihrem Leben und ihrer Bildung, einmal vollständig darstellend, von jedem anderen, älteren oder neuen Lehrgedicht durchaus verschieden seyn, an Würde und Gehalt der Poesie aber gewiß keinem andern größern dramatischen oder epischen Werke unsers Dichters nachstehen würde. Ein solches Ganzes scheint uns in diesen gehaltvollen Gedichten im Keime zu liegen, und dieß offenbar das Ziel zu seyn, nachdem sie mehr oder weniger alle streben.

Es scheint sonderbar, etwas anders von dem Dichter zu begehren, als das, was er uns wirklich giebt und darbietet; wenn man aber geistigen Hervorbringungen nicht einen falschen Werth leihen, sondern ihnen ihren wahren Werth erhalten will, so ist es nothwendig zu zeigen, wohin sie eigentlich streben, gesetzt auch, daß dies Streben nicht bis zur vollkommensten Ausführung äußerlich durchgeführt wäre. Aus diesem Gesichtspunkt angesehen, erhält auch die gewählte Form des antiken Sylbenmaaßes ein ganz neues Licht. Wir hoffen überhaupt nicht, daß man unsre obigen Aeußerungen so mißverstanden haben könnte, als ob wir den Gebrauch des antiken Sylbenmaaßes der Elegie, entweder überhaupt, oder in dem

vorliegenden Falle, ganz verwerflich fänden. Um die Deutsche Sprache aus der Gemeinheit, in der sie noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch alte Vernachlässigung und Verwirrung des Zeitgeistes versunken war, herauszuarbeiten, gab es zunächst wohl kein wirksameres Mittel, als jene Nachbildungen der strengsten Kunstformen, wozu ihre Bildsamkeit reichen Anlaß gab, und wodurch so manche Meister sich ein unvergängliches Verdienst um sie erworben haben. Als nothwendige Bildungsstufe der Deutschen Sprache und Kunst müssen diese gelehrte Nachbildungen zum mindesten gewiß in ihrem Werth bleiben. Wollte man nun auch sagen, es sey der Studien und der vorläufigen Bildung endlich genug, die Poesie müsse nun anfangen, und es sey nichts mehr zu wünschen und nichts mehr an der Zeit, als daß diejenigen, die dazu vorzüglich berufen sind, uns endlich einmal statt aller Nachbildungen des fremden, eine Deutsche Poesie geben; so läßt sich dagegen für den vorliegenden Fall folgendes mit Recht erwiedern: möge sich die Deutsche Poesie Deutscher Weisen und Formen bedienen, in allen Arten und Werken, die zunächst auf die ganze Nation wirken sollen; aber der Umfang der Dichtkunst ist nicht so eng zu beschränken, es giebt Ausnahmen, es giebt Fälle, wo Styl und Sylbenmaaß der Alten durch das innere Wesen des Gedichtes selbst nothwendig gefordert werden. Der Reim ist in der Deutschen Sprache einheimisch, ist ihr eingebohren und wesentlich. Der Reim aber, obwohl die schönste Zierde der Poesie, ist nicht mit allen Kraftäußerungen derselben verträglich; es giebt eine Poesie der Wahrheit, wenn uns dieser Ausdruck vergönnt ist; sie ist es, ohne dramatische Handlung, Leidenschaft und Verwicklung, ja ohne alles Spiel der Phantasie, bloß durch die heitere und gediegene Anschauung, durch die wahrhaft poetische Ansicht der Dinge. Das aber verstehen wir unter dem Lehrgedicht, und diesen hohen Begriff desselben hatten wir im Sinn, indem wir die Vermuthung aufstellten, die elegischen Studien unsers Dichters neigen sich nach dieser Seite hin.

Für ein solches Lehrgedicht aber, das in der Fülle der gediegensten Wahrheit selbst des Sinnbildlichen nicht bedürfte, oder doch nur mit einer leisen Andeutung desselben sich begnügte, würde die spielende Umhüllung des Reims wohl nicht so angemessen seyn, als die nackte Schönheit und kraftvolle Würde des alten Hexameters, oder der Elegie.

Ueberhaupt sollte man niemals an dem einzelnen Gedichte eines wahren Künstlers die Wahl des Sylbenmaaßes tadeln, mag man auch im Allgemeinen, über das Sylbenmaaß selbst, und das Verhältniß desselben zur Natur und ferneren Bildung unsrer Sprache denken, wie man will; denn der wahre Künstler wird seiner Form, auch der weniger günstigen, doch Meister, so wie des Stoffes, und es verschmilzt alles zu einem Ganzen, wo sich nun nicht trennen und scheiden läßt, und das man ganz bey Seite setzen, oder so nehmen muß, wie es nun einmal ist. Für das Individuelle in den elegischen Werken unsers Dichters ist dieses Sylbenmaaß, grade wie es hier behandelt worden, denn auch so anpassend, als ob es recht eigentlich dazu gebildet wäre, so, daß sich schwerlich eine andre eben so angemeßne Form auch nur in Gedanken ersinnen ließe. Es hat das elegische Sylbenmaaß, wenn es so wie hier, nicht in der größten Strenge behandelt wird, etwas so angenehm gefälliges und nachlässiges, daß es bey der harmonischen Weichheit, die ihm doch von seinem Ursprung her bleibt, recht dazu gemacht scheint, jene selbstgenießende Behaglichkeit auszudrücken, welche als Grund der mannigfaltig wechselnden Empfindungen, die allgemeine Stimmung der meisten dieser Gedichte ist.

Die rigoristische Prüfung des Sylbenmaaßes nach den Gesetzen der alten Rhythmik überlassen wir andern Beurtheilern, so wie auch die Vergleichung der verschiedenen Lesarten der ältern und der neuen Ausgabe; nur eine fiel uns nach der bloßen Erinnerung so sehr auf, daß wir sie im Vorbeygehen bemerken:

„Dichten ist ein lustig Metier;"

wo es sonst hieß:

„Dichten ist ein lustiges Handwerk."

und wir dem Dichter nicht beystimmen können, daß er dem Sylbenmaaße die ganze Zierlichkeit und Anmuth des Ausdrucks aufzuopfern wählte.

Nur eine allgemeine Bemerkung über das elegische Sylbenmaaß, so wie es sich in Deutscher Sprache offenbart, sey uns noch zum Schlusse vergönnt. Wenn es nicht strenge, sondern freyer und lose behandelt wird, wie es hier der Fall ist, so zerfällt es meistens in einzelne Distichen, und auch diese haben viel Einförmiges; es neigt daher zum Vereinzeln, und sinkt aus der anfänglichen Würde oft ins Gemeinere. Wird aber nach dem Vorbilde der Alten einer kunstreichen Verschlingung der Verse und Perioden, und der größten rhythmischen Mannigfaltigkeit und Strenge nachgestrebt, so sehen wir kaum, wie der Abweg eines durchaus gelehrten und schweren Styls wird zu vermeiden seyn. Man könnte vielleicht eine oder die andere Elegie von A. W. Schlegel anführen, zum Beweise, daß auch bey größerer metrischen Strenge die Klarheit des Styls in diesem Sylbenmaaß erhalten werden könne; aber es kann dieses Gelingen wohl nur als eine besondere Ausnahme, nicht als eine allgemeine Regel angesehen werden.

Dürften wir unsrer Stimme also einiges Gewicht im Rathe der sterblichen Götter beymessen, so würden wir den Wunsch äußern, die Meister der Sprache möchten, wenn ihnen die alten Sylbenmaaße denn einmal unentbehrlich sind, lieber dem weitern Anbau des Hexameters ihre Kraft zuwenden, als dem anfangs gefälligen und einschmeichelnden elegischen Sylbenmaaß, das sich aber bald als ein gefährlich abwärts führendes und unheilbar widerstrebendes für die Deutsche Sprache offenbart. Daß ein solches Lehrgedicht, dessen Idee wir anzudeuten versucht, in hexametrischem Rhythmus eben so würdig und mannigfaltig als im elegischen sich darstellen könne, wird jeder gern zugeben. Nur zwischen diesen beyden Sylbenmaaßen kann da die Wahl, nur

von diesen die Rede seyn; denn der Fall, daß ein wahres Bedürfniß des Gebrauchs aller der vielen lyrischen und dramatischen Sylbenmaaße der Griechen sich begründen ließe, wird wohl nie eintreten. Der wahre Künstler, mag sich, wie hie und da einzeln geschehen ist, durch einen vorübergehenden Versuch damit bekannt machen; die weitere Ausführung dieses Fehlgriffs, und der vollständige Mißbrauch desselben aber sollte den Neulingen überlassen bleiben, die um das andere unbekümmert, nach der Schwierigkeit der äußern Form zuerst haschen — oder jenen rhythmischen Philologen, bey deren halsbrechenden metrischen Versuchen, wenn sie kühn durchgeführt sind, es immer lehrreich bleibt zu sehen, wie sich unsre edle Sprache zu der methodischen Mißhandlung gebehrdet.

Doch schon zu viel haben wir uns der Episoden und der Rückblicke auf den allgemeinen Zustand der Deutschen Poesie erlaubt; wir haben noch über *Wilhelm Meisters Lehrjahre* zu reden, über die noch manches zu sagen ist, so sehr wir auch vieles als bekannt voraussetzen, und um so eher voraussetzen können, da dieses Buch jetzt nicht bloß als ein vortrefflicher Roman, sondern überhaupt als eines der reichhaltigsten und geistvollsten Werke, welche die Deutsche Literatur besitzt, allgemein anerkannt und verehrt wird, und auch schon mehrere ausführliche Beurtheilungen desselben vorhanden sind, unter andern in *den Charakteristiken und Kritiken von A. W. und Fr. Schlegel.*

Wenn wir fragen, warum die Größe der Wirkung, welche die Werke unsers Dichters hervorgebracht haben, nicht allemal der Größe der darin erscheinenden poetischen Kraft ganz entsprach; so scheint uns der Grund davon keineswegs, wie einige frühere Beurtheiler glauben möchten, einzig und allein in der poetischen Unempfänglichkeit des Publikums zu liegen, noch weniger in der Unfähigkeit der Deutschen Sprache, wie der Dichter selbst in einigen bekannten Epigrammen zu verstehen giebt; gehört er ja selbst nebst *Klopstock* zu denjenigen, welche die alte Anmuth und die angebohrne

Naturfülle der edeln Sprache, aus der Verworrenheit und Mißgestalt, in die sie gerathen war, zum Theil wenigstens wieder entdeckten, und von neuem ans Licht stellten. Wir finden den Grund jenes, eine lange Zeit hindurch sogar nicht, und vielleicht auch jetzt noch nicht ganz angemessenen Erfolges unsers Dichters darin, daß er die Größe seiner Kraft zu oft in bloße Skizzen, Umrisse, Fragmente, kleinere, bloß zum Versuch oder zum Spiel gebildete Werke vereinzelt, und selbst zersplittert hat; er zeigt sich auch in dieser Eigenschaft als der Gegensatz Klopstocks, der alle Kraft seines Geistes und seines Lebens auf ein einziges großes Centralwerk wandte, in dessen Begriff leider nur gleich von Anfang, Bestimmungen und Bedingungen aufgenommen waren, die ein vollkommnes Gelingen unmöglich machten.

So oft Göthe aber seine Kraft nicht selbst theilte, so oft er seinen Reichthum mehr zusammendrängte, war auch die Wirkung entsprechend. Tasso und Egmont haben Schillers Talent von neuem geweckt, und zur Kunst gesteigert, haben uns den Anfang eines Theaters verschafft. Der Meister aber hat auf das Ganze der Deutschen Literatur, sichtbar wie wenige anders gewirkt, und recht eigentlich Epoche gemacht, indem er dieselbe mit der Bildung und dem Geist der höheren Gesellschaft in Berührung setzte, und die Sprache nach einer ganz neuen Seite hin mehr bereicherte, als es vielleicht in irgend einer Gattung durch ein einzelnes Werk auf einmal geschehen ist. Das Verdienst des Styls in diesem Werke ist von der Art, daß vielleicht nur derjenige, der sich aus der immer fortschreitenden Erforschung und Ausbildung der Sprache ein eignes Geschäft gemacht hat, die ganze Größe desselben zu würdigen im Stande ist. Aber auch an Reichthum der Erfindung, an Sorgfalt der Ausführung und besonders an Fülle der innern Durchbildung geht der Meister vielleicht jedem andern Werke unsers Dichters vor, keines ist in dem Grade ein Werk.

Anfangs war auch gegen dieses Buch viel Einrede; zu-

erst, von Seiten der Sittlichkeit, und der darin dargestellten zum Theil schlechten Gesellschaft. Was den ersten Punct angeht betrift, so erinnern wir nochmals an die zu einseitige Feyerlichkeit der Klopstockschen Art und Ansicht der Dinge, und das Bedürfniß einer nicht so gar eng beschränkten Freyheit für die Entwicklung der Poesie. Besonders hat der Meister darin ein grosses Verdienst, daß er das deutsche Auge mehr geübt hat, die Poesie nicht bloß da zu erblicken, wo sie in aller Pracht und Würde erhaben einher schreitet, sondern auch in der nächsten und gewöhnlichsten Umgebung ihre verborgenen Spuren und flüchtige Umrisse gewahr zu werden. Der Meister gehört dem Anschein und der äußern Form nach, zu der gewöhnlichen Gattung der Romane, und doch ist die Ansicht, und noch mehr die Darstellungsart selbst, da wo das Werk gegen die Poesie — eigentlich aber nur gegen eine Art derselben, gegen die Poesie des Gefühls und der Liebe — zu streiten scheint, eine durchaus poetische, und wenn der gewiß poetisch gemeinte Werther in seinen nächsten Folgen und Nachbildungen gleich wieder in das ganz Prosaische herabgezogen ward, so war in dem Werke selbst schon dafür gesorgt, daß dies dem Meister nicht widerfahren konnte.

Was die gute oder schlechte Gesellschaft betrift, so hätte man sich erinnern mögen, daß von Fielding, Scarron und Lesage, ja von dem spanischen Alfarache und Lazarillo an, des Don Quixote nicht einmal zu erwähnen, Männer, die zum Theil mit der besten und edelsten Gesellschaft ihrer Zeit sehr wohl bekannt waren, und in ihr lebten, doch die wunderlich gemischte, oder gar die schlechte, als günstiger für komische Abentheuer und vielleicht überhaupt als reicher für die Phantasie mit Absicht gewählt haben.

Am meisten Einrede aber war gegen die Form des Werks, dessen Gestalt sich so ganz an die des gewöhnlichen Romans anschloß und nachher doch die darauf gegründeten Erwartungen keinesweges befriedigte, sondern vielmehr absicht-

lich zu täuschen schien. Der Tadel traf den Anfang des Werks, am meisten aber den Schluß desselben. Uns schien vielmehr die Gelindigkeit dieses Anfangs eine Schönheit zu seyn, und wer in einem Werke nach der Hand auch wohl die Weise, wie es gearbeitet und gebildet worden, zu erkennen weiß, der mochte leicht sehen, daß der Dichter den Schluß und die letzte Masse keinesweges sparsam und geizig abgefertigt, sondern vielmehr mit allem Reichthum ausgestattet, und alle Kunst daran verwendet und aufgeboten hatte. Bleibt hier also dennoch etwas Disharmonisches für das Gefühl vieler Leser — wie dieß denn wirklich auch bey solchen der Fall ist, denen man den poetischen Sinn durchaus nicht absprechen kann — so muß der Grund davon viel tiefer liegen, als blos in der äußern Form. Sollten wir in Rücksicht auf diese etwas tadeln oder als minder vollkommen auszeichnen, so würden wir eher in der Mitte des Werks, da wo der Uebergang von dem Leben bey Serlo und Aurelie zu dem auf Lothario's Schloß gesucht wird, hie und da etwas Ungleiches, Lückenhaftes, oder nur gewaltsam und willkührlich Verknüpftes bemerken. Doch kann auch dies nur von einigen Uebergängen gelten; die Darstellung Aureliens und Serlo's, ist in ihrer Art gewiß nicht minder vortrefflich als die des komischen Schauspielertreibens im Schlosse des Grafen, die wohl selbst dem eigensinnigsten Sinne nichts zu wünschen übrig läßt.

Worin liegt denn aber der Grund des Zwiespaltes der so vielen, die sich stark von dem Werk angezogen fühlten und sich ganz mit demselben durchdrungen hatten, doch zuletzt übrig blieb, und sie wieder davon zurückstieß? — Einige haben geglaubt, ihn in der Ungunst zu finden, mit der Gefühl und Liebe hier behandelt worden, in der anscheinenden Partheylichkeit des Dichters für den kalten Verstand, und haben das Ganze deshalb einer durchaus antipoetischen Richtung beschuldigt. Diese Ansicht aber trift den eigentlichen Punct, unsers Erachtens, nicht, und ist auch nicht ohne Einschränkung wahr. Erst-

sich hat es seine vollkommne objective Richtigkeit und Wahrheit, daß eine solche Liebe, ein solches Gefühl wie das der untergehenden Personen, in einer solchen Welt und Umgebung, ohne Rettung untergehen mußten; und es wird der Verstand hier auch keinesweges als das Höchste und Letzte dargestellt, sondern vielmehr als etwas allein ganz unzulängliches einseitiges und dürftiges. Dasjenige was aber als das Höchste und Erste aufgestellt ist, die Bildung ist, wie sehr auch der Verstand darin überwiegen mag, doch gewiß auch nicht ohne das andre Element des empfänglichen Sinns, offenbar also als ein Mittleres zwischen Gefühl und Verstand gemeint, was sie beyde umfaßt. Diese Bildung nun, so wenig sie ganz vollständig in dem Werke entwickelt ist, muß unstreitig als eine durchaus künstlerische, ja poëtische, gedacht werden, und es streitet wohl nicht mit der Absicht des Verfassers, wenn wir uns den blos angedeuteten Umriß dieses Begriffs durch jenen Geist künstlerischer Bildung ergänzen, der auch andre, besonders aber die antiken Gedichte des Verfassers beseelt. So kann man dann gewiß nicht behaupten, die Absicht des Verfassers sey gegen die Poesie gerichtet, ob man gleich allenfalls sagen könnte: es sey ein Roman gegen das Romantische, der uns auf dem Umweg des Modernen (wie durch die Sünde zur Heiligkeit) zum Antiken zurückführe. Aber es kommt weniger darauf an, die sonderbaren Eigenthümlichkeiten des Werks unter einer auffallenden Formel zu fassen, als vielmehr, den eigentlichen Punct des Streits zu treffen, woran es liegt, daß so viele vorzügliche Menschen, welche die andern Werke unsers Dichters wohl zu empfinden und zu schätzen wissen, sich von diesem mit einer bleibenden Abneigung getrennt fühlen. Die Antwort auf diese Frage, so weit sie sich beantworten läßt, scheint uns folgende zu seyn: Bildung ist der Hauptbegriff, wohin alles in dem Werke zielt und wie in Einen Mittelpunct zusammengeht; dieser Begriff aber ist gerade so wie er sich hier vor uns entfaltet, ein sehr vielsinniger, vieldeutiger und mißverständlicher. Jene innere Bildung, welcher die

alten Weisen der Griechen ihr äußeres Leben ganz widmeten und aufopferten, ging streng und unerbittlich auf ein Ewiges, auf ein mehr oder minder richtig erkanntes Unsichtbares. Diese Bildung gedeiht nur in abgeschiedener Einsamkeit, wo sie diejenigen stets gesucht haben, die sich zu ihr berufen fühlten; und hier ist es nicht sowohl der Mensch selbst, der künstliche Versuche mit sich anstellt und sich selbst bilden will, sondern die Idee, die Gottheit, der er sich ergab, ist es die ihn bildet oder von der er sich bilden und bestimmen läßt. Es giebt aber noch eine andre, mehr äußerliche und gesellige Bildung, die nicht eine so hohe Richtung und Würde hat, oft sogar in etwas ganz Leeres sich auflößt. Was sehen wir überhaupt in dem Menschenleben vor uns? Die meisten werden durch allerley Neigungen und Meinungen durch einander getrieben, ohne daß sich da eine bedeutende Kraft oder ein tieferer Zweck zeigte; etwa irgend ein Genuß oder Spiel wird etwas heftiger ergriffen, und nur einige feststehende Grundsätze und Gesetze halten die verworrne Masse glücklicherweise noch in einer leidlichen Ordnung. Andre sehen wir sodann durch leidenschaftliche Liebe, wenigstens vorübergehend in ein ganz anderes höheres und kraftvolleres Daseyn emporgerissen, noch andre aber durch Ruhmbegierde und Herrschsucht zu ungeheuren Anstrengungen dauerhaft angetrieben, oder durch den nie versiegenden Trieb der Erkenntniß im Stillen noch inniger beseelt und bereichert; welcher Trieb der Erkenntniß wieder auf der einen Seite nah verwandt ist mit der Neigung zur Abgeschiedenheit und zum Unsichtbaren, woraus jene innere Bildung hervorgeht, deren wir oben erwähnten, auf der andern Seite aber verwandt mit dem hervorbringenden Bildungstrieb des Künstlers. In allen diesen Gestalten sehen wir Leben und eben darum sprechen sie unser Mitgefühl leicht an, wo wir sie nur irgend kraftvoll dargestellt finden, sey es in der Wirklichkeit oder im Bilde. So wie es nun aber etwas Widersinniges, und deshalb Lächerliches hat, wenn ein leidenschaftliches Streben des eignen Zwecks vergessend, sich wie der Geiz nur auf die Mittel

wirkt, so ist das Streben der jungen Menschen nach sogenannter Bildung, da sie auf ihren Fähigkeiten und Empfindungen herumprobiren, welches wohl die rechte seyn möchte, meistentheils mehr eine vorläufige Anstalt zum Leben, als selbst Leben, so wie das Stimmen der Instrumente vor der Musik. Ein Mann hingegen der mit stärkerer Kraft gefährlichere Versuche mit seinem Innern anstellt, geräth unfehlbar in den Fall desjenigen, der statt sich eine zweckmäßige Bewegung zu verschaffen, an seiner eigenen Gesundheit experimentirt, allerley Arzneyen durcheinander nimmt und sich dadurch am Ende eine wirkliche Krankheit, oder doch ein entschiedenes Uebelbefinden zuzieht. Das behagliche zurückschauende Gefühl aber solcher Alten, die sich selbst als durchgehends gebildet und vollendet vorkommen, weil sie die mannigfaltigsten Anregungen von allen Seiten her auf dem Wege ihres Lebens erfahren, ist mit dem Gefühl des Reisenden zu vergleichen, der nach überstandener Durchschüttelung endlich, wenn auch nicht an das Ziel seiner Reise, doch in einem sichern Wirthshause anlangt. — In dem weniger würdigen Sinn ist der Begriff der Bildung offenbar an einigen komischen Stellen des Meister genommen, besonders da wo das Mislingen geschildert ist, welches dem Streben des liebenswürdigen Jünglings in der Schauspielerwelt zu Theil werden mußte; und wenn der Genius des Werks die einzelnen Gestalten nicht immer bloß mit einer sanften Ironie zu umschweben, sondern schonungslos oft seine eignen Hervorbringungen zu zerstören scheint, so ist dadurch nur der natürliche Erfolg jener Bildungsexperimente mit sich und mit andern der Wahrheit gemäß dargestellt. Wie leicht aber würde derjenige, der den höhern, ja den höchsten Begriff der Bildung dem Werke absprechen wollte, durch das Ganze sowohl, als durch Stellen desselben zu widerlegen seyn! Daß wahre und falsche Bildung in dem Buche oft so nah an einander gränzen, so ganz in einander verfließen, dürfte auch kein Tadel seyn, denn es ist dieß die eigentliche Beschaffenheit der feinern Gesellschaft, die hier dargestellt werden soll. Die fal-

sche Vielseitigkeit nach dem äußern Vielerlei ist vielleicht, wenigstens für Deutschland, das einzige Allgemeine dieser gesellschaftlichen Bildung, die übrigens viel Willkührliches hat, und größtentheils auf der Meinung beruht; und wer hat nicht irgend einen großen oder kleinen Cirkel gesehen, der sich durch eine gegenseitige, stillschweigende Verabredung, und gleichsam harmonische Einbildung vollkommen überzeugt hatte, er sey einer der Hauptmittelpuncte der großen Welt, während andre vielleicht noch sogar den Adel der Sitte vermißten, der eine Gesellschaft erst zur guten macht!

Doch wir fürchten den Leser durch diese Ausführlichkeit zu ermüden, und wir würden sie uns kaum erlaubt haben, wenn nicht einer Seits von einem Mißverständniß die Rede wäre, was ganz geeignet ist, bey der jüngern Welt den Geist einer falschen Vielseitigkeit und des eingebildeten Scheins zu erregen und andrer Seits von dem innersten Zusammenhange und der eigentlichen Einheit eines so wichtigen Werks als das vorliegende. Wir glauben aber wenigstens das Resultat unserer Zweifel mit vollkommner Deutlichkeit in eine Bemerkung zusammen fassen zu können, wenn es uns vergönnt ist, einen Wink, der in dem Werke selbst vorkommt, dazu zu benutzen: hätte es dem Verfasser gefallen, Lothario's Lehrjahre, deren im Vorbeygehen als eines vorhandnen Manuscriptes erwähnt wird, dem Meister einzuverleiben, oder als Fortsetzung darauf folgen zu lassen, so würde aller Mißverstand und damit wahrscheinlich auch aller Tadel, weggefallen seyn; denn das ist der einzige Einwurf, den die Unzufriedenen mit einigem Schein gegen dieses Werk machen können, daß es seinen eignen Hauptbegriff nicht ganz vollständig ausspricht und entfaltet. An einem Charakter wie Lothario, würde sichs, wie an einem kraftvollen und reichen Beyspiele erst zeigen, ob es neben den Lehrjahren des Künstlers, auch noch Lehrjahre des Menschen, eine Kunst zu leben, und eine Bildung zu dieser Kunst geben könne, in dem Sinn, den diese Begriffe bey dem Verfasser haben, welcher Sinn an der Bildungsgeschichte der

übrigen Personen sich nicht vollständig entwickeln konnte; denn der Charakter der schönen Seele ist theils zu einseitig, theils zu abweichend von dem übrigen Geiste des Buchs; Wilhelm selbst aber bey aller Liebenswürdigkeit zu schwach und unselbstständig.

Noch vor einem andern Mißverstand glauben wir das vortreffliche Werk bewahren zu müssen, das in seiner Verbindung von Darstellung und Kunst-Ansicht den besten Commentar zu den übrigen Werken unsers Dichters giebt, und den Geist desselben vollständiger vielleicht als jedes andre abspiegelt. Es besteht dieses Mißverständniß darin, daß man den Roman zu einer Gattung der Poesie macht, und sich dadurch zu Vergleichungen verführen läßt, die immer unstatthaft sind, und den wahren Gesichtspunkt durchaus verrücken, weil jeder Roman ein Individuum für sich ist, und grade darin das Wesen desselben besteht. So denkt man sich z. B. den Künstlerroman noch als eine Unterart der ganzen Gattung; dahin gehören denn: Ardinghello, der Sternbald, ja auch wohl der Meister. Wir geben es zu, daß es Kunstansichten giebt, die in einem wissenschaftlichen oder geschichtlichen Werke nicht so entwickelt werden können, und nicht so an ihrer Stelle sind, als in einem Werke der Darstellung, doch aber der Theorie und Kritik zu nah verwandt, als daß sie sich dem metrischen Ausdruck fügen könnten. Es muß also das Werk alsdann ein darstellendes, aber doch ganz oder zum Theil ein in Prosa Darstellendes seyn, und die Nothwendigkeit der Form des Romans ist dann für diesen einzelnen Fall begründet. Der Roman behauptet aber dennoch seine individuellen Rechte; wie wenig die oben genannten Romane eine Vergleichung zulassen, wie incommensurabel sie sind, leuchtet wohl jedem ein, und das würden und könnten sie doch nicht seyn, wenn der Künstlerroman wirklich eine Gattung wäre. Wir wollen ein Beyspiel anführen, wodurch es noch deutlicher werden wird, in wiefern dieser falsche Gattungsbegriff das Urtheil mißleitet: halten wir den Künstlerroman für eine bestimmte Gattung und beurthei-

ten wir nach diesem Begriff den Sternbald, so werden wir unfehlbar mehr historische Ausführlichkeit und Begründung von demselben fordern, wozu das gewählte Zeitalter so reiche Gelegenheit darbot, und den Mangel derselben für einen Fehler halten. Es ist sehr möglich, daß ein andrer Dichter einen Roman in derselbigen Zeit und ähnlicher Umgebung hervorbringe und ausbilde, der ungleich historischer sey. Am Sternbald würde diese Gründlichkeit und gelehrte Behandlung aber grade das Individuelle zerstören, also das Beste und das eigentliche Wesen desselben, diese ihm eigne Anmuth und Lieblichkeit, die sich leicht bewegt, wie man im Frühlinge leicht athmet.

Der Meister darf um so weniger als ein Künstlerroman betrachtet werden, da die Kunstansicht des Verfassers an der gewählten Deutschen Schauspielerwelt ungefähr nach den Sitten und dem Zustande in den sechziger, siebziger und achtziger Jahren, unmöglich einen Träger fand, der sie ganz zu fassen und ganz auszusprechen vermochte; und wie bald wird der Künstler im Meister über dem Menschen vergessen! und wenn dieser Roman in der mittlern Region einigemal sich denjenigen anzunähern scheint, die vorzüglich auf Unterhaltung durch lustige und seltsame Abentheuer ausgehen — wohin so viele, besonders der ältern Romane zu zielen pflegen — so trifft er in der letzten Hälfte und gegen das Ende wieder mehr zusammen mit denen, die dem Ernst und Tiefsinn des Deutschen Characters gemäß, sogar die Metaphysik und Religion zum Gegenstande des Romans gemacht haben, nur daß hier freylich auch die geistigsten Beziehungen in der klarsten Anschaulichkeit uns vor Augen treten.

Es mag seyn, daß der Verf. selbst in einer gelegentlichen Aeußerung, den Roman als eine Gattung zu erkennen und aufzustellen scheint; die individuelle Natur des Werks bleibt darum doch was sie ist. Ja es liegt vielleicht in der ganzen empirisch künstlerisch auf die Bildungsgeschichte der Poesie ausschließlich gegründeten Methode unsers Dichters selbst ein Grund, daß er Formen der Poesie, die wir für bloß histori-

sche und vorübergehende halten, als ewige allgemeine Gattungen betrachtet und behandelt, wie es z. B. mit der Elegie der Fall seyn mag, die wir keinesweges als eine solche anerkennen. Ja es wäre möglich, daß dem Künstler bey Hervorbringung und Ausführung des Meisters selbst, Werke in Rücksicht auf die äußere Form als Vorbilder vorgeschwebt hätten, die dieser Ehre auf keine Weise würdig scheinen möchten; dieses ist um so weniger von Bedeutung, je mehr unser Dichter fast überall zwar an fremde Formen sich anschließt und sie in einem gewissen Sinne nachbildet, aber mit so selbstthätiger Aneignung, daß die Nachbildung vielmehr eine durchgehende innere Umwandlung genannt werden kann. Vielleicht erklärt sich das, was an einigen Stellen des Buchs den Schein der Willkührlichkeit hervorbringt, am besten aus dieser Art, wie die äußere Form desselben entstanden seyn mag, indem alles dieses nur auf die einmal als gültig angenommene Form berechnet, und nicht aus der Idee des Werkes selbst hervorgegangen, sondern derselben nur äußerlich angefügt war, so wie im Werther hingegen trotz der anscheinenden Formlosigkeit, das Werk darin doch einfacher, leichter zu fassen ist, daß alles in demselben aus der innern Einheit desselben hervorgeht.

Uebrigens aber welch ein Abstand zwischen beyden Geisteserzeugnissen! Werther erhebt sich nur in einigen einzelnen Stellen sehr bestimmt und sehr weit über das Zeitalter, aus welchem er hervorging, mit dessen Denkart und Schwäche er im Ganzen doch wieder zusammenstimmt, und selbst zum Theil mit darin befangen ist. Dagegen wir im Meister die ganze Verworrenheit desselben mit allem, was ihm von alter Vernachlässigung geblieben, und zufällig geworden war, und was es schon an kaum noch sichtbaren gährenden Bewegungen für Keime eines Neuen enthält, so objectiv ergriffen sehen, daß man schwerlich eine reichere und wahrhaftere Darstellung dieser Zeit erwarten, oder auch nur begehren kann; denn das darf man bey der Betrachtung des Meisters durchaus

nicht vergessen, daß, obwohl keine bestimmte Orte genannt, und auch keine Jahreszahl erwähnt wird, doch eine ganz bestimmte Zeit gemeint und geschildert sey. Dieses sind, den Andeutungen des Werks zufolge; wenn wir die früheren Begebenheiten, und die Bildungsgeschichte der ältern Personen mit hinzunehmen, etwa die sechziger, siebziger und achtziger Jahre, bis nach dem Americanischen Kriege. Was diese Zeit für seinen Zweck geben konnte, hat der Dichter auf das reichste genutzt und gespendet. Wenn wir nun z. B. in Herrmann und Dorothea eine sanftere Ironie, eine gleichmäßiger verbreitete Wärme des Gefühls antreffen, als im Meister, so mag dies zum Theil von der harmonischen Mitwirkung der äußern Poesie des Verses herrühren; die größere und freyere Ansicht des Lebens aber, die uns aus demselben anspricht, kommt zum Theil wenigstens auf Rechnung der regeren, und lebensreichern Zeit, auf die jenes schöne Gedicht sich bezieht.

Schon dieser Zeit wegen, auf welche der Meister sich bezieht, würden wir nicht gern eine Vergleichung desselben mit dem Don Quixote anstellen, wenn wir auch nicht schon überhaupt alle solche Vergleichungen für durchaus unstatthaft und verkehrt hielten. Der Don Quixote findet, wir mögen nun auf den Reichthum der Erfindung, den Adel der Sprache und Behandlung, oder auf die kunstreiche Vollendung sehen, nur weniges in der Literatur aller Zeiten und Nationen, was ihm an die Seite gestellt werden könnte. Getrauten wir uns nun auch die Vorliebe für unsere Dichter an einem so großen Maaßstabe mit dem vollkommensten Erfolg durchzuführen, so würde dies doch nur auf Unkosten der Zeit geschehen können; denn der Roman ist oftmals, wie das epische Gedicht, nicht bloß das Werk des Künstlers und seiner Absicht, sondern das gemeinschaftliche Erzeugniß des Dichters und des Zeitalters, dem er sich und sein Werk widmet. Nun würde es aber keinen andern, als einen sehr niederschlagenden Eindruck machen können, wenn wir die Bildung der gemischten höheren Gesellschaft, wie dieselbe in dem bezeichneten Zeit-

mann in Deutschland beschaffen war, mit dem Sitten- und Geistes-Adel der Spanischen Nation, so wie sich derselbe unter Philipp II und Philipp III, obgleich schon damals den Keim des Verfalls in sich tragend, doch noch herrlich darstellte, nach der Fülle der historischen Wahrheit ins Licht setzen wollten.

Ueberhaupt scheint uns diese Vergleichung zwischen dem Meister, und Don Quixote von den ganz verunglückten; zwar findet sich der Contrast zwischen dem eingebildeten Ziele, dem der Spanische Ritter nachstrebt, und dem was ihm wirklich begegnet, in vielen der spätern Romane wieder, und wenn Cervantes hie und da im Don Quixote an seine eigne jugendliche Täuschung, und an die ritterliche Schwärmerey, mit der er selbst den Kriegesstand noch unerfahren ergriffen haben mochte, gedacht hat, so ließe sich vielleicht auch etwas ähnliches unter andern Verhältnissen im Meister bemerken; aber dies ist nur eine oberflächliche Aehnlichkeit; beyde Werke sind dennoch im Grunde wesentlich unähnlich, ja sie gehören einer ganz verschiedenen Poesie an. Den Quixote ist durchaus romantisch, ja trotz der Ironie, an der es auch im Ariost nicht fehlt, ein Rittergedicht zu nennen; und wenn ein Dichter noch jetzt sein Leben darauf verwenden wollte, mit dem Ariost um den Kranz der romantischen Dichtkunst zu wetteifern, so würden wir ihm rathen, den Cervantes nicht weniger wie den Ariost selbst, als Vorbild und ältern Gefährten seiner Phantasie gegenwärtig zu erhalten; denn wenn Cervantes freylich hie und da noch komischer, noch witziger ist als der sinnreiche Italiäner, so übertrifft er den Ariost auch in dem ernstern Elemente der romantischen Dichtkunst bey weitem an Tiefe und Adel, an Kunst und Fülle der Erfindung.

Der Meister aber in seiner Verbindung und Vermischung von darstellender Kunst und Künstler-Ansicht und Bildung gehört durchaus der modernen Poesie an, die von der romantischen wesentlich geschieden, und wie durch eine

große Kluft getrennt ist. Das unterscheidende Merkmal der modernen Dichtkunst ist ihr genaues Verhältniß zur Kritik und Theorie, und der bestimmende Einfluß der letzteren. Zwar kannten auch wohl die romantischen Dichter die großen Autoren des Alterthums, und schon von Boccaz und Petrarca an, kann man einzelne Beyspiele verfehlter Nachbildungen und irriger Combinationsversuche anführen; aber in denjenigen Werken, wodurch die beyden genannten eigentlich ihre Stelle in der Geschichte der Poesie behaupten, nahmen sie Inhalt und Form des Werks bis auf das Einzelne des Ausdrucks ganz aus ihrem eignen, und dem sie umgebenden Leben, auf das auch sie wieder lebendig einwirkten; höchstens die allgemeine Idee eines edeln und gediegenen Styls und der gebildeten Form eines durchaus organischen und vollendeten Werks entlehnten sie von den Alten, oder bestätigten sich darin durch das Studium derselben. Auch noch im Ariost, Camoens, Tasso, Cervantes, Calderon, war der Geist und das Leben des Ritterthums und des Mittelalters zu kraftvoll und rege, als daß ihnen Aristoteles und die Schule der Alten, Vorbild und Regel, irgend hätte schaden, oder sie irre leiten können. Nun folgte aber ein anderes Geschlecht von Menschen, und auch von Dichtern, welche letztere wir nun nicht mehr zu den romantischen zählen können, und als die modernen — bis ein treffenderes Beywort gefunden ist — von ihnen unterscheiden. In Corneille und Racine ist die Herrschaft, und der schädliche Einfluß des alten Studiums — so wie es damals war — und der Kritik ganz deutlich. Wir möchten darum keinesweges dem ersten die tragische Kraft des Genies, dem andern das harmonische Gefühl der Poesie ganz absprechen, ungeachtet sie offenbar größtentheils Grundsätze, und ein System befolgten, dessen Irrigkeit zu erweisen nicht schwer seyn dürfte. Viel tiefer in das innerste Wesen der höheren Poesie sind unstreitig Milton, noch mehr aber Klopstock eingedrungen; doch wird man auch hier entschiedene Mißgriffe der Form, durch falsche Nach-

bildung und falsches Studium nicht leugnen können. — Die Last der Gelehrsamkeit, noch mehr aber der Glanz so vieler mit Recht bewunderten Vorbilder, konnte das Genie, das jetzt nur die Wahl hatte zwischen roher Formlosigkeit und gründlichem Studium, wohl blenden, verwirren, mißleiten, hemmen, aber unterdrücken konnte sie es nicht. In Göthe, dem sich Schiller, obwohl auf einem andern Wege in dieser Hinsicht anschloß, fing die Poesie zuerst wieder an, ihren Flug freyer und siegreich zu erheben, und das Studium nicht mehr als eine Fessel zu tragen, sondern als Werkzeug zu gebrauchen. Wenn aber die geschichtliche Kenntniß der eignen Kunst und die reiche Erbschaft so vieler Zeitalter auch dem Dichter wie jedem andern Künstler viele Vortheile gewähren, so ist die Gefahr einzelner, falscher Verbindungen, Nachbildungen und Fehlgriffe auch durch die letzten Fortschritte noch nicht ganz beseitigt, und es muß das vornehmste Augenmerk der Kritik seyn, die Abwege zu bezeichnen, auf denen das Genie oft seine schönste Kraft an eine falsch berechnete Absicht nutzlos verschwendet. Zwey allgemeine Abwege begleiten diese moderne Poesie, die unter dem Einfluß der Kritik steht, nothwendig, und werden unfehlbar noch lange fortdauern. Der erste ist der einer bloß grammatischen Poesie, oder Verskunst, die von Solchen herrührt, welche sich wegen ihrer Sprachkünstlichkeit und Künsteley für Dichter halten; und da ein Extrem immer das entgegengesetzte herbeyzuführen pflegt, so stellen wir daneben den zweyten Abweg der alles Studium verwerfenden, ja verabscheuenden, ihr Heil in der rohen Formlosigkeit suchenden, feynwallenden Volks- und Naturdichter. Diese Verirrungen werden, wie gesagt, noch lange fortdauern, es sind aber doch nur Nebenerscheinungen zur Seite; die Poesie selbst und ihre Geschichte, wird durch alle Zeiten von den Künstlern gebildet, bey denen Studium und Genie in Eintracht wirken.

Diese kurze Erörterung, glaubten wir, würde unsre eigentliche Ansicht von Meisters Lehrjahren erst recht deut-

lich machen. Mit der Entstehung und Geschichte des Romans aber, der sich durch beyde Epochen der romantischen und der modernen Poesie hiedurch fortgehend entwickelte, hat es folgendes Bewandniß. Der Roman entstand ursprünglich bloß aus der Auflösung der Poesie, da die Abfasser sowohl, als die Leser der Ritterbücher, der metrischen Fesseln müde, die Prosa bequemer fanden. Der Inhalt blieb lange noch abentheuerlich, doch näherte auch er sich immer mehr dem Prosaischen; da das Lesen zur Unterhaltung besonders nur in den höheren und müssigen Ständen statt fand, so ward der gesellschaftliche Sinn und Geschmack für den Roman bestimmend. Er diente besonders im achtzehnten Jahrhundert der gesellschaftlichen Mode, und ward endlich durch die Verhältnisse des Buchhandels zur literarischen Manufactur, in welcher letzten Rücksicht man besonders in England wohl den höchsten Grad der mechanischen Vollkommenheit erreicht hat. Die zahllose, selbst die geprüfteste Geduld des Literators übersteigende Menge, aller dieser seit fünf oder sechs Jahrhunderten erzeugten Producte hat wenig oder nichts mit der Poesie zu thun. Aber so unbegränzt und allumfassend ist das Wesen der Poesie, daß der Dichter gleichsam zum Beweise, daß dieselbe an keinen Gegenstand und an keine äußere Form und Bedingung gebunden sey, oft seine höchste Hervorbringungen dieser, dem Anschein nach, formlosen Form einverleibte, und in ihr niederlegte; und wenn es einzelne Fälle gibt, wo man denken möchte, der Dichter hätte seinem Werke eben so gut oder noch besser auch den äußern Schmuck der Poesie leihen mögen, so gibt es andre, wo die Wahl der Poesie durch das individuelle Wesen, und die innere Idee des Werks, ganz nothwendig bedingt ist; und eben weil beyde, der Roman, so wie das Lehrgedicht eigentlich außerhalb der natürlichen Gränzen der Poesie liegen, so sind es keine Gattungen, sondern jeder Roman, jedes Lehrgedicht, das wahrhaft poetisch, ist ein eignes Individuum für sich, so wie aus einem ähnlichen Grunde die ihnen eben darum etwas verwandte

epische Dichtung, weil sie die Wurzel und den Ursprung aller Poesie enthält, auch ihre eigne Art von Formlosigkeit hat, wenigstens durchaus keine so bestimmte Theorieen, und so feste Grundsätze haben kann, als die dramatische Dichtkunst wohl leidet und für die sichere Ausbildung des Theaters sogar erheischt. Die alten Tragödien sind, so zu sagen, nur verschiedene Exemplare einer und derselben Idee, variirende Ausdrücke für ein und dasselbe Thema, und dasselbe gilt sogar mit einigen Einschränkungen auch von dem romantischen Drama, während Dante's Werk und Don Quixote einzeln in der Geschichte der Poesie dastehen, und uns die Individualität des Lehrgedichts und des Romans im hellsten Lichte anschaulich vor Augen stellen.

So lasse man denn auch den Meister als ein in seiner Art einziges Individuum für sich bestehen, und enthalte sich aller verwirrenden Vergleichungen, deren das vortreffliche Werk zu seinem Lobe ohnehin nicht bedarf.

Bey Gelegenheit der neuen Ausgabe hätten wir unsers Theils wohl gewünscht, der Verfasser hätte eine Anzahl der vielen ausländischen, besonders Französischen, Worte weggenommen, die uns als geringe, aber doch immer störende Flecken an dem reinen Glanz dieser sonst so vollkommnen Sprache erscheinen. Wir bescheiden uns gern, daß dies einer von den Puncten sey, die sich nicht so leicht durch ein allgemeines Gesetz entscheiden lassen; wir sehen die größten Meister der Sprache in diesem Stücke ganz verschiedene Grundsätze befolgen. Man halte es daher mehr für eine Anfrage, als für einen Tadel, wenn wir ein Verzeichniß der im Meister gebrauchten ausländischen und Französischen Worte hersetzen. Produciren, determiniren, recitiren, reduciren, Inspiration, Sensation, Disproportion, Composition, personificiren, qualificiren, corrigiren, Illusion, Operationen, concentriren, existiren, variiren und unzählige andre, sind in der Büchersprache aufgenommen; wenn sie aber in einer Abhand-

lung, wo nicht unentbehrlich, doch unschädlich sind, sollte ein darstellendes Werk sie nicht lieber eher vermeiden, als beynah aufsuchen und im Uebermaaß anwenden? Unter denen, die mehr der Gesellschaftssprache angehören, wie Equipage, Engagement, Neglige, Mantille, logiren, arrangiren, applaudiren, Route, Douceur, respectiren, Calculs, secundiren, tractiren für bewirthen, undelicat, Indiscretion, Conferenzen, Dislocationsplan, imponiren, assecuriren, paradiren, repräsentiren, Sukkurs, Gage, Details, Societät, — sind doch nur sehr wenige, die sich nicht sehr leicht und ungezwungen durch deutsche Worte geben ließen. Wir bemerken noch aus mehreren andern: honorabel, Confidenz, Condescendenz, brouillirt, Sagacität, souteniren und Mystificationen, welches letzte wohl nicht einmal in der Gesellschaftssprache aufgenommen ist, deren Geist und Art im Ganzen der darstellende Dichter wohl ausdrücken mag, ohne ihre sprachwidrige Unarten mit aufzunehmen. Haben doch Meisters Lehrjahre von dieser Seite grade ein so großes Verdienst, indem sie die Sprache unermeßlich bereicherten durch eine Menge der feinsten und glücklichsten Ausdrücke und Wendungen für gesellschaftliche Beziehungen und Ansichten, für die vorher entweder gar keine Bezeichnung vorhanden, oder doch in keinem gedruckten Buche anzutreffen war, und der Meister selbst ist in unzähligen Stellen der beste Beweis, wie wenig die Französischen Worte zur Wahrheit der Darstellung gesellschaftlicher Begebenheiten und Gespräche, wesentlich sind. Je mehr nun aber die Sprache im Meister sich über die gewöhnliche Gesellschaftssprache, durch Sorgfalt und Bildung erhebt, je mehr scheint uns die erwähnte Einmischung — obwohl an sich vielleicht geringfügig — eine kleine Störung, in der sonst so vollendeten Gleichmäßigkeit zu verursachen. Worte wie schwadroniren, oder Redensarten, wie: der Cavalier fand Approbation, meine Rennomee zu menagiren,

würden uns in manchem andern Buche gar nicht einmal bemerklich werden, aber im Meister, in Göthe's Sprache fallen sie dem Gefühl auf. Man wird sagen, daß oft in dem mit Fleiß gewählten fremden Wort ein besondrer Ausdruck liege; aber es wird sich schwerlich irgend eine Stelle auffinden lassen, wo dies nicht auch, wie an so unzählig vielen andern Stellen, in dem reinsten Deutsch sich hätte erreichen und sagen lassen, ohne zu der barbarischen Avantage ausländischer Redensarten seine Zuflucht nehmen zu müssen. —

Der vierte Theil dieser neuen Ausgabe enthält einige kleinere dramatische Werke, und die Uebersetzungen nach Voltaire. Betrachte und beurtheile der Leser, was derselbe enthält, mit eben dem Gefühle, was er haben würde, wenn ein großer Künstler ihn in seine Werkstätte einführen wollte, und ihn nun zuvor noch einige Augenblicke im Vorsaale verweilen ließe, wo neben einigen guten Copien etwa noch ein Versuch des Künstlers selbst, aber aus seiner frühesten Jugendzeit, ein zierlich ausgeführtes Stück, aber nur scherzhaften Inhalts nach der gewöhnlichen Natur, endlich einige idealische Umrisse, die aber Fragment geblieben, aufgestellt wären.

Das Schäferspiel: Die Laune des Verliebten erhält sein Interesse wohl vorzüglich durch die Zeit, aus welcher es herrühren mag, und durch die Art von Aehnlichkeit, die es bey sehr verschiedener Form und Behandlungsart dem Inhalte nach, mit dem schönen Singspiel Erwin und Elmire hat. — Das Fragment eines Trauerspiels, Elpenor, worin besonders der Knabe schön dargestellt ist, hat einige Geistesverwandtschaft mit der Iphigenie. Auch der Styl scheint uns größtentheils derselbe, nur nicht so vollkommen.

In dem Mahomet und Tancred wird der Franzose wohl noch hie und da Stellen finden, wo er glauben wird, daß seinem Autor der Vorzug gebühre, und ihm Unrecht geschehen sey. Wir dürfen aber wohl auch auf die Einstim-

mung fast aller Deutschen Leser rechnen, wenn es uns scheint, als hätte der Dichter in vielen Stellen und Reden beyder Stücke, besonders des Mahomet das Original durch Weglassung zu empörender Gedanken oder zu harter Ausdrücke, im Einzelnen nicht wenig gemildert und veredelt, oder durch kleine Zusätze sehr glücklich nachgeholfen. Es könnte die Beurtheilung nun auf Voltaire selbst gerichtet, und untersucht werden, ob die strengere Französische Parthie, die ihn als tragischen Dichter ganz verwerflich findet, Recht habe, oder ob die immer noch sehr starke Zahl derer richtiger urtheilt, die seine Tragödie vorzüglich wegen des Romantischen, was sie darin finden, lieben, vertheidigen, und sehr hoch stellen. Zu beyden wäre hier Anlaß genug; denn eine unwürdigere und widersinnigere Entstellung eines großen historischen Characters, hat der Parheygeist nicht leicht zum Behuf seiner Absichten hervorgebracht, als diesen Mahomet. Dem Tancred aber fehlt vielleicht nur noch etwas von dem äußern Glanz der Phantasie, so würde er für eine recht gute romantische Tragödie gelten können, wo die Motive der Ehre und der Liebe sehr wirksam angewandt sind.

Doch da unser Dichter mit beyden Trauerspielen keine verwandelnde Umgestaltung vorgenommen, sondern nur eine freye, und hie und da verbessernde Uebersetzung davon gegeben hat, so scheint uns dies nicht weiter hieher zu gehören, da wir ohnehin schon vielleicht ausführlicher waren, als wir hätten seyn sollen.

Geschichte der Literatur von ihrem Anfang bis auf die neuesten Zeiten. Von Johann Gottfried Eichhorn. Erster Band. Göttingen bey Vandenhoek und Ruprecht. 1805. XVI. 918 S. Zweyter Band. Erste und zweyte Hälfte. Ebend. 1805 und 1807. XII und 984 S. Vierter Band. Erste Hälfte. Auch mit dem zwey

ten Titelblatte: Geschichte der schönen Rede- künste in den neueren Landessprachen. Erste Hälfte. Ebend. 1807. 508 S. Fünfter Band. Erste Abtheilung. Mit einem zweyten Titel: Geschichte der neuern Sprachenkunde. Erste Abtheilung. Ebend. 1807. XVIII. 677 S. gr. 8. (8 Rthlr. 12 ggr.)

Von einem Gelehrten, welcher vielseitige Erudition mit ästhetischer Bildung und oft bewährter Gewandtheit des Geistes vereinigt, dem die reiche Göttingische Bibliothek zu Gebote steht und der in einem Kreise von Gelehrten lebt, welche über die ungleich meisten Dunkelheiten und Schwierigkeiten ihres Fachs befriedigenden Aufschluß zu geben, eben so sehr im Stande als größern Theils geneigt sind, läßt sich etwas ausgezeichnet Gutes erwarten, wenn er mit einem Werke hervortritt, dessen Gegenstand bald ein Vierteljahrhundert (wenn wir nicht irren seit 1784) ihn beschäftigt hat. Man dürfte fast sagen, Eichhorn habe begründete Ansprüche auf die Ausarbeitung und Bekanntmachung einer Geschichte der Literatur in ihrem ganzen Umfange; er brach als akademischer Lehrer in derselben eine neue Bahn (wie aus Dahler's Skiagraphie 1788 und Wachler's Versuch 1793 sich ergiebt) und verlies zuerst die mehr auf literarisch-bibliographischen Apparat als auf Entwickelung und Verfolgung des Ganges der literärischen Cultur berechnete Heumannische Methode, welche von Denis, Wald und selbst von Bruns beybehalten wurde; mögen auch J. A. Fabricius, dessen Disposition eines ungeheuren Materialien-Vorraths noch jezt die ehrenvollste Erwähnung verdient, Andres und besonders der geistvolle Herder zur Auffassung des historisch-richtigen und zur folgenreichen Anschauung allein geeigneten Gesichtspuncts ihn hingeleitet haben, immer bleibt ihm das Verdienst der geschmackvollen, für höhere pädagogische Absichten berechneten Anordnung und der fürwahr sehr schwierigen Verschmelzung einer

einer dem nach Einheit und Zusammenhange strebenden jugendlichen Gemüthe zusagenden Darstellung mit der die nächsten literärischen Bedürfnisse berücksichtigenden Vollständigkeit in Ansehung der Thatsachen und Notizen. Zwar entsprach seine Literärgeschichte (die erste Hälfte 1799) keinesweges auch nur den billigeren Erwartungen des competenten Publikums und der Vf. selbst beurkundete seine Unzufriedenheit mit diesem Compendium dadurch, daß er dasselbe unbeendet lies. Von der Redaction der durch mehrere Gelehrte anfangs sehr ungleich bearbeiteten Geschichte der Wissenschaften seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts (deren Fortsetzung unter des wackeren Heeren Leitung um so mehr zu wünschen ist, weil ohne eine solche Vorarbeit kaum jemals eine gute, wir wollen nicht sagen, vollendete allgemeine Literaturgeschichte erwartet werden kann) sagte er sich los, nachdem er seinen Beruf zur Redaction durch die leider auch unbeendet gebliebene Geschichte der Cultur und Literatur des neueren Europa (1796 f.) als Einleitung und Uebersicht zum ganzen Werke, mehr als genügend dargethan hatte; und die schriftstellerische Thätigkeit des rastlos arbeitsamen Mannes schien seitdem eine so ganz andre Richtung zu nehmen, daß für die Rückkehr zur sorgsamen Pflege des ehemals so geliebten Studiums wenig Hoffnung blieb. Um so erfreulicher wird das Hervortreten des vorliegenden viel umfassenden Werkes seinen zahlreichen Freunden und Verehrern gewesen seyn, zumal da die Vorrede zum ersten Bande das Versprechen enthält, daß er sich unter Vorkehrungen zum zweytenmal in den Ocean der Literatur wage, welche ihm nicht erlauben, das Steuerruder aus der Hand zu legen, bis er den großen, weiten Weg zurückgelegt haben werde.

Keine Nation hat bis jezt für Geschichte der Literatur in allen Beziehungen soviel geleistet, als die Deutsche; aber freylich bestehen oft die verdienstlichsten Arbeiten Deutscher Literatoren in gehaltvollen Aggregaten, welche des Ruhms geistvol-

der Composition ermangeln und nur auf den Dank des Forschers und spätern Bearbeiters Anspruch machen dürfen; fast alle, wenn man die als Leitfaden zu Vorlesungen angekündigten ausnimmt, sind für kein genau und scharf bestimmtes Publikum verfaßt, und können also von Einer Seite gepriesen werden, ohne daß der von einer andern Seite ausgesprochene Tadel ungerecht genannt werden darf. Natürlich ist daher die Frage bey einem neuen Buche in diesem Fache: für welchen Theil des Publikums ist es zunächst und hauptsächlich bestimmt? — Herr Eichhorn beantwortet diese Frage dahin: „Ich bin dießmal nicht in den Gränzen eines Lehrbuchs für Studirende stehen geblieben, sondern ich habe meinen Plan zu einem Handbuche der Literärgeschichte erweitert, aus dem man sich ohne hinzukommenden mündlichen Unterricht eine Uebersicht der Schicksale verschaffen könnte, welche die Wissenschaften im Laufe der Jahrtausende bis auf unsre Zeiten erfahren haben. — — Ich habe dieses Handbuch so einzurichten gesucht, daß man es durch sein ganzes Leben zu seinem literärischen Gefährten machen kann.“ — Gegen diese doppelte Bestimmung des Buches lassen sich bedeutende Einwendungen machen. Bey dem mündlichen Vortrage auf Universitäten kann und wird es keinem mit seinen Pflichten und mit den nothwendigen und natürlichen Gränzen seiner öffentlichen Wirksamkeit bekannten Lehrer in den Sinn kommen, den Gegenstand seiner Vorlesungen zu erschöpfen; sondern es ist ihm um erleichterte und schnellere Uebersicht des Ganzen, um Andeutung und anschauliche Nachweisung der Methode, um Aufmunterung zum Selbststudium zu thun; und es treten dabey so manche locale und persönliche Individualitäten ein, daß ein guter und zweckmäßiger mündlicher Vortrag nie durch ein Buch entbehrlich gemacht werden kann; aber gesetzt auch, daß er es könnte, so ist das Eichhornsche Buch zu diesem Behufe viel zu weitläufig und oft zu ermüdend; nach dem mäßigsten Anschlage wird dasselbe aus 8 bis 9 bogenreichen Bänden bestehen und wie viele unserer

jungen Studirenden werden sich in den Jahren, wo es ihnen heilsam und empfehlenswerth ist, zur Lectüre desselben entschließen? und wie viele von denen, die sich dazu entschlossen haben, werden den erwarteten Gewinn davon haben? wenigstens die ihnen zuerst nöthige Uebersicht werden sich die fleißigeren und besseren selbst daraus excerpiren müssen, wenn sie den so manchmal abgebrochenen, wo nicht abgerissenen und oft nur zu künstlich wieder angeknüpften Faden des Zusammenhangs nicht verlieren wollen. Für eigentliche und wahre Gelehrte dürfte das Buch des entbehrlichen und eben darum oft sehr lästigen und langweilenden historischen oder vielmehr historisirenden Räsonnements zu viel und (wenn der an neuen und wichtigen Zusammenstellungen überaus reiche fünfte Band ausgenommen wird) der literärischen Notizen und Nachweisungen zu wenig enthalten; für diese leisten Saxii Onomasticon, wovon Herr Meusel jezt eine neue bereicherte Ausgabe besorgen soll, und Hambergers vortreffliche Nachrichten, welche eine neue, in Ansehung des bibliographischen Theils bis auf unsere Zeit fortgeführte und in Ansehung des biographisch-kritischen Theils völlig umgearbeitete Ausgabe verdienen, ungleich mehr als ein solches Handbuch. Das Publikum, welches Rec. dem Eichhornschen Werke anweisen möchte, ist die zahlreiche und in Hinsicht auf Cultur wahrlich nicht verächtliche literärisch-gebildete Mittelclasse, bestehend aus Geschäftsmännern, welche in Mußestunden gerne mit Literatur umgehen, so lange der Umgang nicht zu viele Unbequemlichkeit mit sich führt, aus Dilettanten und solchen Personen, welche durch Achtung oder Furcht für den jezt nicht mehr im Geheimen wirksamen Zeitgeist getrieben werden, oft etwas mehr zu scheinen, als sie wirklich sind. Der Verfolg dieser Anzeige wird das bisher gesagte rechtfertigen und erläutern.

Einen characteristischen Bestandtheil des Buches machen die auf mannigfache Weise zur Erleichterung des Ueberblicks und zum Festhalten der Hauptmomente bestimmten, wirklich in

der Regel inhaltreichen und sinnvollen Uebersichten aus; für jüngere Leser sind sie als Recapitulationen sehr brauchbar und als solche wohl erst ganz verständlich. In der Geschichte der neueren Zeit sind die Uebersichten zu sehr vervielfacht und sie leisten nicht ganz, was sie für die frühern Zeiten leisten, weil gar zu viel zergliedert, erklärt und wiederholt wird. Um den Plan und Gang des Vfs darzulegen, begnügt sich Rec. hier mit einem allgemeinen Abrisse: der erste Band umfaßt 1) die Geschichte der älteren Zeit S. 1 — 454; zuerst die allgemeinere bis S. 113 und dann Specialgeschichte in ethnographischer Folge; 2) die Geschichte des Mittelalters nach gleicher Eintheilung. Im zweyten Bande wird die Geschichte der neueren Literatur vom J. 1050 bis 1800 im Allgemeinen S. 1 — 684 dargestellt; hieran schließen sich S. 685 ff. die ethnographischen Special-Uebersichten an, vor der Hand nur Italien, Spanien, Portugall, Frankreich; der literärische Culturzustand der noch übrigen Länder Europa's und der anderen Welttheile soll im dritten Bande, dessen Erscheinung auf Ostern d. J. versprochen ist, dargestellt werden. Mit dem vierten Bande, dessen erste Hälfte in unsern Händen ist, beginnt die Geschichte der einzelnen Wissenschaften und zwar zuerst der schönen Redekünste in den neueren Landessprachen, dermalen Italiens, Spaniens, Portugalls und Frankreichs. Die erste Abtheilung des fünften Bandes endlich begreift eine unschätzbare, fleißige und überaus reichhaltige Zusammenstellung aller Nachrichten und lit. Hülfsmittel zur Geschichte der Asiatischen Sprachenkunde; diese Arbeit hilft einem lang gefühlten und oft laut geäusserten, durch Adelungs Mithridates nur beschränkt und bedingt befriedigten literärischen Bedürfnisse ab, und wird sich dem Gelehrten von Profession als unentbehrlich bewähren. — Die räsonnirende Entwickelung des Zustandes der literärischen Cultur in jedem Zeitalter ist die Haupt-Aufgabe, deren Auflösung sich der Vf. möglichst angelegen seyn läßt; die Quellen- und Hülfsmittel werden am

schicklichen Orte, bisweilen mit einem kurzen Urtheil nachgewiesen; aber bündig beweisende Citate bey einzelnen Angaben und Behauptungen vermißt man ungern; und wie es der Vf. hat über sich gewinnen können, die mit Literatur unzertrennlich verschwisterte *Kunst* von seinem Plane auszuschließen, ist befremdend und fast unerklärbar, da er früher, wie *Dahler's* Skiagraphie erweiset, sie in denselben aufgenommen hatte; auch findet sich nirgends eine entschuldigende oder rechtfertigende Aeusserung über diesen Mangel in den Vorreden und was B. 1. S. 875 ff. von der Musik nothgedrungen beygebracht wird, liefert an einem kleinen speciellen Theile den directen Beweiß für die Unzertrennlichkeit der Literatur und Kunstgeschichte, welcher durch Andeutungen und Hinweisungen auf die Cultur der Künste, besonders in der neueren Geschichte Italiens und Frankreichs verstärkt und hervorgehoben wird. — Von den *Schriftstellern* werden alle bedeutendere, es mag ihre Wichtigkeit allgemein und bleibend oder local und temporär seyn, genannt, ihr Geist und die Natur ihrer schriftstellerischen Wirksamkeit werden oft ausführlich genug, meist bündig und treffend charakterisirt; auch enthalten die der räsonnirenden zusammenhängenden Darstellung beygefügten Scholien, in welchen lit. Notizen, Verzeichniß der Ausgaben, Uebersetzungen und Erläuterungsschriften nachgewiesen sind, gewöhnlich die merkwürdigsten Lebensumstände der Autoren. — In Ansehung der Ausgaben hat sich der Vf. auf Angabe der *ersten* und oft mit vieler Willkühr der bessern und brauchbarsten beschränkt; auch Uebersetzungen sind nahmhaft gemacht, ohne jedoch ein consequentes Verfahren, besonders in Ansehung der außer Deutschland erschienenen zu beobachten.

Daß ein Werk von solchem Umfange, wie dieses *Eichhornsche*, manche Mängel und schwache Seiten haben werde, setzt ein jeder Unbefangener voraus, weil literärische Bücher mehr als alle andere, wenigstens an relativer Unvollkommenheit zu leiden pflegen; dergleichen Gebrechen hervorzusuchen und auszustellen, oder die von des Verf. abweichenden

Ansichten und Urtheile in leidenschaftlichem Streite gelten zu machen, ist nicht verdienstlich und dankenswerth; aber die Irrthümer zu berichtigen, welche durch dieses viel und gern gelesene Buch allgemeiner verbreitet werden könnten, das noch nähere Untersuchung und schärfere Bestimmung erfordernde auszuzeichnen, damit über eine streitige, vielfache Umstaltung zulassende Angelegenheit die Acten nicht für geschlossen gehalten werden; das zu ergänzen und nachzutragen, was übersehen und vergessen worden ist, und doch nicht wohl entbehrt werden kann; um damit dem würdigen Verf. zu größerer Umsicht aufzufordern und ihm gerechtes Mistrauen gegen manche Führer einzuflößen; das hält Rec. für eine Pflicht, welche ihm die Achtung sowohl für das Verdienst des Verfassers als für den bessern Theil des Publikums auflegt.

Ueber die älteste und dunkelste Geschichte der Cultur erklärt sich der Verf. größtentheils kritisch, vorsichtig und bescheiden, und hält sich von den durch Goguet und dessen Nachahmer in Umlauf gesetzten, Alles erklärenden und verdeutlichenden Hypothesen ziemlich entfernt. Doch hat er die gewissermaaßen unter dieselbe Kategorie gehörige Idee von einer Schamanen oder Priesterkaste, welcher viel Böses nachgesagt wird, nicht aufgeben mögen S. 8 folg.; sie heißt eine schlau organisirte Gilde S. 10; nicht Durst nach Wahrheit, sondern Macht und Ehrsucht haben die Priesterorden zur Erforschung der ersten Grundlagen der Wissenschaften geführt; vergl. S. 23, 31, 39 ꝛc. Die dürftigen Ueberlieferungen, welche hier zu Rathe gezogen werden können, begünstigen diese Vorstellung von einem absichtlichen Aggregat oder vel quasi Systeme der Priesterweisheit durchaus nicht. Eben so wenig weiß die Geschichte etwas davon, daß (S. 17) seit der allgemeineren Verbreitung der Buchstabenschrift (von welcher S. 30 auch mehr erzählt wird, als man gewiß weiß) die Priesterorden aufgehört haben, im Alleinbesitze aller höheren Kenntnisse zu seyn, und damit die Unmündigkeit der Völker ihr Ende erreicht habe; womit die Behauptung S. 28

entweder kontrastirt oder sich in einen Cirkelschluß auflöst: „Es war Zeit, daß die wissenschaftlichen Geheimnisse der Priester aus ihrer Verborgenheit (von Thales) ins Freye gerückt wurden, da die Völker bereits in den Zustand der Mündigkeit getreten waren, und mit ihrem Verstande höhere Kenntnisse auffassen konnten." Auch das, was S. 69 vom Fortpflanzung der Geheimnisse der Jonischen Schule gesagt wird, hätte auf die Unhaltbarkeit der Hypothese von dem Priesterunwesen in den ältesten Zeiten aufmerksam machen sollen. Es ist ja ganz natürlich, daß die ersten geistigen Fortschritte, die erste sich äußernde Entwickelung der menschlichen Kräfte nur Wenigen angehörte; so bildete sich also eine Aristokratie im besseren Sinne; ob diese noch anderswo, als in Aegypten und Baktrien, politisches Ansehen errungen und behauptet habe, darüber schweigt die Geschichte, und sie giebt auch zur Annahme von früh geschlossenen Zünften und geheimen Verbindungen keine nähere Veranlassung. Warum soll nun durch diese in der Geschichte durchaus nicht begründete Meynung dem Wahne frivoler Religionsspötter, welche alle religiöse Ideen und allen religiösen Cultus gerne von Betrug und List ableiten möchten, Vorschub gethan werden? und wird denn durch diese so wenig haltbare Hypothese die Dunkelheit in der Vorweltsgeschichte gemindert? giebt sie einen Aufschluß über das Räthselhafte in der ältesten Culturgeschichte? — S. 21 mit Moses wird es heller in der Geschichte: „in seinen noch vorhandenen Werken, die, so neu geformt sie auch in ihrer heutigen Gestalt seyn mögen, doch aus Materialien verfaßt seyn müssen, die von ihm hinterlassen worden, steht die Bildung eines Mannes aller Welt vor Augen, die ein Wiederschein von der wissenschaftlichen Cultur der Aegypter ist. Aus ihnen läßt sich zwar die Höhe nicht bestimmen, bis zu welcher bis dahin die Wissenschaften überhaupt aufgestiegen waren: aber es lassen sich aus ihnen doch Bruchstücke von der Geistesbildung, welche damals Aegypten und seine nächste Nachbarschaft besessen hat, zusammenlesen.

Sollte wohl dieses analogische Verfahren nicht zu gewagt seyn? Moses, diese ausserordentliche genialische Erscheinung in der Menschenwelt hat alles auf eine so originelle Weise aufgefaßt, gestaltet und angewendet, daß der Schluß von ihm (abgesehen davon, daß wir mit dem Scheidungsprocesse dessen, was in den unter Moses Namen vorhandenen Schriften, eigentlich Mosaisch, und was in Materie und Form ungleich jünger ist, noch lange nicht im Reinen sind) auf das, was er vorfand, eben so unsicher und gefährlich seyn dürfte, als wenn man dereinst die am Ende des achtzehnten Jahrh. in Deutschland herrschenden Ansichten und Anschauungen aus Göthe's Schriften beurtheilen und bestimmen wollte. — S. 58 ist einer der Wege, auf welchem die Klein-Asiaten die ersten Grundlagen ihrer Cultur erhalten haben können, Verpflanzung aus Indien, gar nicht angedeutet. In der allgemeinen Schilderung der Griechischen Literatur, vermißt man die auf das Wesen und die Behandlung derselben stark und unmittelbar eingreifende Bemerkung über die Universalität der literärischen Cultur im Individuum und über die allmählige Scheidung und Auflösung des universellen Aggregats in einzelne Fächer. — Kleinere Uebereilungen und besonders Uebertreibungen haben oft in dem Bestreben, über Alles etwas zu sagen, und gefällige Uebergänge zu finden, oft aber auch blos darin ihren Grund, daß der Verf. nicht Resignation genug besaß, eine hübsche Phrasis aufzuopfern; es würde zu weit führen, wenn die zu dieser Rubrik gehörigen Stellen einzeln durchgegangen werden sollten. Rec. begnügt sich, die Seitenzahlen nachzuweisen, und überläßt das Weitere dem aufmerksamen Leser: B. 1 S. 68, wo von Griechischen Bänkelsängern vor den Lyrikern, die Rede ist; S. 70 die Charakteristik der ältesten Griechischen Philosophie; S. 76, 80, 87, 90, 106, 107, 211, vergl. mit 499 über Zosimus. S. 426 hätte der unvorsichtige Ausdruck: zufälligerweise vermieden werden sollen; S. 697, 722, 737, 788, 832, 833, 837. B. 2, S. 5 von Zertrümmerung

des barbarischen Lehensystems im eilften Jahrhunderte. S. 4, 67 Anachronismus. S. 394 wird der ältere Kanonist Wilh. Durandus mit dem Scholastiker verwechselt, wie auch in Wachler's Handbuch S. 454 geschehen ist. S. 450 Pepo kann sich nicht erst seit 1128 Verdienste um das Civilrecht erworben haben, da eine von ihm unterschriebene, mehrere Stellen aus den Pandekten enthaltende Bolognesische Urkunde vom J. 1075 existirt. S. 455 Digestum *infortiatum* von den studiis infortiatis d. h. ingeminatis et auctis abgeleitet. S. 457 kein Wort von Accursius Glossen-Mengerey und von dem Nachtheile, welchen sie gebracht hat. S. 463 widerfährt dem Bartolus viel zu viel Ehre. S. 745 geschieht den gebildeteren Ständen in Italien großes Unrecht. S. 965 u. s. w. — Nur noch Eine Bemerkung erlaubt sich Rec. über die allgemeinere Darstellung der literärischen Culturgeschichte des Mittelalters. Der Verf. sucht durch Griechenland Einheit in das Ganze zu bringen; damit wird aber die Entwickelungsgeschichte des für Europa anerkannt wichtigen Germanismus in den Hintergrund gestellt, und dessen eingreifende Beziehung auf das Ganze aus dem Auge gerückt. Was S. 708 zur Charakteristik der ins Römische Gebiet einfallenden Germanen beygebracht wird, ist gar zu dürftig, und noch weniger wird über die gewiß damals mehr als in früheren Zeiten ausgebreitete lit. Cultur der Röm. Provinzen etwas bemerkt. Der Gang, welchen die Literatur durch den Klerus und die Mönche genommen hat, ist einfach und richtig angegeben; aber das ist keine Geschichte der lit. Cultur des Mittelalters. Von dem, was der Klerus hatte und gab, es war oft nicht viel, ging fast gar nichts in den Geist und in das Gemüth der Nationen über; seine wissenschaftlichen Beschäftigungen waren (Alfreds Schulreformen ausgenommen) in einem kleinen fest umzäunten und von niemand beaugten Kreise, ein Schulspiel, dem Weltgeistliche und Mönche sich überließen, oder ein Handwerk, welches sie trieben, oder ein matter, ohnmächtiger Wiederschein des Glanzes der früheren

Zeiten, in welchem ihre Selbstsucht sich gefiel; es war, wie Herder sagt, ein gelehrtes Rüstzeug, um nicht zu sagen Spielzeug aus fremden Ländern, das keinen Markt des Anschauens, kein Publikum hatte; es bezeichnet also die Geschichte der Literatur bey den Mönchen und dem Klerus keinesweges die Cultur des Zeitalters oder den geistigen Charakter, weder der Mehrheit noch auch nur der Edleren des Volks. Das was man literärische Cultur (und hier erweißt sich der Unterschied zwischen Literatur und literärischer Cultur, als fruchtbar und folgenreich) des Mittelalters nennen darf, ging aus unmittelbaren und allmählig entwickelten Bedürfnissen des Volks oder der besseren Klasse desselben hervor; es bestand aus eigenen Erfindungen und Ansichten, in welche sich jene Brosamen klerikalischer Literatur einmischten; trotz dieser Zumischung, trägt es das Gepräge Germanischer Originalität; um dieß zu finden, braucht man nur auf die größeren, gehaltvolleren und in ihrem reinen Werthe noch nicht ganz zu Tage geförderten Nationaldenkmäler, auf die Niebelungen, auf das Heldenbuch, auf Französische Romane und Fabeln, Spanische Romanzen, Schottische Balladen, und vorzüglich auf das älteste Nationaldrama, aufmerksam zu seyn. Als in Italien Dante und Petrarca auftraten, war bey der an Luxus und Cultur weit vorgeschrittenen Nation die Amalgamation des Modernen und Antiken schon in vollem Werden; und da ist der Zeitpunct, seit welchem der Europäischen National-Individualität successiv sehr vieles aus allen Zeiten, bald mit mehrerem, bald mit minderem Glück und Erfolg, bald dauernd, bald vorübergehend angebildet worden ist; die Literaturgeschichte hat das Geschäft, die Ingredienzen analytisch nachzuweisen, aus welchen unsere lit. Cultur in Masse zusammengesetzt worden ist, und bey dem Universellen das Eigenthümliche jeder Nation nicht unberücksichtigt zu lassen. So ist auch im Mittelalter, besonders anfänglich, literärische Cultur ein allumfassendes Aggregat gewesen; dieß offenbart sich theils in der Poesie, theils in den Studien des Klerus

und der Rechtsgelehrten; die Trennungsversuche sind bald mehr bald weniger auffallend, aber immer bemerkbar, obgleich sie sich nicht auf allgemeine Normen und Formeln zurückbringen lassen. Diese Bemerkungen hätten beachtet werden können, auch bey der Abtheilung des Verfassers, welche die neuere Literatur mit dem J. 1050 beginnen läßt; diese Abtheilung wird B. 2 S. 28 auf eine befriedigende Weise gerechtfertigt.

Die Schriftstellerkunde ist ziemlich vollständig. B. 1 S. 271 fehlt Aristobulus Jud. l. 175 v. Ch. G., welcher freylich erst durch Valkenaers treffliche Diataibe (Leiden 1806. 4) bekannter geworden ist. S. 272 steht, eben so wie in Wachler's Handbuche S. 136, Dionysius statt Diogenes der Bab.; Bayle, auf welchen von beyden Verf. verwiesen wird, ist an dem Fehler unschuldig. Von Schriftstellern des Mittelalters findet man nur die, welche die privilegirten heißen könnten, weil sie observanzmäßig genannt zu werden pflegen. S. 475 ist übersehen, daß M. Psellus ein versificirtes Handbuch der Jurisprudenz geschrieben hat. S. 515 fehlt der nicht unbedeutende Geograph Nicephorus Blemmides, und S. 526 hätte wohl auch der Grieche Marcus, dessen Aufsatz über das Griech. Feuer La Porte du Theil 1804 herausgegeben hat, Erwähnung verdient. S. 898 konnten die vielleicht noch nicht gehörig gewürdigten Exceptionen aus dem Röm. Rechte angeführt werden. B. 2 S. 352° der hier, wie gewöhnlich, ins J. 1420 gesetzte Verbreiter der Algebra, Leonard von Pisa, gehört nach Bossut (Gesch. d. Math. I, S. 336 Uebers.) in das J. 1202. S. 436 fehlt Johann de Ketham, dessen fasciculus Medicinae Vened. 1495 F. (S. 527 ist die Ausg. von 1500 angeführt) die ältesten anatomischen Holzschnitte enthält. B. 4 S. 33 fehlt der geistvoll-energische Parini. S. 217 Timoneda, dessen Patranas zuerst zu Alcala 1576 erschienen, st. nach 1520. S. 222 fehlt der Verfasser des wenigstens durch Le Sage's Uebertragung

allgemein bekannten launigen Romans el diabolo cojueto (Madrit 1641 8) Luis Velez de Guevara y Duenas st. 1646, der auch als dramatischer Dichter mit L. de Vega wetteiferte. S. 245 Lobo st. nach 1619. S. 406 sind Collin d'Harleville und Pigault le Brun, S. 439 Bonnet, Brissot, Bailly, Sieyes, Lacretelle, S. 498 die Fr. v. Krüdener Verf. der Valerie, Fr. v. Genlis, Chateaubriand, Pigault le Brun, Mad. Cottin (st. d. 25 Aug. 1807) Verf. der Clare d'Albe, Malvine, Amalie von Mansfeld, Mathilde ꝛc., und sogar der originelle Diderot vergessen. B. 5 S. 233 Paulinus a. S. Bartholomäo st. d. 7ten Jan. 1806; vergl. N. T. Merkur 1806 St. 10 S. 132 folg.

Die Nachweisung literärischer Notizen und Hülfsmittel, in denen man weitere Auskunft findet, läßt wenig zu wünschen übrig. B. 1 S. 89 fehlt Manso Alexandrien unter Ptolemäus II, in den vermischten Schriften. S. 138 ist der Streit über Authentie der Homerischen Gedichte sehr unbefriedigend angegeben. Darin, daß die characteristische politische Denkart der republicanischen Griechen sich nirgends in den Homerischen Gedichten laut ausspricht, oder auch nur leise und mild verräth, scheint Rec. ein lebendiges Zeugniß gegen ein spätes Entstehen oder selbst gegen ein späteres Componiren derselben zu liegen. S. 199 von St. Croix Examen u. s. w. ist eine viel bereicherte zweyte Ausgabe 1804 erschienen. S. 274 fehlt v. Linden Diss. de Panaetio. Leiden 1802. 8; ein Auszug daraus steht in Millin Mag. Enc. An IX, T. 4 p. 7 sqq. — S. 367 hätte wegen der angeblich unächten Reden des Cicero theils auf Ol. Wormius Gegenschrift (Kopenh. 1803), theils auf die N. Allgem. Teutsche Bibl. B. 77, S. 465 flg. verwiesen werden sollen. S. 424 fehlt *J. M. Suaresii* Notitia basilicorum rec. *Ch. R. Pohl.* Leipzig 1804 gr. 8. — S. 557 fehlt Arnoldi's treffliche Schrift über Abulpharadsch, der auch hier fälschlich Barhebräus genannt wird. — S. 781 hätte auf die

Aehnlichkeit der Untersuchung über die Aechtheit der Ossianischen und Homerischen Gedichte aufmerksam gemacht werden sollen; S. Johnson, der Hauptgegner Macphersons, ist nicht einmal genannt; die Resultate von H. Mackenzie's Untersuchungen konnte Hr. E. noch nicht wissen. — B. 2 S. 91 ist Azuni's classische Schrift über den Compaß, ital. Vened. 1797; franz. Paris 1805. 8, nachzutragen; S. 187 (W. Scott) Minstrelsy of the scottish Barder. Lond. 1803. 3 voll. 8 und J. Sibbald Chronicle of scotish Poetry. Das. 1804. 4 voll. 8; S. 686 Ferd. Belvisi Elogi d'illustri Bolognesi Parma 1791. 4; S. 748 Morelli Bibl. msta gr. et lat. T. 1. Bassano 1802. gr. 8; S. 750 die bey Girolamo Abbrizzi erschienene reichhaltige Galleria di Minerva overo Notizie universali di quanto è stato scritto da Letterati di Europa. Vened. 1696 — 1717. 7 voll. fol.; S. 753 Bibliotheque italienne etc. par *Julio*, *Giobert*, *Vasalli-Eandi* et *Rossi*. Turin 1803. 8. — S. 970. Einer der ersten Hauptredacteure des Journal des savans war der Abbé Jean Gallois st. 1707 vgl. Fontenelle's Eloges T. 1. S. 124. — Im vierten Bande S. 1 scheint *Saxii* Onomasticon nicht an seiner rechten Stelle aufgeführt zu seyn. S. 2 werden von Fabroni vitae nur 18 Bände angeführt, da doch B. 2 S. 685 richtig 20 angegeben sind. S. 74 Signorelli Storia critica de' teatri ist nicht, wie auch in Wachler's Handbuche S. 592 steht, 1790, sondern 1787—1789 herausgekommen. S. 95 hätte von Arteaga's Werk Forkels Uebers. mit Anmerk. Leipzig 1789, 2 B. 8, und außerdem J. Brown letters on the poetry and musik of the italian opera. Lond. 1789, 12 angeführt zu werden verdient. S. 202 fehlt des Lord Holland Account of the life and writings of L. Fel. de Vega. Lond. 1806, 8. — S. 504 ist der gehaltvolle und neuerdings erst in allen seinen Beziehungen gehörig gewürdigte Streit über den Werth und das Verhältniß des Antiken und Modernen, nicht genügend dargestellt und erörtert; es hätte, wo nicht auf Nachtr. zu

Sulzers Theorie B. 7 St. 2 S. 213, oder Millin Mag. Enc. An IX vol. 5 p. 7 sqq. doch auf Herder's Werke zur sch. Lit. und K. Th. 7 S. 234 flg. verwiesen werden sollen. — B. 5. S. 57 fehlt Hager's Aufsatz über das Monument des K. Yu in Millin Mag. Enc. An IX vol. 3 p. 158 sqq. — S. 253 über Oupnek'hat ist zu vergleichen Millin Mag. Enc. An VIII vol. 3 p. 472 und An IX vol. 5 p. 504.

Weit mehr ist zu erinnern in Ansehung der angeführten Ausgaben. Daß die Editiones principes genannt werden, ist beyfallswerth; aber warum fehlen sie bey Pausanias, Martial, Lucrez, B. 1. S. 789 bey Ottfried (Basel 1571, 8) und in der Geschichte der neueren schönen Literatur gänzlich? — Auch sind manche Versehen zu bemerken; z. B. B. 1. S. 208 von Diod. Sic. ist Ed. P. lat. per *L. Biragum*. Tarvisii fol. ohne Signatur, Custos, Seitenzahlen, Titelblatt, aus zwey Vatikanischen Msten; S. 220 wird (eben so wie in Wachlers Handbuche S. 217) als ed. princ. des Ptolemäus die Bologner Ausgabe 1462 aufgeführt; die erste lat. Ausg. erschien erst zu Vicenza 1475. Denn darin, daß die Jahreszahl MCCCCLXII der Bologner Ausgabe ein Druckfehler sey, waren alle Bibliographen längst einverstanden, nicht aber in Ansehung derjenigen Jahrzahl, welche als die wahre anzunehmen sey. Breitkopf's verführerisch-wahrscheinliche Vermuthung, daß MCCCCLXLI (1491) zu lesen sey, wird dadurch widerlegt, daß Herm. Schedel in sein, jetzt zu München befindliches Exemplar, eigenhändig geschrieben hat, er habe sich dasselbe 1482 über Venedig nach Nürnberg kommen lassen. De Bure und Alter wollen 1472 lesen; aber, anderer Gründe zu geschweigen, ergiebt sich aus der Vergleichung mit der Vicentiner Ausgabe 1475, daß die Bologner ein Nachdruck derselben sey. Folglich hat die Verbesserung 1482 noch immer das meiste für sich, wenn man nicht J. Bapt. Bürnhart's (Bernhart) Vermuthung 1480 vorziehen will, welche un-

ter andern auch dieses für sich haben dürfte, daß bey der damals noch nicht raschen literärischen Communication ein Buch, dessen Druck am 23ten Junius beendet wurde, schwerlich in demselben Jahre einem Nürnberger Gelehrten bekannt geworden und in die Hände gekommen seyn kann. Man vergleiche J. B. Bernhart's zwar nicht gut geschriebenen, aber sehr reichhaltigen und fleißig gearbeiteten Aufsatz in Aretin's Beyträgen zur Gesch. und Lit. 1805, St. 11 S. 497 flg. St. 12 S. 609 flg. — Auf keinen Fall darf der offenbare Druckfehler 1468 in liter. Handbücher aufgenommen werden, ohne daß wenigstens in einer Parenthese das muthmaßlich wahre Druckjahr angeführt wird. — S. 270 die Charactére des Theophrast hat Pirkhaimer, die sämmtlichen Werke hat D. Heinse zuerst herausgegeben; die Bruyeresche Uebers. erschien zuerst 1687; die Nast'sche Ausg. hat einen Deutschen Commentar. — S. 275 die Züricher Ed. pr. des Marc Aurel ist nicht in Folio, wie hier steht, sondern in 8; vermuthlich kommt der Irrthum daher, daß gewöhnlich citirt wird: Turici apud A. Gesnerum F. d. h. Filium. — In der Auswahl der angeführten andern Ausgaben scheint kein fester Plan zu herrschen; Rec. erwartete, daß die Ausgaben, welche als Choragen einer Familie betrachtet werden können, angeführt seyn würden; aber dies ist nicht der Fall, sondern Hr. E. nennt die von ihm für vorzüglich und brauchbar erachteten; und da läßt sich vielfach mit ihm rechten und eine stattliche Nachlese halten, z. B. S. 144 was soll hier das elende Machwerk Μουσων Ανθη? *) S. 156 fehlt die Stanleysche Ausg. des Aeschylus; S. 160 Aristophanis Aves ed. *Ch. D. Beck.* Leipzig 1782, 8 und Nubes ed. *G. Hermann.* das. 1799, 8; S. 170 die Edd. Aldinae der Anthologie 1503 flg., an welche sich die Morelsche

---

*) Welches bereits 1802 mit dem Namen J. Schneider und in der letzten Messe gar mit dem Deutschen Titel: die weiblichen Hellenen, und darunter Hermanns Name, übrigens unverändert erschien.

Anmerk. des Redacteurs.

und Vulcansche ausschließen; S. 179 die Mitscherlich-sche und Koraysche Ausg. des Heliodor; S. 184 die Wiener Ausg. des Aristänet 1803; Bast's krit. Sendschreiben wird dem Vf. noch unbekannt gewesen seyn; S. 202 die Casau-bonsche A. des Polybius; S. 327 Plauti Rudens ed. *Reiz.* Trinummus ed. *Hermann*; S. 341 ist das Verzeichniß der Ausg. des Ovid's voll von Verwirrungen und Unrichtigkeiten; S. 384 fehlt die Stroth-Döringsche Ausg. des Livius; S. 427 die zweyte Matthäische Ausg. des N. T., Paulus Commentar, Stolz Uebers.; S. 428 *Andr. Gallandi* Bibl. vet. Patrum. Vened. 1765; 1788, 14 voll. Fol. S. 436 Clem. Alex. Ed. *Potter*. Oxf. 1715; blos der Venet. Nachdruck wird angeführt, dagegen aber bey *Reading* Ed. scriptt. hist. eccles. S. 445 der Turiner Abdruck 1748 nicht erwähnt; S. 448 Tertull. Apologeticus c. comm. *S. Havercampi.* Leiden 1718 8; S. 450 Hieronymi opp. ed. *Vallarsi.* Ed. 2. Vened. 1766 — 1772 11 voll. 4; S. 451 Augustini opp. die Antwerper oder Amsterdammer Ausg. 1700 12 voll. Fol. S. 452 die Arevallsche Ausg. des Prudentius. Rom 1789 2 voll. 4 — S. 582 der ganz unterdrückte erste Abdruck des arab. Korans Vened. 1530 Fol. wird erst B. 5. S. 605 angeführt; der incorrecte, aber ächt orientalische Abdruck Kasan 1803 in 4 und 8 fehlt; S. 616 von Ibn al Wardi's geographischem Werke sind zu Lund bis 1804 25 Stücke erschienen, nicht blos 9, wie auch Wachler's Handbuch S. 353 hat: die Frähnsche Ausg. der Beschreibung Aegyptens wird erst B. 5 S. 645 angeführt, eben so Globus coelestis — a *S. Assemanio* illustr.; S. 808 fehlen Isidori opp. omnia. Madrit 1778 2 Fol.; S. 844 Isidori hist. Gothorum, der von Ch. F. Rös-ler (Tübingen 1803 4) besorgte vermehrte Abdruck aus Flo-rez Espana; S. 855 Krause Ausg. des Lambert von Aschaffenburg. Halle 1797 8; S. 901 von der Canciani-schen Sammlung ist 1792 ein fünfter Band erschienen, welcher auch in Wachler's Handbuche S. 288 nicht angegeben wird. — B. 2. S. 491 fehlt Tripartitum opus juris

consuetudinarii inclyti regni Hungariae per M. *Steph. de Werbowez* (Werböczi) accuratissime editum. Wien 1517 Fol. — B. 4. S. 31 vom Bertoldo ꝛc. ist gar keine Ausg. genannt, wenigstens hätte auf Parnasso ital. T. 55 56 verwiesen werden sollen; S. 86 die hier angef. Venet. Ausg. hat den Titel: Comm. Tragedie e Drami giocosi; eine neuere erschien das. 1795 24 voll. 8; von Albergati's Werken ist die beste Ausgabe: Collezione completa delle Commedie. Bologna 1801. 4 voll. 8; S. 135 von Bandello's Novellen existirt keine Ausgabe: Lyon 1571. 4 voll. 8, sondern blos der vierte Band ist das. und zu Mailand 1573 gedruckt; S. 157 des Yriarte Werke sind nicht in 2 voll. (wie auch Wachler's Handb. hat) sondern in 6 herausgekommen; S. 163 fehlt bey Quevedo Obras escogidas. Madr. 1788 — 1791 5 voll. 8, und S. 173 von den Suenos Madr. 1786 4; S. 188 die erste Ausg. der Araucana erschien nicht 1578 (wie auch Wachler hat) sondern 1577; S. 288 die Annales Poetiques bestehen bis 1788 in 40 Bänden; S. 327 *Gresset* oeuvres, nouv. Ed. d'après l'originale. Paris 1794 2 voll. 4; ebend. Leonard oeuvres p. *V. Campenon*. Paris 1798 3 voll. 8; S. 341 *Boileau* oeuvres Ed. de *Crapelat*. Par. 1798 4; S. 348 Pallisot's Ausg. der Voltairischen Werke kam 1792 bis 1798 in 55 Octavbänden heraus; S. 442 *Montesquieu* oeuvres. Paris 1796 5 voll. 4 — Band 5 S. 110 das Lexicon Annamiticum ist Tonkinisch Portugiesisch und Lateinisch.

Unter den Uebersetzungen vermißte Rec. neben andern B. 1 S. 23 Pömander aus dem Griech. mit Anmerkungen von D. Tiedemann. Berlin 1781. 8; S. 196. 197 Max. Jakobis Uebers. des Herodot und Thucydides; S. 340 Lucrez englisch v. Th. Creech. Lond. 1683; 1715; Italiänisch von Alex. Marchetti. Lond. 1717, 4; französisch von *C. H.* (de la Grange) Paris 1768; 1794. 8; S. 352 die von Knebelsche Uebers. ist vom Properz nicht vom Tibull u. s. w.

Auf Raumersparung hätte mehr geachtet werden sollen, der Wiederhohlungen sind gar zu viele z. B. Band 1, S. 228 u. 230, S. 341, 348, 352, S. 536 vergl. mit 420 ff. B. 2 S. 868 u. 892 u. s. w. Weniger zu vermeiden waren dieselben im 4 u. 5 Bande, weil diese auch als einzelne Werke bestehen sollen, und es läßt sich voraus sehen, daß sie in den folgenden Bänden noch zahlreicher seyn werden.

Die Sprache des Verf. ist lebhaft und blühend, hat aber selten die letzte sorgfältigere Feile erhalten, daher der aufmerksame Leser oft anstößt. Rec. hält es für Affectation und Spielerey, wenn B. 1 S. 74 u. 143 von der schönen Aura der Griechen, S. 92 von einem zu starken Angreifen der Wissenschaft zu ihrem Riesenschritte durch Hipparch, S. 515 von gebohrnen Mathematikern, die Rede ist und wenn es B. 2 S. 690 heißt: „die Musen der Alten hatten die Ruhe, in welcher Italien bis zum Ende des 15 Jahrh. lag, meisterhaft benützt, um den Geschmack an ihnen in den Gelehrten und die Liebe zu ihm selbst in den Großen des Landes so zu befestigen rc. eben so die Ausdrücke gravitiren, culminiren, und die bis zum Ueberdruße oft vorkommenden Schwung, Umschwung. — Unedel ist B. 1 S. 56“ die Mager verkrochen sich endlich vor den Muhammedanern in einem Winkel Indiens;“ S. 787 „das Deutsche Volk sang aus vollem Hals von Wild und Wald;“ B. 2 S. 943 „ein einseitiges Wanken und Schwanken.“ Das mehrmals (z. B. Band 1 S. 59 239 738) gebrauchte Zeitwort überkommen statt überliefert erhalten, findet sich bey unsern classischen Prosaisten nicht. — Von Nachlässigkeiten lassen sich viele Beyspiele nachweisen: B. 1 S. 65 Z. 8 S. 104 Z. 5 v. u.; und drollig klingt's B. 1. S. 457 „die Türken versetzten den geistigen Kräften Griechenlands mit dem ermatteten griech. Reiche den letzten Todesstreich.“

Auch der Corrector muß erinnert werden, künftig besser seine Pflichten zu erfüllen. B. 1. S. 57 steht Platonis statt *Plethonis*; S. 95 mag Ursprünglichkeit wohl auch eine

monströse Production des Setzers seyn; S. 152 Z. 13 muß 1771 u. 1775 statt 1770 u. 1776; S. 180 Z. 2 statt 3 voll. gelesen werden 2 voll.; ebendas. Z. 1 v. u. *Musuri* st. Masuri; S. 197: 1581 st. 1582; S. 477 ist die Parenthese nach Scholastiker zu schließen; B. 4 S. 173 ist 1627 statt 1672 zu lesen u. s. w.

Ueber die Transfiguration von Raphael von Urbino. Nebst einigen Bemerkungen über die Mahlerey der Griechen, von Benito Pardo de Figueroa. Aus dem Spanischen übersetzt von Fr. Greuhm. Berlin 1806. gr. 8. (20 ggr.)

Das Anschauen der herrlichen Werke im Museum Napoleon, leitete den Verfasser, einen mit Kunst und Wissenschaft der Griechen nahe befreundeten Geist, auf den Gedanken, die vorzüglichsten darunter zu vergleichen, um seinen jungen Landsleuten, welche Kunstwallfahrten nach Paris anstellen, das Studium derselben zu erleichtern. So förderlich dieses Unternehmen der Kunst und dem angehenden Künstler werden mag, so können wir bey der besondern Absicht des Verf. keineswegs billigen, daß er mit Raphael den Anfang macht. Die erste Kunstperiode der Kindheit und Kindlichkeit, unter Ciambue, Massaccio und Perugino, durfte so wenig übergangen werden, als die zweyte, der überschwenglichen Kraft einer das Gesetz der Anmuth höhnenden Größe in ihrem Jünglingsalter, unter Michael Angelo, wenn anders der Zweck des Unternehmens erreicht werden sollte. Denn wenn einmahl die Bildung des Künstlers oder Kunstfreundes von den vorhandenen Werken ausgehen soll, so muß der Gang historisch, und mit der Geschichte der Kunst fortlaufend seyn. Nach dieser vorläufigen Bemerkung wenden wir uns zu dem Werke selbst, welches in zwey Theile zerfällt. Der erste hat die Transfiguration (Raphaels Verwandlung

übersetzte es neulich der Uebersetzer von Holcrofts Reisen) zum Gegenstande. Im ersten Abschnitte wird die Komposition beschrieben, nur etwas zu wortreich. Zugleich sucht der Verf. den Künstler von dem oft wiederholten Vorwurfe der verletzten Einheit zu retten, indem er die Szene mit dem besessenen Knaben als genau eingreifende Episode erklärt, und das Recht der Episoden überhaupt dem bildenden Künstler zu vindiciren sich bemüht. Aus diesem Gesichtspuncte dürfte sich aber Raphael schwerlich vertheidigen lassen. Schon Füßly (der Mahler) und der Verf. des Textes zu dem Manuel du Musée françois (Lavallée, wenn wir nicht irren,) haben den Vorwurf einer doppelten Handlung in der Transfiguration zu heben sich bemüht, aber auch ihr Bestreben mußte mislingen, weil sie, wie unser Verf. das Gemählde als ein historisches betrachteten. Die historische Einheit läßt sich offenbar nicht darthun, oder es wäre am Ende höchstens die ehemals beliebte Einheit der Zeit und des Orts. Die Verklärung ist aber ein mystisches Bild, und sobald man diese höhere Idee des Künstlers gefaßt hat, erscheint der Auftritt mit dem Besessenen nicht mehr als untergeordnet, oder als motivirte Nebenhandlung, sondern als Bedingung zur Lösung der Aufgabe. Das Gemählde zeigt uns die Erlösung des Menschengeschlechts: unten der Mensch, noch in der Gewalt der Sünde, das ganze Elend des Gefallenen, dabey die Jünger des Meisters, die sich schon losgerissen haben vom Vergänglichen, und den Weg zeigen, auf welchem das Heil Allen werden soll. Oben ist die Verklärung, die Rückkehr des Sterblichen zu dem Unsterblichen. Hier ist nichts Episode, ausser den beyden Donatarien, welche der Herr Graf, wir wissen nicht warum, zu einem Paar Märtyrer macht, und die der Künstler nicht weglassen konnte, weil das Bild ein Bestelltes war. Auch Herr Fr. Schlegel hat die Transfiguration aus diesem höheren Gesichtspuncte gesehen, aber ihm erscheint in der Gruppe mit dem Besessenen der Unglaube als Gegensatz mit dem Glauben in den Aposteln. In dem Fall

wäre aber das Werk nicht geschlossen. Raphael wäre die Lösung des Gegensatzes in einem zweiten Gemählde schuldig geblieben. Und warum führten die Eltern und Verwandten den Jüngling zu Christus, wenn sie nicht glaubten? Uebrigens ist es hier sehr gleichgültig, ob Raphael durch seinen Geist oder durch das Bedürfniß der Anordnung auf jene höhere Idee geleitet worden sey. Wir haben es blos mit der Erklärung des Kunstwerkes zu thun, nicht mit der Geschichte seiner Entstehung.

Im zweiten Abschnitte spricht der Hr. Graf von Raphaels Zeichnung im Allgemeinen und in der Transfiguration insbesondre. Wenn wir hier auch sein Urtheil im Ganzen unterschreiben, so müssen wir doch Einiges einwenden gegen die Bemerkung, als ob dieser einzige Künstler durch die Anwendung der Antiken auf die Natur zu dem oft großen und immer eleganten Styl gelangt wäre, den wir in seinen Werken erblicken. Mit einer solchen Anwendung müßte es sich eigentlich umgekehrt verhalten, und die Natur nicht auf die Antike, sondern die Antike auf die Natur angewendet werden. Ueberhaupt aber sind wir nicht der so ziemlich herrschenden Meynung, daß in Raphaels spätern Werken das Studium der alten Bildnerey so sichtbar hervortrete. Seine Madonnen, zum Beyspiel sind nichts weniger als Griechische Gestalten; sie haben bey allem Idealischen, etwas Nationelles, und er selbst versichert ja mit dem frommen, kindlichen Sinn, der ihm beywohnte, es sey ein gewisses Bild, welches in seine Seele komme, und welchem er jene nachgebildet habe. Aus der Nachahmung fremder Werke kann auch ewig nichts hervorgehen, als organisches Leben, wie wir uns an Mengs und auch oft an Poussin überzeugen können, aber die Fülle des geistigen Lebens, welches in Raphaels Gebilden so überschwenglich vorhanden ist, konnte der Künstler nur aus seinem eignen Gemüthe nehmen.

Der dritte Abschnitt behandelt den Ausdruck. Man findet hier wenig Neues, und wenn der Verf. glaubt, daß er

das Princip vom Ausdrucke gemischter Leidenschaften zuerst in seiner Klarheit aufgestellt habe, so mag ihn die Unbekanntschaft mit unsrer Literatur entschuldigen. Was er unter gemischter Leidenschaft versteht, ist im Grunde nichts anders, als das Gleichgewicht zwischen Kraft und Leiden, wodurch dem Tragischen ein ästhetischer Character mitgetheilt wird. Auch möchten wir Correggio mit seinen Madonnen nicht so tief unter Raphael setzen. Vielleicht kannte der Graf F. die Zingara nicht, und es scheinet fast, da er immer nur von der Madonna mit der Schale spricht. An jenem Bilde hätte er lernen müssen, daß der Mahler der irdischen Grazie so rein und so heilig seyn konnte, als der Jüngling von Urbino. Sogar möchten wir die meisten Madonnen des letzten, und selbst die herrliche Jardiniere, nicht ganz von einer gewissen Sensualität freysprechen. Sein Modell war seine Geliebte, und mit dem Bilde, welches in seine Seele kam, vermischten sich Reitze, von denen sich die Phantasie des heißliebenden Jünglings nicht ganz loszumachen vermochte.

Was im vierten und fünften Capitel vom Helldunkel und Colorit in der Transfiguration gesagt wird, leidet ebenfalls einige Einschränkung. Das Clair-obscur im eigentlichen Sinne darf man beym Raphael noch nicht suchen; es entstand erst durch Correggio, und konnte erst entstehen, nachdem der Kreis der organischen und geistigen Bildungen gewissermaßen geschlossen war. Der Herr Graf betrachtet die Beleuchtung in der Verklärung bloß von der materiellen Seite, aber sie war dem Künstler angegeben in der Idee des Ganzen. Das Erdenleben und die Sünde mußten als die dunklen Parthien erscheinen; und eben so mußten die beyden Donatarien, als gar nicht hieher gehörend, dem Auge möglichst entzogen werden. Im Colorit hat späterhin die Venetianische Schule allerdings mehr geleistet, aber der genialische Geist wird nie sich aneignen, was nur der mühsamen Technik vorbehalten ist.

Der Anhang enthält Bemerkungen über die Mahlerey der Griechen, über welche sich freylich wenig Genügendes sagen läßt. Der Verf. scheint auf das Studium der alten Kunstwerke einen nachtheiligen Werth zu legen. Man muß hier zwischen Künstlern und Kunstliebhabern unterscheiden. Diese können nicht leicht zu viel darin thun, aber der Künstler verliert leicht sein Eigenthümliches, indem er das Fremde in sich aufzunehmen strebt. Wie mächtig auch die Gebilde der vergangenen Zeit auf ihn wirken mögen, sie sollen nur den Funken in seiner Brust anfachen, und wenn er dann nicht ausruft: Auch ich bin ein Mahler! und sein Blick immer ängstlich nach der fremden Gestalt zurückkehret, so bleibt er für die Kunst verloren. Darum möchten wir sogar behaupten, daß alle großen Kunstsammlungen, wie z. B. das Museum Napoleon, dem aufstrebenden Künstler mehr nachtheilig als förderlich seyen; sie erdrücken seinen Geist, und indem ihm sein Copieren nie Genüge thut, bleibt er immer und ewig Copist. In dieser Bemerkung liegt wohl auch die Auflösung der Frage, warum wir keine Kunst mehr haben, und zugleich die erfreuliche Aussicht, daß wir sie vielleicht in Deutschland früher, als in Frankreich, wieder haben werden.

M. Tullii Ciceronis Scripta Rhetorica Minora: De inventione, Topica, De Partitione Oratoria, De Optimo Genere Oratorum; Quibus Praemittuntur Rhetorica Ad Herennium, Recognita Argumentis Et Indice Illustrata Ab Joanne Christiano Friderico Wetzel Philosophiae Doctore, Lycei Primis laviensis Rectore. Lignitii, Sumtibus D. Siegert. 1807. 2 voll. 8. (2 Rthlr. 8 ggr.)

Der Herausgeber erzählt in der Vorrede die Entstehungsgeschichte seiner Arbeit. Im Anfang des Jahrs 1801 wurde er vom Herrn Ruperti aufgefordert, die rhetorischen Schrift-

ten des Cicero zum Behuf der bekannten Sammlung zu bearbeiten. Vier Jahre lang beschäftigte er sich mit diesem Gegenstand. Das Manuscript blieb indeß 10 Monate beym Verleger liegen, bis der Verfasser von Stade die Nachricht erhielt, — (jucundus nuntius sagt er S. III in der Vorrede) — daß der Verleger den ganzen Plan aufgegeben habe. Equidem, fährt er eben daselbst fort, sic ab his viris derelictus ac desertus opus, quod repetii, non nisi decem mensibus post, anni 1806 mense Augusto ad me remissum accepi, quod hac, quam vides, via ad te mitto.

Die Bestimmung seiner Arbeit drückt er in der Einleitung S. 17 folgendermaßen aus; eine Stelle, auf die er auch in der Vorrede ausdrücklich hinweiset: dux viae futurus — der Verfasser spricht von sich selbst — non tironibus in schola ad vitam academicam se praeparantibus, quippe quibus, si me auctorem sequi velint, alia literarum studia sunt his praeferenda *], aut, si alios sequi malint ex arte antiqua oratores aetati nostrae aptos fingi posse sibi persuadentes, Quintilianus est versandus; non istis inquam tironibus, sed iis, qui suo jam Marte a haec studia trahuntur, aut certe hujusmodi libris evolvendis exercentur.

Der Commentar enthält eine Menge Anmerkungen, die sich mit diesem Zweck durchaus nicht reimen lassen. So wird zu *nobilitatem* generis [Rhet. ad Herenn. I, S. 5 bemerkt: qua, ut affinitatibus, clientelis et hospitiis [affinium, clientium et hospitum auxilio et suffragiis] plures adjutos pervenisse ad honores, omnis nos docet historia Romanorum, et innumera Cicaronis loca, ut taceam de libro Quinti fratris de petitione Consulatus. So wird p. 15 bewiesen, man könne nicht gut

*] Recensent ist keinesweges dieser Meynung. Die Vernachlässigung der Rhetorik, so schlecht sie auch sonst getrieben wurde, hat unsern Schulen dennoch Schaden gethan. Könnte man nur Männer finden, die mit einem solchen Unterricht sich befassen wollten und könnten, kein besser Mittel gäb es, die Versatilität des Geistes zu wecken.

lateinisch sagen persuadeor, sondern persuadetur mihi. Indessen komme doch zuweilen persuasus vor. So wird p. 20 supra erklärt durch ante und hinzugefügt metaphora a loco ad tempus deducta. So wird das abstractum pro concreto fast immer durch eine eigne Note erläutert, und noch auf der 174ten Seite des Commentars heißt es bey *sapientia sine eloquentia parum prodest civitatibus*: vir sapiens, non idem simul eloquens multitudini parum prodest. So steht p. 176 Non quisquam acceperat [audierat, cognoverat] quid utilitatis [quam utilitatem] haberet jus aequabile. So wird p. 22 sqq. die Geschichte des Orestes ganz auf die gewöhnliche Art weitläuftig erzählt. Wir würden hieher auch dies rechnen, daß der Verfasser sich etwas auf seine Argumente zu gute thut, wenn dies nicht eine zur Mode gewordne Sitte wäre. Was würden die alten Heroen der Philologie voriger Zeit dazu sagen, daß man jetzt auf etwas einen Werth legt, wozu man bloß gesunden Menschenverstand und eine gute Faust bedarf!

Auffallender sind bey einem Manne, der nicht für tirones schreiben will, Mißgriffe, die selbst manchem tiro auffallen müssen; und mit einer eignen Sucht den Styl des Cicero selbst zu kritisiren gepaart sind. Wenn der Auct. ad Her. I, 6, 7 von den Zuhörern sagt: Si defessi erunt audiendo, so macht der Herausgeber im Commentar dazu folgende Anmerkung: „participio *audiendus* cum vis futuri insit, non logice dicitur defessus auditoris animus eos audiendo; dicendum potius erat *iis auditis*; non: ich bin müde jene hören zu wollen, sed jene gehört zu haben. — Was mögen die Schüler des Herausgebers, die die Lehre vom Gerundio (oder der Deklination des Infinitivs) inne haben, bey solchen Bemerkungen ihres Lehrers denken? Diese Tadelsucht des Verfassers erstreckt sich nicht bloß auf die Eleganz des Ausdrucks, oder, wie er es zuweilen nennt, die Lateinische Logik, sondern auf die Sachen selbst, besonders da wo der Autor zum Behuf seiner subtilen Distinctionen scheinbar gleichbedeutenden Wörtern verschiedne Bedeutungen gibt. So ruft der Her-

ausgeber bey der Unterscheidung von divisio und distributio [Auct. ad Herenn. I, 7.] dividere und distribuere sey ja einerley. Zuweilen scheint er, wie zu Auct. ad Herenn. I, 11, wo er das verschiedne scriptum et sententia für sententia scriptoris ausgibt, eine stillschweigende Hendiadys anzunehmen. So wird p. 19 der Begriff von historia [Auct. ad Herenn. I, 8] getadelt, weil er der Etymologie des Worts widerspreche.

Dieser Widerspruchs- und Subtilitätsgeist hat indeß dem Herausgeber den Dienst geleistet, daß er ihn bewahrte, die Veränderungen, welche einer der neuesten Kritiker bekanntlich mit dem Texte vorgenommen hat, überall anzunehmen. So wird gleich im Anfange otium mit Recht beybehalten, nicht bloß, weil kleine Wiederholungen dieser Art diesem Schriftsteller eigenthümlich sind, wie der Herausgeber richtig bemerkt, sondern das folgende einschränkende: id ipsum, quod datur otii, durch die ausdrückliche Erwähnung des otium im Vorhergehenden gleichsam eine kleine rhetorische Figur bildet. So bemerkt der Herausgeber zu den Worten: *Non enim spe quaestus aut gloria commoti venimus ad scribendum:* Bene autem dicitur commoveri gloria sive laude inde in nos redundatura; nec minus bene, quam spe gloriae commoveri. — Uns wundert, daß der Herausgeber nicht an die Gloria tollens vacuum verticem beym Horaz gedacht hat. Denn das Streben nach größerer Concinnität kann bey diesem Schriftsteller wohl Niemand zur Veränderung des gloria in gloriae bewogen haben. Wir wünschten, daß der Herausgeber an mehreren Stellen gegen die Neuerungssucht Anderer auf seiner Huth gewesen wäre. Wer hat wohl gehört, daß hospitium oder sodalitas bloß von Einem hospes und sodalis gesagt worden? Und doch bemerkt der Herausgeber bey *sodalitatibus* [Auct. ad Herenn. I, 5] etwas der Art auf fremde Auctorität. So möchten wir nicht die Worte am Ende des ersten Buchs ad Herenn. propter multitudinem literarum als eine Glosse vertilgt sehen, wenn wir die ganze Denkungsart des Verfassers überhaupt uns vor Augen stellen. Wer er auch gewesen seyn mag, offenbar ge-

hört er zu derjenigen Parthey, die der Beredsamkeit bloß eine bürgerliche juristische Sphäre anwieß, eine umfassende weitläuftige Wissenschaft, wie sie Crassus in den Büchern de oratore erfordert, verwarf, und um den Lehrling nur schnell zuzustutzen alles aufbot. Alles, was wir von den äußern Verhältnissen des Auct. ad Herenn. vermuthen können, stimmt damit überein. Das Werk selbst verräth diesen beschränkten Geist überall. Einem Manne dieser Art steht die ängstliche Widerholung in den Worten propter multitudinem literarum sehr wohl an. Mehrere Stellen erscheinen durch diese Bemerkung erst in ihrem wahren Lichte. Hieher gehört die Definition vom officio oratoris I, 2, deren wahren Geist der Herausgeber nicht gefaßt hat, indem er die Ciceronianische dicere apposite ad persuadendum bloß für etwas kürzer hält. Wenn der Verfasser einen tadelnden Seitenblick auf die Griechen wirft, qui ea conquisiverunt, quae nihil attinebant, so macht der Herausgeber dazu folgende Anmerkung: Rhetores autem Graeci multa ex *dialectica* huc transtulerunt, quam Cicero nominat eloquentiam adstrictam. Selbst die definita animi moderatio I, 1, 2 scheint uns intellectuel in dieser Beziehung verstanden werden zu müssen, wie das gleich unmittelbar darauf folgende beweiset, und wir können deshalb nicht begreifen, wie der Herausgeber dabey die Anmerkung machen kann, man habe hier das Bild eines Redners non solum rei quam tractat intelligentis, sed etiam *animi cupiditatibus ne ad prava abripiantur moderantis.*

Die Einleitung de Rhetoricis Ciceronis enthält bloß die bekannten Notizen, die sich der Herausgeber ängstlich bemüht hat, mit den Worten der alten Schriftsteller selbst zusammenzustellen. Wo ihn dieses Hülfsmittel verläßt, wird man gar oft den Deutschen als verkappten Lateiner gewahr. Zuweilen gibt es auch Gallicismen, wie seducere für seduire.

Wie verbinden hiemit

Marci Tullii Ciceronis Rhetorica, Seu Institutiones Artis Eloquentiae Forensis Opera Et Sumtu Cultoris Disciplinae Ciceroniae Josephi Greysing. Tomus Primus. Editio Secunda. Norimbergae, e Libraria Steiniana MDCCCVIII. [2 fl.]

Es wird am besten seyn, den Verfasser selbst als Vertheidiger seines Werks in der Vorrede, die er Vindiciae hujus operis nennt, auftreten zu lassen. „Quod heic vertitur opus inquient, quibus inscriptio multum inaurata videbitur? Hoc in opere, si id intueri amaverit, reperietur *primo* illa praeceptionum et exemplorum rhetoricorum conscriptio, quam M. T. Cicero ab optimis oratoribus, qui omnibus anterioribus saeculis ad eam usque aetatem Athenis et Romae eminuerunt, mutavit, ac in quatuor libris ad Cajum Herennium communis commodi caussa transcripsit, dico primum opus, quo agebatur de invenienda Rhetorica; subinde *secundum*, quod non immerito inventa et perpolita Rhetorica appelletur, hoc enim labore in duos libros dispartito Cicero non solum errores, in quos primo conatu incidisse videtur, sublevat, verum omnem materiam ac artis partes, ipsumque Oratoris officium, quae antea primo penicillo adumbraverat, peritus efformat, effingit, et abundare facit; his duabus Suadae Mansionibus aedificatis nondum quietus Cicero, invexit Topica pro suppellectile et spolio amicorum forte Rhetoris et Jurisconsulti, et haec est *Tertia* pars hujus operis. At, reponent, suada Romana hac aetate! ideo usque Bibliothecis reclusa fuerit, quod libri illi una serie scripti, torrentis ad instar defluentes ingenia studiosorum secum rapuerint, ut, ne qui insisterent aut evaderent, conspicere possent, quam difficultatem adauxerunt infiniti in punctando, in abbreviandis commutandis ac omittendis verbis, dicam, integris constructionibus commissi errores atque incuriae, ut proin mirum non sit, si pauci sint, qui tam devastatos suadae libros adamaverint: amores, in quibus multi viri ejus filias habent, ego in Matrem con-

verti, feptem illos libros non modo a potiffimis et maximis mendis purgavi, verum fummam difficultatem fuftuli, diftributionem materialem quandam citra ullam inverfionem ordinis, quem a Cicerone habent, induxi, qua non modo legentium aut commentari adnitentium labor per multum facilitatur, verum et recreatur; meis laboribus eo minus quis invidebit, quo certius eft, etiam noftris temporibus quam maxime infervire praecepta inveniendi, differendi, vivendi; ad Portam Juftitiae perpetua eadem Clavis.

Es ist ein trauriger Beweis, von dem schlechten Zustand der Literatur und der öffentlichen Bildungsanstalten in manchen Gegenden Deutschlands, daß Bücher dieser Art nicht blos geschrieben, sondern auch zum öffentlichen Unterricht gebraucht werden, und eine zweyte Auflage erleben konnten.

Davidis Ruhnkenii Opuscula, Oratoria, Philologica, Critica, Nunc Primum Conjunctim Edita. Lugduni Batavorum, Apud Sam. et Joh. Luchtmans, Univerfitatis Regiae Hollandiae Typographos MDCCCVII. 347 S. 8. (2 Rthlr.)

Daß diese Sammlung durch häufige Anfragen veranlaßt würde, ist vielleicht eine der erfreulichsten Erscheinungen unsrer Zeit. Den Anfang macht, wie billig, jenes unsterbliche Elogium Tiberii Hemfterhufii. Man kann geradezu sagen, daß wenn auch alle andere Erzeugnisse moderner Philologie vernichtet würden, dieses Elogium allein hinreichen würde, ihre Ehre bey der Nachwelt zu retten. Möge es noch im begonnenen Jahrhundert auf feurige Gemüther wirken, was die Tropäen des Miltiades auf den Themistokles! — Angehängt sind die beyden Briefe Bentleys. Hierauf folgt die Oratio de Graecia, artium ac doctrinarum inventrice. Sollten die allgemeinen Ansichten darin weniger befriedigen, so muß man nicht die Zeit vergessen, in der sie geschrieben ist. Gefallen wird vielen gerade in der jetzigen Zeit das Urthei

über die Logik. Logica vel Dialectica, heißt es S. 85, tum demum inventa est, cum, constituta propemodum philosophia, acuti sagacesque homines ejus praesidium non magnopere desiderarent. Quo ductus argumento si quis contendat, non videri tantam, quanta vulgo putatur, hujus disciplinae utilitatem, is quidem sententiae suae subscribat nostram. An Erscheinungen unsrer Tage erinnert und warnt für die Zukunft, was S. 83 über den festen Glauben an eine untrügliche Philosophie gesagt wird: Quid tandem causae esse dicamus, quare multi, pro quibus modo, tanquam pro aris et focis, pugnabant, eadem ipsa aliquot annis post, velut vana, falsa nugatoria repudient? Videte levitatem hominum atque inconstantiam. Crebrae istae ac repentinae sententiarum commutationes quid prodant, cui potest esse obscurum? Zur Oratio de Doctore umbratico wird man in Deutschland bald vergeblich ein Original suchen. Um sie vollkommen zu verstehen, muß man zum Theil das Privatleben des Ruhnkenius kennen. Hierauf folgen Dissertationes und zwar zuerst die de Galla Placidia Augusta. Die darauf folgende de Antiphonte ist vielleicht die einzige, gegen deren Zusammenstellungen sich mit Recht Erinnerungen machen ließen. Ruhnkenius hat offenbar die zum Theil von Taylor zu den Lectionibus Lysiacis berührten Schwierigkeiten der Materie zu wenig erwogen. Um den Ruhnkenius indeß zu widerlegen, bedürfte es vor allen Dingen tiefer Untersuchungen über die Geschichte der Rhetorik überhaupt. Denn heißt es irgendwo: κακὸς κακὸν ἠγηλάζει, so ist dieß hier der Fall. Den Beschluß machen die Abhandlungen de tutelis et insignibus navium und de Longino.

Die Herausgeber machen in der Vorrede noch zu mehreren Hoffnung.

Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tirol. Von Joseph Freyherrn von Hormayr zu Hortenburg, Tiroler Landmann, k. und k. k. Hofse-

cretair der geheimen Hof- und Staats-Kanzley in auswärtigen Geschäften ꝛc. Erster Theil. Erste Abtheilung. 1806. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung: XXVII und 311 S. gr. 8. (2 Fl. 45 kr.)

Es sind zwar die einzelnen Erscheinungen in dem Gebiet einer Kunst oder Wissenschaft noch kein allgemeiner Maasstab für den Zustand dieses Gebiets, noch auch dafür, wie weit die Theorie desselben zur Vollendung oder zur allgemeinen Anerkennung gekommen sey; denn sie können auch ganz unabhängig von beyden entstanden seyn. Allein, je mehr lezteres etwa zutrifft, desto mehr möchte es bey den wichtigeren dieser Erscheinungen der Fall seyn, daß sie umgekehrt um so größeren Einfluß auf jenes haben könnten, vornemlich, wenn es ein Gebiet ist, wie das der Geschichte, worin, wie in der Kunst selbst, gute Muster immer mehr geleistet haben, als die ganze Theorie, und wenn, was ebenfalls hier der Fall ist, noch dazu so manches zur Vollkommenheit der Theorie fehlt.

Dieß sey der Gesichtspunct, auf welchen Rec. zuerst Rücksicht nehmen wird, wenn er bedeutendere Erscheinungen im Fache der Geschichte hier anzuzeigen hat.

Herr von Hormayr hat eine große Laufbahn betreten; keine andere, als neben dem Geschichtschreiber der Schweitz. Nicht, weil der Schauplaz seiner Geschichte geographisch neben dieser liegt, sondern weil die Auffassung seines Gegenstandes Aehnlichkeit hat mit dem Geiste und der Tendenz, wodurch die Schweitzergeschichte bis jezt einzig in unserer Zeit ist. Ob und wie weit H. v. H. dieses Werk bewußt oder unbewußt, als Muster oder Vorgang vor Augen gehabt habe, kann Rec. hier nicht untersuchen, da die argumenta interna (woran es übrigens nicht fehlen würde,) an sich allein, wie in der ganzen Kritik, so leicht täuschen. Der Kürze und Verständlichkeit halber will Rec. eher auf Abweichungen von der Schweitzergeschichte im Allgemeinen hinweisen.

Um die Verdienste des Verf. näher zu schätzen, müssen wir sowohl die Eigenschaft des Geschichtforschers, als die des Geschichtschreibers in ihm auszeichnen. In der ersteren hat er sich unter mehreren kleineren Stücken (Tiroler Almanach) schon auf die achtungswürdigste Weise bekannt gemacht durch die im Jahr 1803 erschienenen kritisch-diplomat. Beyträge zur Geschichte Tirols im Mittelalter, 2 Bde, Wien. Eine bereits verarbeitete Sammlung, die tiefe Blicke in die mittlere Zeiten verräth, und die auch für die Geschichte der benachbarten Staaten von größerer Wichtigkeit ist, als sie vielleicht manchem scheinen möchte. In der neuen Ausgabe der Schweitzergeschichte hat H. v. M. bewiesen, was für ein fruchtbarer Gebrauch davon zu machen ist. Die eigentliche Vorstellung von dem großen Apparate des Verf., und wie darüber der Plan seiner Geschichte entstanden ist, erhalten wir aus der Vorrede des vorliegenden Werks selbst.

Mehrere tausend bisher ganz unbekannten Urkunden und Staatsschriften hatte H. v. H. schon gesammelt, er hatte durch Reisen und Beobachtungen seine Begriffe vollständiger und anschaulicher zu machen gesucht, als ihm auch der literärische Nachlaß des um die Tirol. Geschichte so verdienten Freyherrn Joseph von Sperges-Pälenz zu Theil wurde. Ein Insbrukischer Archivsbeamte hatte zehen Jahre lang eine Pension zur Verarbeitung dieser Schätze, ganz unthätig bezogen: nun übernahm H. v. H. mit Verzicht auf alle Belohnung, nicht allein den Auftrag, diese Sammlung für das Mittelalter, nach der Verordnung des Freyherrn von Speiges, zu ordnen, sondern er beschloß zugleich, aus diesen sowohl, als aus seinen eigenen noch voluminösern Sammlungen, eine vollständige Geschichte Tirols auszuarbeiten. Sein Plan war reif. Diese Geschichte sollte zugleich Quelle und Resultat, philosophisch-politischer Ueberblick und kritische Darstellung seyn. So war unter dem Sammeln das Talent des Geschichtschreibers in ihm erwacht. Rec. darf nicht erst bezeugen,

wie selten eine glückliche Vereinigung dieser beyden Eigenschaften sey. Was dem Verf. höchster Zweck des Geschichtschreibers seye, hat er selbst erklärt. Seine Absicht war, nicht blos ein gelehrtes Werk zu schreiben, das umfaßte, was in Jahrhunderten gesammelt worden ist; sondern, das seinen Landsleuten mehr Frieden für ihr Gemüth, eine Gränze ihren Wünschen, und dem Nationalgeiste Dauer gäbe. „Eine gute, vaterländische Geschichte, sagt er, (Vorrede S. XVI) lehre mit dem Adlerblick einer mehrertausendjährigen Erfahrung, des Vaterlandes unvergängliche, höhere Interessen, seine bürgerlichen und politischen Grundgesetze, die der Bahn eines jeden Volkes eben so bestimmt vorgezeichnet sind, als die Kräfte der Attraktion, Schwere und Bewegung den Lauf der großen Weltkörper regeln; — sie zeige mit aller Zauberkraft des Beyspiels, wie schnell jedesmahl die Strafe folgte, wenn unsere Altvordern einen Augenblick lang nicht das waren oder wollten, was sie seyn oder suchen sollten, — sie sey eine Klugheits- und Sittenlehre, ein Noth- und Hilfsbuch in drohenden Momenten! — dann entspricht sie ganz der hohen Idee des größten der Redner.“ Daraus sehen wir, daß sich der Verf. in die Classe derjenigen Nationalgeschichtschreiber erhoben hat, deren Zahl bis jetzt in Deutschland nicht groß ist. Allein von der Geschichte der Schweitz ist sein Werk wesentlich darin verschieden, daß die belehrende Tendenz die überwiegende und herrschende ist, da hingegen jene, nach einem untergeordneten Verhältniß, die Lehren nur andeutet, die aus dem großen Drama hervorleuchten. In welcher Classe der Alten der Verf. seine Vorgänger habe, wird eben dadurch von selbst klar.

Nach der angegebenen Absicht will nun auch der Verf. allein oder hauptsächlich beurtheilt werden. Er äußert zugleich, „wer dieses Buch mit Recensenten Sinn zur Hand nehme, werde tausendmal mehr Mängel als Gutes darinnen finden.“ (S. X) Allein, es findet vielmehr das gerade Gegentheil Statt. Auch die, „welche nur ihren Verstand

damit beschäftigen wollen," werden des Schönen und Guten weit mehr finden, als sie nach der Angabe des Titels, und nach den gewöhnlichen Erwartungen zu suchen berechtigt wären. Wenn der Leser erwartet, in die einfachen Uranfänge der Geschichte der Tiroler Alpenbewohner eingeführt zu werden, so erstaunt er über den Reichthum und Glanz, welchen der Verf. diesem bis daher für öde gehaltenen Theile der Vorwelt, durch alles, was die Darstellung leisten kann, verliehen hat. Eine kraftvolle, bilderreiche Sprache, ein sehr ausgebildeter, oft üppiger Styl, eine nicht gewöhnliche Belesenheit in Alten und Neuen steht dem Verf. zu Gebot, nicht allein die Thatsachen selbst auf die glänzendste Weise herauszuheben, sondern auch durch Hinweisung auf Parallelbegebenheiten aller Geschichten den Leser zu überraschen, und die großen Lehren der Geschichte auf das nachdrücklichste vor die Augen zu legen. Man könnte sagen, daß die Geschichte selbst oft nur Mittel für diesen Zweck, und daß der Verf. aus der Eigenschaft des Geschichtschreibers manchmal in die des Redners übergetreten zu seyn scheine.

Dieser Vortrag wird aber nicht bloß durch die Methode, sondern auch durch den Plan des Verf. begünstigt. Er hat vorzüglich aus der classischen Geschichte, die für diesen Theil beinahe die einzige Quelle ist, alles Große und Schöne, was je mit dem Gegenstand seiner Geschichte in Verbindung gesetzt werden konnte, in nähere Beziehung gebracht. Man könnte ihn zwar hier mancher Digressionen beschuldigen, ohne deswegen den innern Werth derselben zu verkennen; und der Verf. hat nur bey einer einzigen (über den Marius S. 72) den Leser zurechtzuweisen für nöthig gefunden. Es gehört aber überhaupt hieher, was im Allgemeinen in der Vorrede über die Schwierigkeiten, die Geschichte einer Deutschen Provinz, die erst später ein geschlossenes Gebiet geworden ist, aufzufassen, gesagt wird. Der Verf. findet zwar die Hauptschwierigkeit im Mangel zureichender Quellen, und in der großen Aufgabe, sich in vertrautere Bekanntschaft mit den

verschiedenen Sprachen, Sitten, Satzungen, wovon in Tirol besonders so heterogene Theile sich finden, zu setzen: Allein die eigentliche Schwierigkeit, die der Anordnung des Planes im Wege steht, liegt darin, daß die Einheit, ohne welche überhaupt keine Geschichte sich denken läßt, keine gegebene ist, sondern durch eine lange Reihe von Jahren herunter erst gesucht werden muß. Mit einem Wort: die Tiroler verbindet beynahe gar nichts bis auf Meinhards Zeit, als das hineingelegte geographische Bild von dem (späteren) Umfang ihres Landes. Wären aber auch die Tiroler schon früher in bestimmten Landmarken gewesen, als eine einzige Völkerschaft, sie haben doch keine besondere Geschichte, wenige einzelne Fälle ausgenommen, die aber eben wegen ihrer Vereinzelung keine Geschichte geben. Die kleinern Bergvölker von Istrien bis Piemont (Semi-Germani bey Livius) haben, wenige abgerechnet, nur eine gemeinsame Geschichte bis auf den Zeitpunct, da sie bestimmte Theile Deutscher oder Ital. Staaten geworden, und dadurch in sich selbst concentrirt worden sind. Hier fängt ihre eigene Geschichte an, und in der früheren sind bloß die Elemente dazu. So lange aber freylich eine solche allgemeine Geschichte dieser Bergvölker bis auf die angezeigte Periode nicht vorhanden ist, so lang muß auch wohl jede Specialgeschichte der Schweitz, von Graubünden, von Bayern, Oesterreich rc. dieselben Erscheinungen (Gallier, Cimbern, Marius, Cäsar, Drusus u. s. w.) fast so ausführlich wiederhohlen, als es hier geschehen ist. In der Schweizergeschichte ist nun wirklich auch dieselbe Periode aus der Römischen Geschichte. Nur ist zugleich das zu bemerken, daß sie mit der dem Verf. eigenthümlichen Gedrängtheit dargestellt ist, und dann, daß die Helvetier gleich von Anfang ein ganzes Volk ausmachen, das auch in die Hauptgeschichte bedeutender eingreift, als die meisten übrigen Alpenvölker.

Von der andern Seite ist ein Vorzug in der Anlage des vorliegenden Werks dieser. Der Plan ist, von der Einwir-

kung des Clima und der Beschaffenheit des Landes (in den verschiedenen Perioden seiner Cultur) auszugehen, um die Lebensweise, Beschäftigung, die Sitten, den ganzen Kreis der Begriffe der Einwohner, die dadurch nöthig gewordenen Gesetze und Modificationen des Staatsverbandes u. s. w. daraus herzuleiten. Der Verf. ist von den wenigen, die, (was freylich bey einem naturhistorisch so merkwürdigen Lande, wie die Schweitz oder Tirol, besonders wichtig ist,) die physischen und statistischen Resultate mit dem historischen in Verbindung zu setzen für nöthig und zweckmäßig gefunden haben. Andere zeichnen den Character des Volks, wie er ist; er zeigt seine Entstehung. Das gehört auch zu dem, was wir oben unter den Elementen der früheren Geschichte bezeichnet haben. Doch das weitere hierüber müssen wir erst von der Fortsetzung erwarten: der vorliegende Theil enthält bloß in zwey Büchern die Urgeschichte und Freyheit der ersten, zerstreuten Einwohner, und dann ihre, nicht unverdiente, Unterwerfung durch die Römer.

Der Raum gebietet uns, sofort auf die kritischen Verdienste des Verf. überzugehen. Wir sind schuldig, dieser um so mehr zu gedenken, als sie von minder erfahrenen Lesern über der mehr in die Augen fallenden Außenseite, und weil sie der Verf. gewissermaßen selbst verborgen hat, übersehen werden könnten. Das Ganze bietet uns zwar Belege dar, aus denen wir zeigen könnten, daß Herr v. H. über sein noch nicht hinreichend bekanntes Vaterland, und über ein noch dunkles Gebiet der Geschichte theils durch neue Entdeckungen, theils durch scharfsinnige Combinationen in mancher Rücksicht ein neues Licht verbreitet habe. Den meisten Gehalt erkennt aber Rec. in denjenigen Abschnitten des I. Buchs, welche von der Herkunft der ersten Einwohner und von dem Zustande, in welchem sie ihr Land bewohnten, handeln. Hier hat der Verf. seine vaterländischen Vorgänger, die er aber auch gar nicht schont, (S. 26 not. xx) hauptsächlich übertroffen. Unter den angeführten Gegenständen hat es den Rec. besonders gefreut, über die von den Cimbern

herstammen sollenden Sette und Tredeci Communi einmal etwas erschöpfendes zu lesen. (S. Anmerk. S. 124 flg.)*) Er vermißt nichts, als daß nicht auch die Abhandlung von dem berühmten Sprachforscher Fulda über denselben Gegenstand angeführt, oder darauf Rücksicht genommen worden ist. Die einzige Bemerkung erlaubt sich Rec. noch beyzusetzen, daß eben die hier mitgetheilten schätzbaren Proben von der Sprache dieses räthselhaften Völkchens bestimmtere Data über die Periode ihrer Einwanderung geben könnten. Ihre Wochen-Tage und Monate haben beynahe schon dieselbigen Nahmen, wie die unsrigen. Die Sprache, so wie sie hier geschrieben ist, hat die meiste Aehnlichkeit mit der Hochdeutschen des 13ten Jahrhunderts. Der Dialect, so weit er bezeichnet werden kann, scheint zwar mehr niederdeutsch zu seyn, es finden sich aber doch mehrere Oberdeutsche, zum Theil noch jetzt herrschende Provincialismen: z. B. „a botta", bisweilen wird auch in Schwaben noch gehört: „all bott".

Rec. kann seine Aufmerksamkeit, mit der er die kritischen Untersuchungen des Verf. gelesen hat, nicht besser beurkunden, als wenn er Gelegenheit nimmt, noch einige Gedanken, die dadurch in ihm veranlaßt worden sind, hier niederzuschreiben. Was er etwa gegen Herrn v. H. zu bemerken hat, kann seinem Ruhme keinen Abbruch thun.

Daß der Verf. die Gallier, Galen, Galaten (?) Celten, aus Asien, aus Gomers Lenden herleitet, will Rec. hier nicht bestreiten. Aber warum auch die Cimbern aus jenem Welttheil? Sollte ein solcher Aufbruch aus Asien nicht deutlichere Spuren in der Geschichte hinterlassen haben? Freylich ist immer die Nahmensähnlichkeit mit den Homerischen Cimmeriern, die übrigens aber ins westliche Europa gehören. Warum bleiben wir nicht lieber bey der einheimischen Bedeutung, die schon von Plutarch vorgezogen wurde? Das sicherste Zeugniß geben die Urkunden des Mittelalters, in welchen

*) Vgl. oben Heft S. 1. 74. W.

der Ausdruck: „kümmern" für befehden, berauben, so oft vorkommt. Um so mehr stimmt Rec. dem Verf. bey, daß so viele alte Völkernahmen, wie schon Leibnitz gezeigt hat, bloße Appellativa sind. Die Ursachen, warum auch Stammesnahmen in verschiedenen Perioden in verschiedener Ausdehnung vorkommen, (Rhätier, Tusker,) hat Rec. nirgends so richtig angezeigt gefunden, als bey dem Verf. — (Wenn Herr v. H. übrigens von den Chroniken des Mittelalters bemerkt, (S. 11) ihnen sey es zu vergeben, daß wir bestimmt angeben können, in welcher Stadt oder Dorfe Carl d. G. jedes Jahr die Ostern feyerte, und daß ihnen an dem Größten der Hohenstaufen der rothe Bart das merkwürdigste (?) gewesen; so soll das doch wohl nicht ihren ganzen historischen Werth bezeichnen? — Auch das Urtheil über den „koketten" Florus kann Rec. nicht unterschreiben.) — Eine nähere Unterscheidung, was eigentlich Gallische und Deutsche Stämme gewesen, welche in den älteren Zeiten über die Alpen nach Italien herabgeströmt sind, wäre wohl zu wünschen, wenn anders nähere Aufschlüsse gegeben werden können. In der Darstellung ihrer Sitten und Gebräuche hat auch unser Verf. Gallisches und Deutsches vermischt. Daß die Sprache der Gallier von der Germanischen nur wie eine stark veränderte Mundart abwich (S. 65), weiß Rec. nicht zuzugeben. — Wenn die Veneter am Adriat. Meere die Gallier nicht verstanden, so ist dieses ein Beweis weiter für Antons Behauptung (über die Slaven), daß Wendische und Slavische Stämme von jeher die Germanen durchkreuzt, und namentlich bis an jenes Meer sich ausgebreitet haben. Die Bojer hält Rec. für ein ursprünglich Deutsches Volk, das nicht in Böhmen, sondern in Bayern, so lange man weiß, seine Sitze gehabt. Der Ausdruck: Gallica gens bey Tacitus, Polybius u. a. ist so vag, daß man auch, wie selbst der Verf. thut, (S. 28) die Galater in Bithynien, an welche Paulus seine Epistel schrieb, darunter begreifen kann. — Sind Taurisker nicht Bewohner der hohen Tauern? (s. S. 62, not. vergl.

S. 37, 67) und ist nicht fast einerley Bildung, in Tauriskern, Tuskern, Tugeren? — Daß die Gäsaten des Polybius, Söldner aus den Rhonegegenden, durch „Schweizerische Lanzknechte" erläutert werden, welche, wie jene, überall fochten, wo guter Sold zu verdienen war, (S. 32) findet Rec. sehr treffend. Anton (Anmerk. zum Tacitus S. 126) liest statt Γαισατοι-Γαισαλοι, Gesellen, oder Γαισαλτοι, Gesoldete. Polybius sagt wenigstens ausdrücklich, daß sie (nicht von ihren Spiesen, wie der Verf. sich ausdrückt, sondern) vom Sold im Kriegsdienst, ihren Namen haben.

Was wir in dem vorhergehenden über die einzelnen Bestandtheile dieses Werks gesagt haben, ist, wie wir glauben, hinreichend, dem Zweck unserer Jahrbücher gemäß, das Urtheil des Lesers selbst darauf zu leiten, was die Geschichte überhaupt, in Rücksicht auf Kunst und in Rücksicht auf das Wissenschaftliche, durch die Darstellung und durch die kritischen Bemühungen des Verf. an Zuwachs erhalte; und dann, nach welchen Rücksichten und unter welchen Modificationen gegenwärtiges Werk auch als Muster gelten könne. Wie weit sein praktischer Zweck erreicht werde, muß eigentlich erst der Erfolg entscheiden.

Was Rec. noch zu sagen hat, betrift blos die äussere Form dieser Geschichte. Wir haben oben bemerkt, daß der Verf. seine kritischen Forschungen zum Theil selbst verborgen habe; dieß ist dadurch geschehen, daß er, wie die Franzosen, gar keine Citate unter den Text gesetzt hat. Was auch für diese Manier gesagt werden mag, Rec. kann sie, besonders in dem vorliegenden Fall, durchaus nicht billigen. Führt man die Alten dafür an, so paßt dieses einmal nicht auf unsere Geschichte; wir schöpfen größtentheils aus viel zahlreichern, und größtentheils todten Quellen, ein eigentlicher Gegenstand der Gelehrsamkeit; die Alten schrieben meistens aus der lebendigen Wirklichkeit: und dann ist jene Voraussetzung von den Alten nicht einmal ganz richtig. Was sind zum Theil Hero-

vors Episoden anders, als Noten und Citate, in den Text verwebt? Ein Deutscher würde sie darunter setzen. Und was wollten wir geben, wenn wir die Quellen des Livius auch noch einsehen könnten? — Noch ein Unterschied findet Statt, wenn eine Geschichte aus wenigen Hauptquellen geschöpft wird; hier läßt sich im Text bemerken, wie auch manche gethan haben, wenn ein anderer Autor eintritt. Aber das ist in der ältern Völkergeschichte nicht der Fall, wo oft erst die zerstreutesten data durch sinnreiche Combinationen zusammengesetzt werden. Hier kommt es oft bey einem einzelnen Namen oder Ausdruck darauf an, den Gewährsmann sogleich zu wissen. Rec. wäre zwar nicht verlegen, auch ohne Nachweisung das hiehergehörige in den Quellen selbst zu finden; aber doch hat es ihn oft incommodirt, den Zeugen nicht genannt zu sehen. Ob sein Gefühl auch das anderer Leser sey, läßt er dahin gestellt seyn. H. v. H. hat zwar seine wichtigsten Quellen in dem Anhang vollständig abdrucken lassen; aber welche unter unsern heutigen Lesern werden sich die Zumuthung gefallen lassen, das nämliche Geschäft, das der Verf. unternommen, noch einmal daraus vorzunehmen?

Dieser Anhang von Anmerkungen und Quellen, hat übrigens, an sich betrachtet, des Rec. vollen Beyfall. Mag es auch seyn, daß Auszüge aus den bekanntern Classikern, die sich in der Bibliothek jedes Gymnasiasten befinden, hier keiner Stelle bedurften, ausser um die Belege vollständig zu geben, so waren dagegen die aus den andern nicht überflüssig, wovon es leider immer noch keine allgemein käufliche Ausgabe giebt. Was der Verf. aus den neuesten geologischen und mineralogischen Entdeckungen beybringt, ist doppelt schätzbar. Ob aber dieser ganze Anhang, auch in der Fortsetzung, mit den bereits erschienenen Beyträgen zur Geschichte des Mittelalters, nicht ein besonderes Ganze ausmachen sollte, ist eine Frage, die mehr für den Buchhandel gehört.

Je entfernter aber noch die Periode dieser ersten Abtheilung ist — wir können sie eigentlich nur als Probe des zu

erwartenden betrachten, — desto ernstlicher müssen wir den Verf. um die Fortsetzung bitten. Er verspricht, das Ganze in vier Theilen zu vollenden, und versichert, daß die Materialien schon ganz geordnet seyen. Daß es ihm nicht an Muße gebricht, beweißen die rasch aufeinander folgenden Theile des Oesterr. Plutarchs. Das Zeitinteresse hat noch mehr zugenommen, als dem Verf. — die Vorrede ist vom Apr. 1805 datirt — kaum ahnden konnte. Sein Interesse kann dadurch nicht vermindert werden, daß Tirol nicht mehr zum Oesterr. Erbkaiserthum gehört. Ihm ist „die Idee vom Vaterlande keine kalte Abstraktion, sondern die lebendigste Zusammenfügung von tausend theuren und vertrauten Bildern.“

Vorlesungen über die Deutsche Wissenschaft und Literatur von Adam H. Müller. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Dresden 1807 in der Arnoldischen Buchhandlung. (1 Rthlr.)

Diese kleine Schrift verdient die größte Aufmerksamkeit, nicht nur wegen des Beyfalls, den sie als Vorlesung in einer der gebildetsten Städte des nördlichen Deutschlands erhalten hat, sondern auch durch ihren eignen geistreichen Gehalt.

Eine Geschichte der Deutschen Literatur darf man hier nicht erwarten; ja, auch keine vollständige Charakteristik des gegenwärtigen Zustandes derselben; sonst würde es uns befremden, einen Stern der ersten Größe, Johannes von Müller, nur einmal sehr beyläufig erwähnt, und den originellsten Lieblingsschriftsteller des Deutschen Publikums, Friedrich Richter, nicht einmal genannt zu finden.

Herrn Adam Müllers Werk ist weniger, oder wie man's nimmt, auch mehr, als eine bloße Geschichte, oder Characteristik seyn würde. Wir möchten es nennen: universalhistorische Betrachtungen über die Deutsche Literatur, besonders über ihren gegenwärtigen Zustand, und über ihre eigenthüm-

liche Bestimmung. Universalhistorisch, nicht in der Bedeutung der Compendien, sondern in Hinsicht des Sinns für die Weltgeschichte, und ihre grossen Erscheinungen.

Durchgängig setzt Hr. A. Müller die Literatur in Beziehung auf das Leben, auf die großen Begebenheiten der Zeitgeschichte, und die stillen Umwandlungen des Zeitgeistes; dadurch vorzüglich werden seine Vorträge anziehend. Vortreflich fanden wir besonders die Art, wie der Verfasser den Gegensatz des Französischen und Deutschen Geistes in der Geschichte und Literatur bis auf alle Einzelnheiten des geselligen Lebens, und bis auf die Freyheiten der Sprachbehandlung (S. 162) durchführt. Lobenswerth auch die Ansicht des Kriegs (S. 87) so wie die Gedanken vom Verhältniß der Wissenschaften und des Staats (S. 137), und von der Verbindung des Germanischen und des durch den Handel wieder erweckten, republicanischen und antiken Princips in England.

Das Christenthum ist dem Verfasser der Mittelpunct aller seiner universalhistorischen Ansichten und Beziehungen; was er bey mehreren Gelegenheiten über diesen Gegenstand sagt, hat um so mehr unsern Beyfall, da es frey ist von dem modigen Anstrich des beliebten philosophischen Formelnspiels, und ganz das Gepräge hat aus eignem Nachdenken und Gefühl hervorgegangen zu seyn. Wir empfehlen besonders die schöne Stelle (S. 117) über „den, ohne den „in der Geschichte nichts ist als wüster herzzerreißender Streit.“ — Möge der Verfasser ferner an diesem Puncte der Einheit fest halten, durch stetes Forschen sich denselben immer klarer und deutlicher machen, sich wie bisher rein erhalten von dem leeren und losen Wesen willkührlicher Constructionen, — aber auch von gewaltsamen und unzweckmäßigen Anwendungen. Als eine solche glauben wir, die auf Göthe durchaus ansehen zu müssen, an dem der Verfasser nur das Eine zu tadeln weiß, daß der Geist des Christenthums ihm verborgen geblieben sey. — Wir geben zwar gern zu, daß bey jeder neuen oder alten Philosophie, unvermeidlich die Frage entste-

hen muß: wie ihr Verhältniß zur Religion sey, wenn sie nicht etwa selbst schon dieses Verhältniß angiebt und bestimmt. Mit den Künstlern kann und darf man es aber wohl keineswegs so strenge nehmen, und es scheint uns daher, als sey Hr. Adam Müller durchaus nicht berechtigt gewesen, dem vortrefflichen Dichter sein Glaubensbekenntniß auf eine so harte Art abzufordern, oder ihm das seinige aufzudringen.

Weit mehr fühlt der Verfasser sich auch in dieser Rücksicht mit Novalis in Uebereinstimmung, dem er unter allen neueren Deutschen Dichtern und Philosophen fast die erste Stelle einzuräumen scheint, worin wir, wenn vorzüglich von der Tiefe und Klarheit des Sinns und des Geistes die Rede ist, gern einstimmen können. In welchem Sinne, und warum der Verfasser Novalis und Göthe, Vermittler nennt, das wird aus seiner Idee von der vermittelnden Kritik hervorgehen.

Ueber diese wollen wir noch einige prüfende Bemerkungen hinzufügen, da dies eigentlich der Hauptgedanke des ganzen Buchs ist. Den historischen Ansichten und Ideen des Verfassers, auf die wir zuerst aufmerksam machten, konnten wir fast nur ein allgemeines Lob ertheilen; denn so sehr wir im Ganzen hier mit dem Verfasser übereinstimmten, und so gern wir deßfalls, wo uns im Einzelnen eine nähere oder andre Bestimmung als die seinige nöthig scheinen möchte, uns mit ihm darüber einlassen würden, so konnte dieß doch bey dem vorliegenden Werk nicht Statt finden, weil alle diese Ansichten und Ideen hier nur rhapsodisch mitgetheilt und vorgetragen sind. Damit wir es nun auf unsrer Seite an dem Geschäft einer vermittelnden Kritik nicht ganz fehlen lassen, so wollen wir die Nebenbestimmungen seines Hauptbegriffs einer solchen Kritik — die Mittel zu seinem Zweck zu gelangen — mit ihm gemeinschaftlich auszumitteln versuchen; als Vermittler, wenn es einmal so heißen muß, zwischen ihm und ihm selbst, zwischen seiner vortreflichen und vollkommen wahrhaften Idee, und seiner von manchen Zufälligkeiten und Zeitlichkeiten be-

schwerten Ansicht derselben. Lessing heißt dem Verfasser der Vater der Deutschen Kritik; Friedrich Schlegel aber wird als derjenige genannt, durch den besonders in den neuesten Zeiten eine wesentliche Veränderung der literärischen Ansichten bewirkt worden sey. Wenn der Verfasser indessen die Resultate dieser neuern Kritik in vielen Fällen annimmt; so ist er doch weit entfernt, ihre Grundsätze zu billigen. Er findet ihr Verfahren zu schroff und einseitig; er vermißt in Fr. Schlegels Ansicht besonders einen festen Einheitspunct; es gebe eine höhere Kritik, eben die, welche er durch jenes Beywort einer vermittelnden bezeichnet.

Zuerst bemerken wir, daß jede Kritik nothwendig eine vermittelnde sey, da sie ihrem Wesen nach, nichts anders seyn kann, als eine gemeinschaftliche oder mittlere, sey es nun Kunst oder Wissenschaft, zwischen so vielen andern oder fast allen andern Theilen der Erkenntniß. Von der auf göttliche Offenbarungen und Urkunden der Vorzeit gegründeten Religion, bis auf die Grammatik und ihre Sylbenstechereyen herab, umfaßt Kritik das Erhöhte und Heiligste neben dem scheinbar Geringfügigen, was es doch für den bis zur Aengstlichkeit gewissenhaften Kunstsinn nicht ist. Die Historie kann ihrer bey keinem Schritt entbehren, wird, was sie ist und seyn soll, erst durch ihre gemeinschaftliche Mitwirkung. Poesie und Kunst sind ihre eigentliche Gegenstände; ihr höchstes Meisterstück aber bleibt es, die Gebilde und Gewebe des philosophischen Geistes zu deuten und zu entwirren, und den Gang der Systeme durch alle Umwandelungen und Verschlingungen hindurch nach ihrem Wachsthum und innern Wesen vor Augen zu stellen. Die Anwendbarkeit auf Naturwissenschaft und Mathematik, ist weniger einleuchtend; doch werden wir nichts dagegen einzuwenden haben, wenn jemand behaupten will, daß auch hier Kritik Einfluß haben, und zuletzt entscheiden müsse, um die philosophischen Ansichten und die Empirie in Uebereinstimmung oder in ein Gleichgewicht zu setzen.

Alles dies aber ist doch nur in dem Kreise der Litteratur und Wissenschaft vorhanden, der von dem wirklichen Leben vielleicht mehr als er sollte, getrennt, eine abgeschloßne Welt für sich bildet. Es bedarf eines neuen Mittelgliedes, um diese in ihrer einsamen Idealität verschwebende litterärische Welt mit der thätigen des bürgerlichen und vaterländischen Lebens in wirksame Berührung zu setzen, und dadurch sie selbst erst in einem höhern Sinne zu realisiren. Für andre Nationen ist dieses Mittelglied vielleicht das Theater; mag das aber auch für andre Nationen und Zeiten wirklich das beste Mittel zu diesem Endzwecke seyn, und gewesen seyn; für uns Mitglieder der zerstreuten Deutschen Nation, kann unser, erst im Werden begriffnes Theater, welches selbst noch der Leitung der Kritik bedarf, das nicht, kann es wenigstens nur auf eine sehr untergeordnete Weise seyn. Etwas anders vertritt diese Stelle; die Kritik ist es; nämlich jene, von welcher Hr. Adam Müller behauptet, daß wir Deutsche allein sie kennen, und sie besitzen. Was ist eigentlich das litterärische Bedürfniß des denkenden Staats- und Geschäftsmannes, den wir hier vorzüglich im Auge haben müssen? Er kennt, wenn er das ist, was wir sagten, auch das Allgemeine der Geschichte, nicht bloß das Besondere; einige Theile der Kunst sind ihm wohl zugänglich und leicht ansprechend; aber das Tiefere der Kunst und die Philosophie bleiben ihm mehr oder minder fremd. Er bedarf hier der ergänzenden Nachhülfe, und derjenige ist ihm der wahrhaft unterrichtende, oder nach Hrn. Adam Müllers Ausdruck, der vermittelnde Gelehrte, der dem Leben und der Zeitgeschichte nicht fremd, das Allgemeine der Geschichte wohl noch besser inne hat als er, dabey aber die Kenntniß und Fähigkeit besitzt, durch jenen gemeinschaftlichen Berührungspunkt ihm auch die unbekanntere Regionen der Kunst, besonders aber der Philosophie zu eröffnen. Mit Vergnügen bemerken und erkennen wir in Hrn. A. Müller ein entschiednes Talent und den Beruf, die Kritik besonders nach dieser Seite hin, wo sie mit der Geschichte, der Politik, und dem geselligen Leben

in Berührung steht, zu üben und darzustellen. Denn eben weil die Kritik kein geschlossener Lehrbegriff, sondern von mehr unbestimmter und ganz freyer Art ist, versteht sich von selbst, daß nicht Einer allein sie ganz umfassen, oder einen unabänderlichen Kanon derselben aufstellen kann; sondern daß sie von Mehreren auf verschiedene Weise geübt, und nach allen Seiten hin ausgebildet werden muß. Eine solche Kritik würden wir nicht eine vermittelnde nennen, da ein überflüßiges Beywort, was sich von selbst versteht, nur dazu geeignet ist, einen klaren Begriff zu verdunkeln, sondern eine philosophische, um an die Foderung desjenigen zu erinnern, worauf es hier am meisten ankommt, und eine solche Kritik von demjenigen zu unterscheiden, was die Philologen in einem engern Sinne zunächst so nennen, und was demjenigen, der die philosophische Kritik mit Glück üben will, freylich auch nicht fremd seyn darf. Philosophisch nennen wir sie aber in dem Sinne, da man unter der Philosophie nicht eine geschlossene Wissenschaft, wäre es auch die höchste Urwissenschaft, sondern das freye Studium der Ideen versteht. Die kritische Philosophie konnte ihre schlecht begründete Anmaßung, das Ganze aller Wissenschaften und Künste zu beherrschen, und neu zu bestimmen, durchaus nicht behaupten; die philosophische Kritik hingegen, ist eben darum das verbindende Mittelglied zwischen dem Leben und der literarischen Welt, weil sie der gemeinschaftliche zwar nicht das Ganze beherrschende, aber doch mehrere Glieder zugleich belebende, hie und da lenkende Geist der Bildung in derselben ist. Es kann diese philosophische Kritik auch eine Deutsche genannt werden, in sofern bey keiner andern Nation bis jetzt eine solche vorhanden war, nach deren Idee wenigstens bey uns mit Erfolg gestrebt wird, wenn anders die Anfänge derselben schon das Lob verdienen, welches Hr. A. Müller ihnen ertheilt.

Der Herr Verf. nimmt den Begriff der literarischen Vermittlung manchmal in einem weitern und losern Sinn, wo er auf Deutschland durchaus nicht anwendbar ist, und

eher für Frankreich passen würde; denn wenn nicht davon die Rede ist, den Geist des Höchsten und Vortreflichsten in Kunst und Erkenntniß aus allen Zeiten der Vergangenheit, selbst erkennend und bildend, neu zu beleben, sondern nur das allgemein Brauchbarste der Gegenwart wählend und anwendend in schnellen Umlauf zu setzen, so ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß Frankreich durch seine geographische Lage und politischen Verhältnisse, vor allen berufen sey, der Mittelpunct eines solchen Gedankenverkehrs zwischen England, Italien, Spanien und Deutschland zu seyn und zu werden. Es ist auch gar nicht zu zweifeln, daß die Französische Literatur vorzüglich diese Rolle übernehmen wird, sobald sie nur überhaupt wieder energischer auflebt, und eine neue Epoche beginnen kann, was bis jetzt durch die Richtung der besten Kräfte nach einer andern Seite hin, noch mehr aber durch die Trennung aller einzelnen Theile der Erkenntniß und der Kunst, verhindert wird. Denn wie möchte eine Literatur wohl kräftig gedeihen, von der man die Wissenschaft ganz absondern will? — Mit allem dem ist die Richtung der Französischen Literatur auf jenes Ziel in einzelnen Autoren und Producten schon seit lange sehr sichtbar; und der zornige Eifer der alten literarischen Zions-Wächter, die reine Beschränktheit des classischen Jahrhunderts zu erhalten, beweißt nur, wie sehr sie Ursache zu haben glauben, die wachsende Neigung zu den verbotenen Früchten des Auslandes zu bekämpfen. Möchten aber doch unsre Landsleute, besonders die von der jetzigen jüngern Generation, nicht durch ein falsches Streben nach Universalität und vielseitiger Bildung verleitet, so oft die eigentliche Natur und den Beruf des Deutschen verkennen! Nicht in der Mitte, noch auf der Oberfläche ist die Sphäre des Deutschen Geistes, sondern die Tiefe ist seine eigentliche Region, in der von jeher er herrscht und alle andre siegreich zu übertreffen vermag.

Herr A. Müller nennt die vermittelnde Kritik auch eine versöhnende, und hier stoßen wir vorzüglich auf die

wesentlichsten Misverständnisse, die uns seine Idee noch zu verdunkeln scheinen. Diesen versöhnenden Character der höhern Kritik nimmt Herr A. Müller zum Theil in einem ganz allgemeinen, beynah mystischen Sinne, wo wohl nichts anders darunter verstanden werden kann, als die völlige und gänzliche Auflösung aller Gegensätze in Einheit und Frieden. So wenig wir dagegen als Gesinnung und als letztes Ziel einzuwenden hätten, so müssen wir doch bemerken, daß zwar wohl die Poesie, so wie die andern Künste uns mehr oder minder in einen Zustand zu versetzen suchen, wo aller Streit verschwindet, und Alles in Harmonie verschmilzt; wie aber dies die nächste und eigenthümlichste Bestimmung der vom Sondern und Unterscheiden ursprünglich benannten Kritik seyn könne, sehen wir nicht; es sey denn, daß ihr bisheriger Begriff völlig verschwinde und sie ganz eins werde mit der Poesie. Uns scheint die Sache sich so zu verhalten: die philosophische Kritik ist an und für sich weder polemisch noch irenisch, sondern sie ist beydes zugleich, das eine oder das andre, so wie das Bedürfniß der Kunst und der Zeit es fordert, und die Beschaffenheit der Gegenstände es mit sich bringt. Will der Verf. nun der bisherigen Deutschen Kritik, die er als bloß polemisch schildert, eine andre durchaus und immer nur irenische entgegensetzen, so möchten wir ihm zurufen: „falle man doch aus einem Extrem nicht immer nur in das entgegengesetzte andere!" — Höchstens könnte man behaupten, daß das irenische versöhnende Element in der Kritik zuletzt freylich die Oberhand behalten, in einem gewissen Sinne also vorherrschend seyn müsse; der Versuch aber aus lauter Friede und Einigkeit eine Kritik zusammenzusetzen, dürfte wohl eben so vergeblich seyn, als durch vernünftige Discurse etwas produciren zu wollen. Einige einzelne Beyspiele werden deutlicher machen, was es mit dieser Ansicht, die streng genommen, allen wesentlichen Unterschied des Guten und Schlechten, wie in der Welt und Moral, so in der Literatur, aufheben würde, eigentlich für eine Bewandniß habe. Aus dem höheren historischen Gesichts-

puncte, den er S. 33 und früher aufstellt, angesehen, werde es klar, wie es daselbst heißt, „daß selbst Friedrichs des „Zweyten ungebührliche Protection der Französischen Bil„dung, zum Segen der Europäischen Cultur habe ausschlagen „müssen.“ Wir würden hinzusetzen, ja auch zum Besten der Deutschen Literatur; denn wenn der alte König mit der ihm eignen durchgreifenden Kraft alle schon damals vorhandenen Elemente des rege gewordnen Deutschen Geistes ergriffen, und in einen Brennpunct vereinigt hätte, so möchten wir statt unsrer freyen Deutschen Art und Kunst wohl leicht irgend ein zwanghaftes Noth- und Zwitterwesen von einer provinciellen Preußischen Literatur bekommen haben, wodurch denn das Emporkommen des Bessern auf lange Zeit hätte gehemmt werden können. Für ihn selbst kann dies das Urtheil aber doch durchaus nicht ändern, und es kann uns der Vorzug, den er Französischen Schöngeistern und Atheisten vor einem Klopstock und Winkelmann gab, nicht anders als von neuem daran erinnern, wie wenig er leider auch als Fürst und als König ein Deutscher war. Eigentlich liegt bey Ansichten der Art nichts anders zum Grunde, als der Satz: daß die Vorsehung doch alles zum Besten lenke, wie verkehrt es auch die Einzelnen immer anfangen mögen; oder der noch einfachere: daß alles eben kommen mußte, grade so wie es kam, nach der bey unsern Zeitgenossen so beliebten Philosophie des Königs Gorbodus: daß alles, was ist, ist. — So wenig aber dadurch aus Unrecht Recht werden kann, eben so wenig kann auch das literarische Urtheil über irgend einen armen Schächer von Französischen Schriftsteller, weil er etwa zu dem Kreise des erwähnten Königs gehörte, durch jene universalhistorische Ansicht verändert werden. Die historische Ansicht ist allerdings milder, aber das moralische Urtheil bleibt dennoch, und ist unabhängig von jener; und auch die kritische Ansicht darf nicht so ganz in die historische verfließen, als Herr A. Müller es zu wollen scheint.

Wir sind weit entfernt, den theologischen Satz, daß alle Creaturen anfänglich gut erschaffen seyen, irgend bezweifeln zu wollen. Nur können wir uns nicht entschließen, die Bücher unter die Zahl der ursprünglichen Creaturen zu setzen, und fahren also fort zu glauben, daß es schlechte Bücher gebe in Menge, eine ganz falsche und unächte Poesie, die sich nur zu leicht an die wahre ansetzt, und durchaus verwerfliche philosophische Systeme, in denen ein böses Princip sich äußert und wirkt, allem Guten und Göttlichen grade entgegen strebend.

Auch ist Herr Müller selbst gar nicht so frey von polemischen Aeußerungen, als er es nach seinem Grundsatz einer liebevollen Verschmelzung des literarischen Guten und Bösen doch seyn sollte. Die Stelle (S. 126—128) über die partheyische Ansicht und Verdrehung der Kirchengeschichte bey protestantischen Schriftstellern werden manche ganz polemisch, oder wohl gar ungerecht finden; wir zweifeln nicht, daß der Herr Verf. sehr viele Belege für sein strenges Urtheil anführen könne, doch hätte er sich etwas weniger allgemein ausdrücken mögen.

Was Herrn Müllers ästhetische Urtheile betrifft, so dürfte auch hier noch in einigen Fällen Lob und Tadel sehr unverhältnißmäßig gefunden werden. Vortreflich fanden wir das meiste von dem, was der Herr Verf. über Göthe sagt; wenn er aber die beyden Schlegel der Partheylichkeit für Tieck beschuldigt, so dürften andre ihn und zwar in hohem Grade ungerecht gegen Tieck finden.

Den harten Tadel (S. 189) gegen ein ungedrucktes, der Angabe nach satirisches Werk von Fr. Schlegel führen wir nur an, um unsre Verwunderung zu bezeigen: daß wir einen Schriftsteller, wie Herrn A. Müller, der sonst Gefühl für Würde zeigt, und sich von den bey der jetzt herrschenden literarischen Klatscherey so beliebten feinen Anspielungen und persönlichen Winken rein erhält, hier an die ersten Grundsätze literarischer Rechtlichkeit erinnern müssen. Mag jenes Werk vorhanden seyn oder nicht, mag Herr Mül-

ler eine richtige Kenntniß davon haben, mag es seinen Tadel verdienen oder nicht; dieses alles gilt hier gleich; dürfte es ihm aber wohl erlaubt seyn, über ein ungedrucktes, nirgends ausgestelltes oder auch nur angekündigtes Werk ein öffentliches Urtheil zu fällen? — Dies nur beyläufig. —

Bey einigen andern Ansichten des Herrn Verf. könnte man sagen: es ist leicht und bequem, den Frieden zu genießen, wenn der Kampf zuvor von andern abgethan worden. So z. B. scherzt er mit vielem Anstand über Kotzebue und Iffland, auf eine durchaus zierliche Weise, und ob er gleich nicht ermangelt, die ganze Fülle von Geringschätzung durchschimmern zu lassen, so hütet er sich wohl irgend ein Wort zu sagen, was durch Härte die gebildete Gesellschaft aus der milden vermittelnden Stimmung aufschrecken könnte. Wir zweifeln aber sehr, ob der feine Spott gut aufgenommen, oder auch nur verstanden seyn möchte, wenn die Meynung, die vor zehen Jahren ungefähr über diese dramatische Schriftsteller allgemein galt, noch die herrschende wäre, und wenn nicht Andre erst die freylich nicht so angenehme Arbeit übernommen hätten, sich dem Strom der Mode entgegenzusetzen.

Auch wird ein Gegensatz nicht dadurch aufgelöst, daß man ihn als Gegensatz aufstellt und von der höhern Einheit spricht, die er voraussetzt und nothwendig macht. Wenn Herr A. Müller z. B. die Fichtesche und die Schellingsche Lehren, als zwey entgegengesetzte Philosophieen, gegen einander stellt, so hat er in dieser Ansicht einen großen Theil des jetzigen philosophischen Publikums für sich. Wir sind nicht dieser Meynung, halten diese Ansicht für ganz irrig; gesetzt aber, es verhielte sich wirklich so, wie die Meisten es annehmen, so folgt dann aus der bloßen Gegeneinanderstellung manches ganz bequem und von selbst; z. B. daß jede dieser Philosophieen einseitig ist, daß die Wahrheit also, oder die höhere Ansicht zwischen beyden ganz natürlich in der Mitte liegt, oder noch besser über beyden in der Höhe schwebt.

Von allem dem aber haben wir wenig Gewinn, so lange nicht ein neues reelles Mittelglied energisch zwischen die beyden getrennten Kräfte eintritt, denn sonst dürfte die belobte Mitte nur eine leere Stelle bleiben.

Sollten wir dem Begriff des Herrn A. Müllers von der versöhnenden Kritik eine philosophische Deutung geben, so würden wir seine Ansicht überhaupt auf einen gewissen Pantheismus des Gefühls beziehen, der so gern alles in Harmonie auflösen will; denn ohne irgend eine gewisse Beymischung von Pantheismus dürfen wir nun einmal nicht erwarten, einen von den Schriftstellern des jetzigen Zeitgeistes zu finden: Doch darüber, als über das eigentliche Grundübel der neuesten Epoche der Literatur ausführlich zu reden, wird an einem andern Orte schicklichere Gelegenheit seyn. Auch würde man bey dieser philosophischen Beziehung, in Rücksicht auf Herrn A. Müller uns vielleicht den Vorwurf machen können, daß wir ihm eine Absicht beylegen, die wenigstens nicht ganz so die seinige gewesen. — Außer dem allgemeinen Sinn hat die versöhnende Kritik bey Herrn A. Müller auch noch eine besondere Beziehung auf die nächsten Verhältnisse, auf die neueste Epoche der Deutschen Literatur, und in dieser Rücksicht hat er unstreitig ein großes Verdienst; nur wünschen wir nicht, daß er, was blos vorübergehendes Bedürfniß war, sich für immer zum leitenden Grundsatz fixiren, und dadurch selbst die fernere Entwicklung seines Talents erschweren möchte. Wer weiß es nicht, wie jene von Herrn A. Müller oft angeführte Erscheinungen, die Einige unter dem Nahmen der neuen Schule zusammenzufassen gewohnt sind, alles in Gährung und Dissonanz versetzt haben! Hat Herr Müller nun in seinem Kreise durch Vorlesungen und Schriften beygetragen, diesen Streit zu lösen, die Staubwolken zu zerstreuen, und die wahren Gestalten kenntlich zu machen, so hat er dadurch sich ein wesentliches Verdienst um die literarische Welt erworben.

Einige allgemeine Bemerkungen über diese neueste Epoche werden hier nicht am unrechten Orte stehen. Es ist leicht in dem Gange der Deutschen Literatur einen gewissen fast regelmäßigen Wechsel zu bemerken von kürzern productiven Momenten, denen dann eine meistentheils längere erweiternde und erklärende Periode nachfolgt. So war in den beyden letzten achtziger Jahren ein solcher productiver Moment; Schiller trat als Dichter auf; Kants Philosophie fing an allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, Göthe's gesammelte Schriften wirkten nur noch auf die Wenigen. Bald aber brach, erst allmählig, dann unaufhaltsam, eine Fluth von diluirenden Geistern über unsre Häupter ein, die bekannte Epoche der Kantianer. Des Erklärens, Begründens und Bewunderns ward so viel, daß die Fülle des Uebels selbst Aussicht zur Rettung gab. Ein neuer fruchtbarer Moment begann vorzüglich mit dem Jahre 1796 und in den zunächst folgenden: Göthe und Schillers vereinigtes Wiederauftreten in der Poesie; Fichte, die beyden Schlegel, Wolf, die Horen, das Athenäum, Tieck, Novalis, die Naturphilosophie, bezeichnen diese Epoche. Wir nennen absichtlich nur solche Erscheinungen, die Herr A. Müller anerkennt, und sich oft auf sie bezieht, obwohl sich noch manche andre, eben so wichtige anführen ließen, und es sich übrigens von selbst versteht, daß in dem weiten Bezirke der Deutschen Cultur, auch ganz außer jenem Kreise dessen, was grade zunächst in den Strom des Zeitgeistes eingreift, noch manches Herrliche und Große im Stillen gedeiht und gebildet wird, was zu seiner Zeit ans Licht tretend, früher oder später auch in den allgemeinen Geist einzugreifen nicht verfehlen kann. Jener productive Moment aber bewährte sich vielleicht grade darum so ausgezeichnet fruchtbar, weil die einzelnen Elemente, aus denen er bestand, so äußerst verschiedenartig, ja mit einander streitend waren. An Dissonanzen konnte es dabey nicht fehlen, der Abstand vom Publikum war in einigen Beziehungen auch groß genug, und so entstand ein

wirkliches Bedürfniß einer mehr erklärenden, ruhiger wirkenden, und entfaltenden Zeit. In der That ist auch manches des vorzüglichen, was in den letzten sieben oder acht Jahren geschehen ist, — sey es nun von jenen Schriftstellern selbst, oder von andern — fast nur als weitere Entwicklung und Ausführung dessen zu betrachten, was vor zehn oder zwölf Jahren mit Kraft und Begeisterung, aber nur zu chaotisch begonnen ward. Nach der Fluth folgt die Ebbe, und so trieb denn auch hier, nachdem der Moment der ersten Kraft vorüber war, der diluirende Geist wieder sein Spiel, und es fehlte nicht an einer Schaar von eigentlichen Nachahmern, zum Beweise, daß an demselben Teig, woraus auch die Kantianer gebildet waren, noch kein Abgang gespürt werde. Nur in einem Puncte unterscheiden sich die Benutzer und Nachfolger der neuen Schule von den Kantianern; diese letzteren übertrieben es nur zu sehr mit der Bewunderung ihres Herrn und Meisters, welches ihnen bald als ein Beweis von Knechtssinn schwer angerechnet ward; die Nachfolger der neuen Schule hingegen dienen ihrem Gott meistens im Stillen, und manchen verunglimpfen sie am Tage auf dem Markt, den sie jeder zu Hause am Abend ausschreiben. Wir hoffen nicht, daß es zweyfelhaft seyn könnte, wen wir unter solchen Nachfolgern meinen; es sind eben die, welchen Schlegelsche Paradoxien, und Schillersche Antithesen, Tiecksche Spiele der Phantasie und Schellingsche Constructionen mit gleicher Geläufigkeit von den Fingern und den Lippen fließen. Wem es um die Sache zu thun ist, der fühlt sich schon glücklich auf irgend einem Wege der Kunst oder der Forschung, etwa einen oder den andern Vorgänger zu sehen, der bey verschiedenen Mitteln und Ansichten, doch zum Theil dasselbe gewollt hat, was auch er will; in seinem Anblick und seiner Betrachtung fühlt er sich gestärkt und bestätigt, und er wird eher in Gefahr kommen, zu ausschließend nur diesen Einen im Auge zu haben, als daß er geneigt seyn sollte, alles was irgend vortrefflich oder lobenswerth genannt werden

kann; in einen gemeinsamen Teig zusammen und durcheinander zu kneten. Wer aber bloß die Mode mitmachen will, der muß freylich Alles aufnehmen, was eben gilt oder Aufsehen macht, sey es noch so widerstreitender Natur. Daher war es eine für den bequemen Gebrauch der Nachahmer, wie der Gegner gleich nützliche Erfindung, die Verschiedenheit der originellen Kräfte, durch deren gleichzeitiges Zusammenwirken jener fruchtbare Moment entstanden war, auf einen Schlag zu vernichten, und die heterogensten Geister, unter dem Nahmen neue Schule, wie in einem Bündel leicht zusammenzu fassen.

Schon dadurch, daß jene Denker, bey aller übrigen Verschiedenheit von dem gänzlichen Unwerth einiger damals noch geltender Schriftsteller, über welche jetzt Alle fast eben so urtheilen, ungefähr die gleiche Ansicht hatten, konnte der weniger aufmerksame Theil des Publikums getäuscht und verleitet werden, jener seltsamen Erdichtung einer neuen Schule Glauben beyzumessen.

Ganz abgesondert von diesen eitlen Benutzern und Nachfolgern, steht Hr. A. Müller selbstständig und allein für sich da, und behauptet die ehrenvolle Stelle eines ergänzenden Erklärers der neuen Epoche der Deutschen Literatur, und so mancher verworrnen Erscheinung des Zeitgeistes. Ist aber der Moment, wo eine solche Erklärung am meisten Bedürfniß war, jetzt nicht schon zum Theil vorüber? — Wenigstens scheint es uns so, als wäre diese Verwirrung nun größtentheils gelößt, als finge das Publikum an, sehr gut zu unterscheiden, was in jenen so sehr angefeindeten Erscheinungen dem Genie, und was den Fehlgriffen des ersten Feuers angehöre, von dem, was die Verläumdung der Gegner hinzugedichtet hat, und als gewänne selbstständige Geisteskraft und Kenntniß immer mehr die anerkennende Achtung, die nur durch sie verdient wird. Wir zweifeln nicht, daß Hr. A. Müllers Werk auch bloß in dieser Rücksicht immer noch nützlich und empfehlungswerth seyn kann, was es auch in so manchen an-

dern Beziehungen ist, doch wünschten wir nicht, daß er auf einem Standpuncte stehen bliebe, der vielleicht jetzt schon in einen andern und größern übergehen sollte. Wenn wir betrachten, wie in den letztern Jahren das leere Formelnspiel in der Kunst wie in der Philosophie, so über alle Maaße, und allgemeiner als jemals zuvor, um sich gegriffen, so scheint es uns — eben weil das Uebel so groß, und der Zustand im Ganzen so kläglich ist, — es nahe sich die Zeit der Ebbe ihrem Ende, und der Deutsche Geist werde wieder einen neuen Aufschwung nehmen. Hr. A. Müller setzt die literarischen Erscheinungen immer in eine interessante Beziehung auf die historischen Begebenheiten. Unläugbar hat auch die Französische Revolution z. B. auf die Erregung und den Gang des Deutschen Geistes einen sichtbaren und wesentlichen Einfluß gehabt. Sollte die große Deutsche Revolution, die jetzt begonnen, nicht noch ganz anders wirken müssen? Wir sehen es als unvermeidlich an, und getrauen uns mit Zuversicht zu sagen: es muß von jetzt an eine neue Epoche der Deutschen Literatur beginnen; nicht stürmisch und im chaotischen Kampf, sondern in ernster Würde, kraftvoll durchgreifend, und aus dem alten Traume endlich erwacht. So viel ist fürs erste klar: der provincielle Ton, der sich hie und da immer noch wieder auflebend vernehmen läßt, muß völlig verschwinden, und dem allgemeinen Deutschen Sinn weichen. Es kann nicht fehlen, die gemeinschaftliche Erfahrung wird bey so vielen bis jetzt nur allzu getrennten Deutschen Völkern auch die gemeinsame Erinnerung mächtig wecken, aus welcher dann die Einheit der Gesinnung von selbst hervortreten wird, wo die Kraft, und der Muth dazu da ist. In den thätigern und strengern Lebensverhältnissen wird die müßige Vielschreiberey und Spielerey zum Theil aufhören, oder doch minder werden; aber auch in dem Geiste des Ganzen muß eine wesentliche Reform vorgehen. Es ist ein Anblick, der zum Theil mit Staunen, zum Theil mit Wehmuth erfüllt, wenn man die von drohenden Anzeichen schwangre, ruinenvolle

Geschichte des letzten Jahrhunders gegenwärtig hat, und nur die ersten Geister der Deutschen, fast ohne Ausnahme, seit mehr als funfzig Jahren einzig und allein in eine bloß ästhetische Ansicht der Dinge so ganz verlohren, fast alle nur damit beschäftigt sieht, bis endlich jeder ernste Gedanke an Gott und Vaterland, jede Erinnerung des alten Ruhms und mit ihnen der Geist der Stärke und Treue meist, bis auf die letzte Spur erloschen war. Einzelne gab es immer, die ernster gesinnt waren, die eine höhere Begeisterung kannten, als die bloß ästhetische; aber was vermochten die Einzelnen gegen den Strom? Die ästhetische Ansicht ist eine in dem Geist des Menschen wesentlich begründete; aber ausschließend allein herrschend wird sie spielende Träumerey, und noch so sehr sublimirt, führt sie doch höchstens zu jenem verderblich pantheistischen Schwindel, den wir jetzt nicht bloß in den Gespinsten der Schule, sondern überall in tausend verschiedenen und losern Gestalten beynah allgemein herrschend sehen. Dieß ist das Uebel eigentlich, was die besten Kräfte des Deutschen Herzens verzehrt, und die Menschen endlich bis zur gefühllosesten Gleichgültigkeit aushöhlt. Diese ästhetische Träumerey, dieser unmännliche pantheistische Schwindel, diese Formenspielerey müssen aufhören; sie sind der großen Zeit unwürdig und nicht mehr angemessen. Die Erkenntniß der Kunst, und das Gefühl der Natur werden uns wohl bleiben, so lange wir Deutsche sind; aber die Kraft und der Ernst der Wahrheit, die feste Rücksicht auf Gott und auf unsern Beruf muß die erste Stelle behaupten, und wieder in seine alte Rechte eintreten, wie es dem Deutschen Character gemäß ist. —

Möchte auch an dieser größern Entfaltung des vaterländischen Geistes Antheil zu nehmen Herr A. Müller sich durch fortgesetztes und ins Einzelne gehende Studium alles dessen, was Deutscher Geist und Character, nicht bloß in dem engen nächsten Kreise, sondern die Jahrhunderte hindurch nach seiner ganzen großen Ausdehnung war, und wie er sich, überall derselbe, dennoch verschieden gestaltete, an seinem

Theile verbreiten, und dadurch sein Talent und seine beyfalls-würdige Idee zur reifen Ausführung gedeihen. —

Als Beleg für das Lob, welches wir glauben dem Hrn. A. Müller ertheilen zu müssen, führen wir, wenn es dessen noch bedürfen sollte, die Stelle über den Meister Sänger Hans Sachs an (S. 157).

„Mit dem großen Meister Sänger Hans Sachs, „schließt sich die Reihe der Germanischen National-Dichter. „Dieser vortreffliche Poet stellte, ohne seinen eigentlichen „Standpunct, die Sitte des Deutschen Vaterlandes, die ge-„liebte Geburtsstadt Nürnberg, und sein Gewerbe je zu ver-„leugnen, die ganze Sphäre des Deutschen Lebens noch ein-„mal mit kräftiger Strenge, Tüchtigkeit und Frömmigkeit dar. „Jeder Tag seines Lebens war mit irgend einem großgedach-„ten und tief empfundnen Werke bezeichnet, das aus der un-„mittelbaren Gegenwart, den Zeitläuften und der nächsten Um-„gebung entsprungen, sogleich wieder ersprießlich zurückfloß in „das Herz der gleichgesinnten Mitbürger und der frommen, ge-„nügsamen kunstbeflissenen Nation. Nicht einmal fällt es ihm „bey, daß es in Jerusalem, oder in Rom, oder wo die Geschich-„ten, die er erzählt, sich zugetragen haben mochten, doch wohl „anders ausgesehen haben könnte, als in Nürnberg, oder in „Klagenfurt, wo er den Gesang erlernt, oder im Bayerland „und Schwaben, wo ihn seine Wanderschaft hingeführt. Die „Weltgeschichten, die sich grade zu seiner Zeit durch die Ent-„deckung der beyden Indien, durch die Bibelübersetzung und „die Verbreitung Griechischer und Römischer Autoren so be-„trächtlich häuften, stehn wie eine reiche Christbescherung um „den frommen kindlichen Alten her. Er griff sich mit geschick-„ter und sinnreicher Hand, eine nach der andern heraus, und „formte sie nach Deutscher Manier zu Lehr und Nutzen der „Kunstgenossen und Landsleute um. Der wirksame, rechtliche „christliche Geist dieser Geschichten überredet allenthalben zu „treuem Beharren in altväterischer Zucht, zu Genügsamkeit „und Muth und aller dem Gemeinwesen wie dem Hausstande

„ersprießlichen Tugend, und eine unerschöpfliche Fröhlichkeit „beglänzt die ehrbarsten Gestalten, und die heiligsten Vorgän- „ge, daß sie mit immer neuer Lust in jedem Stande, und „bey jeglichem Gewerbe, betrachtet werden konnten. Wer den „Begriff von Gemeinnützigkeit und Popularität, den wir in „dem flachen und leichten Sinn unsrer Zeitgenossen so oft „von der Hand haben weisen müssen, in seiner ächten Bedeu- „tung wieder auffassen will, der beschaue sich Zeit und Hand- „lungsweise dieses Meisters." —

Möchte Herr A. Müller fortfahren, die vortrefflichen Deutschen Autoren, besonders der ältern Zeit, zu lesen, und sich mit ihnen vertraut zu machen, so wird auch seine Schreib- art bald die freyere Bewegung gewinnen, die ihr hie und da noch fehlt, so wie auch der Gebrauch ausländischer Worte und Formeln etwas sparsamer angewendet seyn könnte.

Lithographische Kunstproducte. Siebenzehnte bis fünf und zwanzigste Lieferung. München im Verlage der Kunstanstalt bey der männlichen Feyertagsschule. 1807. (Pränumerationspreis jeder Lieferung 1 Fl. 36 kr.)

Wir halten es für überflüssig, in unsrer Anzeige auf die frühern Lieferungen dieses Werks zurück zu gehen, da sich aus den vorliegenden Heften nicht nur der Werth des Unterneh- mens im Allgemeinen sattsam ergiebt, sondern auch der Ge- winn, den die Erfindung der Lithographie der Kunst über- haupt bis jetzt gebracht hat, und für die Zukunft noch ver- spricht, so ziemlich daraus nachrechnen läßt. Jedes dieser Hefte enthält, so wie die vorhergegangenen, fünf Blätter, nähmlich ein historisches, zwey landschaftliche und zwey Blu- menstücke. Im Ganzen verräth sich ein Mangel an tüchtigen Zeichnern. Die Blumen sind noch am besten gerathen; auch geht das Sanfte in den Umrissen, und das zarte, jede Be-

rührung scheuende Leben dieser lieblichen Wesen in den Formen des Steindrucks noch am wenigsten verlohren. Bey den Landschaften hingegen, und mehr noch bey den Figuren fühlt man nur allzusehr die Beschränktheit einer Technik, die von schärfer bezeichneten, kräftigern Gestalten kaum eine schwache Andeutung zu geben vermag.

Die historischen Blätter sind Kopien der bekannten Monathe von Sandrart. Aber man halte sie einmahl neben die von Falk, Suyderhoef, Persyn und Halwech mit der Radiernadel und dem Grabstichel ausgeführten geistreichen Originale, und man wird keinen Augenblick im Zweifel bleiben über das Unvermögen einer Kunst, die bis jetzt nur zwey Töne in ihrer Gewalt hat, und der es in ihren Bildungen überall an Festigkeit der Umrisse, abstufenden Mitteltinten, harmonischer Verschmelzung, an Luftperspective und gehöriger Abwechslung in Behandlung der materiellen Formen gebricht. Alles, was die Lithographik bis jetzt zu leisten vermag, beschränkt sich auf die Nachahmung von Crayon- und Kreidezeichnungen, die aber im Steindrucke meist wie schwache oder etwas verwischte Gegendrucke erscheinen, und es ist uns unter ihren zahlreichen Bildwerken, das Reiterlied nach Seele's Zeichnung mit eingerechnet, noch kein Blatt vorgekommen, welches sich nur mit einem gewöhnlichen Producte der Französischen Roulette-Manier vergleichen ließe. Es scheint daher eine eitle Hoffnung zu seyn, die man da und dort ein wenig voreilig geschöpft und sehr bestimmt ausgesprochen hat, daß durch diese neue Manier die alte, ehrwürdige Kupferstecherkunst das Ende ihrer Periode gefunden habe. Wer da weiß, was zum Uebertragen eines Gemähldes auf eine Kupferplatte gehört, und daß der Kupferstecher nicht bloß die materiellen Formen und das geistige Leben seines Urbildes, sondern auch den eigenthümlichen Styl und das Characteristische des Mahlers sichtbar zu machen, ja sogar die Farbe anzudeuten habe, wie wir dies in den später nicht mehr erreichten Werken der Schüler von Rubens finden; wer sich ferner durch vergleichendes

Studium überzeugt hat, daß von den zehn oder zwölf Arten der Kupferstecherkunst keine andre zu leisten vermöge, was einzig dem Grabeisen in Verbindung mit der Radirnadel bis jetzt möglich war, der wird und muß seine Erwartung von der Lithographik um so mehr mäßigen, da sie gleich bey ihrer Entstehung als Industrie-Zweig aufgegriffen und zum Manufacturartikel geworden ist. Die Müller, Bervic, Morghen u. s. w. mögen sich daher immerhin über die Hingabe ihres Lebens an eine so schwierige Kunst beruhigen. Wir werden weder von München, noch von Stuttgard aus so bald eine Schlacht von Bunkershill, einen Chiron und Achilleus, ein Abendmahl und einen Moncada erhalten, die an jenen gleichnahmigen, unsterblichen Werken der angeführten Künstler die Mühe ihrer Urheber bedauern machten. Uebrigens wollen wir keineswegs in Abrede stellen, daß nicht auch die Lithographik, wenn sie ihre Ansprüche mäßigen, und mehr auf das Nützliche beschränken will, sich noch ihre bleibende Stelle erwerben könne. Für Schulen hauptsächlich werden ihre Abbildungen von Pflanzen und Thieren, zumahl der geringen Preise wegen, immer eine willkommene Erscheinung seyn. Weniger möchten wir sie zum Unterricht im Zeichnen empfehlen, wo es zuvörderst auf Sicherheit der Hand durch feste und bestimmte Umrisse ankommt. Ein höheres Verdienst um die Kunst selbst könnte sich aber die Lithographik erwerben durch Vervielfältigung der Röthel- und Bleystiftzeichnungen großer Meister, deren so viele noch in den Mappen der Sammler unbekannt und ungenützt liegen.

Bions und Moschus Idyllen, übersetzt und erläutert von J. C. F. Manso. Leipzig in der Dyck. Buchhandl. 1807. 236 S. gr. 8. (1 Rth. 16 ggr.)

Seitdem unter uns der Eifer ausländische Dichterwerke auf den vaterländischen Boden zu verpflanzen, sich in treuen Nach-

bildungen bewährt hat, sind auch gewisse Nebengattungen von Uebersetzern keine seltene Erscheinung gewesen. Vor Zeiten war es Sitte, die Form eines poetischen Kunstwerkes für nichts zu achten; man erlaubte sich Formen mit Formen zu vertauschen, und jede beliebige war die Rechte. Und wenn auch jemand durch Zufall oder durch einen dunkeln Antrieb geleitet, die Form des Originals beybehielt, so wurde diese durch nachlässige Behandlung und Willkührlichkeiten fast bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet. Daß darunter der Geist des Kunstwerkes einbüßte, versteht sich von selber, aber man glaubte außerdem noch im Ernst, das Original verschönern zu müssen. Der trockenen Naivität ward Lebendigkeit eingehaucht, das farblose mit grellen Farben ausgeschmückt, und was gar zu entlegen schien, durch allerhand moderne Zuthaten für die Bedürfnisse des Zeitgeschmackes zurechtgemodelt. Diese Zeiten sind vorüber; jetzt hat die Verirrung sich eine andere Bahn gesucht; unsere Uebersetzerlinge haben sich von der lockeren Observanz zu der strengen hinübergewandt. Aufmerksam gemacht auf die Spracheigenheiten, auf Wortbildungen und Gedankenfolge, auf die metrischen Regeln u. dgl. greifen sie ihren Author von Seiten der Form an, und suchen jede Eigenthümlichkeit, die sie mehr mit dem Auge auffassen, als mit dem Gefühle, so gut es gehen will, nachzubilden. Hier kann denn nicht fehlen, daß oft das Unwesentliche mit dem Wesentlichen verwechselt, und das bloß zufällige für ein nothwendiges Bedürfniß angesehen wird — und solcher, mehr künstlich als künstlerisch nachgebildeter Uebersetzungen besitzen wir schon mehrere. Wo die Sprache nicht gutwillig gehorchen will, wird sie zum Gehorsam gezwungen, die Prosodie wird im Ganzen geehrt, und im Einzelnen gefoltert, und besonders müssen sich dem Wohlklange zu Liebe, Worte und Redensarten auf das unbarmherzigste verrenken und verstümmeln lassen. Wiewohl im Ganzen diese letzte Classe der guten Sache weniger nachtheilig ist, als jene erste, indem sie sich der Willkühr entgegensetzt, und nur darin Tadel verdient, daß sie in

der Beschränkung nicht die Freyheit zu behaupten weiß: so kann doch auch gegen sie, insofern sie einer Verirrung huldigt, nicht genug geeifert werden; und mit Dank nehmen wir hin, was Herr Manso in der Einleitung zum vorliegenden Werke S. 7 äußert, besonders was gegen das knechtische Auffassen von ausländischer Spracheigenheit, und gegen sprachwidrige Wortfügungen gesagt ist.

Als Herr Manso vor vier und zwanzig Jahren zum erstenmal seine Bukoliker herausgab, neigte er sich noch stark nach der ersten von den eben geschilderten Classen hin, wie er S. 6—9 selber eingesteht. Jene Uebersetzung ist in der That ein seltsames Gemisch von prunkender Zierlichkeit, moderner Emphase, und sonst noch allerley, dem einfachen Geiste dieser Bukoliker Widerstrebendem. Sogar das Verdienst des Wohlklanges, welches Hr. M. ihr zu retten wünscht, hätte Rec. beynahe Lust, ihr abzusprechen. Hr. M. verdient Lob, daß er Muth hatte, seine eigene Arbeit von der schwachen Seite anzugreifen, und an ihr zu bessern Ansichten sich hinaufzuarbeiten, auch wenn ihm dies nicht ganz gelungen seyn sollte. Indem er sich bemüht, zwischen der willkührlichen Manier, und der strengen Lebentödtenden den Vermittler zu machen, ist er unvermerkt in eine neue Manier hineingerathen, die wir die furchtsame Manier der steifen Bedächtigkeit nennen möchten. Ein gewisser Grad von Geist schützt ihn, das ganz Richtige zu ergreifen; daneben findet eine gänzliche Mißkennung des Wahren und Nothwendigen statt und eine ungemeine Scheu vor allem Fremdartigen. Denn wir fragen jeden Unbefangenen: läßt sich ein origineller Dichter wohl in unsere Sprache oder in irgend eine treu und wahr hinübertragen, ohne daß der Uebersetzer durch gewisse Eigenthümlichkeiten der Darstellung ein augenblickliches Befremden erregt, welches erst durch allmähliche Gewöhnung beseitigt werden kann? Und heißt nicht gerade das dem Dichter seinen Character rauben, wenn der Uebersetzer dessen Eigenthümlichkeiten unnachgebildet läßt? Statt aber an den Leser die billige Foderung zu machen, daß

er sich zu der Höhe erhebe, wo das Staunen sich in einen ruhigen Genuß auflößet, zieht Hr. Manso vor, ihm auch das anfängliche Staunen zu ersparen, indem er sich ganz der populären Fassungskraft entgegenneigt. — In Vergleich mit der älteren Uebersetzung hat die neue bedeutende Vorzüge. Fast in jedem Verse ist die bessernde Hand ihres Verfassers sichtbar, und auch die beygefügten Abhandlungen mit den Anmerkungen erscheinen hier in durchaus veränderter Gestalt wieder. Eine ins Einzelne gehende Vergleichung, die ja für Niemanden ersprießlich seyn kann, wird man uns hier gern erlassen. Gewöhnlich weichen beyde Uebersetzungen ganz ab; nur wenige Stellen stehen in dem Verhältnisse, daß man die ältere Arbeit als eine Stufe für die neuere ansehen kann. Wir wünschten, Herr Manso hätte auch die einzelnen von Voß in den Musenalmanachen, und von Schlegel im Athenäum übersetzten Idyllen benutzt, gewiß würde seine Arbeit dadurch bedeutend gewonnen haben. Aber er hat nur, so scheint es, die Europa von Voß gekannt, denn diese Idylle ist die einzige, die sich in Hr. M. Uebersetzung durch mehrere kräftige Ausdrücke hervorhebt. Sonst offenbart sich, auch dem minder geübten Auge, eine große Armuth an Wendungen, und eine ungeläuterte Wahl des Ausdruckes. Wer z. B. mag Folgendes dulden V. 1, 10: „das Blut rinnt über den Leib aus Schnee;“ V. 45: „küsse so lange mich nur, als lang' ein flüchtiger Kuß lebt;“ und V. 65: „was Adonis an Blut vergießt, das vergießet in Thränen Paphia.“ — In V. 10 durfte ὄλβιος durchaus nicht durch glücklich übersetzt werden. Beglückt ginge schon eher; es mußte selig seyn. V. 8, 8 καλὸν, „es ziemt sich,“ sagt hier gar nichts. Zum Mindesten war „schön ist es,“ erforderlich. In V. 6, 12, wo οὐκ ἐθέλω θέρος ἦμεν --- οὐκ ἐθέλω φθινόπωρον --- οὖλον χεῖμα φέρειν, so schön entsprechen, wie konnte sich Hr. Manso mit folgender Wendung begnügen: „Nicht ist der Sommer mein Wunsch --- nicht mein Verlangen die Früchte des Herbsts --- hart auch

drücket der Reif des Winters?" — Mosch. 1, 11 δόλιον βρέφος, ἄγρια παίσδει, „ein Kind voll List, das schrecklich uns mitspielt." — Der Ausdruck stöhnen ist bis zum Ueberdruß wiederhohlt. Unangenehm stören der Orkus, die Parze, Amor und andere, und die Abkürzungen Adon., Kleodam. B. 10, 3 hätte εἰ καὶ nicht durch „und doch" übersetzt werden dürfen. Selbst der Zusammenhang schützt nicht vor einem groben Doppelsinn. An zwey Stellen ist Hr. Manso kühn gewesen B. 7, 18: „er zärtelte ganz wie jene." M. 1, 20 wo wir wahren st. aufbewahren fanden. Ein Schreibfehler B. 8, 7 „hinaus st. heraus," verdient kaum angeführt zu werden.

Bey allen Ansprüchen auf Treue, und bey allem Scheine davon, ist diese Uebersetzung doch von der wahren Treue noch sehr fern, und dies ist eben der Punct, wo den Verf. die Furcht vor dem knechtischen Auffassen irre geleitet. Frey und selbstständig glaubte er zu seyn, während er die Uebersetzung bald durch Zusätze bald durch Verminderungen entstellte. Mosch. 4, 117:

αἰδεσθεὶς ὄπιδα κρατερὴν (Jacobs Lesart) πολιοῖο γενείου

Herr Manso übersetzt:

Scheuend das Silber des Barts, und die Ahndung verweigerten Mitleids.

Geziert und spielend. Bion 1, 51:

φεύγεις μακρὸν Ἄδωνι, καὶ οἴχεαι εἰς Ἀχέροντα,
καὶ στυγνὸν βασιλῆα καὶ ἄγριον· ἁ δὲ τάλαινα
ζώω, καὶ θεὸς ἐμμί, καὶ οὐ δύναμαί σε διώκειν.

Ja, weit fliehst du hinweg, Adon. Hinab in den Orkus
Wallst du zum ernsten Beherrscher des Schattenreichs, und ich ärmste
Leb' und empfinde für dich, bin Göttin, und kann dir nicht folgen.

Wo steht im Originale etwas von dem, was wir durch den Druck ausgezeichnet haben? Und welch eine Willkühr in der Vertheilung der Gedankenperiode auf die rhythmische! Was hier so sichtbar in die Augen springt, gilt mehr und minder von der ganzen Uebersetzung. Nirgend hat Rec. die Nothwendigkeit einsehen können, warum so übersetzt worden und nicht anders. Hr. Manso hat hingeschrieben, was ihm der Moment eingab, den folgenden Tag hätte er es unfehlbar anders gemacht, und den dritten wieder anders. Selbst an Stellen, wo der Dichter recht handgreiflich foderte, wie er wollte übersetzt seyn, giebt Hr. Manso nur das, worauf ihn Zufall oder Laune führte; z. B. Bion 1, 31:

> κάτθανε δ' ἁ μορφὰ σὺν Ἀδώνιδι Κύπριδος, αἰ αἰ.
> ὤρεα πάντα λέγοντι καὶ αἱ δρύες· αἲ τὸν Ἄδωνιν,

In Hrn. Manso Uebersetzung:

> Wehe, wehe! nun stirbt mit Adon die Schönheit Cytherens.
> Alle Gebirg' und die Eichen beginnen ihr Weh um Adonis.

wie emphatisch ist der Vers durch das vorangestellte: Wehe! welches im Originale als ein rührender Ausruf jener schmerzlichen Betrachtung nachfolgt; und der zweyte Vers, wie matt durch Rythmus und durch den Ausdruck beginnen, statt des lebendigen λέγοντι. Solcher Uebersetzungen erbietet sich Rec., wem damit gedient ist, ein ganzes Dutzend zu liefern, jede anders als die vorige, und alle von gleicher Güte. z. B.

> Wehe, weh! nun stirbt der Kypris Gestalt mit Adonis.
> Alle Gebürge verkünden die Eichen auch Weh um Adonis.

Man höre dagegen:

> Aber es schwand die Gestalt mit Adonis der Kypria, weh! weh!
> Allen Gebirgen enttönts, und den Waldungen: weh um Adonis!

Und wir möchten fragen: wie konnte einem Uebersetzer, der vom Geiste des Originals durchdrungen war, und die Bedeutsamkeit des Rythmus und der Wortfolge fühlte, wie konnte es ihm möglich seyn, anders zu übersetzen?

Die Hexameter des Hrn. Manso sind zwar besser gerathen als in der frühern Uebersetzung; doch fehlt ihnen noch viel, um den Versen des Bion und Moschus ähnlich zu seyn. Selbst die gröbern Fehler sind nicht immer vermieden; z. B. der weibliche Abschnitt im siebenten Halbtakte, und der Vers, worin ein Trochäus den vierten Fuß ausfüllet: z. B.

Und die Blumen erröthen vor Jammer aber Cythere

der billig ganz verbannt seyn sollte. Mosch. 2, 16, 88 kommen beynah cäsurlose Verse vor, die man zum Scherz aus Mosch. 2, 50:

ἐν δ' ἦν Ζεὺς, ἐπαφώμενος ἠρέμα χειρὶ ϑεείῃ

vertheidigen könnte. Die Quantität der Sylben ist selten verletzt. Als Ausnahme bemerken wir B. 3, 7: Querflöte: B. 4, 8 „von mir" st. von mir. B. 9, 5 „unbändigen." Mosch. 2, 71 überstrahlte. —

Dem beygefügten Griechischen Texte liegt die Valckenärische Ausgabe zu Grunde; wo Hr. Manso abweicht, und spätere Emendationen aufnimmt, hat er sie in den Anmerkungen mit Gründen zu rechtfertigen gesucht. Es sey dem Rec. vergönnt, sowohl bey einigen von diesen, als auch wo in der Uebersetzung der Sinn verfehlt scheint, noch ein Wort hinzuzufügen. B. 1, 14 hätte wohl ὅ μιν nicht durch „wer ihn" übersetzt werden müssen. Sind B. 19 Ὀρειάδες „Nymfen der Jagd." B. 23 ἄγκεα μακρὰ sind nicht „entlegene" Thäler, sondern langgewundene. — B. 86: αὐτὰν τὰν Κυϑέρειαν bleibt auch nach Hrn. Manso Erklärung noch sehr matt. Lennep und Brunk lesen weit lebendiger αἲ αἲ τὰν — B. 2, 3. Warum übersetzt Hr. Manso ἀπότροπος durch gefährlich? Der angeführte

Grund, Eros sey mit Rücksicht auf den 13 Vers so genannt, wird wohl keinem einleuchtend seyn. Es heißt entflohen, ohne daß man nöthig hat an den entlaufenen Amor des Moschus zu denken. Kann V. 3 ποτὶ κλάδον heißen: „unterm Gezweig?“ V. 3, 1 Hr. Manso folgt der Herelschen von Valckenär gebilligten Emendation ἔϑ' ἡβώοντι statt ἔϑ' ὑπνώοντι. Warum soll aber dem Hirten nicht geträumt haben, was so ganz die Farbe eines lieblichen Traumes hat? — Rec. bekennt, daß ihm die Emendation sehr unschicklich dünkt. Soll es dem Hirten erst, nachdem er alt geworden, eingefallen zu erzählen, daß ihm Cythere in seiner Jugend einmal erschienen sey? warum besang er nicht gleich diese Begebenheit? oder rührte sie ihn damals so wenig, daß er sie vergaß, bis sie ihm als eine alte Reminiscenz wieder einfiel? — Der Traum geht bis zum 10 Verse. Die beyden letzten Zeilen enthalten die Folge dieses merkwürdigen Traumes. — Daß V. 8, 4 unter κῶμος ein Reigen verstanden sey, scheint aus dem folgenden ἄγειν, vielleicht auch aus V. 7 hervorzugehen. — V. 9, 1: ἠδὲ für oder zu nehmen, wie Hr. Manso ehemals that, geht wohl nicht; wohl aber kann ἠὲ emendirt werden. — V. 4 hätte Bruncks Emendation καὶ τί δ' ἀάσϑης berücksichtigt werden müssen, die viel kräftiger ist, als die Scaligersche Lesart. Rec. wünscht überdies noch das Komma getilgt, und nach ταλίκον gesetzt. V. 10, 7. Den einzigen Sinn, den die Lesart ϑνάσκων gewähren kann, hat Hr. Manso treflich entwickelt. Aber, möchte man fragen, warum hatte Achilleus nur in der Todesstunde das seelige Gefühl, den Patroklos aus der Feinde Hand gerettet zu haben? warum nicht überhaupt in der letzten Lebenszeit? Auch scheint ϑνάσκων den bestimmt ausgesprochenen Gegensatz ἦν μάκαρ ζώων zu fodern, den Hr. Manso auch nicht versäumt hat in seiner Uebersetzung auszudrücken. Da aber ζώοντος auf den Patroklos geht, so müssen wir der sinreichen und durchaus wahren Emendation von Hugo Grotius beypflichten ὄλβιος ἦν

θνάσκοντος. Dann lesen wir ὅτε st. ὅτι. — Mosch. 1, 22. Wir sind Hrn. Manso Meynung, daß ἄλων müsse Ἅλιον gelesen werden. Ob aber „von dem zum Sternengott umgedeuteten Apoll" die Rede sey, „dem Liebhaber der Koronis", lassen wir dahingestellt. Auch Helios hatte seine Liebschaften. Mosch. 2, 20 vermissen wir die Anmerkung der ersten Ausgabe, um so mehr, da Walckenaers Ausgabe des Moschus wohl in wenigen Händen seyn mag. — V. 82 Hr. Manso hat (gegen seine erste Ausgabe) einen leisen Verdacht, daß der 81 und 82 Vers nicht vom Dichter herrühren möge. Statt οἷος ὅστις folgt er in der Uebersezzung Jacobs Aenderung οἷος αὐχέν'. Sollte aber nicht οἷος ὅστις diesmal vom Dichter absichtlich gesagt seyn, um das Einerley der vorhergegangenen Construction zu unterbrechen? — V. 124 „Ocean" vom Mittelmeere ist falsch. — Mosch. 3, 7. Rec. tritt Hrn. Manso in der Vertheidigung von λάμβανε bey. Doch die Uebersetzung: „zeichne öfter das Ach in dein Blatt" dünkt ihm sehr prosaisch. — V. 23 Hat Hr. Manso gelesen καὶ αἱ βόες, αἳ ποτὶ ταύροις πλασδόμεναι γοάοντι, wie in seiner Ausgabe abgedruckt ist, wie paßt dazu die Uebersetzung? „und die Kühe, die mit den Stieren fröhlich grasten?" — V. 107: ἄνηθον nicht „Fenchel," sondern Dill. Mosch. 5, 7 folgt Hr. Manso der Emendation Teuchers (?) χὰ δάσκιος statt τάχα δ' εὔσκιος. — Voß im Deutsch. Mus. 1775 St. 11 S. 1024 schlug χαδ' εὔσκιος vor. — Unter den Varianten der Valckenaerschen Ausgabe, findet sich τάχα δάσκιος. Teuchern bleibt das Verdienst aus beyden die einzig wahre Lesart zusammengesetzt zu haben. — Das viele vortrefliche aus den erklärenden Anmerkungen herauszuheben, verbietet uns der beschränkte Raum. Zum Schluß sind noch 4 Seiten gehaltreicher Erklärungen von Herrn Magister Schäfer hinzugefügt.

Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit. — Pragmatisch aus den Hauptquellen bearbeitet von Peter Philipp Wolf. Erster Band. München 1807, bey Lindner. S. 508. — Zweyter Band. S. 664. 8. (8 fl. 15 kr.)

Rec. sieht sich genöthigt, dieses Werk für eine in der Haupsache mißlungene Arbeit zu erklären. Sie ist mißlungen, weil dem Verf. bey der Ausführung kein fester Plan vor Augen schwebte. Er wollte seine Leser mit der Denkungsart des Zeitalters vertraut machen, ehe er seinen Helden in demselben auftreten läßt. Wer wird dies nicht billigen. Aber er fängt bey der Erfindung der Buchdruckerey und den wieder auflebenden Wissenschaften an, um endlich nach drey gefüllten Bogen zu den Eltern und der Geburt Maximilians zu kommen. Und dies gilt nur als Einleitung in die Jugendjahre, in welcher sich nichts, weder durch neue Ansichten, noch durch bündige Zusammenstellung, besonders auszeichnet. An der Spitze des zweyten Theils, wo Maximilian als Regent auftritt, erwartet den begierigen Leser eine zweyte Uebersicht von der Lage aller Europäischen Reiche. Er hat hier 124 Seiten zu durchlaufen, ehe er so glücklich ist, die Auseinandersetzung der einzelnen Deutschen Staaten zu erreichen, unter welchen dann M. seine Rolle spielt. Hätte der H. Verf. diese Bogen als eine eigne Abhandlung über die Lage Europens zu Anfange des 17. Jahrh. und als Characteristik seiner Regenten geschrieben, so würden wir sie als eine gedrängte gutgerathene Uebersicht aus vollem Herzen empfehlen. Er benutzte, würden wir sagen, und comentrirte mit Einsicht den Thuanus, welcher ihm durchgängig Hauptquelle ist, öfters, doch nicht häufig genug, auch Khevenhillers annales Ferdinandei. Sehr schön hat er vorzüglich die Lage Spaniens und das Bild des bigoten Feindes seines eigenen Staats Philipps II. herausgehoben; minder gut ist ihm Elisabeth in England gerathen, weil er den Hume ꝛc. zwar in den Citaten anführt,

in der That sich aber auch hier an dem Thuanus gehalten hat. Aber dies alles läßt sich nicht sagen, sobald wir den Lebensbeschreiber Maxens zu beurtheilen haben. War auch zweyten Male eine allgemeine Uebersicht nöthig, so mußte sie sich auf das Wesentliche beschränken, durfte weder die Liebesgeschichten der Elisabeth, welche auf die Lage Deutschlands und Bayerns kein Licht verbreiten, noch eine Menge andrer kleiner Nebenzüge aufnehmen. Wenige Blätter wären dann hinreichend gewesen, um die nöthige Einsicht in die allgemeine Verkettung der Dinge zu geben. — Der Hr. Verf. suchte ferner den Fehler mancher Historiker zu vermeiden, welche die Facta theils zusammen reihen, theils sie ergänzen, wie ihre lebhafte Einbildungskraft die Wahrscheinlichkeit der Verkettung ihnen vormahlt, und liefert daher die Belege zu jeder Angabe aus den 1500 Bänden gleichzeitiger Handschriften, deren Benutzung ihm zu Gebote steht. Jeder Leser giebt zuverlässig diesem reinen Streben nach Wahrheit ungetheilten Beyfall, bebt aber zurück, wenn er sich nun in die Menge unbändiger Noten, und in den ausführlichen Vortrag der Geschäftsmänner jenes Zeitalters verwickelt sieht. Er erwartet den Herrn W. als pragmatischen Referenten der treffenden Hauptpuncte, und sieht sich gezwungen, selbst Referent aus den vorgelegten Acten zu werden, die versteckten Goldkörner sorgfältig auszulesen, und bey Seite zu werfen, was dem ungetrübten Blicke Nachtheil bringt. Er hat viel wegzuwerfen. Denn was soll er S. 88 mit dem langen Verzeichniß anfangen von den ganz unbedeutenden Schriften, welche Fickler, Maxens Lehrer, zur Welt gebracht hat? Oder welche Freude kann er an der sehr ausführlichen Instruction finden, welche Herzog Wilhelm den Präceptoren seiner Söhne auf die Seele band? Einzelne Züge aus derselben wären zum Beweise hinreichend gewesen, daß über einen solchen Leisten zukünftige schulgerechte Geistliche, aber kein tüchtiger Regent gebildet werden konnte; daß die Seele des jungen Max von der ersten Jugend an eine schiefe Richtung erhalten mußte.

Der nähmliche Fall tritt ein S. 112 in den äußerst weitläufigen Landtagsverhandlungen, wo man bey allem dem erst am Ende erräth, daß Herzog Wilhelm ein übler Haushalter war, dessen große Schulden die Landstände von Zeit zu Zeit übernehmen mußten, welche, so viel an ihnen war, die Uebernahme derselben von sich abzuweisen suchten. Bis hieher hatte sich Rec. die Stellen notirt, welche ihm eine für den Zweck des Buchs ganz unpassende Weitläufigkeit zu zeigen schienen. Er hörte auf zu notiren, als er fand, daß der ganze weitere Vortrag aus ähnlichen Relationen zusammengestellt ist. Sein Augenmerk richtete sich nun auf Max, den Mann, welchen das Publikum aus diesem Werke im Schlafrocke so wie im Staatskleide kennen zu lernen, gegründete Hofnung schöpfen darf. Auf 508 u. 664 Seiten läßt sich wahrhaftig gar manches von ihm sagen. Und doch haben wir, unserer aufmerksamen Lektüre ungeachtet, äußerst wenig zu finden das Glück gehabt. Von seinen Jugendjahren auf der Universität erfahren wir, daß er Collegien hörte, und unter dem Einflusse der Jesuiten stand. Auf seinen Reisen bleibt das Interessanteste, um welche Zeit, mit welcher Begleitung er in jede Stadt Italiens gelangte, und wo er mit Ehrenbezeigungen empfangen wurde. Sein Vater Wilhelm tritt ihm die Regierung ab, und seit dem versteckt er sich in das Innere seines Cabinets, um von hier aus Plane zu entwerfen, den Instructionen an seine Geschäftsmänner zuweilen etwas mit eigner Hand beyzufügen, und nichts weiter. Wir hatten gehofft, der Hr. Verf. würde ihn hervorführen, um uns seine mannigfaltigen Seiten zum Beschauen zu geben; und siehe da, nur mühsam lassen sich einzelne Züge zur Bezeichnung seiner Denkungsart und Handlungsweise aus der Masse des Vortrags hervorholen. Daß er ein bigoter Regent war, dem kein Mittel unerlaubt dünkte, wenn es zum Wohl der Kirche wirkte, wußte zwar jedermann, und es war von einem Manne, der seine ganze Bildung durch Jesuiten erhielt und gänzlich von ihnen abhing, nicht anders zu erwarten. Tolerant dachte ohnehin in jenen Tagen

die Parthey der Protestanten so wenig als die der Katholiken. Wie hoch aber sein Eifer für die Erweiterung der allein seeligmachenden Religion stieg, lernen wir doch erst hier bey der vergeblich unternommenen Bekehrungsgeschichte des Herzogs von Neuburg und aus hundert andern Zügen. Sie stellen ihn zugleich als einen äußerst schlauen und leider als keinen guten Mann dar. Denn Gewaltthätigkeiten zur Beförderung der reinen Kirche wurden zwar von vielen Fürsten verübt, so daß sie beynahe als Regel bey der damaligen Erbitterung der Gemüther gelten dürfen; doch würde sich schwerlich ein übrigens edel denkender Mann zu Vorschriften herabgewürdigt haben, wie sie Max an seine Beamten in Donauwörth gab. „Man solle den Rathsherren unbedeutende Arbeiten unter die Hände legen, von denen es sich voraussehen lasse, sie würden sie schlecht ausfertigen, oder auch solche Functionen, die sie neben ihren Stellen nicht wohl verrichten können; den Lutherischen müsse man die Besoldung etwas ringern und mit der Zahlung zuweilen hinter sich halten; wer im geringsten etwas verfehlt, sey sogleich seines Dienstes entledigt; den Lutherischen müsse man langsam Gehör geben, sie strenger strafen als andere 2c. Doch soll sich der Statthalter wohl in Obacht nehmen, daß alles nach und nach bey guter Gelegenheit geschehe, immer unter scheinbaren Ursachen; ja nicht unter dem Vorwande der Religion.“ Aehnliche Feinheit blickt aus den Vorschriften hervor, welche die Gesandten zu ihren Unterhandlungen am österreichischen Hofe erhielten. Und dies wäre denn so ziemlich alles, was sich zur nähern Kenntniß Maxens aus diesen zwey Bänden schöpfen läßt. Aber freylich muß das Beste nachkommen; denn am Ende des zweyten Bandes stehen wir bey den ersten gegenseitigen Unterhandlungen der Liga und der Union, und noch lange nicht beym Anfange des 30jährigen Krieges, in welchem Max seine glänzende Rolle spielte. Wir haben also noch eine hübsche Reihe von ähnlichen Bänden zu erwarten, wenn der Hr. Verf. in seiner Behandlungsweise fortfährt. Er wünscht selbst in der Vorrede, das Zeitmaaß, welches die

Vorsicht seinem Leben noch zugemessen haben mag, ganz mit dieser Arbeit ausfüllen zu können. Nun kommts darauf an: wie jung oder alt der Herr Verf. ist.

Die Pflicht des Rec. gegen das Publikum forderte, von den Fehlern des Plans und der Ausführung zu sprechen; sie fordert aber zugleich, die Vorzüge des Werks nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Sie sind bedeutend, diese Vorzüge; die Arbeit des Herrn Verf. bereichert das Studium der Geschichte, verbreitet Licht über manche bisher nicht hinlänglich bekannte, oder in ihren Umständen unrichtig bekannte Thatsachen, und bleibt dem Forscher eine nicht wohl zu entbehrende Quelle. Rec. konnte sich bisher nicht überzeugen, daß alles das Schlimme, was man auf Rechnung der Jesuiten setzte, gegründet seyn könne; Ordensgeist lenkte sie, so dachte er, wie andre Mönche auch, nur daß sie sich feiner bey ihrer Sache zu benehmen wußten. Aber wer sie hier durch den Briefwechsel des Herzogs Wilhelm mit dem Beichtvater Hans in Gräz kennen lernt, sie als die Hauptursache des aufkeimenden düstern Bigotismus bey der Steyermark. Linie so wie an dem Bayrischen Hofe, und als die Unterdrücker der bessern Schulanstalten, welche Bayern hatte, findet; das ganze Gewebe ihres Benehmens, sowohl durch ihre unmittelbaren Handlungen, als durch die dem Herzog Max an die Hand gegebenen Maßregeln, näher zu durchschauen anfängt; der muß sie nothwendig für eine schädliche und gefährliche Innung erklären. — Daß es an dem Hofe des Kaysers Rudolph, wegen seiner eignen Untüchtigkeit als Regenten, wegen des Zwistes in der Familie, und wegen der schlechten Oeconomie, übel stand, wußte man längst; aber das Individuelle dieser Lage, wie z. B. zuweilen kein Gulden in der Casse war, um die täglichen Bedürfnisse des Hofes zu bestreiten, folglich alle Räthe des Kaysers bestechliche Leute waren, lernen wir erst aus dem von dem Verf. benutzten Briefwechsel der Bayrischen Geschäftsträger mit ihrem Fürsten, welcher diese traurige Lage trefflich zu seinem Vortheile zu benutzen

wußte. Nicht weniger merkwürdig sind viele Züge von dem Hasse des Kurfürsten von Sachsen gegen die Reformirten. Doch bleibt das interessanteste Stück des ganzen zweyten Theils die Achtserklärung und Executionsgeschichte der unglücklichen Stadt Donauwörth. Man sieht deutlich genug, daß hier Hr. W. sehr vollständige Acten unter den Händen hatte, aus welchen weit mehr Unverantwortliches in dem Benehmen hervorgeht, als selbst aus den bisher bekannten Berichten der Gegner, oder der Protestantischen Parthey; obgleich der Hr. Verf. S. 232 ꝛc. einige den Herzog Max in ein unvortheilhaftes Licht setzende Umstände nur leicht berührt. Wir laden jeden Wißbegierigen zur Lectüre des Werks ein, und bemerken bloß, daß der Magistrat auf keine Art vermögend war, das Ungewitter von sich abzuwenden, ob dies gleich Hr. W. S. 226 für möglich hält; und daß die Stadt über 900, die nächsten Jahre darauf aber 533 Bürger zählte. — Außer den mannigfaltigen Aufklärungen über mehrere Theile der Zeitgeschichte empfiehlt sich das Werk auch durch die Unbefangenheit seines Verfassers. Er spricht mit gleich kaltem Blute von den Fehlern der Protestanten und der Katholiken; und die Päbste werden ihn schwerlich unter ihre Vertheidiger zählen. — Selbst einzelne im Buche zerstreute Bemerkungen verdienen ausgehoben zu werden, z. B. Th. II, S. 617, daß damals ein Regiment von 3000 Mann Infanterie monatlich auf 30,850 Gulden zu stehen kam. Oder Th. I, S. 352 die Rangordnung in Bayern. „Die Doctoren und Licentiaten, die unsere Räthe sind, wie auch die Professoren der Universität zu Ingolstadt mögen sich, ihrer Privilegien gemäß, mit Ketten, Ringen ꝛc. denen vom Adel, die andern Doctoren aber, welche nicht Räthe oder Professoren, sondern Advocaten ꝛc. sind, den Geschlechtern (Patriciern) gleich halten.“ In Rücksicht auf die Bevölkerung Bayerns irrt der Verf. beträchtlich, wenn er sie Th. I, S. 282 in jenem Zeitraum auf 1½ Million angibt, und seine Rechnung auf die Aushebung des 10ten und 30sten Mannes stützt, wodurch sich

eine Armee von 21 bis 22000 Mann bildete. Diese Zahl setzt nicht einmal 200,000 Waffenfähige voraus; und wenn man diese wie 1 zu 4½ gegen die ganze Bevölkerung annimmt, auch die befreyeten Stände noch hinzurechnet, so kommt doch für das Ganze schwerlich Eine Million heraus. Das Resultat möchte seyn, daß die Bevölkerung war, wie sie noch jetzt ist. S. 523 glaubt Hr. W. das zur Vertheidigung des Kaisers Ludwig IV geschriebene wichtige Buch des Marsilius unter dem Titel Defensor pacis etc. sey erst 1592 zu Frankfurt in 8 erschienen; die sehr seltene Originalausgabe kam aber schon 1522 in Folio ohne Angabe des Druckorts heraus. — Der Vortrag des Herrn Verf. ist gut, zuweilen auch kraftvoll; nur selten läßt er sich auf einer Sünde gegen die Sprache betreffen. Th. II, S. 117. „Er erhielt Hülfen," wird er wohl selbst als unrichtig erkennen. Käme die Unterstützung von hundert Seiten her, sie bleibt immer nur Eine Hülfe. Er streicht auch zuverlässig S. 655 den verunglückten Ausdruck weg: „dieser Vergleich löschte die Asche nicht." Die Asche braucht das Löschen schwerlich, wohl aber das unter derselben glimmende Feuer. — Möchte doch Herr W. seine folgenden Theile in Einen kernhaften Theil zu concentriren suchen!

Die Zeiten. Vier Blätter, nach Zeichnungen von Ph. O. Runge. (6 Rthlr.)

Nicht Erquickliches für Viele wollen die Zeiten bringen, die schwerauftretend jetzt über die Erde schreiten, aber ehe die Enakskinder so groß und ungeschlacht geworden, waren sie anmuthig und liebenswürdig; die Kunst, die als ihre Amme wohl noch der Kleinen sich erinnert, hat in diesen Bildern das Mährchen ihrer Jugend den Gewaltigen vorerzählt; sie will versuchen, ob sie sich wohl erweichen lassen, und enthal-

ten vom Bösethun, und von wildem Zorn und Uebermuthe sich abthun mögen.

Ein aus Metallen und den andern Elementen gegossen Bild stehe die Welt aufgerichtet in der Gottheit da, und ein reiner Chorgesang durchtöne die Geschichte das Wunderbild, sagt uns die Philosophie, und die Gottheit athmend in den Tönen, ausgegossen in der Form freue in der schönen Ordnung sich ihrer Herrlichkeit. Aber wenn das große Wort verhallt, kehrt immer ein dumpfes Murren in der Tiefe wieder, es seyen die Formen zerstört und verschoben, wenn man in der Nähe sie betrachte, und ein wildes irres Getöne der Gesang.

Wird des Jammers all zu viel auf Erden, dann sendet der Himmel von Zeit zu Zeit einen Gesalbten nieder, der wieder sammle, was sich verworren und zerstreut, und reinige das durch die Sünden des irdischen Wahnsinns befleckte Bild, daß verstummen muß das Murren in der Geisternähe aus Ehrfurcht, Scheu und Andacht.

Wandelt der Erwählte sinnig und trauernd unter irdischen Ruinen, dann trifft plötzlich ihn ein Feuerstrahl aus jener Gluth, in der Isis das Königskind in Byblos läuterte, und was sterblich an ihm war, verbrannte. Auch er wird gezündet von dem Strahle, und Sterbliches wird verschluckt im Sternenfeuer, und nur der bessere unsterbliche Theil geht unversehrt aus den Flammen der Begeisterung hervor. Mit der Weihe mag er dann hinaustreten in die Wirklichkeit; sie wird als ihren Gott ihn anerkennen; fern von ihm wird der Hader an die Gränzen fliehen, und was er berührt wird harmonisch werden, und entsündigt und der Sterblichkeit entnommen.

Der Künstler, dessen schöne Formenwelt in diesem Augenblicke um uns liegt, hat sich geheiligt in dieser Feuertaufe; aber in Einem läßt er den Beschauenden ungewiß, ob er seine Bilder, gleich wie das Kind unschuldig naive Worte, unbefangen nur so von sich gelassen, oder ob er in ihnen sich

vielmehr gesammelt, und in vorübergehender Erhebung gebetet fromme Worte in die Wirklichkeit, daß diese in der Inbrunst sich geklärt, und furchtsam Gemeines floh zum Vater der Nichtigkeit, und die Schöne und der Liebreitz allein um ihn zu verweilen wagten.

Betrachten wir die Wahl des Gegenstandes, dem er seine Liebe hingegeben, dann muß das Erste wohl wahrscheinlicher uns bedünken. Die Kinder und die Blumenwelt haben ihn für jetzt zu sich hinabgezogen; wie Mutterliebe ist zarte Anmuth unter sie gegangen, und sie sind frohlockend aufgestanden, und haben die Liebreiche dann umfangen und umrankt, und mit Liebesnetzen sie umsponnen; die Mutter aber hat den Mantel über sie gebreitet, und es ist ein heimlich Freuen, und ein still, warm Liebeleben, und es bildet leise und verschwiegen, wie unter dem pulsirenden Herzen im Mutterschooße, sich ein wundersames Werk, es drängt das Liebliche sich freudig zu, und strömt und quillt und rinnt, und fügt sich in schöner Form zusammen, die Sterne aber brennen durch das Geheimniß durch, und flechten emsig ihre Strahlen ein.

Da ist das Werk vollbracht, es schlägt die Mutter den Mantel auseinander, und es steht tropfend, blühend, brennend das Gewächs im Tage da, und es treibt der Sonnenbaum Flügel, und schwingt sich damit in den Himmel auf, und die Erde läßt seine Wurzeln nicht, und es werden Crystall die Blätter, und das Blut wird Licht, und oben blüht die Rose als Sonne auf, und der Weltgeist wiegt sich in ihrem Kelche.

Nimmer ist, was in reiner Schönheit geboren wurde, geschieden von der Welt, alle Dinge sind in Inbrunst zu ihm entzündet, und sie wollen es saugen in sich hinein, denn es ist des Ganzen, und muß dem Ganzen sich ergeben, und wird doch ewig nicht sich selbst entfremdet: nur Gemeines und Schlechtes scheuen alle guten Dinge, und ausgetrieben von Allem, sinkt es in sich selbst zusammen, und bleibt einsam und verlassen im Winkel murrend.

Ist ein Werk daher in sich geschlossen und vollendet, es gehört, wie der Himmel und die Erde und die Gestirne, nicht Einem an, es ist nicht die enge Behausung eines Dämons, es ist aller guten Geister Himmelsburg; es tönen viele, viele Stimmen aus ihm heraus, jeder der da kömmt und horcht, hört das Bild in seiner Muttersprache sprechen: es ist wie Manna in der Wüste, das jedem den Geschmack giebt, den er eben haben mögte.

Ein tief verhüllt, wundersam Geheimniß ist im Innersten der Welt verborgen, und gegenüber dem heiligen Räthsel steht die Natur, und sucht es zu ergründen immerdar; jeder Stein und jedes Kraut, und alles Gethier ist eine Lösung, die sie dem Geheimnißvollen abgewonnen, jede ganz gelungen, jede schlagend, treffend, und doch bleibt ihr ewig das Geheimniß unergründlich, weil jede Lösung immer wieder zum neuen Räthsel wird.

So steht die Kunst, ein gleiches Mysterium über der Wunderwelt, vor ihr lauscht neugierig der Sinn, und mögte gern erforschen, was seltsames der Busen hegt; diese giebt auch offen und neidlos sich der Neugier hin, und der schaut nun emsig überall umher, und mögte alles prüfen, alles wissen, alles erschauen und ergründen, aber vor ihm flieht die Gränze, sie hastet weiter, weiter fort, und die Erde geht unter hinter ihm, und bald findet er allein sich schwebend in den tiefen Räumen; Himmel oben Himmel unten, weithin ausgespannt, Sterne ausgesät, so weit die Blicke reichen, Sterne gleichend Saamkorn hingestreut, so weit schwindelnd niederwärts die Blicke fallen; viele Stimmen, die ihm rufen, daß er komme, sie ergründe, und wenn er diesen folgt, tausend muß er lassen, die sich hinter ihm verbergen, tausend neue winken ihm wieder neckend zu, und er kann nimmer sich hinsetzen, und zu sich sprechen: Gott sey Dank, nun bin ich fertig, weiß nun Alles, hab befunden, daß Alles eitel sey.

Bildet daher der Geist wahrhaft schaffend und begeistert,

in seinem Werke könnt ihr die Weltgeschichte lesen; will er euch die Zeiten bilden, in dem Bilde mögt ihr wie Zaubercrystall, wenn ihr näher oder tiefer blickt, Aufgang der Dinge schauen, und Niedergang in Tagesfrist, und der Jahrszeiten wechselnd Spiel, oder eures eignen Lebens Kreisen durch die Alter; oder ihr mögt das Leben der Erde und der Natur und aller Dinge in ihm erblicken, wie die jugendliche Welt gewaltig und groß geworden vor dem Herrn; ihr mögt endlich das Leben der Kunst selbst darin erschauen, und des Geistes Stufenalter der darin und in Allem sich geoffenbart.

Aus dunkler Nacht, so suchen wir's in die Seele des dichtenden Künstlers hineinzudenken, ist alles Sichtbare hervorgegangen, in den finstern Abgründen ist bodenloses Chaos ausgegossen, und es brütet der Geist über den Wässern. Da regt sich's leise in den Fluthen, leise knistert das Leben durch die Stille, es kräuseln sich kleine Wellen, es fährt leichtes Wehen über die Wässer hin; lauter wird das Knistern, höher steigen die Wellen an, im Innern brennt Centralfeuer auf, und giebt Brutwärme der gährenden Materie, Lebensblitze schießen durch die Masse, und werden stehende Welten, und wie schwimmende Inseln fahren diese auf im Meere, und der bildende Geist schwebt ruhig über den Geburten, und ordnet diese dorthin und jene an den andern Ort, und setzt jedes an seine Stelle, und gießt ihnen allen in Feuerflammen das Leben ein, und die Sympathie, die sie alle in eins verknüpft, und es ist das Firmament, und Tag und Nacht, und alles gut gemacht.

Da will die Religion und die Liebe und die Schönheit in der Mitte der werdenden Natur, Tempel, Heimath und Paradies sich gründen, und es beginnt neues Werden; die Sterne sind aufgeflogen. Alle in des Himmels Räume, nachdem der Strahlenschein von oben aus der Chrysalide sie hervorgetrieben, folgen nun die Blumen nach, wunderbare, seltsame, langschnäblichte Blumengespenster fahren aus der Tiefe auf, unförmlich wie Träume blicken sie auf langen Häl-

sen selbst wahnsinnig, in den wahnsinnigen Frühling, der sie umfängt, wie mit Schlangenfüßen sind sie in die flüssige Materie eingewachsen, und wurzeln in dem Feuer, das im Centrum brennt, und saugen wie Saft und Blut und Lymphe, die warme Flamme auf, und ranken immer höher von dem Feuersaft genährt hinauf; und der Vogel der Nacht, die Taube der alten chaotischen Zeit, hat festen Fuß gefunden auf den Fluthen, und sinnend blickt der Vogel mit den glühenden Augensternen in die Tiefe der dunkeln Nacht hinaus.

Dichter immer dichter ziehen die fabelhaften Gewächse sich zusammen, es klären sich die Fluthen, und in der Tiefe am Grunde grünt die Asphodelenwiese, und Kinderschemen liegen träumend in dem Zaubergarten, Embryonen von dem Schooße der schwangern Erde noch umfaßt, und mit Elementenmilch getränkt; außen aber hat schwimmend Geranke in Sonnengärten zu schwebenden Paradieseslauben sich verschlungen, und es ist nicht Nacht und Fabel, wie in der Tiefe, es liegt schon Dämmerschein am fernen Horizont, es ist die Rose schon aufgebrochen, und strahlt hellen Schein hernieder. Im Scheine aber liegen liebliche Kinder schlafend, erwartend die Zeit, wo sie den Tag erblicken, Zwillinge in den Blumen ausgestreckt, die mit den Armen sich eng umfangen; wenn die Gespielen aus dem Traummeer aufgetaucht, dann werden sie alle zugleich erwachen, und die junge Sonne grüßen.

Auf den Wellen aber liegt der Regenbogen, den Abglanz des offnen Himmels in irdischen Farben widerstrahlend, und in der Mitte der Lebensfluthen hat ein Crystallgebürge sich tief und fest gegründet, und aus dem Demantgeklippe steigt freudig der Lebensbaum zum Himmel an, Granatblüthe, Sonnenblume, Mohnstengel, dann, oben im Wipfel, die Mutter des Lebens, die Erdenmutter, die Gebenedeyte, die empfangen hat, vom Geiste überschattet, die im Schooße das Wunderkind des Himmels, die junge Erde mit allen Blüthen, und allen Kindern und allen Engeln trägt, und nun fromm und froh und weh und sehnend, ahnend in das Geheimniß

versunken ist, und das dunkle Regen und das Quellen, Wachsen, Träumen, das Durcheinanderrauschen der Lebensströme in der Tiefe sinnend und begeistert schaut. Um die Mutter des Heiles her auf Mohnblüthen die Sternenkinder schwebend, heilige Seher der Zukunft sind sie herniedergestiegen aus höheren Räumen, um Zeugniß zu geben von den Wundern der werdenden Zeit. Staunend, wunderbar ergriffen, in prophetischem Wahnsinn getrieben, blicken sie in die Mysterien, und sehen im Geiste, was noch nicht geboren ist, und Haltung, Miene und die Geberde wahrsagen von den Dingen, die da kommen sollen, während der Mund verstummt. Accente des Staunens, der Andacht, der Begeisterung, sind die Gestalten, wie Accorde aber verbinden sie sich zu einem Gesange um die Gnadenreiche, und der Gesang ist, Ehre sey Gott in der Höhe, er ist heilig, groß sind seine Werke und wunderbar.

Andere Zeit kömmt wieder, die Mysterien wollen sich offenbaren, die Erde hat in schöner Rundung sich geschlossen, die Wässer sind in die Ufer zurückgegangen, der Aether hat sich geklärt, lichte Streifwolken nur schweben in der hellen Bläue, es ist dem Tag das Götterkind geboren, die Liebe ist Leben geworden, und die Schönheit hat einen Leib als ein Gewand angethan, eine milde Süße, war in die Elemente ausgeflossen, daraus hat sie sich den zarten Kindesleib geformt, und lieblicher Glanz und Schein fließt von den Augen des Kindes wie von warmen lichten Freudenquellen aus, und der Schimmer rinnt und rinnt den ganzen Himmelsbecher voll, und es geht der erste schöne Frühling der jungen Erde auf. Da steht im Orient tief die Aurora der neuen Zeit, ein brennender Feuergarten, Rosenglut im schmaragdnen Laubwerk glimmend, weiches Farbengeranke durcheinander geschlungen, Aetherblüthen sprossen im Lichtgewölke auf, und ein prangend Glanzgefunkel stäubt im blühenden Rosengarten Und es ist Gott selbst, die strahlende Gluthensonne der Ewigkeit, die aufgehen will über den Gebürgen, er will lustwandeln in der Frühe und der Kühle, darum haben seine Gei-

ster aus dem Saume seiner Herrlichkeit ihm das Blumenparadies gestaltet, und er nähert sich von ferne schon in seiner Glorie, und die Aeonen schweben in Schaaren um den Ueberschwenglichen her. Die Tiefe aber hat auf den Wässern die schwimmende Lotus heraufgetrieben, und es ranken die Stengel betend zum Himmel auf, und vor der Glorie entfaltete sich die Blumenknospe, und zwey Erdgeister neigen sich anbetend in den Kelchen, und bringen Preis und Huldigung dem Ewigen von der tiefen Erde, und die Blüthe streut mitglühend Opferduft.

Eine Blume aber steht vor allen herrlich im Rosengarten, der Unschuld Blume auf dem Lilienstengel, und es neigen die Knospen sich zur Erde hin, weil Kinder die zarten Zweige lasten, und es ist froh Pselliren und Jubiliren und Klingen und Jauchzen in den Kleinen; aber die Herzblüthe steigt höher in die Lüfte auf, und es hat eine reitzende Gruppe in dem Kelche sich gesammelt, ein freudig jauchzender Accord, eine wundersame Harmonie aus sechs Grundtönen gewebt, ein Liebesknoten geknüpft aus zarten Leibern, ein Nectarium, das der Himmel selbst mit Harmonie gefüllt, auf die Staubfäden aber haben drey liebliche Mädchen sich hinaufgeschwungen, und blicken weit um sich in den jugendlichen Frühling, dessen schönste Blume sie selber sind, über ihnen aber bestrahlt heiter, freundlich Phosphorus die reitzende Idylle.

Bald kömmt der Mittag hergezogen, es zerfließt der Farbenschleyer, der um das Paradies sich hergebreitet, und wie fliegender Sommer fahren die Fäden um, silbern ist Klarheit aus himmlischen Urnen ausgeflossen, aber der Glanznebel ist aufgezogen, und ist wie Trübung im klaren Demantwasser hingeflockt. Fern' am Gesichtkreis schwebt dreykräftig, ernst, im Geheimniß eingehüllt, die Gottheit, leise schwüle Stille geht durch die Natur, und sie schaut wie furchtsam zagend auf, denn ihr ist, als ob der Unerforschliche zum Zorne sich bewegen wolle; sie zagt, wie die Unschuld schuldlos wohl erröthet, denn nur die ewige Vorsehung ists, die vorahndend ernst im Schmerze

sich verhüllt. Aber es bricht Wetterleuchten, wie ein göttlich Lächeln durch die Trübe, und es wird finster wieder, und milde weinen die himmlischen Gewalten, und die Tropfen fallen wie Blumensamen in das Erdgewölke nieder, und es glühen Purpurrosen auf.

Die Kinder der Erde aber haben keine Scheu, neugierig kühn klettern sie an den Blumenstengeln auf, um näher doch das Geheimniß zu erschauen, und wie sie oben sich auf den Halmen wiegen, ergreift sie noch heißeres Sehnen nach der Höhe, und im heißen Sehnen bekömmt die Blume Wolkenflügel, sprossen den Geistern Schwingen, und sie flattern auf und höher auf, denn sie mögten den Unerforschlichen ergründen. Aber es hat die Schlange tückisch an der Erde um den Stengel der Passionsblume sich hergewunden, und sie schwebt als fliegender Drache mit in die Lüfte auf, und es nähert die Hoffarth mit der kindlichen Neugier sich dem Geheimnißvollen, das sich dunkler noch verhüllt, und es neigt die Neugier sich den blühenden Rosenknospen, und berauscht sich freudig in dem Dufte, da windet gleichfalls die Schlange behende sich herbey, und schießt neidisch in den offnen Kelch den Gift.

Und zuckend zieht die zarte Sinnpflanze welkend sich zusammen, es ist das Göttliche vergiftet und befleckt, und es zürnt die Gottheit, Fluch der Schlange, nieder nieder Erdengeister in die Tiefe in eure Heimath, Sorge euer Theil, Tod das Ende der Mühsal, donnert es aus dem Gewölk hervor und das spielende Wetterleuchten wird zum Blitzesschlag, und es zieht das Ungewitter des Zornes hoch am Himmel auf, und dumpfer Hall durchdonnert immerfort die stille Schwüle, und Zornesfeuer durchleuchtet den Himmelsgrund.

Noch blüht der Lilienstengel immerfort, aber erschrocken stürzen die Kinder aus dem Kelche nieder, kommt der Cherub mit dem Flammenschwerdte, wo er schwebt, treiben die Lüfte und Wasser und die Erde Blumenkreise um ihn her im Lichtscheine in dem er strahlt, aber er ist bewaffnet mit dem

Zorn des Herren, und treibt die Schächternen aus dem Rosengarten fort.

Und wie der Vater zornig schmählt, hat die Mutter liebevoll vertrauend auf die Güte des Ewigen am Wasserbecken sich hingesetzt, und sammelt die Kinder um sich her und es treibt die Erde ein schirmend Laubdach von Blättern und Früchten um sie her, und tröstend mit guten Worten die Erschrocknen bringt sie alles herbey, was sie erfreuen möge, auf Früchte, Blüthen wie sie der Sommer giebt, Glockenblumen, Hyacinthen, Schwerdlilien, Kornähren, die sich unter reicher Begabung beugen und von Kornblumen hat sich ein Kranz gewunden, der die schöne Gruppe krönt und schließt. Aber Distel auch und Dornen stechen scharf und bärtig durch das Blumendickigt durch, und wie die andern freundliche Worte zu der Mutter sprechen, geben sie allein ihr böse Rede und zanken die Kinder und verletzen sie.

Und die kühnsten unter diesen haben aussen auf die breiten Blätter der Iris am Schatten der Lilienblüthen sich gesetzt, die andern aber haben alle in der kühlen Laube zu der Mutter sich geflüchtet und es sprudelt frisch und klar die Quelle in das Wasserbecken, in der Mutter aber fließt ein anderer Quell von Lebensmilch und die Kinder kommen und tränken sich an Liebesborn und saugen erquicklich Labsal, und es ist ein gemüthlich Leben, und frohe Sättigung und Gesundheit, volle runde Schönheit und irdisch Gedeihen und Wohlbehagen, freudig sprossen die Saaten weit umher, und reich und warm schwillt die Erde in ihrer Fülle auf.

Aber es ist der Vater im Himmelsraum, der zürnend so mild und liebreich sie gesegnet, und er blickt aus der Wolkenhöhe nieder auf das sinnige Spiel der Kinder um die Mutter, und es reut des Fluches ihn, den er über Irdisches gesprochen, es wird in Erbarmen sein Herz bewegt, und es will verzeihen der Allerbarmer der Einfalt, was die Schlange in ihr verbrochen, und er will den Stachel des Todes wieder stumpfen, denn ihn schmerzt's so Schönes wieder zu zerbrechen.

Und es löst der Zorn der Himmlischen sich in milde Wehmuth auf, und es regnet Gnade auf die Erde nieder, und es wird heiter und klar der Himmel nun, und in der Klarheit steht das Kind mit dem Lamme, unten aber wandelt der Erlöser an der Erde, und in ernster Betrachtung stehen die Geister sinnend vor dem Geheimniß und den Symbolen des Leidens und der Versöhnung, es ist das Kreuz vor ihnen aufgepflanzt, mit der Dornenkrone, die in Rosen erblüht, und der Himmelsbecher hat mit dem Wasser der Wiedergeburt und der Weihe sich gefüllt.

Da ist andere Zeit geworden auf der Erde, romantische Zeit; Silberglanz war Morgenlicht, Goldesschimmer ist jetzt der Abendschein; flüssig, klares, lüftig Gold ist ausgegossen; es sind die Berge und die Hügel und die Bäume und die Sträuche und die Kräuter in die Tinctur getaucht, und es rinnt der Schein an ihnen nieder, und sie brennen in dem zarten Feuer, das sie nicht verletzt. Und es blickt sich in die Erde wie in ein klares, unergründlich tiefes Auge nieder, denn sie hat das dunkle Augenlied nun aufgeschlagen, weil sie sprechen hören in der Tiefe von dem göttlichen Kinde, das sie sühnen soll; und es schaut das Auge nun schwärmend und begeistert, und fromm und betend zum Himmel auf, damit sie dort erschaue, das Heil, das ihr nahen will, und schaue in seiner Herrlichkeit das neue Leben.

Im Occidente aber hat in den Lüften aus Rosen eine Abendröthe brennend sich gewebt, die Pforte der neuen Zeit, und Nachtigallen schlagen in den Zweigen, es tönt Trompetenruf und Hörnerschall, und die Laute athmet leise Töne und die Flöte ihr Gesäusel, und der Triangel klingelt zwischen durch, und fliegende Sterne steigen die Töne auf, und es sammeln die Accorde sich in Sternbilder am neuen Firmamente unter der Rosenlaube, und es laufen die Töne in leicht geschlungenen Bahnen um, und die Bilder bewegen sich im zierlichen Tanze, und schreiten dann wieder groß einher und würdig, und es ist ein reitzend bunt Gewimmel, ein liebliches Gedicht, in

dem die Luftgeister sich bewegen, der alte Himmel aber blickt lächelnd auf das kleine Bild herab, das ihn wallend in allen seinen Tiefen widerspiegelt.

Um die Pforte her aber haben wundersame Gewächse sich gesammelt; die Aloe streckt weit umher die Zackenblätter, Orangen und Jasmin stehen in geweihten Gefäßen um die Altäre, die Viole streut süße Düfte, und die Knaben, Epheben und Tempel des neuen Gottes, tragen blühenden Rittersporn. Beym Eintritte rufen sie grüßend den Wanderer an, und sprechen wunderbare Worte, die heilige Rede der Weihe und der Heiligung ist in den Worten.

Und es kommen die Weisen vom Morgenlande über die goldne Brücke hergezogen, denn zum Abend ist die Weisheit hingegangen, niedergegangen aber ist der Orient, tief sind am Morgenhimmel die Bilder der jungen Zeit gesunken, weit steht der Lilienstengel unter der Erde schon, eben ist die schöne Kindergruppe im Untergehen, und über ihnen glüht der Morgenstern jetzt als goldner Hesperus, und breitet milde Abenddämmerung über die Gesichte

Da wollen die Dinge sich zur Ruhe neigen, hat die Erde ihre Herrlichkeit gesehen, schließen sich die müden Augenlieder, es soll neue Welt beginnen, und die alte untergehen, aber nicht in Zornesfeuer, in Liebesfeuer soll sie sich verzehren; und es beginnt ein Sinken und ein Vergehen in Liebesbrunst, und es öffnet die Mutter weit die Arme, und es sinken die Kinder, im Kelche sich eng umfassend, ihr freudig in den Schooß, und betend stehen, die Händchen haltend, die Mädchen auf den Antheren, und stürzen dann nach in den Liebestod, und Hesperus wirft sich auch zu seinen Lieben in die Fluthen, und es bricht lieblich Tönen, Schwanengesang aus der Rosenlaube, und die Kinder in den Zweigen rühren zum freudigen Sterbgesang die Laute, und es jauchzen die Hörner und die Trompeten jubelnd auf, und es ruft die Mutter neue Schmeichelworte, und die Sehnsucht zieht sie schnell herab; ein Freudenschrey! und die crystallnen Wellen schlagen

über ihnen hoch zusammen. Und sie liegen in Lust vergangen wieder an der Mutter Herz, die Nacht aber breitet leise den Sternenmantel über die Schlafenden her, und es ist Stille, tiefes Schweigen weit umher, und wieder Traumes Weben.

Wir haben versucht, dem Künstler in Worten nachzusprechen, was er in Bildern angedeutet; durch seine Gestalten läuft eine reiche Ader von Poesie hindurch, und dieser haben wir nachgespürt: wie ein Dämon, der körperlos hinabführe in die Körperwelt, und begeisternd nun ergriffe jedes auf eigne Weise, Blumen, Vögel, Kinder und weibliche Gestalten, und dem Alle, aufglühend zu einem neuern höhern Leben, im schönen Rausche sich zu einem schönen Leib zusammenfügten, worin dieser nun wie Seele wohnte, wie Weltseele in dem Frühling wohnt: so ist die Poesie diesen plastischen Gestalten genaht, und ihnen eingewohnt, sie weht daraus hervor wie das Leben im warmen Frühlingshauche weht.

Und wie nun sollten wir die Weise nennen, in der diese Bilder gedacht erscheinen? Sollten wir sie Arabesken heißen? wir würden ihnen Unrecht thun, indem wir was tiefer Ernst und Sinn gebildet, vergleichen wollten mit dem, was blos aus spielendem Scherz einer heitern Phantastik hervorgegangen, die hingebend sich allein dem bunten Formenwechsel, muthwillig ausgelassen von Gestalt zu Gestalt, wie von Zweig zu Zweige hüpft, und in dem freyen Spiele allein Bedeutung sucht, und wie der Witz tieferen Sinn verschmäht. Die Arabeske ist Waldblume in dem Zauberlande, die höhere Kunst aber windet Kränze aus den Blumen, und kränzt damit die Götterbilder.

Nennen wir sie lieber daher Hieroglyphik der Kunst, plastische Symbolik! Hat die Natur aus den Elementen die Körper zuerst gebildet, dann ergreift das Leben die Materie wieder, und bildet sie in organische Formen um; ergreift die Kunst denn wieder diese Formen, und gießt ihnen im Bilde die Harmonie der idealen Schönheit ein; erfaßt endlich dann die Idee die schöne Form, und bildet sie sich

wie der Geist die Rede zu, und es wird ein bedeutend, tiefsinnig Wort nun ausgesprochen, eine heilige Rede, die der Sinn mit Andacht hören sollte.

Es ist glaublich, daß eine Zeit, die sich nach und nach so verschwätzt und verschroben hat, daß sie alle Unbefangenheit eingebüßt, und den frischen Natursinn, mit dem vor das Schöne und Bedeutende getreten werden soll; eine Zeit, in der die große Menge nicht durch Prosa, denn auch diese ist ihr rein verkommen, sondern durch kahle Liebeley mit Kunst und Schönheit, allen Tact für wahrhaft Lebendiges verloren hat, und bey jedem Neuen, was kräftig ihr entgegentritt, sich scheu umblickt, nach ihren Sprechern, die zu Wortführern sich aufgeworfen, und die nun selbst in Dünkel, Hoffart und Partheygeist sich so in sich selbst verzwickt und verrenkt und verschoben haben, daß sie wie jene schief geschliffenen Spiegel aus der Fratze ein ordinäres Bild zusammenschieben, das lieblich hold ihre Eitelkeit anlächelt, und hinwiederum die schöne Form zur Fratze verkehren: es ist glaublich, daß diese Zeit nicht wissen mag, was sie mit solchen Bildern soll, daß solche Worte ihr unverständlich sind, daß die ganze Weise, plastische Symbolik, ihr als höchst verkehrt und sinnlos erscheinen mag.

Eines doch geben wir diesen zu bedenken, daß es nimmer noch ihnen aufgefallen, wie die Musik, die doch auch für sich selbst eigene Bedeutung hat, erst ihr höchstes dann erreicht, wenn sich die Poesie als ihre Seele ihr verbindet; wenn der dunkle Ton Wort bekömmt, und sich in ihm articulirt, und wenn das Wort hinwiederum sich dem Ton einschmilzt, und in diesem nun reich und stolz daher fährt, und metallen in die regen Sinne tönt. So mögen sie sich denn bescheiden, daß auch die bildende Kunst durch die gleiche Verbindung sich erst vollendet, und organisch in den großen Kunstkörper aufgenommen wird, und daß die untere Schönheit am würdigsten dann erscheint, wenn sie der höheren als symbolische Bezeichnung zu ihrer Offenbarung dient.

Wir aber für uns selbst mögten noch ein Mehreres behaupten, daß nämlich auf diesem Wege der bildenden Kunst allein noch Fortschritt möglich ist, und ihr ein wahrhaft genuiner Bildungskreis geöffnet. Denn fortschreiten, fliesen muß unermüdet immerdar was leben soll; was steht ist todt, was rückwärts fließt aber geht dem Tod entgegen.

Frühere Zeit hat eigne Kunst gebildet und verbraucht, wollen die andern Generationen auch leben in Schönheit und in Kunstgenuß, dann müssen sie nach dem eigenen Genius sich zubilden, was Eigenthümlichkeit verlangt; um sie her nur ist noch Leben, was vergangen ist, ist nimmer mehr Kraft, es ist ruhend geworden, und dadurch Stoff und Gegenstand. Denn alte Kräfte lassen nicht als Mumien sich bewahren; sie bleiben ewig jung, nur ihre Werke werden alt, und es kann der Steinsaft als Petrefacte sie bewahren.

Lebte wahrhaft Heldenthum in den Alten, aus ihren Lenden giengen Helden auch hervor; lebten Götter ihnen in der Seele, ihre Hände mogten Götter im Marmor bilden; sind die Götter in der Seele aber nun gestorben, und leben nur noch ihre marmornen Abbilder in ihr, es kann nicht Gutes werden, denn der Marmor kann den Marmor nicht beseelen.

Wie die schöne Zeit der Mahlerey gewesen, war auch in den Menschen was sie gestaltete, es war eine Weihe über die Gemüther ausgesprochen, die sie heiligte und ihre Werke gleichermaßen; es war Saamen in sie hineingestreut, und die Farben waren nur die Blumenerde, aus der die schön erblühenden Gewächse ihre Nahrung sogen. Was blühen mogte, hat ausgeblüht, diese Weihe ist vergangen, was von Saamen übrig ist, hat Keimeskraft verlohren.

Und was hat denn diese Zeit, das ihr eigen wäre, in dem sie bilden könnte? Ihre Höhe ist ihr eigen, ihre freye Allgemeinheit, der Blick über eine weite Vergangenheit, die vergeistigte Ansicht aller Dinge, die Durchsichtigkeit des Lebens für sich selbst, und die Macht des Gemeinbegriffes, den

keine starke Besonderheit mehr bindet. So bilde sie denn in dem Medium, in dem sie athmet. Den scharfen Schnitt des Alterthums hat sie verlohren, und die fromme Einfalt der Mittelzeit: sie ehre das Alles als schöne, historische Monumente, aber wo sie gestalten will, bilde sie in dem eignen Geiste, damit sie nicht in leeren Bestrebungen verrauche, und nicht Hütten, Trümmer von Backsteinen, Großthaten in Gips als eignes Denkmal, ein Spott der Nachwelt, hinterlasse.

Sollen wir aber aussprechen das Urtheil unbefangener Beschauer über die Bilder, die zu diesen Betrachtungen uns geführt, dann können wir nichts anderes als erfreuliches dem Künstler sagen. Sie sind alle treflich in wahrhaft progressivem Geist gedacht, und mit Leichtigkeit und Kunstfertigkeit ausgeführt; alle die freyen Sinnes sind haben gerne mit den sinnvoll Sprechenden gesprochen, und ihrer bedeutungsvollen Einfalt sich gefreut. Treflich sind auf der ersten Tafel die anbetenden Engel in der Höhe, und die Prophetenkinder auf den Mohnstengeln; unendlich lieblich die Wirkung des zweyten Blattes, wie indischer Frühlingsmorgen, wie der Natur die Rose vor Allen wohl gelungen, so dem Künstler die Kindergruppe in der Blume, und wohl geordnet schliessen die Engelchöre dann oben das Bild. Im dritten Blatte versiegt zwar der innere Sinn am meisten unter dem Spiel der äußern Form, die dabey im Ganzen doch am wenigsten gelungen scheint, aber gerade hier mußten dem Künstler, der nicht herausgehen wollte, aus dem Kreise der Kinder und der Frauen, auch die meisten Schwierigkeiten begegnen, allein keineswegs fehlt es diesem Bilde doch am eignen Reiz und Reichthum, und wenn die bildende Kraft in ihm in etwas ermattet, dann mag sie eben dadurch die Schwüle des Mittags auch bezeichnen. Vor allen trefflich aber ist das vierte Blatt gelungen, die reiche Composition des Ganzen, der Zauberschein, der auf allen Formen liegt, der Farbenreichthum, den die Ausführung im Colorite darüber verbreiten würde, die tiefe Aussicht, die es der Einbildungskraft eröffnet, die leicht die

Musik in das Gemählde trägt, die freylich die musicalischen Instrumente nicht ganz angenehm dem Auge bezeichnen, alles wirkt zu einem schönen, herrlichen Effect.

Sollten wir aber die einzelnen Formen selbst betrachten, dann würden wir leicht mancherley Incorrectheiten, besonders in den Verkürzungen rügen können, allein der Künstler würde mit Recht den Rügenden erwiedern, daß gerade bey dieser Weise, wo die Form als Werkzeug dem innern poetischen Sinne dient, die Zeichnung zur Kalligraphie hinuntersinkt; sich selbst aber wird er längst schon gesagt haben, daß der Ernst der Kunst immer nach dem Höchsten strebt, und daß das Höchste nimmer durch Aufopferung des Untern, sondern nur auf ihm und durch seine Vollendung errungen wird.

Das Ganze ist eine Erscheinung solcher Art, daß man sie, wie Jean Paul sagt, eigentlich durch nichts als einen Freudenruf begrüßen sollte, unsere beredten Demagogen aber, die in hellen Haufen auf dem Markte halten, haben dergleichen Ungebührlichkeit sich nicht zu Schulden kommen lassen. Ausser dem guten Worte das Göthe über sie gesprochen, haben andere Referenten überhäufter Geschäfte wegen, nicht Zeit gefunden, ihrer zu erwähnen. Nachdem sie die Kalenderkupfer und die Titelzeichnungen zu den Romanen mit großem Ernste durchgesehen, ist das kurze Jahr verlaufen, und sie müssen den Index zu dem, was sie während seinem Verlauf gethan, anfertigen.

Antiquités de la grande grèce, aujourd'hui royaume de Naples, gravées par Franç. Piranesi d'après les dessins originaux et les Observations locales du feu célèbre Architecte, Peintre, Sculpteur, Graveur, le Chevalier Iean-Baptiste Piranesi, redigées et expliquées par Antoine Ioseph Guattani. á Paris chez les freres Piranesi et Leblanc. 1807. fol. atlantique. (Pariser Preiß 210 L.)

Von den architectonischen Ueberresten, so wie von den

Gegenden des ehemaligen Großgriechenlandes hat bereits der Abbe' Saint Non in seiner Voyage pittoresque d'Italie treffliche Abbildungen und zweckmäßige Beschreibungen gegeben. Auch die schöne Voyage pittoresque de Sicile von Houel läßt sich hierher rechnen, wenn man, wie Strabo, diese Insel in den geographischen Begriff von Großgriechenland mit aufnimmt. Im einzelnen besitzen wir die Werke von Gori, Hamilton, Soufflot, Thomas Major, Philipp Morghen, die Ruins of Paestum (Lond. 1767) und Le pitture antiche d'Ercolano etc., wovon das letzte freilich bei aller königlichen Pracht seiner Ausstattung, im Texte gänzlich verunglückt ist: Aber bei dem allen fehlte uns ein umfassendes Werk, welches, nicht auf mahlerische Würkung berechnet, die merkwürdigern Denkmähler des Alterthums mit möglichster Treue und Sorgfalt darzustellen suchte. Dieser Wunsch ist durch das gegenwärtige Unternehmen der Brüder Piranesi wenigstens im Allgemeinen erfüllt. Der vorliegende erste Band beginnt mit Pompeji. Eine nähere Angabe des Plans, so wie die auf dem Titelblatte versprochenen Erläuterungen vermißt man ungern. Da inzwischen die hier abgebildeten Gegenstände aus mehrern Schriften (z. B. aus der von Murr übersetzten Abhandlung Hamiltons) bekannt genug sind, so können wir uns begnügen, sie nur kurz anzuführen, und unsre Bemerkungen über den artistischen Werth des Werks beizufügen.

Das Titelkupfer stellt den Tempel des Jupiter Victor dar, in dem Augenblicke, wo er bei der Verschüttung der Stadt in Flammen auflodert. Wenn wir die Wahl des Moments für ein rein historisches Werk auch nicht an und für sich misbilligten, so müßten wir es doch in Absicht auf die beschränkten Mittel der Kupferstecherkunst, die mit ihrer Einfarbe oder Unfarbe sich nie an die höchsten und mannichfachen Effecte des Lichts wagen sollte.

Von Nro. 1. gilt dieselbe Bemerkung. Wir sehen hier die bereits vom glühenden Lavastrom ergriffene Stadt, die

ängstlich fliehenden Einwohner, aber Alles ohne mahlerische Anordnung, ohne Haltung, ohne Harmonie. Nro. 2. Grundriß des Eingangs in die mit Lava gepflasterte Straße und der anliegenden Gebäude. Nro. 3 Die geometrischen Aufrisse jener Gebäude. Nro. 4. Mahlerische Ansicht des Einganges und der Gebäude vor dem Thore. Ruinen liegen und stehen umher, zum Theil mit Gesträuch bewachsen. Rechts ein Hof mit den Ueberresten des bedeckten Säulenganges, von welchem noch die halben Schäfte in ihrer ursprünglichen Ordnung hingereiht sind. Nro. 5. Eingang in die Stadt — zur Seite die erhöhten Fußwege. — An einem Gemäuer sieht man eine Schlange, das Schrecken muthwilliger Knaben: Sacer est locus, non mejite pueri! Nro. 6. Blick in die innere Stadt mit den Seitengängen. Nro. 7. Grabmähler mit Innschriften. Nro. 8. Anblick der Stadt unter dem Thore. Nro. 9. Plan und Aufriß von der Wohnung eines Speisewirths. Nr. 10. Perspectivische Ansicht des Thermopoliums. Nro. 11. Ansicht eines Gasthauses. Nro. 12. Ansicht der Kaufmannsbuden zu beiden Seiten der Straße beim Eingang. Nro. 13. Plan und Aufriß von dem Hause des Chirurgus. Nro. 14. Das Cavedium, oder das innere des Hofs in gedachtem Hause. Nro. 15. Grundriß des Atriums, nach dem Vitruvius hergestellt. Nro. 16. Aufriß des Impluviums. Nro. 17. Grund und Aufriß der Küche, mit dem Opfer des Aeskulap. Nro. 18. Scenographische Ansicht der Küche. Nro. 19. und 20. Grund und Aufrisse einiger Hausfluren. Nro. 21. Hetärenhaus mit dem Zeichen des Priapus. Nro. 22. und 23. Grund und Aufrisse von einigen innern und äußern Theile dieses Gebäudes. Nro. 24. innere Ansicht und Verzierungen desselben. Nro. 25. 26. und 27. Ansicht, Grund und Aufrisse des innern der Taberne zur Rechten, mit dem Sterquilinium. Nro. 28. Perspectivische Ansicht der erstern Taberne rechts. Nro. 29. und 30. Grund und Aufriß eines Grabmahls.

Bei Bestimmung des artistischen Werths dieser Blätter muß man den Zeichner vom Kupferstecher unterscheiden. Die Zeichnungen rühren noch vom verstorbenen Piranesi her, und seine hohe Kunstfertigkeit läßt sich auch hier nicht verkennen. Aber im Radieren stehen die Söhne tief unter dem Vater. Dieser ließ seine Kraft nie unbesonnen walten; jene hingegen suchen ihr Heil in einer wilden und rauhen Manier, wo Härte und Ungeschmack an die Stelle des Kühnen und Mahlerischen treten. Schatten und Licht sind überall als schneidende Gegensätze angebracht, umsonst sucht das Auge nach verbindenden Mitteltönen, und darum auch umsonst nach Harmonie und Ruhe. Sie bedienen sich sehr breiter Radiernadeln, und dadurch geschah es, daß das Aezwasser zu lange auf den Platten bleiben mußte, den Deckgrund angriff und große schwarze Kleckse hervorbrachte, welche den Blick mit Ungestüm abstoßen. In einzelnen Parthien zeigen sie sich aber auch wieder als Künstler, denen die Technik nicht fremd ist, und die etwas Vorzügliches zu leisten vermöchten, wenn sie mit gehaltenem Eifer und nicht aus leicht fertigem Speculationsgeiste so manche große Arbeit unternehmen wollten.

Kurzgefaßtes Handwörterbuch der Musik für practische Tonkünstler und für Dilettanten von Heinr. Christoph Koch. Leipzig bey Hartknoch 1807. 396 S. in gr. 8 und 22 S. Noten. (2 fl.)

Wir dürfen bey der Beurtheilung des vorliegenden sehr schätzbaren musikalischen Handbuchs von der Untersuchung der Frage nicht ausgehn: wie viel durch eine alphabetisch geordnete Sammlung von Kunstwörtern für Kunst und Wissenschaft gewonnen werde? Seitdem Sulzers Theorie in dieser Form erschien, sind beinahe über alle Zweige des menschlichen Wissens, sogar über die Begründung der Wissenschaft selbst, zum Behuf des philosophischen Forschens, Wörterbücher zum

Vorschein gekommen, die dem Bedürfnisse, über Gegenstände, von denen in unsern Tagen mehr als sonst gesprochen ward, einige Auskunft geben zu können, so gut als möglich abhelfen sollten. Niemand wird in Abrede seyn, daß unsre Begriffsmittheilung durch die Sprache der Worte nicht entbehren könne. Aber welch ein Unterschied liegt in den Worten, so wie sie mir bey jeder Rede, sie sey mündlich oder schriftlich abgefaßt, in ihrem Zusammenhange erscheinen, und in den nähmlichen Worten, wenn sie als abgerißne Wörter außer allem Zusammenhange betrachtet werden. Wer mit der Natur der Sprache vertrauter geworden ist, wird das Mangelhafte in der wörtlichen Bezeichnung unsrer Vorstellungen fühlen; ohne noch in Anschlag zu bringen, daß wir beym Gebrauch der Worte etwas mehr als ihre Deutung kennen müssen. Gilt es aber schon von Worten, daß sie in Verbindung mit andern erst die nöthige Klarheit erhalten, wie viel mehr wird es von Begriffen, zumal von wissenschaftlichen Begriffen gelten, daß sie ohne die gehörige Verbindung unter einander, eine rohe, gestaltlose Masse darbieten, die dem Beschauer nichts als Unordnung und Verwilderung erblicken läßt. Dies ist der Eindruck, den ein jedes Kunstwörterbuch beym ersten Anblicke unvermeidlich hervorbringen wird. Unpsychologisch meinte der Besitzer, daß er es zum bloßen Nachschlagen brauchen wollte. Er schlägt es auf, und hundert Ausdrücke fallen ihm in die Augen, nach deren Erläuterung er so begierig wird, daß er darüber fast vergessen möchte, was er eigentlich habe aufsuchen wollen. Hätte er aber auch beym alphabetischen Durchblättern sein Auge vor allen unzeitigen Sensationen verwahrt, so wird doch die Verwandtschaft der Begriffe, auch wenn der Autor nicht ausdrücklich ihn wo anders hin verweiset, ganz unwillkührlich den Leser von dem einen aufs andre führen und seine Wißbegierde mehr als jemals peinigen, sich von dem allen gründlich unterrichten zu lassen.

Wir setzen dieses alles aber nun bey Seite, und nehmen die Sache, so wie sie einmal wirklich ist. Sulzer gab seine

allgemeine Theorie der schönen Künste in alphabetischer Form heraus.

Man vermißte darin noch manchen Artikel, der übergangen oder doch nicht gehörig erläutert war. So entstanden Blankenburgs Zusätze, und die von einem Gelehrtenvereine besorgten Nachträge, die in der Folge durch den veränderten Titel ihr Abweichen von der ersten Bestimmung verriethen. Die Masse wuchs. Der Kunstliebhaber hatte vorher schon gewünscht, daß man die Künste, die so schwesterlich einander die Hand reichten, um sich nie wieder zu ihrem Nachtheile von einander zu entfernen, lieber von einander absondern, und jeder einzelnen die Sorge schenken sollte, die man für alle bisher geäußert hatte. Der lebendigen Tonkunst gelang es, bey dieser Spaltung einen merklichen Vorzug vor ihren Schwestern zu erhalten. Weder die redenden noch die bildenden Künste würdigte die Literatur so vieler Anstalten zum Verein der Männer von Genie, zur Niederlage ihrer trefflichsten Bemerkungen und zur schnellen Mittheilung ihrer Entdeckungen. Auch dieses Handbuch, dem kein ähnliches in einer andern Kunst zur Seite tritt, folgt dieser Vorliebe des Zeitalters. Es liefert uns die neue Bearbeitung eines schon 1802 vom nähmlichen Verfasser besorgten musikalischen Lexikons, welches den practischen Tonkünstlern und allen Dilettanten, die mit der Theorie sich nicht befassen wollten, zu weitläuftig und zu kostspielig schien.

In der gedrängtesten Kürze, und mit einer Sorgfalt, an der man sich versündigen würde, wenn man ihr ein kleines Uebersehen noch zur Last legen wollte, liefert der Verfasser in diesem Handbuche allen denen, die sich vorerst damit begnügen wollen, daß sie die Sprache der Kunst verstehen, eine deutliche Erläuterung aller musikalischen Ausdrücke, die in Schrift und Rede von Kunstverständigen gebraucht werden. Da, wo es nöthig war, setzte er die Beyspiele in Noten aus, die man am Ende nachlesen kann. Fast zu viel that der Verfasser, daß er so viele Griechische Kunstwörter: ἀπόδιπνα ἐπιπροςλαμ-

βαυόμενος, βόμβυκας, mit Uebergehung mancher vorzüglichern, die zur Kenntniß der alten Musik gehören, in ein Wörterbuch für practische Tonkünstler, denen nirgends ein solcher Ausdruck mehr begegnen wird, aus dem einigen Grunde aufnahm, weil diese Artikel einen unbedeutenden Raum einnähmen. Eben so wenig sucht der Musikliebhaber in diesem Handbuche eine der Poesie entwendete Erläuterung der Griechischen Tonfüße, vom Trochäus an bis auf den Molossus, oder den Artikel Minnesänger, der mit der Tonkunst nichts, als den erborgten Nahmen eines Sängers gemeinschaftliches hat. Und doch müssen wir dem Verfasser Dank wissen, daß er durch die Erläuterung der Tonfüße mit Hülfe der Noten unsre Dichter und Sprachforscher von neuem daran erinnert, daß sie der Tonkunst durchaus nicht entbehren können. In einem Wörterbuche, was einzig nur auf musikalische Ausdrücke sich beschränkt, sind vielleicht auch schon die einer allgemeinen Kunsttheorie unentbehrlichen Wörter: Leidenschaft, Anmuth, geistreich, interessant ꝛc. überflüssig. Weit mehr hätten die Ausdrücke: lang und kurz, süß ꝛc. die man so oft von Melodien und Tönen braucht, wie die Ausdrücke Licht und Schatten, oder leer und voll von der Harmonie und vom Vortrage gelten, angeführt zu werden verdient.

Daß man über den angenommenen Ausdruck Stabinstrumente, oder über das Coelison und ähnliche Nahmen, von denen man bald selbst nicht mehr wird wissen, wo man sie hernehmen soll, keine Auskunft findet, gehört unter die oben erwähnten kleinen Auslassungen. Offenbare Unrichtigkeiten wird man nicht leicht irgendwo entdecken. Sagt der Verfasser auch im Artikel Quatuor, daß der Satz, wenn er von melodischer Verwirrung frey seyn sollte, jederzeit nach Art der Fuge behandelt seyn müsse, so wäre es doch nur ein leichtes Mißverständniß, dem diese Behauptung ausgesetzt seyn könnte. Ausübende Tonkünstler wissen schon, was sie unter einem Quadro zu hören bekommen. Wir müssen im ganzen annehmen, daß viele Wörter im musikalischen Lexikon nicht

stehen würden, wenn sie nicht der Vollständigkeit wegen aufgenommen wären. Was der Verfasser im Artikel Octaven, Octavengänge unter einer reinen Prime verstehe, wenn er behauptet, die Setzkunst verbiete in einerley Stimme die unmittelbare Folge zweyer solchen Primen, darüber müßten wir ihn besonders vornehmen, wenn wir den Beruf hätten, ihn über die Begriffe, die er sich von Intervallen bilden sollte, zu einer strengen Rechenschaft zu ziehen. Wer wird aber darüber, daß der Verfasser, wenn er von der Schule redet, nur der Berliner gedenkt, so wie er überhaupt uns von keinem einzigen großen Tonkünstler Nachricht gibt, da doch manche unter ihnen ihren Nahmen schon so verallgemeint haben, daß man die Beywörter Bachisch, Mozartisch zur Bezeichnung der gangbarsten musikalischen Begriffe braucht, wer wird darüber mit einem Manne rechten, der unsre Verwunderung erregt, daß er in hundert andern Fällen, worin man ihn auf die Probe stellen wollte, sich überall durch seine Bedachtsamkeit rechtfertiget. Das wäre nicht viel besser, als wenn man bey dem Artikel Abblasen erinnern wollte, es bedeute aber sowohl und vielleicht öfterer das stündige Zeichen mit der Trompete vom Thurme, bey Tage und bey Nacht, als das Blasen der Choräle mit Zinken und Posaunen.

Acht Blätter nach La Fage, gestochen von A. Weise. Heidelberg bey Mohr und Zimmer. 1808. (9 fl.)

Raimond La Fage (geb. zu Ysle d'Albigerois 1655 und gestorben 1684) besaß jene glückliche Empfänglichkeit, die das Schöne und Bedeutungsvolle nicht nur leicht in sich aufnimmt, sondern sich auch schnell damit befreundet. Sein fröhliches Gemüth strebte aber mehr nach dem Heitern als nach dem Ernsten, und in seinen Bacchanalien spricht sich meist die höchste Fülle des sinnlichen Lebens aus. Bei der Beweglichkeit seiner Phantasie und dem Andrange seiner Ideen entwarf

er seine mehresten Werke bloß in geistreichen Andeutungen; aber wenige Künstler haben mit so wenigen Strichen so vieles auszudrücken gewußt. Bei aller Flüchtigkeit ist er einer der korrektesten Zeichner; und bei aller Neigung zum Ueppigen oft sehr edel und würdig. In seinen Kompositionen herrscht Reichthum ohne Verwirrung und ohne Anspruch. Sein Werk beläuft sich auf 60—70 Blätter, davon die meisten von G. Audran und unserm Landsmann Ertinger gestochen sind. Lafage hat selbst verschiednes nach seinen Zeichnungen geäzt, und es ist ein Irrthum, wenn Fiorillo in seiner Geschichte der zeich. Kunst sagt, dieser Künstler habe, wie einige glaubten, nie den Grabstichel geführt. Das hat er auch in der That nicht, wohl aber die Radiernadel. — Die Blätter von ihm und nach ihm sind übrigens etwas selten, und in Deutschland überhaupt nie sehr bekannt geworden, vermuthlich weil man unter uns immer am wenigsten das Geistreiche in den Skizzen und Entwürfen großer Meister zu würdigen verstand. Es war daher ein glücklicher und zeitgemäßer Gedanke des Herrn W. durch seine schönen Kopien das Andenken an den vergessenen Künstler wieder zu erneuern, und wir geben ihm freudig das Zeugniß, daß die vor uns liegenden 8 Blätter von den Originalien nicht leicht zu unterscheiden sind, und überall die freye, geistvolle und auch in der lebendigsten Bewegung noch sichre Hand ihres Urhebers zeigen. Als die vorzüglichsten darunter bemerken wir: 1) Die Sündflut, ein Blatt, welches allein schon den Ruf des Künstlers rechtfertigen könnte. Es enthält einen Reichthum edler und ungesucht kontrastirender Motive, und beweißt, daß auch der Ernst dem Geiste Lafages nicht immer fremd war. Einige Gruppen und Figuren erinnern freylich an Raphael und Michael Angelo, aber es sind keine gewöhnlichen Reminiscenzen; es sind weniger die materiellen Formen als der Styl und Geist jener Künstler, die er sich anzueignen gewußt hat. 2. Josuah gebietet der Sonne, stille zu stehen. Der Gegenstand gehört nicht unter die günstigen, aber die Ausführung beweist ein seltenes

Kunstvermögen. 3. Die Steinigung des Heil. Stephanus. Anordnung und Zeichnung sind groß, und wenn man dabei auch an An. Caracci denkt, so fällt die Vergleichung keineswegs zum Nachtheile des erstern aus. —, 4. u. flg. Einige Bacchanalien im Geiste der Antiken gedichtet, zum Theil recht liebliche Gruppen, — bei andern geht es freilich ein wenig tief ins Leben.

Wenn es unsrer Zeit überhaupt frommt, das Mittelmäßige und Schlechte, welches sie in sich erzeugt, durch die Gebilde der Vergangenheit zu verdrängen, so muß man laut wünschen, daß das wahrlich nicht auf gemeinen Vortheil berechnete Unternehmen des wackern jungen Künstlers, der eine so schöne Probe seines Talents hier bereits gegeben hat, Begünstigung finden und er ermuntert werden möge, uns nach und nach das ganze Werk des Lafage zu liefern. Einen kurzen erklärenden Text wird man vielleicht da und dort vermissen, doch wie wir hören, so ist auch dazu bereits die Veranstaltung getroffen, ohne daß darum der äußerst mäßige Preis erhöht werden soll.

Baden bey Rastatt, nach den unterirdischen Gängen und Kammern des Schlosses, nach den neuen und künftigen und nach den ehemaligen Römischen öffentlichen Gebäuden und Anlagen der Stadt. Von D. Joh. Ludw. Klüber. Mit architectonischen Zeichnungen und vier Kupfertafeln. Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung 1807. 66 S. gr. 8. (1 fl. 4 kr.)

Der Verf. bestreitet die Meynung, daß die unterirdischen Gänge und Kammern des Großherzoglichen Schlosses zu Baden den heimlichen Sitzungen und Hinrichtungen des Vehmgerichtes gedient, mit Gründen, welche theils aus der innern Einrichtung jenes unterirdischen Gebaus, wovon die durch eine Abbildung in Steindruck versinnlichte Beschreibung gegeben wird, theils aus der Historie hergenommen sind. Die westphälischen Gerichte, wird bemerkt, gehören im südlichen Deutschlande zu

den Seltenheiten, und keine Spur finde sich davon, weder daß zu Baden je ein Freystuhl, noch daß je ein Markgraf zu Baden Stuhlherr gewesen sey. Zur Evidenz werde die Unstatthaftigkeit dieser Meynung dadurch erhoben, daß vor und nach der Erbauung des ersten Schlosses zu Baden 1479, die Markgrafen zu Baden (wie in mehrern Beyspielen dargethan wird) als erklärte Feinde der westphälischen Gerichte sich gezeigt, besonders auch der Erbauer dieses Schlosses selbst, Markgraf Christoph I; und beym zweyten Schloßbau 1579 habe man zum Behuf jener heimlichen Gerichte so kostbare Anstalten gewiß nicht getroffen, da sie indeß durch verbesserte Reichs- und Territorialjustiz, durch die ausgebildete Territorialhoheit und das darunter begriffene Recht der Nicht-Evocation und durch die Bündnisse so vieler Landesherrn und Städte vernichtet worden. Nach des Verf. Meynung „waren diese unterirdischen Gänge und Kammern des Schlosses in den Fehdezeiten, wo das erste Schloß zu Baden erbaut ward, bestimmt, im Falle der Noth als geheime Zufluchtsörter für wenige Menschen und ihre Habe zu dienen.“

Die Verschönerungen Badens und seiner lieblichen Gegend, welche zum Theil schon vollendet sind, zum Theil erst ausgeführt werden sollen, werden beschrieben und die Beschreibungen durch drey der Kupfertafeln, deren der Titel erwähnt, erläutert. Die vierte Kupfertafel stellt Baden vor, wie es in der Römischen Zeit ausgesehen haben kann.

كتاب قصّة العشر وزرا وما جرا لهم مع ابن الملك ازاد بخت ; Historia decem Vezirorum et filii Regis Azad Bacht, insertis undecim aliis narrationibus. In usum tironum ad codicem manuscriptum Cahirensem edidit Gustavus Knös. Göttingae 1807. typis Henrici Dieterich. VIII S. Titel, Vorr. und Druckfehler, 114 S. kl. 8.

Es war ein glücklicher Gedanke, den Text dieser Mährchen bekannt zu machen. Dem Herausg. ward dieser Text aus der im Titel angeführten Handschrift durch seinen Lehrer im Arabischen zu Paris, Mardoche aus Tunis, in die Feder dictirt. Der leichte vertrauliche Conversationston in neuerer Arabischer Vulgarsprache, welcher in den Erzählungen herrscht, macht das Studium dieses Werkchens besonders denen nützlich, die zu mündlichem Gebrauche Kenntniß des Arabischen sich zu erwerben haben. Auf die Verschiedenheit dieser Vulgarsprache von der Schriftsprache werden sich auch wohl die grammatischen Anmerkungen beziehen, mit welchen der Herausgeber eine lateinische Uebersetzung, die er uns verheißt, begleiten will. Die lateinische Uebersetzung ist nach unsrer Meynung überflüssig, denn die Sprache ist so leicht, daß sie nur dem ersten Anfänger schwierig erscheinen kann. Um die Lesewelt wird sich der Verf. dagegen verdient machen durch eine neue Französische Uebersetzung, welche ebenfalls versprochen wird. Zwar ist schon eine Französische und eine Englische Uebersetzung dieser Mährchen vorhanden, welche in der Vorrede angeführt werden; aber beyde sind so selten, daß sie der Verf. nicht zu Gesicht bekam, ungeachtet er geraume Zeit zu den Pariser und Göttingischen gelehrten Schätzen den freyesten Zutritt hatte. Man wird in diesen Erzählungen, die aus dem Bahardanusch, den Tausend und Eine Nacht und andern morgenländischen Mährchen bekannte Weise wieder finden. Der Morgenländer liebt nicht Sammlungen von unzusammenhängenden Erzählungen, möchte er sie auch Malven, Lilien, Tulpen, Rosen u. s. w. nennen können, sondern verbindet seine Erzählungen. So ist die Geschichte des Königssohnes und der zehn Vezire nur das Vehikel, eilf zum Theil anmuthige Erzählungen in Zusammenhang zu bringen. Von dem Herausgeber ist dieses Werkchen zunächst für seine Arabischen Lehrstunden in Upsala bestimmt, wohin er im Sommer des vorigen Jahres zurückgekehrt ist.

ΞΕΝΟΦΩΝΤΟΣ ΚΥΡΟΥ ΠΑΙΔΕΙΑΣ ΒΙΒΛΙΑ ΟΚΤΩ. Mit erläuternden Anmerkungen und einem Griechisch-Deutschen Wort-Register, herausgegeben von M. C. C. F. Weckherlin. Stuttgart, im Verlage der Erhardischen Buchhandlung. 1807. XVIII und 578 Seiten. gr. 8. (2 fl. 15 kr.)

Der verdiente Herausgeber dieser Xenophontischen Schrift stellt gleich am Anfange der Vorrede den richtigen Grundsatz auf: „wenn junge Leute, welche eine Sprache erlernen sollen, „nur einmahl einen nicht ganz unbedeutenden Vorrath von „Wörtern, und die gewöhnlichsten Eigenthümlichkeiten der zu „erlernenden Sprache inne haben: so ist es gewiß in man„cherley Rücksichten vortheilhafter, wenn sie mit Einem gu„ten, ihnen angemessenen Schriftsteller bekannt gemacht, als „wenn sie in Sammlungen aus verschiedenen Schriftstel„lern herumgeführt werden.“ So gerne aber jeder denkende und erfahrne Schulmann diesem Grundsatze seine volle Beystimmung geben wird, so sehr wird er doch daran zweifeln, ob die Xenophontische Cyropädie in ihrer ganzen Ausdehnung, bey allen Vorzügen, die derselben eigen sind, eine zweckmäßige Lectüre für die Griechisch lernende Jugend sey. Außerdem daß diese Schrift, bey der Größe ihres Umfanges, auch bey einer schnellen cursorischen Lectüre derselben, immer noch eine geraume Zeit erfordert, um sie vom Anfange bis zu ihrem Ende durchzulesen, und zu befürchten ist, der lebhafte Geist des Jünglinges möchte ermüden, ehe er das Ziel erreicht hat, gehört auch, um sie ganz nach ihrem Werthe und ihrer Tendenz beurtheilen und schätzen zu können, ein höherer Grad von politischem Sinn und Tact dazu, als sich in denjenigen Jünglingen, welchen man sie gewöhnlich in die Hände gibt, voraussehen läßt. Hr. W. scheint dies selbst gefühlt zu haben, indem er die Bemerkung macht, „wenn die Frage sey: welchen Griechischen Schriftsteller man zuerst mit

jungen Leuten lesen solle, so passe, wenn man Alles zusammen nehme, was in dieser Hinsicht in einem Schriftsteller vereinigt seyn soll, kein alter Schriftsteller ganz für junge Leute. Ungeachtet dieses auch von den Xenophontischen Schriften gilt, so scheint doch das Wohlgefallen, welches Männer an der Xenophontischen Cyropädie finden, ihn bestimmt zu haben, sie vor allen andern Griechischen Schriftstellern jungen Leuten in die Hände zu geben, und da noch keine Ausgabe vorhanden war, bey welcher nach dem Urtheile des neuen Herausgebers der Cyropädie vorzüglich auf die Bedürfnisse der Griechisch lernenden Jugend Rücksicht genommen wäre, so bewog ihn dies zu dem Entschlusse, eine solche Ausgabe auszuarbeiten, wodurch die Jugend in den Stand gesetzt würde, diese herrliche Schrift ohne große Schwierigkeiten lesen zu können. In dieser Rücksicht revidirte er den Text selbst so genau als möglich, verglich die verschiedenen Lesarten mit einander, wog sie gegen einander ab, und nahm die bewährteren und diejenigen, die ihm die richtigeren zu seyn schienen, in den Text auf; zu der Lesart rechnete er auch die Accentuation und die Schreibart einzelner Wörter, welche beyden Puncte ihm in den Zeunischen, Schneiderischen und Weiskeschen Ausgaben nicht nach festen Grundsätzen behandelt zu seyn scheinen; in der Abtheilung in Paragraphen folgte er am Rande den neuern Herausgebern, bemerkte aber im Texte auch die ältere Abtheilung, der Citationen in ältern Schriften wegen; durch die erläuternden Anmerkungen wollte er den jungen Leuten nur dasjenige leichter machen oder erklären, wovon sie ohne fremde Hülfe nicht wohl den richtigen Sinn oder Begriff bekommen, oder die Construction verstehen könnten; in Ansehung des hinten angehängten Wortregisters verfuhr Herr Weckherlin, wenn doch einmahl ein solches Wortregister statt finden sollte, so, wie es sich von einem denkenden geübten Schulmanne erwarten ließ. Er vermied so viel möglich das Zuviel und Zuwenig; bey denjenigen Wörtern, welchen mehrere Bedeutungen beygelegt werden, suchte

er die allgemeine, aus welcher die speciellern, oder die erste, aus welcher die nachfolgenden herzuleiten sind, immer zuerst zu setzen (auch, wenn die erstern in der Schrift selbst nicht vorkamen); hingegen hielt er es für unnöthig, und selbst für schädlich, ganze Sätze zu übersetzen, oder den Sinn einer Redensart anzugeben, ehe der junge Mensch die Bedeutung der einzelnen Wörter weiß. Indessen hält Rec. der Gründe ungeachtet, welche Hr. W. für dergleichen Wortregister anführt, es immer noch für zweckmäßiger und nützlicher, wenn in den Schulen bloß ein so viel möglich kritisch berichtigter Text ohne alle Noten und ohne solche Wortregister den Schülern in die Hände gegeben wird. Ein Griechisches Lexicon, wie das Schneiderische oder der Riemerische Auszug daraus, muß sich doch einmahl jeder, welcher sich mit der Lectüre der Griechischen Schriftsteller beschäftigt, kaufen; je früher er dies thut, desto besser. Der Gebrauch eines vollständigen Wörterbuches gewährt zu viele Vortheile, als daß der Lehrling einer Sprache nicht frühe dazu sollte angehalten werden. Findet er auch nicht alles darin, was er zum Verstehen seines Schriftstellers nöthig hat, so wird eben dadurch sein eigenes Nachdenken desto mehr geweckt, und seine Aufmerksamkeit auf die von seinem Lehrer zu erwartenden Erläuterungen desto mehr gereizt und gespannt, und gewiß behält er das um so viel besser und macht es sich um so mehr zu eigen, was ihm Mühe und Anstrengung kostete. Aus eben dem Grunde sind auch Ausgaben ohne nachhelfende Anmerkungen und Zurechtweisungen beym Schulgebrauche solchen vorzuziehen, welche damit versehen sind. Anders verhält es sich mit Ausgaben, welche zum Gebrauche solcher bestimmt sind, die einen Schriftsteller für sich lesen wollen, und bey der Lectüre desselben noch mehr oder weniger fremder Hülfe bedürfen. Abgesehen hievon ist die von Herrn W. veranstaltete Ausgabe der Xenophontischen Cyropädie als eine neue Handausgabe derselben sehr zu empfehlen. Der Text ist mit schönen Lettern auf gutes, weißes Papier correct gedruckt und in Abschnitte getheilt, wovon

jeder zur Ueberschrift eine kürzere oder längere Inhaltsanzeige hat; die Anmerkungen sind meistens nur Andeutungen in wenigen Worten, häufig grammatisch mit Hinweisung auf Hr. W. Griechische Grammatik, öfters auch Sinn- und Sacherklärend, alle mit Verstand und Beurtheilungskraft abgefaßt; nur hie und da stößt man auf eine längere Note, wie z. B. Buch VIII, 7, wo Hr. W. die Größe der Mauern um Babylon und die Gründe angibt, woraus es sich erklären läßt, daß jetzt auch nicht die geringste Spur mehr davon zu finden ist. Das Wortregister ist vollständiger und richtiger, als alle bisherigen, wie wir, nach sorgfältiger Vergleichung, versichern können.

Abschiedsrede des Herrn Professor Jacobs gehalten im Gymnasium (zu Gotha) den 24 Octob. 1807. Gotha mit Reyherschen Schriften, 15 S. 8.

Wenige Blätter, ohne Vorwissen des Redners zum Drucke befördert, auf den Wunsch der Zuhörer, „die das Andenken jener feyerlichen Abschiedsstunde durch ein wiederholtes Lesen der Rede unauslöschlich zu bewahren wünschten, und anderer seiner Freunde, die seine letzten Worte, da sie sie nicht aus seinem eignen Munde hatten hören können, wenigstens schriftlich zu erhalten suchten!“ Aber diese wenigen Blätter, sie sind reich an Stoff zu mannigfaltigen Betrachtungen: Vorerst erscheint hier ein Lehrer, ausgezeichnet durch seltene Verdienste um die Wissenschaft des Alterthums, und zugleich durch eine Bescheidenheit, wodurch fast die gerechtesten Ansprüche unterdrückt zu seyn schienen; nie einsprechend, obwohl vorzüglich zum Mitsprechen berechtigt, in dem oft lauten Streit philologischer Partheyen, häufig hervorgerufen zu höherer Bestimmung, immer und auch jetzt noch getreu bleibend dem Stande des Schulmannes (von dem er noch in dieser

Rede mit Begeisterung, und zum Troste Derer, die ihn wählten, sagt: „ich betheure an dieser nämlichen Stelle, daß wenn ich noch öfters einen Stand zu wählen hätte, keines andern Glanz mich verführen würde, einen andern als diesen — unter allen den glücklichsten — vorzuziehen) anjetzt aber, in diesem Wechsel der Zeiten, dennoch endlich eingeführt in den ihm lang gebührenden größeren Wirkungskreis; sodann eine Schule, die, wie sie ihrem Ursprung nach war, so auch durch den Geist ächter Gelehrsamkeit sich als eine Pflanzung von der Schule Johann August Ernesti's noch jetzt bewähret, und so von der folgenreichen Wirksamkeit jenes großen Humanisten ein herrliches Beyspiel giebt; ferner das Verhältniß des Redners zu seinem Collegen, die Dankbarkeit gegen die eignen Lehrer und das redliche Anerkennen der wohlerworbenen Verdienste eines Jeden der übrigen; — endlich der Blick auf das südliche Deutschland, wo unter den Schutz eines mächtigen Königs nun auch die Wissenschaft des Alterthums selbst an dem Orte, der die wichtigsten Schätze derselben verwahret, durch das Bemühen jenes gelehrten und geübten Bearbeiters auf das fröhlichste gedeihen wird.

Sulmis, ein alt-orientalischer Hochgesang der Liebe. (Für meine Freunde) Frankfurt und Leipzig. 1806. 36 S. kl. 8. (36 kr.)

Eine neue Uebersetzung des bekannten Hohenliedes, (Schir Haschirim) welches wir in Deutscher Uebersetzung schon unter den Schriften der Bibel finden, würde man die Sulmis mit Unrecht nennen. Es ist mehr als eine freye Nachbildung der orientalischen Dichtungsweise anzusehen, deren feurige Accente uns in den Gesängen Jajadeva's aus Indien wiederhallen. Die Absicht des Verfassers, der durch ei-

nen Versuch geschicktere Federn wecken wollte, war hauptsächlich auf die Musik gerichtet. Daher hat das ganze Lied in seiner dramatischen Bearbeitung, wobey sich der Verfasser dem Zwange des Reimes durchaus unterwarf, die Form eines musikalischen Oratoriums erhalten, in welchem Chöre mit einzelnen Stimmen abwechseln. Ohne Widerrede würden Gesänge und Oratorien solcher Art, die nach des Verf. eigner Empfindung, von dem glühenden Hauch asiatischer Liebe beseelt — jeden Ausdruck in brennende Farben getaucht — alle Regungen zarter Gefühle in erhöhten Accenten zur tonreichen Ansprache bringen, wenn sie erst von unsern besten Tonmeistern zur Composition benutzt würden, von außerordentlicher Wirkung seyn.

Eutropii Breviarium Historiae Romanae. Accedit vita Ciceronis a Badeno conscripta. Darmstadt und Gießen, bey Fried. Heyer 1807, IV und 120 Seiten in 8. (36 kr.)

Der ungenannte Herausgeber dieses Römischen Schriftstellers erklärt sich über die Gründe, die ihn zur Herausgabe desselben bewogen, in der Vorrede auf folgende Art: diese Ausgabe des Eutropius ist durch ein oft und vielmahls gefühltes Bedürfniß veranlaßt worden. In den Händen fast aller meiner Schüler befanden sich die verschiedenartigsten und zugleich schlechtesten Ausgaben dieses Schriftstellers, die entweder mit elenden deutschen Noten und unstatthaften Wörterverzeichnissen ausgesteuert waren, oder, der unzähligen Druckfehler nicht zu gedenken, fast auf jeder Seite, sowohl in Rücksicht der Interpunction, als auch des Textes sehr von einander abwichen, und dadurch oft im Unterrichte nicht wenig Störung verursachten. Um diesen Unbequemlichkeiten abzuhelfen, veranstaltete er daher diesen Abdruck des Eutropius nach den besten Ausgaben, und unterzog sich, um einen recht correcten Text zu liefern, einer fünfmahligen Correctur desselben.

Zugleich ließ er die hin und wieder vorkommenden unsittlichen, oder doch für die Jugend nicht passenden Stellen weg, ohne daß jedoch der Zusammenhang darunter litt, oder die Kapitelzahl wäre verändert worden. Daß er die von Baden in gutem Latein geschriebene Biographie des Cicero seinem Eutropius anhängte, war kein übler Gedanke. Ob aber überhaupt Eutropius sowohl in Rücksicht auf Form als auf Materie, ein gut gewähltes Schulbuch sey, möchte mancher Sachverständige wohl bezweifeln.

Druckfehler.

Im ersten Heft.

S. 17 Z. 1 li[illegible] n hierin aus. S. 7 Z 13 v. unten st. lassen l. läßet, [illegible] 7 v. unten füge man vor am hinzu: ins Mittelme[illegible] 27 Z. 8 von oben st. Abgemeinen l. Allgemeinen. [illegible] 2 von oben st. erörteren l. erörterten. S. 17 v. [illegible] Biblius l. Byblius. S 61 Z. 13 v. oben st. XXI l. [illegible] 64 Z. 3 v. unten st. richtige l. wichtige. Ebendas. le[illegible] ist der Punct auszulöschen und st. Die zu setzen die. S. 7[illegible] st. der Deutschen l. jener Deutschen. S. 80 [illegible] unten st. seiner l. ihrer. S. 81 Z. 4 st. Authoris l[illegible] ris, u. st. Theodeliade l. Theodelinde. S. 95 Z[illegible] oben st. der l. des. S. 113 Z. 14 von oben st. vorausgalt l. galt. S. 134 Z. 14 v. unten st Gelehrten l. gelehrten. S. 144 Z. 15 v. unten st. einzufahren l. einzuführen.

Im zweyten Heft.

S. 182 Z. 12 v. unten st. Beziehung l. Bezeichnung. S. 214 (im Columnentitel) st. Ciceronis — Wetzel. David. Ruhnkenii opuscula. S. 197 Z. 1 st. cojueto l. cojuelo. S. 201 Z. 19 st. Aervallsche l. Arevallsche. S. 217 Z. 8 v. unten st. Speiges l. Sperges. S. 255 Z. 7 v. unten st. commentrirte l. commentirte. S. 262 Z. 24 st. verschluckt l. vers[illegible]kt. S. 264 Z. 23 st. sie hastet l. er hastet. Ebendas. Z. 2[illegible] gleichend l. glühend. S. 265 Z. 2 st. wie l. wie im. [illegible] Z. 31 st. Aufgeflogen. Alle l. aufgeflogen, alle. S. 26[illegible] 6 st. wieder l. nieder. S. 268 Z. 20 st. Harmonie l. Hon[illegible]nu. S. 269 Z. 24 st. in die Tiefe in eure Heimat[illegible] die Tiefe sey eure Heimath. Ebend. Z. 31 st. Kelch[illegible]er, kommt l. Kelche, niederkommt. S. 270 Z. 7 st. um sie her[illegible] um sie herauf. Ebend. Z. 8 ist auf auszulöschen. S. 272 Z. 7 st. und Tempel l. im Tempel. Ebend. Z. 27 st. haltend l. faltend.

Heidelbergische
Jahrbücher
der
Literatur
für
Philologie, Historie, Literatur und Kunst.

Erster Jahrgang. Drittes Heft.

Gelegentliche Gedanken über Universitäten in Deutschem Sinn. Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende. Von F. Schleiermacher. Berlin 1808. In der Realschulbuchhandlung. VIII und 176 S. in 8.

Schon der Nahme eines so geistreichen, gemüthvollen Schriftstellers läßt ein bedeutendes Wort über einen Gegenstand erwarten, dessen ernstliche Erwägung gerade jetzt so wichtig ist; und wie schön wird diese Erwartung durch die Schrift selbst gerechtfertigt! Besonders erfreulich ist es, daß der Verf. durch die Erforschung des idealen Zustandes der Universitäten keineswegs von der Würdigung der bestehenden Einrichtungen abgezogen worden ist; überall gelingt es ihm, die tiefe Bedeutung alter Sitte aufzuzeigen, worauf die aufgeklärte Menge schon längst als auf veraltete Formen mitleidig herabzusehen gewohnt ist. Die Erscheinung einer Schrift in diesem Geiste ist eben jetzt doppelt interessant, wo von Vielen die Fortdauer der besten unter unsern Universitäten in Zweifel gezogen wird; doch ist sie nicht durch diese Gefahr veranlaßt, sondern durch den Plan einer neuen, in Berlin zu errichtenden Universität. Die Beurtheilung dieses Plans findet sich im Anhang. Die

Schrift selbst, welche den Gegenstand allgemein abhandelt, hat sechs Abschnitte.

Erster Abschnitt. Vom Verhältniß des wissenschaftlichen Vereins zum Staate. Die Wissenschaft (dies ist der wesentliche Inhalt dieses Abschnitts) kann nur zur Vollendung gebracht werden durch Verbindung Aller, die darnach streben. In dem Bedürfniß der Wissenschaft also liegt auch das des wissenschaftlichen Vereins, der bloße Trieb nach Erkenntniß führt nothwendig auf Mittheilung und Gemeinschaft aller Art, und alle öffentliche Anstalten, welche dazu gehören, entstehen aus freyer Neigung. Erst in ihrer weiteren Ausbildung bedürfen diese Anstalten des Staates, um von ihm geschützt und begünstigt zu werden. Der Staat aber, welchem sie an sich fremd sind, bedarf einer großen Menge von Kenntnissen, und da alle Kenntnisse auf die Wissenschaft hinweisen, und nur in ihr vollendet werden können, so nimmt der Staat jene Anstalten als nützlich in sich auf, und Beyde verbinden sich um ihres gegenseitigen Vortheils willen. Aber auch nun zeigt sich das ursprünglich getrennte Interesse des Staats und des wissenschaftlichen Vereins, indem jener allein die Masse der Kenntnisse schätzt und befördert, dieser aber, die einzelne Kenntniß als solche wenig achtend, allein auf die Einheit und gemeinschaftliche Form des Wissens hinarbeitet.

Wir finden es nöthig, bey dem hier dargestellten Verhältniß des Staats zur Wissenschaft vor zwey Mißverständnissen zu warnen, wozu der Ausdruck des Verf. verleiten könnte, ohne daß wir sie bey ihm selbst voraussetzen dürfen. Erstens. Dieser Gesichtspunct des Staats ist keinesweges in der Idee desselben gegründet, so daß die reinpolitische Ansicht mit der reinwissenschaftlichen in einem nothwendigen Widerspruch stehen müßte. Denn ein Staat, welcher ganz seinen Beruf erfüllte, müßte jede Richtung, jede Thätigkeit, ja das ganze Leben des Volkes gleichmäßig umfassen, und wie wäre es da möglich, daß nicht auch die Wissenschaft in ihrer Selbstständigkeit anerkannt und gepflegt würde? Vielmehr gilt jenes

Verhältniß bloß von der einseitigen Richtung unsrer gegenwärtigen Staaten, ja Manches, was der Verf. sagt, erhält nur durch eine noch engere Localbeziehung volles Licht. Zweytens. Wenn der Verf. sagt, daß die öffentlichen Anstalten zur wissenschaftlichen Mittheilung aus sich selbst und durch den bloßen Trieb nach Erkenntniß entstehen, so kann dieses nur so viel heißen, daß sie auf diese Weise entstehen könnten und würden, auch ohne Zuthun des Staats. Denn bey den Universitäten läßt sich diese Art der Entstehung historisch bloß von den allerersten behaupten; die meisten, und nahmentlich alle Deutsche, sind vom Staate ausgegangen, aber ihre Stiftung ist in einem größeren und liberaleren Sinne geschehen, als daß man das oben dargestellte Verhältniß des Staats zur Wissenschaft dabey voraussetzen dürfte.

Außer einer trefflichen Bemerkung über die Sprache als natürliche Gränze sowohl des engeren wissenschaftlichen Vereins als des Staats (S. 6. 10), zeichnen wir in diesem Abschnitt vorzüglich die Rüge eines großen Mißgriffs aus, welcher in neueren Zeiten in Deutschland sehr überhand genommen hat, nähmlich der wissenschaftlichen Sperre (S. 14). Unnatürlicher, zweckwidriger und verderblicher als dieses, ist schwerlich jemals etwas ersonnen worden, und es ist zu wünschen, daß Alle, welche Gelegenheit dazu haben, recht laut ihre Stimmen dagegen erheben möchten.

Zweyter Abschnitt. Von Schulen, Universitäten und Academieen. Der Verf. stellt hier die drey Hauptformen zusammen, in welchen der wissenschaftliche Verein in den neueren Zeiten erscheint. Mitten inne zwischen Schule und Academie steht die Universität, mit der Aufgabe, die Idee der Wissenschaft in den Jünglingen herrschend zu machen, und eben dadurch das Vermögen der eignen Erfindung in ihnen auszubilden. Darum ist hier der philosophische Unterricht die Grundlage, aber nicht bloß Transcendentalphilosophie, sondern Philosophie in ihrem lebendigen Einfluß auf das reale Wissen, also mit diesem zugleich.

Die ganze Entwicklung dieser Idee der Universität ist trefflich. Nicht so befriedigend scheint uns die Darstellung der Academie. Was der Verf. über die Nothwendigkeit eines Vereins der Meister zur Fortbildung der Wissenschaft bemerkt, betrifft eigentlich nur den natürlichen inneren Verein, der unter allen wahren Gelehrten wirklich besteht, und der sie um so enger umfaßt, je mehr sie der Wissenschaft und nicht bloß einem einseitigen Talent angehören; es folgt aber daraus nicht die Nothwendigkeit einer äußeren Anstalt, und wir wünschten, der Verf. hätte sich erklärt, wie eine solche Anstalt, welche nicht, wie die Universität, durch eine bestimmte Aufgabe, und durch die erfrischende Berührung mit den Jünglingen lebendig erhalten wird, in die Länge bestehen könnte, ohne zu einer todten Form zu werden. In Deutschland scheint die bisherige Erfahrung diese Zweifel zu bestärken, ja selbst der Freyheitssinn der Deutschen gibt ihnen neues Gewicht. Denn mit Recht fordert der Verf., daß Deutschland, wenn es auch nur in der Wissenschaft zu seiner natürlichen Einheit gelangt sey, keine Provincialacademien, sondern Eine, höchstens Zwey allgemeine haben solle. Eine solche Einrichtung aber führt sicher zu einer aristokratischen Verfassung der Gelehrtenrepublik, und diese möchte schwerlich dem Sinne des Deutschen Volks entsprechen.

Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient am Schlusse dieses Abschnitts die Rüge eines sehr gewöhnlichen Mißgriffs, indem nähmlich die Schulen, Universitäten und Academien, jede ihre natürliche Gränzen verkennend, in fremdes Gebiet eingreifen, ihren eignen Beruf aber eben deshalb nur schlecht erfüllen.

Dritter Abschnitt. Nähere Betrachtung der Universitäten im Allgemeinen. Hier vorzüglich treffliche Characteristik des wahren Kathedervortrags (S. 60—66). Der Lehrer soll den Standpunct der Zuhörer und den Weg zu seinem eigenen Standpunct darstellen; er soll nicht erzählen, was er weiß, sondern sein Wissen vor den Zuhörern entstehen

lassen, damit sie „die Thätigkeit der Vernunft im Hervorbrin„gen der Erkenntniß unmittelbar anschauen und anschauend „nachbilden." Ein solcher Vortrag setzt lebendige Begeisterung und Besonnenheit in dem Lehrer voraus, und er kann auf verschiedene Weise vortrefflich seyn, je nachdem die eine oder die andere dieser Tugenden vorherrschend ist. Ja ganze Universitäten behaupten in dieser Rücksicht oft lange einen bestimmten Character, und die Mehrheit der Universitäten in jeder Nation ist schon deshalb unentbehrlich.

Vierter Abschnitt. Von den Facultäten. Die längst verachtete und verworfene Organisation unsrer Universitäten findet hier einen sehr gründlichen Vertheidiger. Die eigentliche Universität nähmlich, wie sie sich von innen heraus durch reinwissenschaftliches Bedürfniß, gestalten würde, ist nach seiner Ansicht in der philosophischen Facultät enthalten; die drey obern Facultäten aber sind Specialschulen, sie haben ihre Einheit bloß in einem äußeren Geschäft und Bedürfniß, und sie sind ihrer Natur nach abhängig von der philosophischen Facultät, indem ihnen bloß die innigste Verbindung mit dieser wissenschaftliches Leben erhalten kann. Mit Recht eifert der Verf. gegen die willkührlichen Eintheilungen, wodurch man an manchen Orten die Facultäten verdrängt hat. „Was man „damit meynt, ist Willkühr, Spielerey; und was man damit „bewirkt, ist wohl etwas übleres; und es ist zu fürchten, daß „man nicht ungestraft Einrichtungen vertilgen kann, die für „sich schon geschichtliche Denkmähler sind, und die, wenn gleich „von vielen nicht verstanden, den Geist der Nation ausspre„chen." Vorzüglich warnt er vor einer Spaltung der philosophischen Facultät in mehrere Abtheilungen, welche dadurch ihren wissenschaftlichen Character immer mehr verlieren würden.

In dieser allgemeinen Ansicht der Facultäten sind wir mit dem Verf. völlig einverstanden, nicht so in der historischen Herleitung. Die drey obern Facultäten, sagt er (S. 72), seyen vom Staat entweder gestiftet, oder doch früher und vorzüglicher in Schutz genommen worden; die philosophische sey

für ihn ursprünglich bloßes Privatunternehmen, nur durch innere Nothwendigkeit und durch den wissenschaftlichen Sinn der in jenen Facultäten Angestellten, sey sie subsidiarisch herbeygeholt worden. Allein ursprünglich sind auch die oberen Facultäten durch bloßes Privatunternehmen entstanden. Die Pariser Theologen, die Juristen zu Bologna und die Salernitanischen Aerzte erfüllten Europa mit ihrem Ruhm, lange ehe der Staat sich in ihre Lehranstalten mischte. Und als dieses geschah, verstand sich die Zusammensetzung der Universität aus den vier oder fünf Facultäten von selbst, ja sogar die Rangordnung war schon ohne Zuthun des Staats entschieden. In Deutschland besonders finden sich zwar einige wenige Fälle, worin Anfangs nur einige wenige Facultäten errichtet wurden; dann aber waren gerade die höheren Facultäten, nie die philosophische, ausgeschlossen.

Sehr merkwürdig ist noch das, was der Verf. in diesem Abschnitt über die Umbildung der juridischen Facultät (S. 76), zur Vertheidigung der Honorare (S. 86), über Seminarien und Stipendien (S. 87—92), und über die Besetzung der Lehrstellen (S. 93 x.) sagt: Alles dem liberalen Geiste der ganzen Schrift gemäß. Ueber die Besetzung der Lehrstellen erlauben wir uns noch einige Bemerkungen. Der Verf. will das Wahlrecht auf eine künstliche Weise zwischen dem Curator und den Facultäten vertheilt wissen. Wo man der Regierung beschränkte Einsichten zutrauen kann, hat diese Einrichtung allerdings ihre Vortheile; im Allgemeinen glauben wir nicht, daß durch sie eine Universität zu großer Blüthe kommen werde. Wo sich eine Universität daurend gehoben hat, da ist es sicher durch den wissenschaftlichen Sinn des Curators geschehen, der sich in einen freyen Verkehr mit den Lehrern zu setzen wußte. Man wende uns nicht ein, daß hier der unwahrscheinliche Fall eines Curators vorausgesetzt werde, der selbst als Gelehrter eigenen Werth und Nahmen haben müßte; das fordern wir nicht, denn der offene lebendige Sinn für jede eigene, kräftige, geistvolle Erscheinung im wissenschaftlichen Gebiet,

worauf hier alles ankommt, kann sehr wohl bestehen ohne productives Talent. Alles Wahlrecht der Lehrer aber ist uns deshalb bedenklich. Die größte Gefahr für eine Lehranstalt ist eine einseitige Richtung, in welcher endlich alles freye Leben untergehen kann. Nichts aber ist seltner im Menschen von bestimmtem Character als das lebendige Gefühl für den nothwendigen Gegensatz, durch welchen sie selbst ergänzt werden müßten, nicht etwa in Kenntnissen, sondern in Streben und Richtung.

Zuletzt noch (S. 104—107) ein bedeutendes Wort über die Nothwendigkeit demokratischer Verfassung der Universitäten, und über die verderblichen Vorrechte regierender Ausschüsse. Bey einer solchen Verfassung werde sich die aristokratische Gesinnung auch in andern Dingen offenbaren, „vorzüglich durch „Tyranney gegen aufkeimende Verdienste, durch Haschen nach „äußerem Ansehen, durch einen verschrobenen unwissenschaftli„chen Ton.“



Fünfter Abschnitt. Von den Sitten der Universität, und von der Aufsicht. So wahr und geistreich hat noch Niemand über das Wesen und den Werth der academischen Freyheit gesprochen; nur finden wir, daß der Verf. im Ganzen noch zu sehr vertheidigungsweise zu Werke geht. Nicht bloß nothwendige Bedingung freyer wissenschaftlicher Entwicklung ist diese Seite der Universitäten. Bloß menschlich und sittlich betrachtet ist sie einzig in ihrer Art, und gibt den Universitäten unschätzbaren Werth. Denn immer mehr wird rein menschliches Gefühl und Verhältniß verdrängt von dem Willkührlichen der Gesellschaft, und es wäre thöricht zu glauben, daß selbst die gänzliche Aufhebung des Erbadels hierin viel Unterschied machen würde. Wie viel werth also ist es, wenn alle Gebildeten der Nation in der empfänglichsten Zeit ihres Lebens in einen Zustand versetzt werden, worin jedes menschliche Selbstgefühl erweckt und gehoben, und das übermäßige Standesgefühl aller Art gedemüthigt wird! und vollends bey den Deutschen, die alles so ernst nehmen, und



denen so wenig Leichtsinn als Gegengift verliehen ist! Wir enthalten uns, mehr darüber zu sagen. Wem die eigne Anschauung fehlt, der wird das nie begreifen, und wer zum Beyspiel ehemals Jena gesehen hat, mit seinem freudigen, muthigen Streben, seiner Armuth und brüderlichen Gesinnung, der bedarf keiner weiteren Ausführung.

Es ist sehr sonderbar, daß alle Deutsche Universitäten unter den zwey Hauptformen der Verfassung die gewählt haben, welche in Paris entstanden zu seyn scheint, während die der Italienischen Universitäten von manchen Französischen nachgebildet worden ist. Da lag Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit in den Händen der Studenten, der Rector war ein Student, und die Professoren waren entweder gar nicht Mitglieder der Corporation, oder von den Studenten abhängig. Ja auf den Italienischen Universitäten war es gerade die Deutsche Nation, die sich von jeher am freyesten und unabhängigsten zu erhalten wußte. Wir sind weit entfernt, das Extrem dieser Form zu vertheidigen, welches ohnehin nur unter ganz anderen Verhältnissen, als die unsrigen, bestehen konnte; allein es scheint uns sehr der Untersuchung werth, ob es nicht zweckmäßig wäre, den Studenten als öffentlich anerkannter Corporation einige constitutionelle Rechte anzuvertrauen. Diese öffentliche Würdigung müßte bey zweckmäßigem Gebrauch ernsten und würdigen Sinn befördern, und die feindliche Gesinnung gegen Gesetz und Recht, die sich oft selbst auf eine kleinliche Weise äußert, fände hier ihre natürlichste Ableitung. Ja nicht nur in dieser Gesinnung scheint eine Hinweisung auf das unerfüllte Bedürfniß einer solchen Einrichtung zu liegen, sondern auch in dem steten Hang der Studenten zu geheimen Corporationen, gegen welchen sich die Gesetzgebung nun schon so lange eben so fruchtlos abgearbeitet hat, als gegen die Duelle.

Sechster Abschnitt. Von Ertheilung der Gelehrten Würden. Dieser Abschnitt scheint uns am wenigsten befriedigend in der ganzen Schrift, und es ist auch in der That sehr mißlich, Vorschläge zu thun, bey einer Einrich-

kung, die so sehr zu einer todten Form zusammengesunken ist, daß sie von Grund auf neu erbaut werden müßte. Dennoch zeigt sich auch hier der ernste gründliche Sinn, der die ganze Schrift erfüllt, und auch an einzelnen treffenden Bemerkungen fehlt es nicht. Wir rechnen dahin unter andern die Bemerkung, daß es auch von dieser Seite verderblich sey, die Einheit der philosophischen Facultät aufzuheben (S. 140). „Doctoren der Geschichte oder der Aesthetik zu ernennen, ist fremd „und lächerlich, und wird gewiß, wenn man es auch willkührlich einführt, nicht bleibend seyn und geschichtlich werden."

ΟΜΗΡΟΥ ΕΠΗ. Homeri et Homeridarum opera et reliquiae. Ex recensione Frid. Aug. Wolfii. Vol. III et IV. in quibus Homeri Odyssea. Ex veterum criticorum notationibus optimorumque exemplarium fide novis curis recensita. Pars I et II. Lips. Göschen 1807. 352 und 338 S. in 8. Tum Ομηρου και Ομηριδων λειψανα. Homeri et Homeridarum reliquiae: Batrachomyomachia, Hymni sive Prooemia, Epigrammata ceteraque fragmenta, Homerico nomini olim adscripta. Pag. 339—536. In verschiedenen Drucken auch mit 3 Kupfern: Odysseus als Titelkupfer zum ersten, Penelope zum zweyten Theile der Odyssee, und Telemachos zu Odyss. I. p. 3. Druckpapier 3 Thlr. 8 gr. Schreibpapier 10 Thlr. 16 gr. Velinpap. 12 Thlr. mit 28 Flaxmann'schen Umrissen, unter dem besondern Titel: J. Flaxmani picturae lineares ad Homeri Odysseam. Ex prototypo in brevius contractas sculpsit V. K. Schnorr.

Abermahls eine Recension der Homerischen Gedichte ohne Commentar, bekanntlich die dritte von denen, welche der Hr.

Geh. Rath Wolf besorgt hat, und die Frucht vieljähriger Forschungen! Die erste Ausgabe, welche in den Jahren 1784 u. 1785 im Verlage des Hallischen Waisenhauses erschien, war nur ein wohlfeiler und genauer, hin und wieder auch berichtigter Abdruck der größern Glasgow'schen Ausgabe vom Jahr 1758 zum Schulgebrauche. Im Texte der Odyssee ward damals nur wenig verändert, weit mehr Verbesserungen fanden in den übrigen kleinen Gedichten Statt, weil diese derselben am meisten bedurften, und Ruhnken dazu vortrefflich vorgearbeitet hatte. Aehnliche Verbesserungen erlaubte sich Hr. Wolf auch in der Iliade, welche später als die Odyssee erschien, ungeachtet der Titel nur einen getreuen Abdruck der Glasgow'schen Recension versprach. Nicht nur in größerm Drucke und Formate, sondern auch viel verbesserter erschien nun auch die Odyssee in der zweyten Schulausgabe vom J. 1794, wiewohl sich Hr. Wolf auch jetzt noch in gewissen Schranken hielt. Nachdem diese zweyte Ausgabe im J. 1805 wieder vergriffen war, kam im Verlage des Hallischen Waisenhauses eine neue heraus, mit der Inhaltsanzeige der einzelnen Gesänge und mit einigen wenigen Verbesserungen des Textes; aber diese war nicht von Hrn. Wolf, der schon das Jahr zuvor seine kritische Ausgabe der Homerischen Gedichte mit der Iliade eröffnet hatte, welche die beyden ersten Bände des vorliegenden Werkes begreift. Auch diese Ausgabe hat vor den frühern die Inhaltsanzeige der einzelnen Gesänge voraus, und die kleinern Gedichte, welche in der zweyten Ausgabe fehlten, sind hier mit Bereicherung wieder aufgenommen. Der neue Druck mit verschönerten Buchstabenformen, und die Manier der von Flaxmann copirten Umrisse ist längst allen aus der Iliade bekannt. Aus der Vorrede zu derselben, so wie aus den 1795 edirten Prolegomenis ad Homerum wird man auch die kritischen Grundsätze kennen, welche Hr. Wolf in der Behandlung des Homerischen Textes befolgen zu müssen glaube. Wie er die Varianten und andere kritischen Hülfsmittel nebst den Bemerkungen älterer und neuerer Grammatiker benutzt, und ob

er überall consequent verfahren habe, kann erst dann vollständig eingesehen werden, wenn ein Commentar die Gründe angeben wird, warum einzelne Lesarten oder ganze Verse verworfen, andere dagegen beybehalten oder wieder aufgenommen wurden. Doch sind auch bey der bloßen Vergleichung des neuen Textes mit den frühern Abdrücken die großen Verdienste nicht zu verkennen, welche sich der Herausgeber aufs neue um den Homer erworben hat. Diese Verdienste sind um so größer, je weniger noch bisher für die Odyssee geschehen war, und je geringer der Apparat ist, den wir für deren kritische Bearbeitung aus dem Alterthum besitzen. Aber eben darum werden auch noch manche Untersuchungen über Homerische Sprache und Begriffe angestellt werden müssen, ehe wir hoffen dürfen, den Homerischen Text auch nur in der bezweckten Reinheit herzustellen; denn den Homerischen Gedichten ihre ursprüngliche Gestalt wiedergeben zu wollen, verriethe die größte Anmaßung und Unkunde zugleich. Nach des Herausgebers weiser Beschränkung müssen wir zufrieden seyn, wenn wir einen Text erhalten, wie er in den bessern Zeiten der Griechen für ächt und richtig galt; wir dürfen uns aber auch nicht mit der Recension eines Aristarchus oder anderer Grammatiker begnügen, sondern müssen vielmehr mit ihnen wetteifern, in sofern sie das Bestreben hatten, den Text von allen Corruptelen zu reinigen, die entweder dem Homerischen Sprachgebrauche widerstritten, oder Begriffe vorauszusetzen schienen, welche die ältern Dichter noch nicht hatten oder haben konnten. Mit Recht urtheilte der Herausgeber, daß man vor allen Dingen nur suchen müßte, den Text von allen Fehlern späterer Zeiten zu reinigen, welche den sonst wahrgenommenen Sprachgesetzen, Vorstellungen und Kenntnissen gradezu widersprechen; und sehr richtig hat er die Grade bestimmt, nach welchen man eine Lesart für gewiß, wahrscheinlich, erträglich oder unwahrscheinlich und falsch zu halten habe. Aber zur vollständigen Erforschung des Homerischen Sprachgebrauches und zur sichern Aufstellung fester Sprachgesetze, von welchen man sonst keine Ab-

weichungen in den Homerischen Gedichten findet, bedarf es noch vieler Vorarbeiten, wenn man nicht Gefahr laufen will, eine Regel als festes Sprachgesetz aufzustellen, welche mehr auf Conjectur und subjectiver Meynung, als auf objectiver Gewißheit beruhet, oder irgend eine Sprachbemerkung als der Beachtung unwerth zu verwerfen, welche eine höhere Kritik, die nicht bloß bey der Berichtigung des gewöhnlichen Textes stehen bleibt, sondern auch die Entstehung desselben zu erforschen bemüht ist, als festes Sprachgesetz anerkennen lehrt. So lange noch keine Homerische Grammatik, auf Homerische Prosodie und Metrik gebaut, existirt, die in jeder nur denkbaren Hinsicht, aller spätern Sprachregeln vergessend, bloß das zu begründen sucht, was rein Homerisch ist, und so lange noch ein Streit oder Zweifel, selbst über allgemeine Puncte, obwaltet, welche auf das Ganze des Homerischen Textes einen Einfluß haben; so lange dürfen wir noch keinen Text für so berichtigt halten, daß man ihn bey allen Urtheilen über Homerische Denk- und Redeweise, über die Kenntnisse und Maximen des Homerischen Zeitalters, als Kanon betrachten könnte.

Wie wenig die frühern Herausgeber der Homerischen Gedichte eine feste und unbestreitbar ausgemachte Regel in der Berichtigung des Textes befolgten, und wie wenig wir uns bey den bisherigen Ausgaben des Homerischen Textes von Seiten seiner Richtigkeit beruhigen können, mag folgendes beweisen. Ernesti, um bloß bey den neuern Deutschen Kritikern stehen zu bleiben, stellte es sogleich bey dem zweyten Verse der Iliade als Grundsatz auf, daß das sogenannte ν ἐφελκυστικὸν am Ende des Verses immer zu schreiben sey, in der Mitte des Verses aber, sobald die letzte Sylbe eines Wortes den rhythmischen Accent erhalte, überall wegbleiben müsse, wo durch dessen Entfernung kein Hiatus entstehe. Er tadelte deshalb den Englischen Kritiker Clarke, diesen Grundsatz, welcher sich auf die Gewohnheit der Handschriften und ältesten Ausgaben der bessern Gattung stütze, zu wenig beachtet zu haben; aber er selbst berichtigte die erste Behauptung in der

Vorrede an Gesner dahin, daß am Ende des Verses das ν ἐφελκυστικὸν wegfalle, sobald der folgende Vers mit einem Consonanten anfange, und in Hinsicht der zweyten Behauptung bemerkte er bey Odyss. II, 166., daß die Handschriften fast überall vor δὲ, auch in der Cäsur, das ν beybehalte. Er verbesserte daher, um die unangenehmen ὁμοιοτέλευτα zu vermeiden, den angeführten Vers auf folgende Weise: Πάντεσσι· πολέσιν δὲ καὶ ἄλλοισι κακὸν ἔσται, indem er noch nicht wußte, daß die Alten, wie Hermann in dem Buche de emend. rat. Gr. gr. gezeigt hat, wenn gleich ν geschrieben ward, den Vers also lasen: Πάντεσσιμ· πολέσιν δὲ καὶ ἄλλοισιν κακὸν ἔσται. Herr Wolf befolgte im ersten Abdrucke der Odyssee denselben Grundsatz, worin er auch Brunck zum Gewährsmann hatte, zeigt aber in der Vorrede zur zweyten Ausgabe den Ungrund desselben, und schrieb daher den angeführten Vers, welchen er anfangs nach Ernesti's Conjectur hatte abdrucken lassen, wieder so, wie er bey Clarke lautet: Πάντεσσιν· πολέσιν δὲ καὶ ἄλλοισιν κακὸν ἔσται. Noch ließ indeß Hr. Wolf in dieser zweyten Ausgabe das ν am Ende weg, sobald der folgende Vers mit einem Consonanten anfing, dagegen in der neuesten Recension das ν am Ende des Verses auch dann aufgenommen ist, wenn der folgende Vers mit zweyen oder einem Doppelconsonanten beginnt, mag dieser Vers mit den vorigen in unmittelbarem Zusammenhange stehen, oder nicht. So sehr nun die verschiedenen Ausgaben des Hrn. Wolf in diesem Puncte von einander abweichen, so wenig können wir uns für überzeugt halten, daß man darin endlich aufs Reine gekommen sey. Da Hr. Wolf das ν am Ende des Verses auch vor folgendem Doppelconsonanten zu setzen pflegt, so sollte man erwarten, er werde dieselbe Regel auch in der Cäsur befolgen; allein auf den Gebrauch der Scholien und bessern Handschriften sich stützend, läßt er in der Cäsur das ν weg, sobald zwey Consonanten darauf folgen, z. B. Odyss. IV, 344. Κὰδ δ' ἔβαλε κρατερῶς. XV, 320 o. 321. ἐρίσσειε βροτὸς ἄλλος, ungeachtet Porson ad Eurip.

Orest. p. 64 bemerkt hat, daß das ν auch gesetzt worden sey, wenn das folgende Wort mit zwey Consonanten anfing, welche die vorhergehende Sylbe nicht nothwendig verlängerten, d. h. wenn der zweyte von diesen Consonanten eine liquida war. Hat doch Hr. Wolf selbst die Bemerkung gemacht, wie sehr man die Länge der Cäsur zu unterstützen sucht, da man in guten Handschriften nach einem kurzen Vocale in der Arsis immer ξύν, und in der Arsis selbst vor einem Consonanten εἰν geschrieben findet. Aus gleichem Grunde hat Hr. Wolf auch die volltönendern Formen παραὶ, ὑπαὶ und ὑπεὶρ, welche er sonst verwarf, wieder hervorgerufen.

Alles dieses würde von weniger Bedeutung seyn, wenn nicht auch die geringste grammatische Kleinigkeit bey Homer von großen Folgen wäre. Es erhellet nähmlich aus dem verschiedenen Gebrauche jenes ν, und aus der Regellosigkeit, mit welcher man es bald zu schreiben, bald auszulassen pflegte, daß dasselbe im Homer sich häufig nur durch die Grammatiker und Editoren eingeschlichen hat; und ist dieses schon früh geschehen, so läßt sich fragen, ob nicht auch nach dem Attischen Sprachgebrauche zuweilen das ν vor Vocalen eingeschaltet sey, um einen vermeintlichen Hiatus zu vermeiden, oder ob die Homerischen Dichter überhaupt das ν anderswo zu gebrauchen pflegten, als wo das Versmaaß einer solchen Stütze der Sylbenverlängerung bedurfte. Das erste behaupten die Vertheidiger des Digamma bey Stellen, wo das ν ἐφελκυστικὸν vor einem digammirten Worte stehen soll. Da man nähmlich im Homer den Hiatus überall sorgfältig vermieden findet, wo er durch das ν finale gehoben wird, und da der Dichter auch sonst den Hiatus durch Elision kurzer Vocale oder den Apostroph vermeidet, welches beydes in Herodot nirgends der Fall ist; so stieß sich Bentley, und nach ihm Dawes und Heyne, mit Recht daran, daß im Homer gleichwohl so viele Hiatus anderer Art vorkommen. Um das Anstößige hierin zu heben, stellte man die Hypothese auf, daß mehrere mit einem Vocale anfangende Wörter von den alten Jonischen Dichtern mit dem

sogenannten Digamma Aeolicum ausgesprochen wären, welches gleich dem lateinischen V ein Consonant war, und also den Hiatus hob. Diese Hypothese fand um so mehr Glauben, da sich daraus so viele andere grammatische und metrische Sonderbarkeiten im Homer erklären ließen, welche hier aufzuzählen uns viel zu weit führen würde. Hr. Wolf hat die Bentleyisch-Heyne'sche Hypothese aufs lebhafteste bestritten, und sich bemüht, das, was Heyne durch das Digamma erläutern wollte, auf andere Weise zu erklären. Man sollte daher erwarten, daß er für den letzten der oben angegebenen Fälle entscheiden würde, da nach seiner Meynung das Zusammentreffen zweyer oder mehrerer Vocale in den frühesten Zeiten, zumahl bey Joniern, gar nicht anstößig war, und mancher Hiatus erst in der Folge von den Emendatoren aus dem Texte entfernt wurde. Allein Hr. Wolf hält sich bloß an die handschriftliche Schreibart, und vermeidet daher jeden Hiatus durch das ν ἐφελκυστικὸν, ohne an dem Zusammentreffen zweyer oder mehrerer Vocale in andern Fällen irgend einen Anstoß zu nehmen. Wie consequent oder wie inconsequent er darin verfahre, lassen wir bis zur Erscheinung eines ausführlichern Commentares unentschieden, zweifeln aber, ob die Bentleyische Hypothese so ganz außer Acht zu lassen sey. Wir sind vollkommen überzeugt, daß Heyne die Bentleyische Hypothese gar nicht durchzuführen verstand, da ihm noch manche Vorkenntnisse und Vorarbeiten dazu fehlten, und daß seine schwankenden und nicht selten unrichtigen Ansichten vielen Stoff darbieten, sein Bemühen in einem sonderbaren Lichte darzustellen; aber wir glauben auch, daß die Bentleyische Hypothese noch eine genauere und unpartheyische Untersuchung verdiene, und daß mit absprechenden Urtheilen, welche sich auf keine unwiderlegbaren Beweise stützen, nichts ausgemacht werde.

So wenig wir, da der Homerische Dialekt mit dem spätern Jonischen nicht durchaus verglichen werden darf, die Heyne'sche Hypothese vom Digamma gradezu verwerfen; so

grundlos war das Verfahren, mit welchem Heyne das syllabische Augment überall, wo er nur konnte, zu verdrängen suchte. An und für sich könnte dies Verfahren eben so wenig von nachtheiligen Einfluß scheinen als das Bestreben Ernesti's, das ν ἐφελκ. seiner Theorie gemäß zu verwerfen oder aufzunehmen; allein für den Kenner zeigen sich bald ernsthaftere Wirkungen, besonders in der unzulässigen Folge von Wortfüßen. Alles beweist, wie wichtig in der Homerischen Kritik jener feinere Sinn für Metrik und Rhythmik und namentlich die Kenntniß ist, daß der Gebrauch und Nichtgebrauch des syllabischen Augments im Homer fast ganz allein von der Abwechselung verschiedener Wortfüße abhängt. Vor solcher Verkennung der rhythmischen Bewegung bewahrten die metrischen Kenntnisse des Hrn. Wolf seinen Homerischen Text, welcher daher auch dieser Hinsicht den Vorzug vor allen andern Recensionen der in Homerischen Gedichte behauptet. Was diese Ausgabe, anderer Vorzüge nicht zu gedenken, noch besonders empfiehlt, ist die Sorgfalt, mit welcher man jeden Druckfehler zu vermeiden bemüht war.

Ueber die Wortkritik hat der Herausgeber, wie es sich von seinen Forschungen erwarten ließ, die höhere Kritik nirgends außer Acht gelassen, nnd unzählige Verse sind als verdächtig bezeichnet worden. Andere Verse dagegen, welche man in den bisherigen Ausgaben vergebens suchte, sind aus der Barnesischen Recension, wenn gleich mit dem Zeichen des Verdachtes, in den Text aufgenommen, wodurch natürlich die Zahl der Verse in manchen Gesängen von den ältern Ausgaben abweichend ward. Sind gleich einige Verse darunter sehr unbedeutend, wie XI, 92.

Διογενὲς Λαερτιάδη, πολυμήχαν' Ὀδυσσεῦ,

und XVIII. 59.

αὐτὰρ ἐπεί ῥ' ὤμοσάν τε τελεύτησάν τε τὸν ὅρκον,

so wird man doch gern den bekannten Vers aus Strabo Odyss. XV, 295.

βὰν δὲ παρὰ Κρουνοὺς καὶ χάλκιδα καλλιρέεθρον,

wenn gleich als verdächtig, auch in der Odyssee lesen wollen. Gleich darauf hat Hr. Wolf aus Strabo nicht ganz unwahrscheinlich φεὰς· für φερὰς drucken lassen. Odyss. XXIV, 122 und 123 sind nach μέμνημαι τάδε πάντα die beyden Halbverse Διοτρεφές, ὅς ἀγορεύεις·

σοὶ δ' ἐγω εὖ μάλα πάντα

als ächt aufgenommen, und dagegen V, 121.

Ἀτρείδη κύδιστε, ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγάμεμνον,

als verdächtig bezeichnet. Die Batrachomyomachie ist auf diese Weise um 11 Verse angewachsen, worunter einer für ächt erklärt ward; andere Verse sind versetzt, und unzählige Stellen ganz umgeändert; Ilgen lieferte aber noch 14 Verse mehr als Wolf. Die Zahl der Hymnen ist nur scheinbar um einen vermindert, da der Herausgeber zwey an Dionysos zu einem verband. Auch der erste Hymnus an Apollo ist verbunden geblieben, obgleich nichts gewisser ist, als daß wenigstens mit dem 179. Verse ein ganz verschiedener Hymnus beginnt. Der spätern Einschaltung verdächtige Stellen hat der Herausgeber darin durch den Druck von den übrigen abgesondert, und ohne alle Verbesserung bloß nach den handschriftlichen Lesarten geliefert. Dahin gehören v. 424—427.

καὶ Πύλον ἠμαθόεντα, Πυλοιγενέας τ' ἀνθρώπους·
βῆ δὲ παρὰ Κρουνοὺς καὶ Χαλκίδα καὶ παρὰ Δύμην.
ἠδὲ παρ' Ἤλιδα δῖνα, ὅθι κρατέουσιν Ἐπειοί·
εὖτε φερὰς ἐπέβαλλεν, ἀγαλλομένη Διὸς οὔρῳ.

Für Πυλοιγενέας steht v. 398 das richtigere Πυληγενέας, und φερὰς hat Hr. Wolf, wie wir weiter oben bemerkten, in der Odyssee mit φεὰς vertauscht. Von den aus dem Leben Homers geschöpften Epigrammen ist der Anfang der kleinen Iliade des Lesches abgesondert, und mit 6 größern oder kleinern Fragmenten bereichert, am Ende unter mehrern Bruch-

stücken anderer epischen Gedichte aufgeführt, welche in der ersten Ausgabe fehlen. Dagegen hat Hr. Wolf mit Ilgen noch ein Epigramm an die Schiffer aufgenommen, und im Epigramm an die Fischer zu Anfange noch die beyden nothwendigen Verse hinzugefügt, welche im Weltgesange Homers und Hesiods und in der Aethologie sich finden. In der Eiresione liest man jetzt auch die von Suidas angeführten Verse, und die Jamben am Ende sind von den Hexametern geschieden. Eine Zugabe zu den Epigrammen ist die Grabschrift Homers, aber das Epigramm auf das Weihgeschenk zu Delphi, das im Wettgesang Homers und Hesiods ebenfalls dem Homer beygelegt wird, fehlt noch.

Dies mag genug seyn, um unsere Leser mit dem Inhalte und hohen Werthe des Buches bekannter zu machen. Anstatt alle Veränderungen, welche der Herausg. mit dem Homerischen Texte vornahm, bis zur Ermüdung aufzuzählen, wird es besser seyn, auf einiges aufmerksam zu machen, was der würdige Herausg. nicht genug beachtet zu haben scheint. Odyss. I, 10 scheint uns ein verdächtiger Vers, wenn er sich gleich in allen Handschriften findet. Er ist nicht nothwendig zum Zusammenhange,

verdienen. Denn unmöglich können wir der Vossischen Erklärung beystimmen, daß Homer den äußersten Westen, wie den äußersten Osten mit Aethiopen bevölkere. Der tägliche Sonnenlauf theilte die Homerische Erdscheibe nicht, wie Voß glaubt, in eine Nord- und Südhälfte, sondern in eine Ost- und Westhälfte ab; in sofern nun die Aethiopen im fernen Süden oberhalb Aegypten einen breiten Erdstrich bewohnten, gehörten sie sowohl der östlichen als westlichen Halbscheibe an, ohne sich bis an den äußersten Ost- und Westpunct zu erstrecken.

Odyss. III, 27. 28. οὐ γὰρ ὀΐω

οὔ σε θεῶν ἀέκητι γενέσθαι τε τραφέμεν τε,

ist nicht nur nicht Homerisch, sondern sogar nicht Griechisch. In allen Grammatiken, die von Buttmann und Matthiä nicht ausgenommen, hat sich die durch ihre Allgemeinheit irre führende Regel eingeschlichen, daß sich im Griechischen zwey oder mehr Verneinungen einander nicht aufheben, sondern einander verstärken. Im Griechischen heben sich aber die Negotionen eben sowohl auf, als in allen andern Sprachen; nur οὐδὲ und μηδὲ und die daraus zusammengesetzten Wörter dienen zur Verstärkung, weil diese Wörter nicht eine bloße Verneinung ausdrücken, sondern wie das Lateinische ne quidem und das Deutsche auch nicht die Verneinung steigern, z. B. οὐκ ἐποίησε τοῦτο οὐδεπώποτε οὐδείς, gleichsam non fecit hoc, ne usquam quidem, ne ullus quidem, nicht that dies, auch nicht irgend einmahl, auch nicht einer. Die Griechen unterschieden sich von andern Völkern bloß in der Häufung dieser Partikel. Οὐδὲ — οὐδὲ verstärkten sich daher einander, z. B. Odyss. VIII, 32. X, 327. οὐδὲ γὰρ οὐδέ τις ἄλλος, so auch Odyss. X, 551. und unzählige Mahle in der Iliade; eben so οὐ — οὐδέ, nicht aber οὐδὲ — οὐ, z. B. Il. IV, 234. 225.

Ἔνθ' οὐκ ἂν βρίζοντα ἴδοις Ἀγαμέμνονα δῖον,

οὐδὲ καταπτώσσοντ', οὐδ' οὐκ ἐθέλοντα μάχεσθαι.

Man glaube nicht, daß οὐ nur dann die voranstehende Verneinung aufhebe, wenn es zu einem andern Satze oder Ver-

bum gehört. Xenophon Sympos. I, 9. sagt οὐδεὶς οὐκ ἔπασχε ganz wie im Lateinischen nemo non passus est, und es ist unnöthig, mit Athenäus hier οὐδεὶς ἦν ὃς οὐκ ἔπασχε zu schreiben. Οὐκ ἔπασχεν οὐδεὶς würde bey Xenophon einen eben so verschiedenen Sinn geben, οὐκ οὐδ' ἐθέλοντα μάχεσθαι bey Homer. Οὐ μὴ und μὴ οὐ scheinen sich zwar in gewissen Fällen einander nicht aufzuheben, aber οὐ — οὐ heben sich immer auf; nur Schwüre mit οὐ μὰ machen davon eine Ausnahme, z. B. Il. XXIII, 43. 44. I. 86. 88. Odyss. XX, 339. 341. Ἔστιν οὖν τὸ οὐ γὰρ ὀΐω οὐ κ. τ. λ. οὐ μόνον οὐχ Ὁμηρικὸν ἀλλ' οὐδ' Ἑλληνικόν. Man schreibe daher mit Maximus Tyrius Dissert. XXII und XXVI. οὐδέ σε θεῶν, wo θεῶν einsylbig gebraucht ist. So sagt Homer Odyss. VIII, 159. οὐ γάρ σ' οὐδέ, ξεῖνε, δαήμονι φωτὶ ἐΐσκω, und auf ähnliche Weise an unzähligen Stellen.

Bey VII, 80. sind uns immer Zweifel aufgestoßen, ob auch der Vers ächt sey, oder vielmehr von einem der Pisistratiden eingeschaltet, wie man es von Il. II, 558 und Odyss. XI, 630 behauptet. Attika gehört nicht zu den gefeyerten Ländern des frühern Alterthums, nur durch Erechtheus und Theseus (denn von einem Kekrops weiß Homer noch nichts), wie Aetolien durch Meleager und Tydeus, verherrlicht. Außer dem Peloponnes und Thessalien ist es Böotien, welches an Reichthum, Macht und Ruhm in der Griechischen Poesie und Fabellehre hervorragt, und unter so vielen Heroen zwey Götter gezeugt hat. Als Attika noch wilde Räuber und Ungeheuer nährte, hatte Böotien schon den Musen einen Sitz bereitet, und ward aus fernen Gegenden besucht. Homer, der ganz Böotien aus eigener Ansicht kennt, scheint von Attika außer Athen und dem Sunischen Vorgebirge, Odyss. III, 278. wenig gekannt zu haben. Während der Verf. des Schiffsverzeichnisses vor Troja in Böotien gegen dreyßig Städte nahmhaft macht, Aspledon und Orchomenos nicht einmahl mit gerechnet, weiß er in Attika nur Athen zu nennen, und

sucht die mangelhafte Kunde dieses Landes dadurch zu ersetzen, daß er die Verehrung der Minerva feyert. Wir lesen weder von Eleusis, noch von Megara, noch von irgend einem Orte im eigentl. Attika etwas, das eine besondere Kunde dieses Landes verriethe; und der Vers, welchen die Megarer nach Strabo's Berichte (libr. 9.) in die Stelle des von Solon untergeschobenen Verses setzten, ist der Erdichtung noch mehr verdächtig als der bestrittene Solonische Vers. Kein Wunder, wenn die ruhmsüchtigen Athener, welche Böotiens Glanz beneidend, ihn in jeder Hinsicht zu verdunkeln suchten, und auch bey der Nachwelt durch eigenthümlichen Witz ihren Zweck erreichten, überall, wo sie nur konnten, ihr Lob auch in die Homerischen Gedichte schalteten, welches um so leichter war, da diese ihren Herrschern ihre jetzige Gestalt verdanken. Die frühgebildeten Böotier sind von den später blühenden Athenern verdunkelt worden, wie die Aeolier in Kleinasien von den Joniern; aber ein unverblendeter Geschichtsforscher wird die frühe Bildung dieser so wenig, als jener, verkennen, und bey unbestochener Prüfung Anstoß nehmen, das durch Pisistratus und Miltiades verherrlichte Marathon schon im Homer zu lesen. Was unsere Vermuthung bestärkt, ist der ungewöhnliche Singular des Nahmens der Stadt, welche sonst überall im Homer Ἀθῆναι heißt.

Wenn man VII, 89. nicht für späterhin eingeschaltet halten will, so muß man wohl ἐνέσταν χαλκέῳ ουδῷ oder auch ἐνέσταν χαλκέῳ ἐν οὐδῷ für ἐν χαλκέῳ ἕστασαν οὐδῷ schreiben; denn die erste Sylbe von σταθμοὶ nach Attischer Gewohnheit für kurz zu halten, verbietet der Homerische Gebrauch. Die Bemerkung, daß Homer auch sonst wohl Sylben kurz gebrauche, welche lang seyn sollten, z. B. das Wort Αἰγύπτιος IV, 83. 127. 229. XIV, 263. 286. ist ungegründet, da Homer in diesem Worte das ι nach seiner Gewohnheit als stummen Vocal betrachtete. Ἀργύρεοι δὲ σταθμοὶ als einen archilochischen Vers zu messen, ist doppelt unzulässig, da weder δὲ vor σταθμοὶ, noch die erste Sylbe dieses Wor-

tes kurz seyn kann. Man vergleiche, um nur eine Stelle anzuführen, Odyss. XXI, 45.

ἐν δὲ σταθμοὺς ἄρσε, θύρας δ' ἐπέθηκε φαεινάς.

Barnes schrieb σταθμοὶ δ' ἀργύρεοι, allein wenn man auch an dem dadurch entstehenden Hiatus keinen Anstoß nehmen will, so wird man es doch nicht billigen können, daß das Beywort des Metalles aus seiner Stelle gerückt werde. — Ob VII, 107. die gewöhnliche Lesart καιροσέων der Schreibart des Hesychius καιροσσέων oder καιροεσσέων mit stummem ε, wie in ὀθονέων, vorzuziehen sey, ist sehr zu bezweifeln. Καιροεσσέων konnte Homer nicht anders als Molossus messen, wenn er nicht die zweyte Sylbe verlängern wollte, da denn das Wort, wie κητώεσσαν IV, 1. und κηώεντα, XV, 99. nur an das Ende des Verses paßte, cf. IV, sub fin. Hieraus ward καιροσέων von einem erdichteten Nominativ καίροσα. — VII, 198. hat alle Spuren des Verdachtes gegen sich, und scheint aus dem so vielfach nachgeahmten Vers. Il. XX, 128. cf. XXIV, 210. hier eingeschaltet zu seyn, indem man die ursprüngliche Lesart κατακλώθησι βαρεῖα in κατακλῶθές τε βαρεῖαι oder, wie Suidas gelesen zu haben scheint, in Κατακλώθη τε βαρεῖα abänderte, und statt ἐπένησε das Simplex νήσαντο setzte. Wie sollte denn der Singular von Κατακλῶθες lauten, da Homer nur eine Parze kennt, bald Αἶσα, bald Μοῖρα genannt (denn aus Il. XXIV, 49. wird man hoffentlich dem Homer nicht die spätere Erfindung mehrerer Parzen aufdringen wollen), und da er weder von Klotho noch von Lachesis, noch von Atropos etwas weiß.

Unbegreiflich ist es uns, wie auch Hr. Wolf Bedenken tragen konnte, Odyss. IX, 116. Νῆσος ἔπειτα λάχεια mit der richtigern Lesart Νῆσος ἔπειτ' ἐλάχεια zu vertauschen, und warum er selbst X, 509. wo doch die Verbesserung so nahe lag, ἔνθ' ἀκτή τε λάχεια beybehielt. Die Lesart λάχεια hat nicht nur keinen erweislichen Sinn, sondern bringt auch zwey unerträgliche Amphibrachen in unmittelbarer Folge in den hexametrischen Rhythmus; sie entstand offenbar, wie

man aus dem Etymol. Magn. sieht, daher, weil man an dem scheinbaren Widerspruche zwischen ἐλάχεια und τετάνυσται Anstoß nahm, und nach der ersten Stelle ward die zweyte verändert. — IX, 241. kann wohl der Accent die falsche Länge in τετράκυκλοι nicht entschuldigen, da hier keine Noth den Dichter trieb, und die Form τεσσαράκυκλοι, wie Il. XXIII, 705. τεσσαράβοιον, so nahe lag. — Da Homer sonst überall πτολίπορθος spricht, so möchte auch wohl IX, 504 und 530 die Lesart πτολίπορθον vor πτολιπόρθιον den Vorzug verdienen; nur müßte man im 504. Verse noch σ' dahinter ergänzen, welches der Zusammenhang verlangt. Im 530. Verse wird die letzte Sylbe durch das folgende Digamma lang, was Hr. Wolf freylich läugnet. Es ist hier nicht der Ort, um die Existenz eines Digamma's im Homer zu erweisen; wir wünschten indeß, um anderer Sonderbarkeiten nicht zu gedenken, von denen, die dem Homer das Digamma absprechen, eine befriedigende Auskunft darüber, warum vor οἱ Il. II, 392. XV, 496. XXII, 219. und Il. V, 53. sogar in der Thesis ohne Verkürzung des Diphthongs, in allen Handschriften οὐ, nicht οὐκ steht. — Sollte X, 10. wohl nicht αὐδῇ für αὐλῇ zu lesen seyn? — X, 368—372. sind von Hrn. Wolf für verdächtig erklärt, und haben den meisten Auslegern und Herausgebern verdächtig geschienen, weil schon im 354. Verse vom Aufstellen der Tische die Rede gewesen seyn. Allein man hat zu beachten vergessen, daß v. 352—359 lauter Imperfecta stehen, und also von keinem Factum darin die Rede ist, sondern nur die verschiedenen Geschäfte der Dienerinnen geschildert werden, daher auch v. 354. der Pluralis τραπέζας gebraucht ist. — X, 493 u. XII, 267. möchte wohl die Verlängerung beyder ersten Sylben gegen den Homerischen Sprachgebrauch seyn; die Jonische Form ἀλαίου hilft allen Unbequemlichkeiten ab.

Ob Hr. Wolf Odyss. XV, 83. die Schreibart αὔτως ἀππέμψει für das gewöhnliche αὔτως ἀποπέμψει werde rechtfertigen können, bezweifeln wir sehr. Der Verstoß gegen

das Metrum ist nicht in ἀποπέμψει zu suchen, welches der Dichter wie ἀπολλήξεις, oder wie andere schreiben ἀπολήξεις, Odyss. XIX, 166. maß:

Οὐκέτ' ἀπολήξεις τὸν ἐμὸν γόνον ἐξερέουσα;

cf. XIII, 151. XII, 224. sondern in αὔτως, oder wie andere schreiben αὔτως, welches die Stelle eines Trochäus vertritt. Aber wenn Homer ἕως, oder wie andere lasen εἵως, Odyss. IV, 90 u. 120 etc. als Trochäus gebrauchte, warum nicht auch αὔτως? Oder da er οὕτω für οὕτως sagte, konnte er nicht auch αὕτω für αὔτως sagen? Oder wenn man auch dies nicht zugeben will, wäre es nicht möglich, daß ursprünglich οὕτω stand, welches dieselbe Bedeutung zuläßt, z. B. Il. II, 120. μὰψ οὕτω. Odyss. XVI, 111. μὰψ αὔτως, und in der Form οὕτως auch nicht selten mit αὕτως oder αὔτως verwechselt wurde, z. B. Il. V, 255 (cf. 249.) VI, 55. (auch Il. XX, 348. liest Damm μὰψ οὕτως für μὰψ αὔτως), und daß nachher die erklärende Glosse αὕτως die wahre Lesart verdrängt? Man wähle, was man wolle, nehme aber ja nicht seine Zuflucht zum Bastard ἀππέμψει. Noch müssen wir hier bemerken, daß Hr. Wolf nicht untersucht zu haben scheint, ob und wann man αὕτως oder αὔτως schreiben müsse. Hier hat er, so wie XII, 284. XVI, 111 und 313. αὔτως drucken lassen, an allen andern Stellen hingegen αὕτως. Uns däucht, da er XIV, 151. οὐκ αὔτως stehen ließ, welches nach Eustathius Berichte die Lesart aller alten Handschriften ohne Ausnahme war, so durfte er den Hauch an keiner Stelle zulassen, wo αὔτως die Bedeutung des Lateinischen temere hat. Dasselbe scheint uns der Fall mit dem durch δ' getrennten Adverbium ὡσαύτως zu seyn, welches Hr. Wolf mit allen Handschriften und Ausgaben ὥς δ' αὔτως schreibt. VI, 166. IX, 31. XX, 238. XXI, 203. 225. XXII, 114. XXIV, 408 s. 409. Denn ὥς αὕτως, eodem modo, ist offenbar von ὁ αὐτὸς abgeleitet, mit doppelter Adverbialendung, wie ποθὲν ἄλλοθεν, Odyss. VII, 52 etc. — XVI, 370. bedarf es der Partikel μὲν, welche in der von Bentley

verglichenen Handschrift fehlt, nicht, um mit τέως einen Trochäus zu bilden. Τέως befolgt dieselbe Regel wie ἕως, IX, 233. XV, 109. — So wie Hr. Wolf Odyss. XI, 433. die drey Verse nicht aufgenommen hat, welche Barnes da-selbst aus dem Scholiasten zu Eurip. Orest. 249. einschaltet; so sucht man noch XVI, 412. vergebens den Vers, welchen Eustathius hier las. Gleichwohl ist dieser Vers nicht ganz überflüssig, und findet sich auch IV, 678. — Sollte wohl nicht Odyss. XVII, 232. das schwer zu erklärende πλευραὶ oder das von Seiten des Metrums unstatthafte πλευρὰς aus πλευρά γ' entstanden seyn? — Odyss. XVIII, 191 s. 192. hat Hr. Wolf die Lesart προςώπατα aufgenommen; aber mit Clarke χρῶτα für πρῶτα zu lesen, scheint uns minder kühn. Schuf denn Athene bloß das Antlitz schön, nicht auch die übrigen Theile der Haut? — XVIII, 131 hätte wohl als verdächtig und aus Il. XVII, 447. eingeschaltet bezeichnet werden können, da Plutarch de consolat. ad Apollon. die-sen Vers nicht kennt, und das wiederholte γαῖα allerdings einen Uebelstand macht. — XVIII, 122 und XX, 199. hat Hr. Wolf die Lesart ὥσπερ ὀπίσσω für ἔσπερ ὀπίσσω nicht aufgenommen, aber XVII, 218. ὡς τὸν ὁμοῖον beybehalten, wiewohl sich auch εἰς τὸν ὁμοῖον bey Aristoteles findet. Doch wir wollen nicht über das, worauf das Heil des Ho-mers nicht beruht, mit dem hochverdienten Herausg. rechten, und also auch nicht fragen, ob XVIII, 99 s. 100. γέλῳ ohne jota subscriptum geschrieben werden könne, ob μεταμώλιος ganz zu verwerfen sey, und ob es consequent sey, ὑπὲκ, παρὲκ, aber δι' ἐκ zuschreiben, z. B. XVII, 61. cf. 26. und was dergleichen mehr ist.

Corinne ou l'Italie. Par Mad. de Staël Holstein. 3 Vol. Paris 1807. (Pariser Preis 9 L.)

Da sich von allen Kunstwerken zwey entgegengesetzte, noch dazu wahre Recensionen machen lassen; so könnte ein Deutscher Freron oder ein Französischer Merkel das gegenwärtige ohne Unrecht so beurtheilen: „Diese Liebschaft zwischen einer Heldin und einem Männchen, worin der fünfte Act mitleidig bloß den Schwächern verschont, den Held, ist eine leider zu sehr gelungene Satyre auf die Männer der jetzigen Zeit; desto weniger Billigkeit aber verspreche die Verfasserin sich von männlichen Recensenten. Der Träger ihrer Satyre ist der Held, den sie fein, als keinen, abzumalen strebt. Die Ironie, womit sie den Lord Nelvil in Ancona so muthig bey einer Feuersbrunst darstellt, als gewöhnlich die steigenden Handwerker sind, ist brav gehalten, denn alles Körperliche (nimmt sie mit Recht an), es sey nun Verschenken oder Leben-Wagen, thut in der poetischen Darstellung — da selbes dem Dichter so leicht wird, als dem wirklichen Menschen schwer — matte Wirkung, sogar auf der Bühne *); jedes Kraft-Wort (wie das Moi der Medea) steht hoch über jeder Kraft-That. So gewinnt auch Göthe's Eugenie nicht halb so viel an Stärke durch Ritt und Sturz, als seine Elisabeth im Götz durch das Wort: „bis den Tod.“ Sehr komisch benutzt die Verfasserin diesen Lösch-Dienst später bey des Lords Rückkehr (II. p. 219) durch Ancona, indem sie ihn am Morgen vom preisenden Volke wecken, die Heldin sich unter dasselbe mischen und sie den Eichen- und Lorbeerkranz, den das Volk schon mitgebracht, von diesem nehmen und ihn dem Feuermeister unter ihrem und allgemeinem Knien (bloß der Pompier steht) übergeben läßt. Diesen zweyten Auftritt halten wir für keine müßige Wieder-

---

*) Die ungleiche Wirkung derselben Anschaulichkeit auf der Bühne und im Leben deutet auf einen höhern Grundsatz der Bühne, als die Nachahmung des letztern ist.

holung, sondern vielmehr für eine Verstärkung des ersten, da setzt der Leser eben vom Schauspiele der Schwäche Oswalds herkommt. Warum sie aber die edle Corinna, welche doch nicht lächerlich gemacht werden soll, später auch vor eine öffentliche Anbetung hinstellt, bloß weil diese am Morgen mit auffallendem Wurf des Schleyers und Haars aus der Peterskirche kommt, ist schwer zu begreifen, nicht einmal aus der italienisch-katholischen Begeisterung für einen Labré.

Mit vieler Laune wird nun des Helden Weichflüssigkeit aufgedeckt und durchgeführt. Von allen Größen Roms, von der Peterskirche, vom Coliseo, vom Capitol (ja in Neapel vom Vesuv) springt er immer bloß auf seine Dreyviertelsliebe ab, Corinna mag ihm alles Erhabne so lange nennen und deutlich schildern, was er vor sich hat, aber vor Liebe nicht sieht (z. B. die Engelsburg und was darauf stehe). Das Römische Ciceronenwesen lieh sich von selber zur Einkleidung der satyrischen Dichtung dar, daß eine Jungfrau einem gebildeten Manne Römische Weltgeschichte lieset und im eigentlichen und bildlichen Sinne zugleich ses courses (I. 158) mit ihm fortsetzt, so daß statt der üblichen Entpuppung des Lehrmeisters in einen Liebhaber, hier die Verpuppung ins Umgekehrte eintritt.

Ohne Corinna that und thut der Lord keinen Schritt zu Roms Kunstgöttern; auf dem Capitol findet er unter allen großen historischen Zeiteinschnitten nur einen großen, den seiner Verliebung. Dem Leser wird auf diese Weise derselbe Genuß — obwohl hier auf der umgekehrten oder Bach- und Winterseite — wie bey Rousseau zubereitet, dem auf einer verliebten Reise ein Altrömischer Tempel plötzlich die Brust von Weibern ausleerte und sie mit der großen kalten Heldenwelt ausfüllte. — Eben so glücklich sind die Seitenblicke auf die Kunst-Geistlosigkeit, womit die Engländer — noch mehr als die Franzosen — große Kunstwerke mehr sammeln als mehren, und hierin schon die Erhaltung für zweyte Schöpfung ansehen (conservatio altera creatio).

Sarkastisch aber wahr ist der Zug, daß derselbe Lord, sonst für Kunstschönheit blind, doch so achtsam ist für Naturschönheit. Von der unmündigen Lucile, die er in drey Jahren nicht gesehen und überhaupt nie mit Antheil, weiß er doch (I. 371) in Rom, als er Haar-Armbänder sieht, deren Haare noch auswendig. Diese absichtlich-komische Uebertreibung (denn in keinem Mahler, Reisenden und Lustfreund, hielte so lange die Haarfarbe) wird noch treffender durch die zweyte, wo der Lord aus seiner Loge an der fernen Corinna im Schauspiel deren Herzklopfen über Beyfall von weitem überschauet und übelnimmt.

Da die Laune eine gewisse männliche Keckheit des Pinsels verträgt, sogar verlangt; so durfte die Dichterin den Gegenstand ihrer Satyre, den Lord, in Terracinas Zauberhimmel und Zaubererde ohne Bedenken mehreremahle bey Seite gehen lassen (II. p. 8) pour la respecter; ja ihm die mürrische Frage an die Geliebte eingeben, n'ai je pas, ce soir même, immolé mes plus ardens désirs à un sentiment de vertu (p. 10). Solche Züge geb' uns das Deutsche Lustspiel; so haben wir eines. Rec. kann sich nichts Lächerlicheres denken, als wenn in einem ein Liebhaber zu seiner Geliebten das Obige in den niedern Lustspiels-Ton so transponirte: „Beim Henker, ich hätte auch nicht den ganzen Abend unschuldig zu bleiben gebraucht, und es war gar nicht mein Wille, aber ich wollte meine Schuldigkeit thun."

Ein ächter Beytrag zu den Bremischen Beyträgen zur Belustigung des Verstandes und Witzes, ist ein flüchtiger Zug (II. 502), der eben so gut den Lord als die große Welt mahlt und trifft; nähmlich der trockne Bericht, daß die Mutter den Vater (den Lord) wie zu einer Lustpartie einlädt, ihr beyderseitiges bey ihnen wohnhaftes Töchterchen einmahl zu besuchen, da beyde es (aus Mangel an Geschäften) seit drey Tagen nicht gesehen hatten. Wie wahr! Entweder dies ist die große Welt, oder es giebt nur die kleine, den Mikrokosmus, den Menschen!

Die abgeglätteten, abgerundeten und abgeleerten Männer der Zeit — wo das Nichts und die Vollendung dasselbe Zeichen haben, die Kreis-Nulle — sind köstlich nachgebildet im Lord, der stets Ja und Nein zugleich aussprechen möchte, aber die Wahl und Aussprache davon den zufälligen Umständen (I. p. 211) oder der Zeit, die doch immer einige herbeyschafft, ja in der Noth der Geliebten (II. p. 314) überträgt und auflädt.

Besser konnte dieser Character nun nicht getragen und aufgetragen werden, als durch das Schottische Regiment, das er befehligt; überall, wo man ihm mit Entschluß zusetzt, kann er sich mit seinem Regimente dagegen wehren, das entweder Gang- oder Halt-Befehle bekommt; und er besitzt an den Leuten alle Rechtswohlthaten und Gnadenmittel der Unentschlüssigkeit. Clarissens Retter in Richardsons besten Roman, der durch acht Bände hindurch aus Italien her jedem versprochen wird, ist Vorbild und Flügelmann gedachten Regiments. Es wird überhaupt zu wenig geschätzt, was sich ein Dichter durch ähnliche ästhetische Jägerkünste an Mühe und Kunst erspart. Ein Vetter — ein Regiment — oder dergleichen Nothruder früh voran gezeigt, doch in die Ferne gestellt; — rück- und vorwärtsbeweglich und verschiebbar — drohend und versprechend — weg und da, wie der Dichter befiehlt — dies sind eben für den strengeren Dichter, der jeden Maschinen-Gott tief unter seinem Kunst-Ideale findet, gerade die wahren Siebenmeilenstiefeln und Wünschhütlein, die er aufsetzt und anzieht, sobald er nicht weiter fort kann.

Schärfer wird die satyrische Muse (besonders II. p. 412 ꝛc.) in der Darstellung der feigen Allmählichkeit, wie der Lord von den Bräuten zweyer Länder endlich zu der Braut des dritten, zu Lucile übergeht, gleichsam in den dritten Himmel oder zur dritten Instanz. In einem ernsten Gemählde wär' es allerdings ein Fleck; dieses Einschleyern des weichen Unbestandes in zusammengreifende Zufälligkeiten und am Ende gar in des ehrwürdigen Vaters Todes-Bild — dieser Wechsel von suchender

Aufmerksamkeit auf Lucilens Reitze und von büßenden Erinnerungen an Corinna — dieses Gleichschweben der moralischen Wagschalen, welche der umherfliegende Blumen- und Schmetterlings-Staub wechselnd hebt und senkt — diese aqua tofana, deren augenblickliches Vergiften durch lauter willkührlich berechnete Todes-Entfernungen zu verstecken ist — diese Bodenlosigkeit des Herzens ist zwar der Tiefe unseres verweichten ästhetischen, sittenlosen, wächsernen Zeitalters angemessen, aber nicht der Höhe der Dichtkunst. Sogar in Wilhelm Meister wird zuletzt das umspringende Lieben des Helden schaal; und (um herabzugehen) Schillings gift- und geistreiche Romane werden nie widerlicher und unsittlicher, als wenn sie eine hohe Liebe mahlen wollen, der man den Zufall ihres Werths und ihrer Dauer ansieht. Jede Entschiedenheit, es sey zum Bestand oder zum Abfall, ist sittlicher und poetischer zugleich, z. B. entweder ein Scipio gegen die Schönheit, oder ein Romeo, der ohne Weiteres geradezu seine mürbe Liebe hinopfert einer kräftig-aufblühenden. Unsere Dichterin würde, hätt' es ihre komische Richtung verstattet, gewiß den Lord, entweder gerazu aus Liebe für den Vater, oder aus der für Lucile, haben wählen lassen. Die angehäuften Motive reiben einander selber auf, oder zerstreuen sich ohne Brennpunct, oder geben, da ihre Menge ihr Gewicht ersetzen soll, gerade als kleine Zufälligkeiten denselben Schein der Willkühr, dem sie vorbauen wollen. Unsere Dichterin aber hat Recht; so scharf schneidet sich der komische Ton ab vom ernsten ... „Doch genug dieses Abschneidens! Rec. wäre nach der ersten Lesung des Kunstwerks schwerlich dieser Mimik fähig gewesen; zumal da in neuern Werken (als Gegenscheinen der alten) die königlichen Schönheiten den Mängeln vortreten, bis sie später sich ein wenig hinter ihr Gefolge zurückziehen. — Die bloße Zeichnung der Charactere (besonders die der Stellvertreter dreyer Länder) erhebt die Verfasserin zur genialsten Dichterin in Deutschland und zum genialsten Dichter in Frankreich; daher ein gewisses gelehrtes Mitglied neulich ganz recht und fein sie vor Napoleon in der

Französischen Dichter-Liste ausließ, da der Kaiser (nahm er an) gewiß sich dieser dichterischen Einzigperle von selber erinnerte, schon als der dritten, als Geist ausgehenden Person aus einer genialen Dreyeinigkeit von Familie. Sogar den ruhigen, nur halbvollen Characteren, wie des Prinzen von Castel Forte, des alten Dickson, des Edgermond (sonst die schwersten zur Bezeichnung), gibt sie ein Fünf-Puncten-Gesicht. So hat sie mit Göthe die Unparteilichkeit gegen Prosa-Geister gemein, und zieht diesen, die überall Federn haben, nur nicht an den Flügeln, nicht die kleinste aus. Unsere jetzigen Flug-Romantiker, welche nichts gern achtend nachmahlen, als wieder einen dichtenden Character, der sich dann wieder zum achtenden Mahlen eines Dritten hinsetzen könnte, sollten ihr das Erschaffen, wenigstens das Vernichten ablernen. Sie gebar den Engel Lucile (deren Schwester heißt Göttin); gleichwohl zog ihr doch die helle Dichterin einige Schwungfedern in der Ehe aus; gleichsam um zu sagen, ein sanfter Südwestwind der Liebe wird in der Ehe leicht Sturm.

Wenn einige Rec. mit Corinna's poetischer Genialität ihr selbstmörderisches Lieben unverträglich fanden, so waren sie weder mit den Weibern noch mit den Dichterinnen sonderlich bekannt. Allerdings ist's erlaubt, über geniale Weiber gedruckt und ehelich sehr Unrecht zu haben, da es deren bisher viel zu wenig zu einer erschöpfenden Erfahrungsseelenkunde derselben gab. Aber Weiber gibts doch genug; und an diesen hätte man erfahren können, daß die Liebe die Wurzel und Frucht ihres Wesens sey, welcher die reichsten Kräfte Nahrung nur reichen, nicht rauben; und welche entweder die Himmels- oder die Erd-Achse ihres Treibens ist. Daher wird die geniale Jungfrau zum erstenmale durchaus glühender lieben, und bis ins Unglück hinein, als eine schwächer ausgerüstete Natur — gilt dies ja sogar für den genialen Jüngling — und alle Pfeile des Dichter-Gottes werden sich zu den andern Pfeilen in Amors Köcher stecken. Gleichwohl hatten die obigen Recensenten Recht, sobald sie vergaßen, daß Corinnens Liebe eigent-

lich ihre erste rechte war, und noch dazu — was alles bey Weibern verstärkt — eine unglückliche. Wäre sie nicht an ihrem Herzen gestorben, dann hätte später das Genie das Herz ersetzt, und wiederholt, sie hätte leicht das Lieben auf Verlangen improvisirt und wäre bloß aus Erinnrung warm gewesen in Schreiben und Leben. Ihre Liebesbriefe auf feinem Asbest-Papier hätte sie in jedem neuen Feuer schön von vorigem Inhalt gereinigt für frischen. — Uebrigens ist einer Dichterin zu ihrem Himmel auf der Erde die Erde sehr nöthig, zur Dichter-Seligkeit Familien-Glück und Pflicht, als Anhalt gegen das ästhetische Verschwimmen, wie Knochen zum Unterbau der weichen Farben-Reitze.

Sprach denn die Dichterin nicht hinlänglich die Natur der Dichterinnen dadurch aus, daß sie der verheerten Corinna jede Dichtungskraft im Liebesschmerze entzog (II. 393), indeß in Tasso und andern Männern jeder neue ein neues Sonnet wird? Sogar Oswald gibt seiner, die liebende und dichtende Weiblichkeit durch zarte Empfindsamkeit und Gewissens-Kränklichkeit bestechenden Schwäche, wieder Kraft-Zufuhr durch seine strenge Pflicht- und Vaterlandsliebe. Weiches Gefühl, mit männlicher Erhebung und Einsicht versetzt, solche sich wechselnd vorkehrende Doppelseiten bieten jeder Frau ein doppeltes Schach und sind der Liebe eben so behülflich, als der Ehe — ungesund. Hat denn nicht der Zauber dieses Characters sogar die sonst alles fast zu breit unterbauende (motivirende) Dichterin, welche nicht, wie Corinna, mit der Gewalt der Wirklichkeit zu kämpfen hatte, so verlockt, daß sie ganz vergaß und unterließ, dem Leser Oswalds Liebe und Liebenswürdigkeit (weil sie sie voraussetzte) früher zu zeigen, als die der Corinna, welche diesem eingefleischten Erz- und Stock-Britten immer mehr die Liebe erklärt (I. p. 163) als abgewinnt? Ja dies verstärkt sich erstlich sehr, daß er sie etwas unhöflich befragt, ob er auf seine Wahl Ihrer stolz seyn könne (I. 172). und zweytens zu sehr, daß er (I. 182) erst in England zur offnen Selbstbeichte Corinnens noch einen neuen Teufels-Advocaten dersel-

ßen aufsuchen will. Ja einmal beschenkt die Dichterin den Lord mit einer poetischen Ansicht *), und behaftet diese mit einer Schwäche **), welche mehr ihm zugehört. Doch besticht er die reine hohe Corinna, schon mit seiner Anhänglichkeit für ihr erstes Vaterland, — dann mit seiner Verschiedenheit von ihr selber. Der Kraft-Mensch wird seiner Aehnlichkeiten und Wiederscheine leicht satt, oft ja seiner selber. Corinna als Vorbraut, schon im Lebens-Frühroth, schon durch Abstoß genähert, und noch mehr durch Länder- und Zeiten-Fernen, durfte freylich das schnelle Wort zu Oswald sagen: „Hebe mein Herz!"

Einige Richt-Herren, welche auf mehrere und frische geographische Notizen von Italien aufgesehen, klagten nachher sehr über den Titel. Dem Rec. aber wurden durch das Werk neue lebendige Ansichten des auswendiggelernten Alten zu Theil. Nur das Genie erstattet die Wirklichkeit, ja beseelt die Anschauung. Italiens Himmelsluft, Venedig u. s. w. spiegelte noch kein Reisebeschreiber so zurück, als diese Dichterin.

Rec. kehrt, wie er leider merkt, immer auf die Schattenseite des Buchs zurück, aber aus Liebe der Kürze und Bequemlichkeit, da das Abschatten der Lichtseite zu viel Raum und Mühe begehrt. Flecken sind als die Gegner des Ganzen eben darum leichter aus demselben ausgehoben, als die Schönheit und Lebensfarbe, welche auf dem Ganzen blühend, nur mit diesem zu bringen ist. Der Krönungs- und der Schwanengesang (das übrige Improvisiren aber ausgenommen), die Aehnlichkeit der Springwasser und des Obeliskus (I. 124) — die Fragmens des Pensées de Corinna (II. 395), — ihr letzter Brief — eine solche einfach wie ein Stern gen Himmel

*) Nähmlich sein Lob (II. 191), daß in Italien die Pestluft aus dem reinsten Himmel unerrathen wehe.

**) Ihre einer Feuerseele unnatürliche Verschiebung ihrer Geschichtbeichte, um ein Paar Tage länger zu lieben und zu — fürchten.

steigende Schönheit, da die Dulderin England verließ *) — so viele große Scheideworte und Scheidestunden — der romantisch-fürchterliche Abstich ihrer innern Seelenleiche mit ihrem äußern lustigen Feierkleide als Fille en l'air (II. 253) oder der Abstich ihres Vermählungs-Traumes in der Kirche mit der eingetragnen Leiche (II. 313) — die zarten feinen Denksprüche nicht einmal gezählt (welche allein einen Rochefaucault einer schönen Seele gäben) — und so weiter (was aber ein sehr weites Und so weiter ist), alles dies rechtfertigt das Lob ihrer Freunde, und den Tadel ihrer Feinde. So viele, den Franzosen unfaßliche Schönheiten und Sprüche (z. B. über Religion I. 403, über Poesie I. 97) beweisen, daß sie eine Mahlerin, nicht aus der Französischen Schule, sondern aus der — Deutschen ist in der Poesie, vielleicht die Vorschule der Griechischen; wiewohl die Dichterin schon mit dem angebornen und dem angeehlichten Namen und der ganzen Lebensansicht uns mit ihrer Verwandschaft schmeichelt.

Eben darum hätte sie wohl der Neudeutschen Geschmacks-Schule noch manches opfern mögen, womit sie jetzt mehr den Leser als dem Leser opfert. Man schleppt sich zuletzt durch viele Lebens-Ermattungen fort. Ordentlich, als wenn die Dreyheit der Heldenwesen (Oswald, Corinna, Lucile) sich zu ewigen Dehnungszeichen und Frictionen zusammen geschlossen hätte, muß der gute Leser noch mit der zurückhaltenden Gattin Lucile den sauern Winterweg nach Florenz durchwaten; kein Regen, Frost und Groll wird ihm erlassen. Der Dichter gebe uns einen großen, tapfern Schmerz, so schenken wir ihm vergnügt tausend kleine. So hätte z. B. der Dichter in die neue Schule gewiß nicht mehrere Ahnungs-Wolken über den Mond hingezogen als zwey; die dritte bey Corinna's Tode gehört nicht in den Himmel, in welchen er ja selber führt. — Ach unsere Zeit wird ihrer bittern Selbst-Entzweyung, ihres Riesen- und Zwergen-

*) *II. p. 273. Elle fit signe au comte d'Erfeuil de la laisser seule et pleura longtemps devant Dieu, en lui demandant la force de supporter sa douleur.*

Krieges sogar in der Dichtkunst nicht los; bange, bänglich zwischen hellen Einsichten, unsittlichen Schmerzen, und gewaltsamen Erhebungen kriecht sie empor, und wünscht eben das Grab.

Also rein poetischen Genuß, wie etwan Göthe's Götter und Halbgötter-Stücke, reicht sogar diese Corinna noch nicht — ohnehin weniger die zwischen Französischer und Brittischer Bühnen-Grausamkeit schwebende Delphine; — aber sie gibt sonst reich so viele Gedanken als Schmerzen, und mehr als die Franzosen ihr zurück bezahlen können. Da indeß immer das letztere Werk der Dichterin das bessere war; so kann man ihr schon nachrufen: „bleibe denn fort deine eigne siegende Nebenbuhlerin, so schwer dir auch dein Siegen über so viele Reiche werde!"

Wahr scheint's, dieses Kunstwerk gleicht (ist das kecke Gleichniß nicht Sünde) der besten Welt; eine so große Kraft hat diese erschaffen, aber wir stehen doch alle jetzt viel in ihr aus.

كتاب الانيس المفيد للطالب المستفيد
وجامع الشذور من منظوم ومنثور

(Le Compagnon instructiv pour l'écolier studieux et Collection de fragmens de poësie et de prose.) Dann auch mit dem europäischer klingenden Titel: Chrestomathie Arabe, ou Extraits de divers écrivains arabes, tant en prose qu'en vers, à l'usage des Eléves de l'école spéciale des langues orientales vivantes; par A. J. Silvestre de Sacy. Tom. I. contenant le Texte Arabe, 587 S. T. II. première partie de la traduction, 643 S. T. III. seconde partie de la traduction, 565 S. gr. 8. à Paris de l'imprimerie impériale 1806. (se vend à Paris, chez Debure, père et fils, libraires de la biblioth. imp. rue Serpente, n. 7.) (36 Livres Pariser Preis.)

Rec. möchte damit beginnen, den Titel dieses Werkes zu tadeln. Denn wenige Leser werden sich unter dem Nahmen einer Chrestomathie ein Werk denken, wie das vorliegende, unstreitig das wichtigste und gelehrteste Werk aus der orientalischen Literatur ist, welches das letzte Decennium aufzuweisen hat. Aber es wird denen, welche so behend und leichtsinnig Chrestomathieen drucken lassen, zeigen, was ein Werk dieser Art seyn müsse und könne, und dem, welcher es zum Leitfaden seines Studiums der Arabischen Sprache und Literatur wählt, durch seine Gründlichkeit und Genauigkeit ein herrliches zur Nacheiferung reitzendes Muster seyn. Es ist ungemein erfreulich, der auch in diesem Fache des menschlichen Wissens jetzt um sich greifenden Oberflächlichkeit ein solches Werk vorhalten zu können, in der sich ihre Nichtigkeit abspiegelt. Hier mögen schauen, was orientalische Philologie sey, diejenigen, welche aus des Golius Wörterbuch Arabische Wurzeln ängstlich zusammenlesen, und dennoch über Schultens und Reiske, als klägliche Pedanten, stolz die Achseln zucken.

Die Eintheilung des Werkes ist auf dem Titel angegeben. Rec. wendet sich also sogleich zur Anzeige des Inhaltes.

I. Aus der Geschichte der Dynastieen des Fachreddin aus Rai (Kazi). S. 2—73. In einer Anmerkung T. II. S. 404 ff. wird eine ausführliche Nachricht von der Handschrift gegeben, aus welcher dieser Auszug genommen ist, so wie auch von der Zeit, in welcher der Verf. schrieb. Der jetzige Titel (تاريخ كتاب الدول) ist von späterer Hand auf weißem Papier geschrieben, womit die Titelseite des ersten sehr angegriffenen Blatts verklebt worden. Man kann indeß noch den wahren Titel erkennen, aber man sieht auch, daß Fachreddin nur ein Ehrennahme, nicht des Verfassers eigentlicher Nahme ist, welcher nicht mehr gelesen werden kann. Er schrieb, wie eine Anmerkung des Manuscripts, das zu eignem Gebrauche der Verf. abschreiben ließ, anzeigt, sein Werk im J. 711 d. H. und zwar, wie in der Vorrede gesagt wird,

zu Mausel, für Malek Moaddham ben Ibrahim, dessen aber nirgends in den Arabischen Geschichtbüchern Erwähnung geschieht. Aus diesem Werke ist mitgetheilt 1) die Geschichte Haruns des Gerechten und seiner Veziere; mancher in den gedruckten Werken nicht erwähnter Zug aus dem Leben dieses großen Chalifen und der Geschichte des edeln Geschlechts der Barmekiden, dessen Untergang in der Leidenschaft beschlossen und ausgeführt wurde. 2) Die Geschichte des letzten Chalifen Mostasem Billah. 3) Aus der Einleitung zum Werk: Bemerkungen über die gegenseitigen Pflichten der Unterthanen und Regenten, und Betrachtungen über die Schwäche vieler vorigen muselmännischen Dynastieen und die Macht der Mogolischen Fürsten, unter welchen Fachreddin lebte. II. Aus Thakieddin Makrizi, historischer und topographischer Beschreibung von Aegypten und Kairo. S. 74—176. 1) Das Leben des Chalifen Hakem. Rec. hat mit Vergnügen die hier aufbewahrten einzelnen Züge aus dem Leben dieses sonderbaren Fürsten, der sich nur mit dem Russischen Paul I. vergleichen läßt, gelesen. Schade, daß Makrizi, anstatt alle Ernennungen zu den Stellen von Vezieren, Kadi's, Kathibs, welche meistens sehr bald zum Beil des Scharfrichters oder zum Strange führten, aufzuführen, den Leser nicht näher mit den Beweggründen oder wenigstens mit den nähern Umständen der sonderbaren und widersprechenden Handlungen des Chalifen bekannt macht. Er war in demselben Augenblick grausam und wohlthätig; wenn der wilde Despot Personen, bloß weil sie Schach gespielt, die Bastonade geben ließ, so verbot er zugleich, die Erde vor ihm zu küssen, weil eine solche Verehrung nur Gott und keinem Menschen zukomme. In der Erzählung von seiner Ermordung ist Makrizi sehr kurz, er spricht die Schwester des Chalifen von dem Antheile an diesem Verbrechen frey. Die Erzählung des Abulfaradsch (Chron. Syr. S. 219.), nach welcher Hakems Schwester als die Anstifterin seines Mordes erscheint, sieht einer aus Leidenschaftlichkeit ersonnenen Fabel sehr gleich. 2) Ueber das Land

des Paukenschlägerin und über das Kraut der Fakirs (ارض الطبّالة وحشيشة الفقرا). Das Land der Paukenschlägerin, ein sehr anmuthiger Platz bey Cairo, an dem westlichen Ufer des Kanals, erhielt diesen Nahmen, weil der Chalife Mostanser an dem Festtage, an welchem er die Eroberung von Bagdad über die Abbasiden durch den Emir Basari und die Anerkennung der Fathimidischen Chalifen daselbst im J. 450 d. H. feyerte, einer Paukenschlägerin es schenkte zur Belohnung für die von ihr in der Procession abgesungenen Verse, durch welche sie diese glorreiche Begebenheit pries und den Chalifen entzückte. Die Verse, welche eine so glänzende Belohnung erhielten, waren nach einer wörtlichen Uebersetzung folgende:

Ihr Abbas-Söhne, gebt es her,
Hier ist er schon, des Reiches Herr.
Eu'r Reich war ein geborgtes Reich,
Und das Geborgt', man gibt es gleich.

Späterhin wurde dieser Platz, wo damals nur Spaziergänger sich belustigten, mit Wohnungen und Palästen besetzt, aber zweymahl durch Hungersnoth verödet. Makrizi sah ausser einigen Wohnungen an dem Teiche des Kammerherrn (Birket al-Hadscheb) nichts als Trümmer und Schutthaufen. Auf das Kraut der Fakirs oder den Hanf (die durch die Französische Expedition bekannter gewordene Haschische) wird Makrizi dadurch geleitet, daß in einem zu dem Land der Paukenschlägerin gehörigen Thal zu seiner Zeit vornehmlich dies verderbliche Kraut verkauft und von gemeinen Leuten genossen wurde. Die berauschende Kraft desselben soll durch einen Zufall dem Scheich Haidar (st. im J. 618 d. H.), dem Stifter eines Fakirordens und eines Klosters auf einem Berge zwischen Nischapur und Ramah in Chorasan bekannt geworden seyn, wie Makrizi nach dem Berichte eines gleichzeitigen Mannes und Freundes von Haidar erzählt. Anfangs wollte er seine Entdeckung nur den Fakirs mittheilen, dem übrigen Volke aber

geheim halten; aber kurz vor seinem Tode gebot er seinen Freunden, die wunderbaren Wirkungen des Krautes den wichtigsten Männern der Provinz anzuzeigen. So wurde der Gebrauch davon in Chorasan bald gemein, und kam unter dem Chalifen Mosthanser Billah im J. 628 d. H. durch zwey Fürsten am Persischen Meerbusen, von Ormuz und Bahrein, welche an den Hof des Chalifen kamen, und durch deren Gefolge nach Irak, bald auch nach Aegypten, Syrien und Kleinasien. Nach einer andern Nachricht, welche Makrizi von dem Scheich Mohammed Kalanderi aus Schiraz erhielt, ist aber diese Tradition, welche unter den Einwohnern von Chorasan herrscht, falsch, und der Gebrauch der Haschische zur Berauschung von einem Fakir Nahmens Birazthan (بيرزطن) in Indien abzuleiten, der noch die Zeit des Islams erlebte und denselben annahm; dieser bemerkte zuerst die berauschende Kraft dieses Krautes und lehrte sie zuerst die Indier, welchen sie bis dahin unbekannt war, kennen. Aus Indien kam diese Sitte nach Chorasan lange vor Haidar. Auch diese Nachricht wird, wie die vorige, mit Stellen aus Dichtern, welche ihrer erwähnen, belegt. Dagegen werden Stellen aus andern Autoren angeführt, welche die Erwähnung des ungesunden Gebrauchs der Haschische schon bey Griechischen Aerzten finden. Makrizi entscheidet nach seiner Gewohnheit nicht, bringt aber aus Ebn Beitar ein Citat bey, welches die Schädlichkeit der Haschische bezeugt, und verschiedene Arten der Zubereitung angibt, und endigt mit einer Abmahnung von dem Genusse der Haschische und einer Schilderung des Verderbnisses der Menschheit zu seiner Zeit, das er allein von dem Genusse dieses Krautes ableitet. „Hätten sie nicht menschliche Gestalt, du achtetest sie nicht für Menschen, und wäre ihnen nicht die schöne Form, wie wolltest du für lebende Wesen sie erkennen! Schon wird in ihrer Sinnesart und in ihren Sitten die Verwandlung offenbar, mit welcher ihre Gestalt und ihr Aeußeres bedroht wird.“ Das letzte bezieht sich auf die Verwandlung in Affen

und Schweine, welche der Koran Sur. 36. v. 66. den Gottlosen ankündigt. 3) Ueber die Zeitrechnung und Feste der Juden. Dies die allgemeine Ueberschrift dieses Abschnittes. Aber es folgen noch als Anhänge folgende Abhandlungen: a) über die ursprünglichen Glaubenslehren der Juden, und die spätern Aenderungen derselben. b) Ueber die verschiedenen Secten unter den heutigen Juden. c) Ueber die Samaritaner. Des wahren Gewinns, welcher aus diesem Stücke der Chronologie und Religionsgeschichte erwächst, möchte sehr wenig seyn. Der Irrthümer hat sich Makrizi sehr viele zu Schulden kommen lassen. Herr de Sacy urtheilet darüber Th. II. S. 187 also: „Il se rencontrera, dans se morceau de Makrizi sur les Juifs, plusieurs inexactitudes que j'ai observées, et peut-être quelques autres, qui me sont échappées; mon intention n'est point de les relever toutes, ce qui m'entraineroit dans de longues discussions, et seroit étranger à l'objet de ce recueil. III. Aus der Schrift über den Caffee (عمدة الصفوة في حل القهوة wörtlich: Unterstützung der Unschuld in Hinsicht auf das Erlaubtseyn des Caffees) des Scheichs Abdalkader ben Mohammed Ansari Djezeri Hanbali. S. 177 — 224. Dies Werk war schon in der bekannten Abhandlung über den Caffee von Galland zum Theil benutzt, aber wer wird nicht gern hier den wichtigsten Theil des Textes selbst nachlesen? Die Freunde des Caffees werden, dieses lesend, sich glücklich preisen, daß sie in einem Zeitalter leben, welches sie nicht mehr befürchten läßt, was zu Mekka und Cairo oft geschah: „wo zu wiederholten Mahlen (S. 179) man den Verkauf des Caffees untersagte; die Gefäße, aus welchen er getrunken wurde, zerschlug, ob sie gleich nichts Verbotenes und Unreines enthielten; die Verkäufer des Caffees mit Schlägen und andrer unziemlichen Behandlung strafte, ohne irgend einen scheinbaren Vorwand sie ihres Geldes beraubte und die Caffeebohnen ins Feuer warf; und diejenigen, welche aus Hoff-

nung irgend eines geistlichen oder weltlichen Vortheils Caffee getrunken, mißhandelte.“ Bedenklicher aber ist, was die Feinde des Caffees bey den Arabern (ebendas.) denen drohten, welche davon getrunken, „daß sie am Auferstehungstage aufstehen sollen mit schwärzern Gesichtern, als der Boden des Gefäßes, aus welchem sie Caffee getrunken.“ Abdalkader übrigens nimmt den Caffee sehr in Schutz, räth, als ein Mittel zur Minderung der Trockenheit desselben, vor dem Genusse des Caffees ein Glas kalten Wassers zu trinken, und theilt, nachdem er die stürmischen Verhandlungen zu Mekka von dem Jahre 917 (1511 n. C.) bis 950 (1543 n. C.) über die Frage, ob der Caffee als ein berauschendes Getränk anzusehen, und also vom Propheten verboten sey oder nicht, berichtet, zwey Gedichte zum Lobe des Caffees mit, deren erstes sich also schließt:

> Wie reine Milch, also ist er erlaubt,
> Von ihr verschieden durch die Schwärze nur.

In Jemen wurde der Caffee bekannt, oder nach andrer Meynung gewöhnlich erst in der Mitte des neunten Jahrhunderts nach der Arabischen Zeitrechnung (im Anfange des 15ten Christl. Jahrh.), durch den Scheich Mohammed ben Said Dhamani zu Aden, welcher auf seinen Reisen in das Land Adschem (welches Herr de Sacy zwar hier durch la Perse, aber T. II. S. 509 richtiger durch la côte habitée par les barbares ou etrangers übersetzt und durch la côte orientale d'Afrique ou des pays voisins erklärt) ihn kennen lernte und seine heilsamen Wirkungen in einer Krankheit erfuhr. Anfangs wurde er von den Sofi's und andern Personen, welche die Nacht in Andachtsübungen zubringen wollten, gebraucht, als ein Mittel gegen den Schlaf (daher auch hier der Nahme von der Wurzel قهى, soviel als verschmähen, abgeleitet wird, weil derjenige, welcher Caffee trinkt, den Schlaf verschmäht), bald aber wurde er das Lieblingsgetränk bey gesellschaftlichen Zusammenkünften, und dadurch wurde die Aufmerksamkeit der Eiferer für das Gesetz auf ihn geleitet. Die Araber haben

zwey Arten der Zubereitung des Caffees, je nachdem sie ihn bloß aus der Schaale, oder aus der Schaale und dem Kern zusammen bereiten. Die erstere Art heißt Kischerijah (von قشر die Schaale), die andere Bunnijah (von بن der Caffeekern). Unser Wort Caffeebohne ist ganz und gar arabisch. Die gedrängte, oft gesuchte Kürze des Ausdrucks in diesem Werke setzt einen Leser voraus, welcher nicht mehr bey den Anfangsgründen der Arabischen Sprache steht. Es wurde nach der Pariser Handschrift im Jahre 996 d. H. geschrieben, nach einer Handschrift im Escurial aber, welche vom Jahr 979 datirt ist, schon im Jahr 966, woraus Herr de Sacy schließt, daß der Verf., von welchem wir weiter nichts wissen, als was aus seinem Nahmen sich ergibt, zwey Ausgaben des Werks veranstaltet habe, und daß die Pariser Handschrift die zweyte Ausgabe, die Spanische aber die erste Ausgabe enthalte. (T. II. S. 502, 503.) IV. Aus Makrizi's Einleitung in die Kenntniß der königlichen Dynastieen (السلوك لمعرفة دول الملوك) S. 225 — 234. Das drohende Schreiben Timurs an den Sultan Bajazeth und des letztern gleich drohende Antwort. Beyde finden sich auch mit einigen Abweichungen in Ebn Arabschah's Lebensbeschreibung Timurs. V. Aus Chalil ben Schahin Dhaheri's Auswahl (wörtlich: die Sahne oder der Rahm) aus seiner Beschreibung der Länder, und Anzeige der Wege und Straßen, (زبدة كشف الممالك وبيان الطرق والمسالك) S. 235—259. Also ein Auszug aus einem größern Werke desselben Verfassers, welcher im 15ten Jahrhunderte der Christl. Zeitrechnung lebte. Von beyden Werken, sowohl von diesem Auszuge als von jenem, so wie auch von dem Verf. selbst, werden in einer Anmerkung (T. II. S. 301 ff.) interessante Nachrichten mitgetheilt. Herr de Sacy ließ den Abdruck zuerst nur nach Einer Handschrift aus der kaiserlichen Bibliothek machen,

erhielt aber in der Folge noch eine Handschrift, welche vorhin dem Institut zu Cairo gehört hatte, und aus dieser werden in den Anmerkungen einige Stellen des Arabischen Textes berichtigt. Eine ausführliche Nachricht von diesem Werke findet sich in Volneys Reise nach Syrien und Aegypten, 3 Ausg. Th. I. S. 247—287, wie Herr de Sacy vermuthet, von Venture verfaßt, der sich viel mit Chalils Werk beschäftigt hatte. Die hier mitgetheilten Auszüge sind das erste Capitel und ein Abschnitt aus dem vierten. Das erste Capitel handelt von Aegypten. Die Ausbeute von wichtigen neuen Nachrichten ist, obgleich auch manches Mährchen mit treuherzigem Köhlerglauben berichtet wird, nicht unbedeutend, indem der Verf. in Aegypten lebte, und daher ist dieses Stück für den künftigen Geographen von Aegypten keineswegs ohne Interesse. Auch die Alterthümer haben des Verf. Aufmerksamkeit auf sich gezogen. „In Said gibt es viele zerstörte Städte, unter andern Ensinah (انصنة), woselbst viele Säulen sind.“ Von den Pyramiden meynt er, sie seyen der Sündfluth willen (لاجل الطوفان) erbaut. Chalils Leichtgläubigkeit beweist folgende Aeußerung: „Der Gesang des Vogels Darradsch (den Herr de Sacy nach der gegebenen Beschreibung für ein rothes Rebhuhn hält) ist lieblich, sie sagen damit, nach der Auslegung der Leute in dieser Provinz (der Provinz von Dahkalijah und Mortahijah): „Schön ist das Mehl von den Aehren, gelobt sey der, welcher von Anbeginn war, der Ewige!“ Dieser redende Vogel wird also beschrieben: Graue Farbe, mit schwarzem Halskragen, Schnabel und Füße roth. Wer zum ersten Mahle in diesem Lande reist und sie hört, glaubt menschliche Stimmen zu vernehmen. Das Land war zu des Verf. Zeit in vierzehn Provinzen (اقاليم) getheilt, welche sorgfältig aufgeführt werden. Aus dem vierten Capitel ist der Abschnitt gegeben worden über den Vezir. Drey verschiedene Etymologieen des Nahmens werden aufgestellt, die Erklärung des dem Inhaber dieses Amtes gewöhnlichen Bey-

nahmens Saheb, welchen Ebn Abbad der Vezir des Dailemiten Fachreddaulah zuerst geführt haben soll, und endlich einige Anekdoten von einem Vezir, welcher den Buchstaben Re nicht aussprechen konnte. Angehängt ist diesen Auszügen ein Brief des Sultans Almelik Aleschraf Barsebai an Mirza Schahroch, den Sohn Timurs, welcher sich in der Handschrift von Chalils Werke findet, ohne von Chalil verfaßt zu seyn, mit einer aus Makrizi's Einleitung in die Geschichte der Dynastieen genommenen, zur Erläuterung dienenden Stelle. Lauter Drohungen, womit den Drohungen des Chans erwiedert wird. Nur eine Stelle zur Probe: „Sähet ihr unsre berittenen Lanzenträger, wie sie die Lanzen schwingen, da flöge hinweg euer Verstand, eure Herzen würden beängstigt; eure Gesichter verlören die Farbe, das Schwarze eurer Augen würde lügen, eure Augenwinkel voll Thränen seyn, ihr wichet rücklings gehend zurück und Schenkel würde sich mit Schenkel verwickeln." Diese buchstäblich übertragenen Worte übersetzt Herr de Sacy also: Si vous voyiez nos cavaliers armés de lances, lorsqu'ils brandissent leurs armés, vos esprits en seroient troublés, vos coeurs consternés, la pâleur paroitroit sur vos visages, vos regards deviendroient louches et hagards, les larmes couleroient de vos yeux, vous retourneriez en arrière (dies scheint nicht stark genug für لرجعتم القهقرى), et vos jambes chancelant sous vous, s'embarrasseroient sous vous." Am schlimmsten fuhren bey diesen Briefen die Gesandte, welche sie überbrachten. Den Gesandten des Schahroch ließ nach Makrizi's Erzählung der Sultan Barsebai mit der härtesten Bastonnade belohnen, und, obgleich es sehr heftig kalt war, in einen Teich auf einige Zeit stecken. VI. Auszüge aus verschiedenen Werken, die Drusen betreffend, S. 260—309. Die mitgetheilten Stücke sind: 1. ein (dürftiger) Abriß von dem Leben Hakems: wann er gebohren, wann er die Regierung angetreten, wann er verschwunden (غاب), endlich, daß er wiederkom-

men werde, und daß die Drusen mit ihm alsdann in alle Ewigkeit regieren werden. 2. Die Urkunde, welche Hakem vor seiner Verschwindung in den Moscheen aufhängen ließ, Vorwürfe enthaltend an seine Anhänger, wegen ihres bösen Lebenswandels, der Partheyung, welche unter ihnen herrschte („einer von euch kriegt wider den andern, wie die Römer und die Chazaren“ S. 273), ihrer Undankbarkeit gegen Gott. 3. Das Verbot des Gebrauches aller berauschenden Getränke, erlassen im Monate Dsulkaadah 400. 4. Brief Karmati's, als er in Aegypten einfiel, an den Chalifen Hakem. „Wir sind,“ schrieb er, „gekommen mit Türken aus Chorasan, Pferden aus Arabien, Schwerdtern aus Indien, mit Panzern Davids, mit Schilden aus Tibet, mit Lanzen aus Chata (sollte nicht الخطبة so abgeleitet werden müssen, obgleich vielleicht richtiger الخطاية wäre? Herr de Sacy übersetzt: les lances d'Alkhatt, der Artikel dürfte aber doch wohl nicht fehlen), unsere Reuterey ist leicht; darum überantworte uns deine Stadt, und sey sicher deiner Person, deiner Güter, deines Volks und deiner Kinder.“ Hakem antwortete ihm: „Was du schreibest von deiner leichten Reuterey, kommt von der Geringheit deines Verstandes, und deutet auf das, was geoffenbart ist in einem bekannten Buche. Denn wir haben gesehen in dem verborgenen Buche und der zurückgelegten Weisheit, daß unser Land euren Leichnamen das Grab seyn wird, und eure Reichthümer und eure Wohnungen unser Erbe,“ u. s. w. Da von einem Einfalle der Karmatier in Aegypten unter Hakem keine Nachricht sich findet, so vermuthet Hr. de S. es werde hier der Chalife Moezz-ledin-allah gemeynt, indem nach der Meynung der Drusen alle Fatimidischen Chalifen vor Hakem nur Eine Person ausmachen. Aber schwerlich sind in den Annalen die zahllosen Einfälle der Karmatier in andre Länder aufgezeichnet. 5. Eid der Treue gegen den Statthalter des Zeitalters ولي الزمان (Hamza).“ Wenn (der Druse) die Religion Hakems, hochgelobten Nahmens, verlässet, zu wel-

cher er sich durch diese schriftliche Erklärung verpflichtet, und welche er für die wahre Lehre in seinem Geiste zu halten sich verbindet, oder sie andern offenbart, oder ihren Geboten entgegen handelt, so ist er losgesagt von dem Schöpfer, welchen er verehrt, beraubt der Vortheile, die er von allen Dienern der Religion empfangen könnte, und werth der Strafe von dem höchsten Gott (الباري, Nahme Gottes in der ersten Erscheinung) gelobten Nahmens." 6. Entscheidung des Imams der Offenbarung (امام صاحب الكشف), betreffend die Verhältnisse der Ehegatten nach den Grundsätzen der Religion der Unitarier (Drusen), und wie mit der Theilung der Güter bey Ehescheidungen es zu halten sey. 7. Ein Brief an den Thronerben des Reichs der Gläubigen, Abdorrahman, den Sohn des Elias (von Hamza, dem Führer der Getreuen) (هادي المستجيبين). Er solle die Religion Hakems in den Versammlungen kund machen, und sich als dessen Diener und Sclaven bekennen, aber nicht mehr in Schriften und Reden seiner Verwandtschaft mit ihm sich rühmen; denn dieser zeugt nicht und wird nicht gezeugt, und niemand ist ihm gleich." Einige kabbalistische Ausdrücke übergehen wir, da sie nicht ohne weitläuftige Erörterung verständlich seyn würden. 8. Ein Brief desselben an Chomar, den Sohn des Dschaisch Solimani Aklawi (der sich für den Bruder Hakems, „welchen kein Gedanke und kein Sinn erreicht," ausgab). Ermahnung, daß er sich zu der wahren Religion bekenne, mit gar harten Drohungen begleitet. 9. Ein Brief desselben an Ahmed, den Sohn Mohammeds, den Oberkadhi. Er sey nicht würdig diesen Titel zu führen, denn er betrage sich nicht demüthig und ohne Anmaßung, wie seine Vorfahren Abubekr und Omar. Endlich wird er unter Androhung schwerer Rache gewarnt, nicht mehr in die Angelegenheiten der Drusen sich zu mischen. 10. Parabel von einem der wahren Religion angehörigen Weisen, zur Warnung derer, welche nachlässig sind in Verwahrung des Anvertrauten (nähmlich des Geheimnisses

der wahren Religion vergl. N. 5.). Dies ist das interessanteste Stück dieser Sammlung von Producten der Drusen; ein sanfter milder Geist weht darin, eine anmuthige liebreiche Belehrung, sehr ähnlich den Parabeln der Evangelien. Herr de S. glaubt in dem Style als Verfasser den Bohaeddin (Abulhasan Ali Ben Ahmed Semuki, in den Drusenschriften gewöhnlich Moktana genannt) zu erkennen, von welchem sehr viele Werke in der Sammlung von Schriften der Drusen vorhanden sind. Die Anmerkungen zu diesem Abschnitte sind viel kürzer, als die zu den vorigen, weil hier entweder nur angedeutet oder sehr weitläuftig ausgeführt werden konnte. Hr. de S. hat sich die weitere Ausführung vorbehalten für sein großes Werk über die Drusen, welches jeder Freund der morgenländischen Literatur und der Religionsgeschichte mit großer Ungeduld erwartet. Nur zwey Anmerkungen sind weitläufig geworden. S. 381. Ueber die Heiligkeit der Zahl sieben bey den Indiern, im Islam und in den Religionen der Ismaeliten und Drusen, besonders über die sieben Himmel, wobey eine Stelle in Arabschahs Leben Timurs (bey Manger T. I, S. 394, wo durch den Staub von dem Rennen der Rosse ein achter Himmel entsteht) ihre richtige Deutung erhält, und aus einer Handschrift des histor. Werks von Ebn Chaldun der Ursprung der Bedeutung von بيعة als Huldigung angegeben wird. S. 392 über die Farben, durch welche sich die verschiedenen Familien muselmännischer Fürsten auszeichnen, als Zusatz zu einer frühern Anmerkung ähnlichen Inhaltes, vornähmlich aus Ebn Chaldun. Davon nimmt Hr. de S. Gelegenheit, eine ausführliche Nachricht von diesem historischen Werke zu geben. Die Handschrift, welche der Herr Verf. Herrn Henley verdankt, ist mangelhaft; höchst wahrscheinlich aber keine andre Handschrift davon auf einer Bibliothek in Europa vorhanden.

Es folgen einige metrische Stücke. VII. Die Kasideh des Schanfari, Lamiath-alarab genannt. S. 320—321.

Es ist dies Gedicht des Schanfari, welcher zur Zeit Mohammeds lebte, das Muster des Lamiath al adschem genannten und von Pococke herausgegebenen Gedichtes von Tograi; der beyden gemeinschaftliche Nahme Lamiath bezeichnet die Künsteley der Endigung aller Distichen mit dem Buchstaben Lam. Der Abdruck ist nach zwey Manuscripten gemacht, deren Eines von dem Herausgeber im vierten Bande der Notic. et Extraits beschrieben ist; das andere ist aus der Vaticanischen Bibliothek in die Kayserliche gekommen, und enthält einen grammatischen Commentar. Dazu erhielt Hr. de S. von dem verstorbenen Rau zu Leiden eine Collation der Leidener Handschrift. Die erste Handschrift ist die beste; ihre Anordnung der Distichen ist hier durchgängig befolgt und ihre Lesearten sind meistens angenommen; die bedeutenden Varianten der andern werden in den Anmerkungen angegeben, so wie auch die wichtigern Bemerkungen des Commentars der Vaticanischen Handschrift mitgetheilt. Jene enthält auch allein die Nachricht über das Leben des Dichters, welche hier abgedruckt ist. Gewiß, diese Kasideh gehört unter die trefflichsten Producte Arabischer Poesie; unter welchem andern Volke hätte ein solches Gedicht entstehen können, als unter einem wahrhaft ritterlichen Volke? Alle Züge der Gemählde sind local, keine Nachahmung, alles aus Arabiens Natur genommen. Der Dichter klagt über seinen Stamm:

> „Laßt vorwärts gehen, Kinder meiner Mutter, eure Cameele,
> Bey einem Stamme, wie der Eure, ist nimmer mir behaglich."

Das Wort أميل drückt nach den Erklärungen bey Golius, unbequeme Lage oder unbequemen Sitz aus, indem es bald jemanden, der auf dem Sattel nicht fest sitzt (von مال inclinavit) bald einen, welcher schief von der Natur gebaut ist, bald einen, der unbewaffnet ist, endlich auch den Feigen, Muthlosen bezeichnet. Hr. de S. übersetzt: Enfans de ma mère, préparez vous à partir, et hâtez le pas de vos montures: pour moi, je vais chercher une autre société

que celle de votre famille. Aus dem fünften und sechsten Distichum läßt sich die Ursache dieser Beschwerden errathen:

„Für Euch sey zur Gesellschaft mir ein Wolf zum Laufen abgehärtet,
Ein kahler Leopard und eine haarige Hyäne.

Denn sie verrathen das Geheimniß nicht, das ihnen anvertraut,
Von ihnen wird selbst der nicht ausgestoßen, welcher was versehn."

Nach Herrn de S. Uebersetzung: D'autres compagnons me dédommageront de la perte de votre société, un loup endurci à la course, un léopard au poil ras, une hyène à l'épaisse crinière. En leur compagnie on ne craint point de voir trahir son secret: le malheureux qui a commis une foiblesse, n'appréhende point de se voir lâchement abandonné en punition de sa faute. Hierauf beginnt der Sänger eine Beschreibung seines unerschütterlichen Muthes, seiner unbezwinglichen Tapferkeit und seiner unverwüstlichen Kraft, alle Mühseeligkeiten zu ertragen, durch welche er das Muster seiner Genossen ist. Man wird folgender Schilderung davon gern einen Platz hier gönnen, Dist. 26—35.

„Ich ziehe früh des Morgens aus, mit weniger Speis' gestärkt,
Gleichwie der magre (Wolf) von Wüsten geleitet, der Graue.

Er zieht hungrig frühe aus, schnell wie der Wind, voll Gier.
Rennt in Bergesschluchten *), und eilt davon.

Findet er Nahrung nicht, wo er sie suchte,
Denn heult er, und mit ihm seine Genossen, mager gleichwie er,

Gekrümmt sind sie von Magerkeit, ihr Angesicht ältlich —
Sie zittern, wie Pfeile in den Händen des Losenden bewegt. **)

---

*) Die Uebersetzung des H. de S. „*Il se jette dans le fond des vallées*" scheint uns zu frey zu seyn, und nicht ganz richtig für *jaokutho beedsnabi-lschiab*, indem *adsnab* [die Schwänze] wohl das äusserste Ende, aber nicht die Mitte eines Ortes bedeuten kann. Das Bild ist für uns kühn, und es scheint das Rennen des Wolfes von einer Felsenschlucht nach der andern angedeutet werden zu sollen, wie er vorhin [Dist. 26.] als aus Einer Wüste in die andre rennend geschildert ward. Es wäre nützlich gewesen, diese Worte in einer Anmerkung zu erläutern.

**) Herr de S. findet den Vergleichungspunct hier, so wie in dem folgenden

Wie, wenn der aufgereizte Weisel antreibt seinen Schwarm
Gegen die Stäbe, die hoch der Bienenvater aufgestellt. ***)

Ihr Rachen ist aufgesperrt, daß ihre Kinnbacken gleichen
Zerspalt'nem Holz, — die scheußlichen, die schrecklichen.

Wenn jener heult — da heulen auch sie in die Wüste hin —
Als tönte das Klaggeschrey der Kinderlosen auf den Höhen.

Wenn er schweigt, schweigen auch sie, und was ihn tröstet, tröstet sie.
Entbehrung andrer gibt ihnen Kraft, und ihm — dem Hungernden.

Klagt er, klagen auch sie — verstummet er, verstummen sie;
Wo Klagen nichts frommen, ist Ausharren das beste Theil.

Weicht er zurück, weichen sie eilend, und jeder unter ihnen
Verbirgt, was vom Hunger er duldet, durch ein heiteres Gesicht."

Wir glauben am besten unsre Leser mit der Art der von Hrn. de S. gegebenen Uebersetzung bekannt zu machen, wenn wir unsrer soviel als möglich buchstäblich gehaltenen Uebertragung dieses längern Stücks die seinige nachfolgen lassen: Je sors dès le matin, n'ayant pris qu'une légère nourriture, tel qu'un loup aux poils grisâtres, qu'une solitude a conduit à une autre solitude, et, qui pressé de la faim, se met en course dès la pointe du jour avec la rapidité du vent: dévoré par le besoin, il se jette dans le fond des vallées et précipite sa marche; fatigué de chercher en vain dans des lieux, où il ne trouve aucune proie il pousse des hurlements auxquels répondent bientôt ses semblables, des loups maigres comme lui, dé-

---

Distich. in der Schnelligkeit der Bewegungen, welche dem Rec. weniger adäquat scheint. Sollte er nicht in der Unruhe der gespannten Erwartung liegen?

***) Rec. ist zu wenig bekannt mit der Bienenzucht, um dieses Bild ganz zu erklären; indeß scheint es ihm nicht von dem Schwärmen des Bienenstocks, wie Herr de Sacy meynt, verstanden werden zu müssen. Das Wort *Makabidh* wird in einem Scholion der Pariser Handschrift ganz wie bey Golius durch Stäbe in dem Bienenkorbe erklärt, woran die Bienen ihre Zellen bauen, und welche also nur herausgezogen werden dürfen, um den Honig zu sammeln.

charnés, dont le visage porte l'empreinte de la vieillesse; on diroit, a la rapidité de leurs mouvemens, que ce sont les flèches qu'agite dans ses mains un homme, qui les mêle pour tirer au sort, ou que le chef d'un jeune essaim mis en liberté, hâte le vol de la troupe qui le suit, vers les bâtons, qu'a placés, pour les recevoir, dans un endroit élevé, l'homme qui s'occupe à recueillir le produit du travail des abeilles. Ces loups ouvrent une large gueule; leurs mâchoires écartées ressemblent aux deux parties d'une pièce de bois que l'on a fendue; ils ont un aspect affreux et terrible. Aux hurlemens de ce loup, les autres répondent par des hurlemens, dont retentissent au loin les déserts; on les prendroit pour autant de mères eplorées, dont les cris déchirans se font entendre du sommet d'une colline élevée. A ses cris succède le silence, et le silence succède a leurs cris; toujours constans à imiter son exemple, ils se consolent de la faim, qui les dévore, par celle, qu'endure celui-là, et leurs tourmens servent aussi à soulager sa douleur. Se plaint-il? ils font entendre leurs plaintes; s'il renonce à des plaintes superflues, les autres y renoncent aussi; et certes, là ou les plaintes ne servent de rien, la patience est de beaucoup préférable. Il retourne sur ses pas, et les autres retournent pareillement sur leur pas: ils précipitent leur course, et quoique pressés par la violence de la faim, ils cachent les maux qu'ils endurent sous une bonne contenance.

VIII. Kasideh des Nabegah Dhobjani (نابغة الذبياني) S. 322—329. Von dem Verf. dieses Gedichtes, welchen die Araber von Hedschaz unter die vier trefflichsten Arabischen Dichter zählen, so wie von dem Gedichte selbst, wird in der ersten Anmerkung eine sehr ausführliche Nachricht gegeben, vornehmlich aus einer Handschrift des Kitab elagani, welches treffliche literärische Notizen über die Schriftsteller der

Araber vor und nach Mohammed enthält. Eben dieses Werk gibt von mehreren Stellen des hier mitgetheilten Gedichts brauchbare Erklärungen, welche in den sehr gelehrten Anmerkungen, mit welchen Hr. de S. diese Kasideh begleitet hat, mitgetheilt werden. Bey dem Abdruck sind zwey Handschriften benutzt, wovon die Eine dieselbe Handschrift aus dem alten Fond der Kayserlichen Bibliothek ist, in welcher auch die Kasideh des Schanfari sich findet. Wenn wir nicht besorgten, dieser Anzeige eine allzu große Ausdehnung zu geben, so würden wir uns nicht enthalten können, aus dieser zart und sanft klagenden Elegie einige Stellen auszuheben. Der Dichter wollte damit den Zorn seines ehemahligen Beschützers, des Königs Noman ben Mondhar von Hirah versöhnen; er selbst kam, nachdem er längere Zeit in Syrien unter beständiger Sehnsucht nach der Liebe seines ehemahligen Freundes zugebracht, unerkannt mit [illegible] Arabern von Fazara, welche bey Noman in großer Gunst standen, nach Hira, und ein junges Mägdchen sang dem König diese Kasideh. „Wahrlich, das sind Verse von Nabegah," rief der König entzückt aus; die beyden Araber benutzten diesen Augenblick, und Nabegah wurde von nun an selbst der Vertraute des Königs. IX. Aus dem Diwan des Motenabbi S. 330—364. (nach zwey Handschriften). Dieser Dichter ist uns vornehmlich durch das seltsame Angebinde, womit Reiske seine Gattin an ihrem Geburtstage vor den Augen der Welt beschenkte: Proben Arabischer Dichtkunst, Leipz. 1765. 4. bekannt geworden. Dieser Einfall des gelehrten Mannes war desto befremdender, da er von dem poetischen Verdienste des Motenabbi eine sehr geringe Meynung hatte. Herr de Sacy theilt diese Meynung mit ihm, und hat daher nur mit kurzen und (im Verhältniß zu den übrigen) mit wenigen Anmerkungen diese Auszüge begleitet. Dem Ganzen ist aus den Handschriften eine kurze Notiz über die Dichter vorangesetzt; er ward im J. 303 d. H. zu Kufa gebohren, brachte seine Jugend in Syrien und unter den Arabern der Wüste zu und starb 354. Jedes Ge-

dicht wird mit einer Einleitung begleitet, in welcher die Veranlassung desselben erzählt wird. X. Kasideh des Tantarani. S. 364—370. Das Gedicht ist nach einer Nachricht des Dauletschah in seiner Geschichte der Pers. Poesie gedichtet zum Lobe des Nizam el Molk, welcher Vezir der Sultane Alp Arslan und Malekschah aus dem Geschlechte der Seldschuken war, wodurch sich auch das Zeitalter des Dichters bestimmt; es beginnt mit einer Klage über die Sprödigkeit der Geliebten und springt sehr gewaltsam über zum Hauptgegenstand: „Laß ab von der Liebe der Gasellen, weihe dein Lob einem Manne rühmlich durch Freygebigkeit und Adel, ohne allen Fehl.“ Hr. de S. hatte nur Eine Handschrift dieses schweren Gedichtes, das sich aber keinesweges mit den Kasidehs von Schanfari und Nabegah an poetischem Verdienste vergleichen darf. Einige Scholien und Lesearten der Leidner Handschrift wurden ihm durch den verstorbenen Rau mitgetheilt. In dem Orient ist es sehr berühmt durch die Künstlichkeit des Reims und die unendlichen Wortspiele, mit welchen es angefüllt ist. So lautet das oben angeführte Distich also:

Dear hawa-jalgizlani wahchihar madhha sadren madschldan
Dschajidan kirmen sari-jen an schiari 'lari ahr.'

XI. Aus dem Diwan des Omar ben Faredh. S. 371—383. Ebn Faredh (nach Ebn Chalikan geb. zu Cairo 576 d. H., gest. 632.) ist ein im Orient sehr beliebter Dichter, dessen Diwan handschriftlich sehr häufig angetroffen wird; aber weniges daraus ist gedruckt. Hr. de S. hat diese wenigen gedruckten Stücke in der ersten Anmerk. angezeigt, mit manchen trefflichen litterarischen Bemerkungen. Hier wird zuerst ein längeres Gedicht gegeben, sanfte Klagen eines von unglücklicher Liebe tief verwundeten Herzens enthaltend; dann acht Charaden und ein kleines Liebesgedicht an des Dichters Schöne. Wir theilen hier einige jener Charaden und das Liebesgedicht mit, in wörtlicher Uebersetzung:

Auf das Wort Batich (Melone, بطيخ; in der Vulgarsprache بطيخ).

„Sagt mir den Nahmen eines lieblichen Dinges; unter den Früchten ist er zu finden. Die erste Hälfte bedeutet einen Vogel, und auch was übrig bleibt, ändert man die Buchstaben, zeigt einen Vogel an.“ (بط heißt die Ente, und برخ für بيخ ist ebenfalls nach dem Scholiasten der Nahme eines Vogels, der aber nicht genauer beschrieben wird.)

Auf das Wort نوم (Naum, Schlaf).

„Was ist der Nahme eines Dinges ohne Leib, dessen Bild man dennoch sieht? Es ist des Menschen geliebter Freund. Doch wende den Nahmen um, und schreibe ihn fehlerhaft, so ists das Gegentheil. Merk wohl auf dieses Räthsel, bewundern wirst du es. Die beyden Enden des Wortes, von dem Uebrigen getrennt, gebieten, aber Ruhe ist die Begleiterin (dessen, was geboten wird), und wenn du die Buchstaben buchstabirst, jeder von ihnen rückwärts und vorwärts gelesen, ist sich immer gleich.“ (Das Wort نوم umgekehrt heißt مون Manu und orthographisch unrichtig geschrieben موت Mauth der Tod. Läßt man das و in der Mitte weg, so bleibt نم Nom der Imperativ „schlafe“. Die Buchstaben des Wortes نون, واو, ميم bleiben rückwärts und vorwärts gelesen sich gleich.)

In unserer Zeit, wo man Charaden so sehr liebt, wird man zur Vergleichung auch diese morgenländischen hoffentlich nicht ungern lesen. Lieblicher aber ist das erotische Gedicht.

Bin ich einst todt, und kömmt mein Mägdchen hin an meinen Hügel,
Dann ruf ich ihr mit lauter Stimm' „Willkommen“ zu.

Und leise sag ich ihr: „Siehst du was deine Blicke mir gethan?“
Doch Vorwurf soll ihr nimmer dieses seyn.

XII. Aus Hariri's Makamat, die siebente und neunte Makamah, (nach drey Pariser Handschriften) S. 384—408. Hariri's Werth ist anerkannt, und der Inhalt seines berühmten Werkes durch Herrn Rosenmüllers Abhandlung (Ueber einen arabischen Roman, Leipz. 1801. 8.) bekannt. Darum wird es nicht vonnöthen seyn, hier davon zu reden. Angehängt sind aus den Commentaren zum Hariri des Motarrezi und Okbari die Stellen, welche die am Ende des neunten Makamah vorkommenden Sprüchwörter über die Reue des Ferazdak und Kosai betreffen. Die Uebersetzung davon steht in den Anmerkungen, Th. III, S 243 ff. Damit ist ein Zusatz über Ferazdak zu vergleichen, ebendas. S. 516 ff. XIII. Eine Sammlung verschiedener zwischen Frankreich und Moslemischen Staaten in Arabischer Sprache gewechselter diplomatischer Schriften (كتاب الانشاءات والمكاتبات) S. 409 — 514, folgende meist sehr interessante Stücke enthaltend: 1. Brief des Habessinischen Kaysers Techla Haimanuth an den Französischen Viceconsul zu Damiette Du Roule vom J. 1118. d. H., worin er die Handelsfreyheit in seinen Staaten den Franzosen und allen der christlichen Religion zugethanen Völkern zusichert; derselbe Brief, welcher in Lobo's und Bruces Reisen (sehr ungenau) übersetzt ist. 2. Brief des Kaysers von Marokko an Ludwig XIV. vom J. 1631, worin die Befreyung der vom Könige reclamirten Gefangenen bewilligt, und über die übereilte Abreise des Französischen Gesandten Klage geführt wird. 3. Friedenstractat zwischen dem Könige von Frankreich und dem Kayser von Maroko vom 28. May 1767. (womit unsre Sammlungen von Friedensschlüssen berichtigt und vervollständigt werden können). Rec. macht hier auf eine sehr gelehrte und sehr interessante, mit einigen merkwürdigen Actenstücken begleitete Anmerkung des Herausgebers aufmerksam über die Titel, welche muselmännische Fürsten den Christlichen ertheilen, bey Gelegenheit des Titels طاغية (Tyrann, Usurpator), welchen

der König von Frankreich in dieser Urkunde führt. 4. Schreiben des Marokkanischen Kaysers an Ludwig XVI. Antwort auf das Königliche Notificationsschreiben wegen des Regierungsantritts nach dem Ableben Ludwigs XV. 5. Schreiben des Marokkanischen Kaysers an denselben, die Befreyung in Sclaverey gerathener Franzosen betreffend, mit Klagen über die unhöfliche Art, mit welcher der Französische Consul sie reclamirt habe. Diese vier, zur Geschichte der Verhältnisse Frankreichs mit Marokko sehr interessanten Stücke sind aus dem Archiv des Ministers der ausw. Angel. dem Herausgeber mitgetheilt. (Merkwürdig sind die Europäischen Wörter, welche die Marokkanische diplomatische Sprache ganz unnöthiger Weise aufgenommen hat, wie كرّة (guerre) der Krieg كاشتي (Span. gasto) Kosten, wobey zu bemerken ist, daß die Marokkaner die drey Puncte des ك unter dem Buchstaben setzen; باصابرط Passeport. Das Wort Consul ist geschrieben قونصوا, mit einem Suffixum قونصوكم. In einer in Aegypten geschriebenen Handschrift, welche Niebuhr dort zur Erlernung des Vulgar-Arabischen benutzt und nach seiner Rückkunft der Göttingischen Bibliothek geschenkt hat, und welche verschiedene Gespräche und andere zum Behuf der Erlernung der Conversationssprache dienliche Stücke enthält, fand Rec. immer, wie in den Ueberschriften der folgenden Ostindischen Stücke, قنصل. Herr de S. hat bey diesen Wörtern in einer Anmerkung (T. III, S. 326 ff.) eine merkwürdige Stelle aus dem oben angeführten Werke des Ebn Chaldun mitgetheilt über die richtige Art, fremde Wörter mit Arabischen Buchstaben zu schreiben. 6–10. Briefe des Imam Said von Maskate und des Gouverneurs Chalfan ebendaselbst an M. Rousseau, Französischen Consul zu Bagdad, den Handel und das freundschaftliche Verhältniß der Franzosen mit Maskate betreffend. 11—16. Verschiedene zur Geschichte der Französischen Expedition nach Aegypten gehörige Actenstücke,

Proclamationen des Diwans und des Scheichs von Cairo an das Volk von Aegypten, Briefe an den Französischen Obergeneral und den Minister Poussielgue (بوسيلك), auch ein Bericht über die Einnahme von Jafa; alles abgedruckt nach den gedruckten Originalen.

Das Ganze wird beschlossen XIV. durch Excerpte aus Mohammed ben Mohammed Kazwini's Naturgeschichte (Wunder der Natur und der geschaffenen Dinge), mit einer Uebersetzung des durch die Bearbeitung des Persischen Gedichts Medschnun und Leila von Dschami, bekannten Herrn Chézy. S. 515—578. Von demselben ist auch ein Theil der Anmerkungen; die ausführlichern sind vom Herrn de Sacy, welcher auch unter den Zusätzen zu den Anmerkungen T. III. S. 500 eine ausführliche Nachricht von Kazwini und seinem Werke gibt. Diese Auszüge sind sowohl im Original, als in der Uebersetzung mit einem eignen Titel versehen; sie sind sehr zweckmäßig eingerichtet, denn es sind Abschnitte sowohl aus den allgemeinen Bemerkungen, als auch über Gegenstände aus allen drey Reichen der Natur aufgenommen, so daß man die Manier dieses Schriftstellers genau kennen lernt. Die Freunde der Naturgeschichte werden diese Auszüge nicht unbenutzt lassen.

Dies der Inhalt dieser reichen Sammlung, die wir, um morgenländisch zu reden, ein Meer von Gelehrsamkeit, einen unversiegbaren Quell Arabischer Sprachkunde, den richtigsten Pfad zur Kenntniß des Orients nennen möchten. Von allen mitgetheilten Stücken, ist außer den wenigen, die Aegyptische Expedition betreffenden Papieren, wovon Exemplare in Europa sehr selten angetroffen werden, keines gedruckt, als die siebente Makamah des Hariri, welche, nachdem der Abdruck derselben in dieser Chrestomathie bereits vollendet war, auch in Herrn Jahns Arabischer Chrestomathie, Wien 1802, erschien. Denn Herr de Sacy hatte es sich zum Gesetz gemacht, nichts Gedrucktes wieder drucken zu lassen. Wie herrlich die Auswahl getroffen sey,

um den Lehrling mit jeder Art des Arabischen Styls bekannt zu machen, mit dem historischen wie mit dem poetischen, mit dem belehrenden wie mit dem diplomatischen Styl, fällt in die Augen. Der Uebergang vom Leichten zum Schweren ist in der Anordnung nicht unbeachtet geblieben. Vielleicht hätte in dieser Hinsicht der Auszug aus Abdolkader wegen des concisen Styls dieses Schriftstellers und der vielen eingerückten schwierigen officiellen Schriften den prosaischen, so wie der Antithesen- und Wortspielreiche Tantarani den metrischen Theil besser beschlossen. Daß mancher Freund der Orientalischen Literatur seyn wird, welcher anstatt eines und des andern der hier gegebenen Auszüge, einen Auszug aus einem andern Werke gewünscht hätte, läßt sich erwarten, und diese Verschiedenheit der Wünsche hängt mit den individuellen Bestrebungen eines Jeden zusammen. So werden viele sich wenig durch die Auszüge aus den Drusenschriften angezogen fühlen, aber diese müssen den Zweck des Hrn. Herausg. nicht unbeachtet lassen — und es sind doch auch in diesem Abschnitt lauter verständliche Stücke gewählt.

Das Verhältniß der Uebersetzung zu den Originalen wird sich aus den bereits gegebenen Proben beurtheilen lassen. Sie ist sehr häufig, besonders in den Gedichten, mehr Paraphrase als Uebersetzung, indem Herr de Sacy die Absicht gehabt zu haben scheint, seine Uebertragung auch unterhaltend und angenehm einzurichten, welches ihm gewiß meistens, ungeachtet der großen Schwierigkeit dieses Unternehmens, gelungen ist. Einem Deutschen Beurtheiler gebührt höchstens zu fragen, ob nicht die Deutlichkeit oft mit einer geringern Zahl von Wörtern hätte erreicht werden können, wobey weniger von der Kräftigkeit des Originals verloren gegangen wäre. So z. B. sind S. 223 die Worte: عرج القهوة في حانها „bleibe beym Caffee im Caffeehaus" übersetzt worden durch: viens jouir de la compagnie du café dans le lieu où il fait sa résidence. Daß übrigens حان einerley sey mit حانة wie T. II. S. 274, Anmerk. 57, richtig behauptet wird, hätte

noch unterstützt werden können durch S. 223 Z. 4 von unten, wo حاناتها offenbar ganz wie حان gebraucht wird. So scheinen auch die Verse:

الي طبّالة يعزون ارضا
لها سندس الريحان بسط

„Nach einer Paukenschlägerin nennen sie das Land,
„Ihm ist von wohlriechendem Syndus ein Gewand."

zu weitschweifig übersetzt durch: Elle prend son nom d'une timbalière, cette terre que couvre un tapis de fleurs odoriférantes semblable à une riche étoffe où l'or se mêle avec la soie. Bey einem solchen Meister von Uebersetzungsfehlern zu reden, würde als Lästerung zu ahnden seyn. Rec. hat indeß bereits gewagt, hin und wieder einige Bedenklichkeiten zu äußern. Hier noch einige Bemerkungen: Ein Beyspiel dient zum Beweise, daß auch dem Meister Versehen nicht unmöglich sind, S. 9 die Worte: قتل يحيي في الحبس شرّ الموت „Jahia wurde in dem Gefängniß auf die grausamste Weise hingerichtet", sind übersetzt: Yahia fut tué secrètement dans le lieu où il étoit détenu, wo شرّ mit سرّ verwechselt zu seyn scheint. S. 54. Die Worte: وهو لا يزداد الا غفولا sind nicht stark genug ausgedrückt durch: „mais le Khalife s'abandonnoit de plus en plus à l'apathie," indem sie anzeigen sollen, daß bey allem demjenigen, was der Vezir gethan, um den Chalifen zur Thätigkeit zu bewegen, dieser nur noch unthätiger geworden sey. S. 312. أجشع wird durch lâche übersetzt. Golius und Castellus haben nur die Bedeutung „gierig."

Die Anmerkungen, sowohl die, welche unmittelbar den Uebersetzungen der Auszüge folgen, als die Additions aux notes, sind ein wahrer Schatz von mancherley Gelehrsamkeit.

Die erstern sind theils grammatischen Inhaltes, und dienen zur Rechtfertigung der Uebersetzung, theils historisch, kritisch und philologisch. Die letztern berichtigen zum Theil frühere Anmerkungen, zum Theil sind es weitere Ausführungen, so daß wir sie bezeichnender Excurse nennen könnten. Auch unter den erstern sind mehrere ausführliche. In den meisten dieser Anmerkungen findet sich gleichfalls eine große Zahl von Auszügen aus Handschriften des verschiedensten Inhaltes. Die Besorgniß des Herrn Herausgebers, daß jemand diese Anmerkungen und die Zusätze zu denselben überflüssig finden könne (Vorr. zu Th. I. S. 9) ist gewiß ungegründet. Es ist unmöglich, hier das Wichtigste auszuzeichnen, indem wenige dieser Anmerkungen sind, die nicht einem und dem andern Orientalisten oder Historiker sehr wichtig scheinen werden. Wir haben schon auf einige derselben aufmerksam gemacht, nur zum Beweis ihrer Reichhaltigkeit führen wir noch folgende an: T. II. S. 385. Die historische Erläuterung über den See Menzaleh oder Tennis nach einer Stelle aus den Morudsch edh-Dhaheb des Masudi. S. 523. Ueber den Nahmen des Mittelländ. Meers Bahr el mohit. S. 437. Ueber die Zubereitung des Biers nach verschiedenen Arabischen Schriftstellern. S. 525. Ueber den Nahmen des Caspischen Meers Bahr el Chozar. S. 533. Ueber die Völkerschaft Konuz oder Kenz. S. 538. Ursprung der Consuln in den Handelsstädten (eine wichtige Abhandlung, welche in einem Handlungsjournal übersetzt zu werden verdiente. Herr de Sacy hat hier mehrere Notizen mitgetheilt aus dem Archiv zu Genua, welches er zu untersuchen Gelegenheit hatte, durch Veranlassung des ungegründeten Gerüchts von wichtigen orientalischen Schätzen, welche dort vorhanden seyn sollten.) T. III. S. 526. Ueber die Mondsteine, mehrere sie betreffende Stellen aus Arabischen Schriftstellern, bey Gelegenheit ihrer Erwähnung durch Kazwini. Daß auch die Arabischen Lexica sowohl durch Vermehrung der Bedeutungen bekannter Wörter, als durch neuaufgefundene Wörter sehr oft bereichert werden, läßt sich erwarten. Aus

handschriftlichen Lexicis sowohl des Dscheuhari, als dem Kamus, dem Sihah u. a. und aus den Scholien der Gedichte, werden sehr oft Worterklärungen in der Ursprache mitgetheilt; diese sind aber selten durch Uebersetzung erläutert, indem sie den Anfänger gern zur Uebung dienen sollen, selbst den Sinn aufzufinden. Als Beyspiele solcher Bereicherungen wollen wir nur einige wenige anführen. T. II. S. 53 wird dem Worte مرقبة die Bedeutung „Küssen, Polster" vindicirt. S. 309 die Erläuterung von نيبلة, eine Art Kuchen in Aegypten, vergl. S. 532 und eine zahllose Menge andere. Aber die Anmerkung 41, T. II. S. 106, wegen des نبيلك ist überflüssig, weil dieselbe Bedeutung schon Golius angibt. Anmerk. 23, S. 288, ist ein Irrthum, wenn behauptet wird, die Bedeutung von نبنيكة „Weibergeschwätz" finde sich nur bey Castellus; denn sie findet sich auch bey Golius, aus welchem sie mit denselben Worten der erstere wiederholt. Die vollständigen Register, mit welchem der Herr Verf. die beyden Bände der Uebersetzung ausgestattet hat, sind bey diesem Werke von einem so erstaunlichen Reichthume an Materialien und Forschungen so verschiedener Art, eine nothwendige Zugabe. Für die Bequemlichkeit der Benutzung würde besser gesorgt seyn, wenn nur der letztere Band mit gemeinschaftlichen Registern für beyde Bände versehen worden wäre.

Der Druck ist trefflich, wie er sich von der reichsten Druckerey in Europa und von der bekannten Geschicklichkeit ihres Vorstehers, des Herrn Marcel, der selbst großer Kenner und Verehrer der orientalischen Literatur ist, erwarten läßt, und also auch in dieser Hinsicht ist das Werk würdig, dem großen Kaiser zugeeignet zu seyn. Nur die kleine Arabische Schrift in den Anmerkungen kann Rec. nicht schön finden; sie ist auch sehr angreifend für das Auge. Desto schöner ist die persische Taalikschrift, welche in den Anmerkungen zu Kazwini zum ersten Mahl gebraucht worden. Die Anfangsseiten der verschiedenen Auszüge sind in dem ersten Band, welcher die Ori-

ginale enthält, mit einem Zierrathe in rother Farbe versehen, welcher den gewöhnlich vergoldeten Zierrathen der Anfangsseiten in den arabischen Handschriften nicht unähnlich ist. Von nicht angezeigten Druckfehlern sind dem Rec. noch folgende aufgefallen. S. 18 Zeile 1 ist statt بند zu lesen بنك. S. 217 letzte Z. für جاحة l. حاجة.

Rec. wünscht, daß dieses Werk, so wie die treffliche Arabische Grammatik desselben Verfassers, welche bereits unter der Presse ist, und von welcher Rec. mehrere Bogen zu sehen das Vergnügen gehabt hat, auch in Deutschland recht fleißig und aufmerksam benützt werde, und dadurch zur Erweckung und Verbreitung eines gründlichen Studiums der Arabischen Sprache und überhaupt der morgenländischen Literatur wirksam seyn möge. Vertraute Bekanntschaft mit Art und Weise des Orients, welche allein auf dem Wege eines solchen gründlichen Studiums, nicht auf dem Wege tändelnder Wortkrämerey und der unter dem Scheine eines tiefen Sinnes mit anmaßender Aufgeblasenheit sich blähenden Flachheit, erworben werden kann, wird auch vor den Abwegen bewahren, auf welche die Erklärung unsrer Religionsurkunden so leicht sich verirrt, sowohl vor frivoler Geringschätzung und anmaßender Bekrittelung der göttlichen Schriften, als vor blinder (nicht kindlicher, sondern kindischer) Vergötterung des Buchstabens, und dessen Verwechslung mit dem, was der Geist durch ihn redet.

Literatur der älteren Reisebeschreibungen. Nachrichten von ihren Verfassern, von ihrem Inhalte, von ihren Ausgaben und Uebersetzungen. Nebst eingestreueten Anmerkungen über mancherley gelehrte Gegenstände. Von Joh. Beckmann, Hofrath und ordentlichem Professor der ökonomischen Wissenschaften. Erstes Stück. Göttingen bey Joh. Friedrich Röwer 1807. 8. XII u. 1[illegible] S. Zweytes Stück. Ebend.

1808. (mit fortlaufender Seitenzahl, von) S. 165 — 366 u. VI S. Inhaltsanzeige. Drittes Stück. Ebend. 1808. von S. 367 — 552 u. VI S. Inhaltsanzeige.

Der Sammlerfleiß der Deutschen Gelehrten hat es an Beyträgen zu einem vollständigen Verzeichniß der älteren und neueren Reisebeschreibungen nicht fehlen lassen; aber an eine kritische Würdigung dieser Quellen der Geographie, der Culturgeschichte vieler Völker und mancher andern Kenntnisse, so wie an eine systematische Anordnung derselben, ist bisher weniger gedacht worden — doch wohl nicht allein deswegen, weil man sich überzeugt glaubte, daß die Vorarbeiten noch nicht beendigt worden seyen? Herr Beckmann liefert hier zwar auch noch keine vollständige systematische Geschichte der Itinerarien; aber äußerst schätzbare Beyträge dazu, und was diese Arbeit des Verfassers in den Augen des Recensenten so vorzüglich schätzbar macht, ist, daß sie, seiner Einsicht nach, als Muster gelten kann, nach welchem eine systematische Geschichte der Reisebeschreibungen dereinst abzufassen und zu behandeln seyn dürfte. Nur müßte bey dieser Methode ein anderer Schriftsteller, wegen der „eingestreuten Anmerkungen über mancherley gelehrte Gegenstände“ sehr bedachtsam zu Werke gehen; denn hat er nicht die umfassenden Kenntnisse seines Musters, seine große Belesenheit, und also nicht so viele Berührungspuncte; so kann er sich leicht den Vorwurf der Einseitigkeit zuziehen, und statt zugleich zu belehren und zu vergnügen, den Lesern lästig werden. Auch dürften diese Anmerkungen, wenn nicht das Werk zu einer sehr beträchtlichen Reihe von Bänden anwachsen sollte, nicht zu sehr gehäuft werden, am wenigsten aber würde es gebilligt werden können, wenn der Verf., anstatt bloß die Resultate seiner Forschungen zu geben, diese Forschungen selbst vor den Augen seiner Leser anstellen wollte. Kupfer und Charten müßten ebenfalls wohl berücksichtiget, ganz vorzüglich aber müßten Ueber-

setzungen beleuchtet und aufs strengste geprüft und kritisch gewürdiget werden, weil gar viele sich bloß ihrer, aus Mangel der Originalausgaben, bedienen können. Bey Auszügen aus Reisen würde sorgfältig der Gesichtspunct anzugeben seyn, nach welchem sie verfertigt, und die Classe der Leser würde bestimmt werden müssen, für welche sie gemacht worden. Man liest und studirt Reisebeschreibungen nach gar verschiedenen Rücksichten. Was dem Auszugmacher unwichtig schien, ist einem andern Leser gerade oft das Wichtigste! Von jedem Reisenden dürfte vielleicht auch eine Probe seines Styls, seiner Denkart u. s. w. erwartet werden; hiezu könnten vorzügliche Stellen ausgehoben und benutzt werden; natürlich müßte man diese Stellen ganz so geben, wie sie aus der Feder der Verfasser gekommen; am allerwenigsten aber dürfte die Schreibart geändert oder modernisirt werden. Uebrigens sind Werke, wie dieses, nicht das Werk Einer heitern Stunde; sie setzen den Gebrauch ansehnlicher Hülfsmittel und eine Menge von Recherchen aller Art voraus; haben aber eben daher bleibenden Werth und sichern ihren Verfassern den Dank der Zeitgenossen und die Achtung der Nachwelt. Die rasche Fortsetzung dieser literärischen Arbeit, die Rec. einzig in ihrer Art nennen möchte, macht ihm Hoffnung, daß auch noch für mehrere Stücke vorgearbeitet sey, und daß durch deren baldige Erscheinung das Werk seiner Vollendung sich nähere. In diesen drey Stücken haben wir nun zusammen 45 Reisen; das erste nähmlich enthält Notizen über 12, das zweyte über 18 (von Nr. 13—30.), und das dritte über 15 (von Nr. 31—45.). Die Reisenden, deren Werke hier beschrieben und gewürdiget worden, sind im ersten Stück: Rauwolf, Zucchelli, Harant, des Wunderlichen Reise, Köping, Langhans, Wurffbain, Martiniere, Bleffenius, Burnet, Lomenius, Philippus a St. Trinitate; im zweyten Stück: J. Barbaro, Contarini, die Sammlung von Bergeron, Herzog Friederich von Würtemberg, Poullet, Neitzschitz, zwey von Mabillon, Arnolds Sammlung von Reisen, Schwedische Reisen (von J. Kankel gedruckt, enthaltend

Köpings und O. E. Willmanns Reisen; (diese seltene Sammlung ist schon im ersten Heft S. 68 angezeigt, hier aber vollständiger beschrieben worden), Voyages historiques de l'Europe von Jordan (Claude), Girald Barry, Bartholinus, Fr. Leguat, Jodocus Sincerus (Just. Zinzerling oder Sinserling), Peters, Klaute (Reise Carls Landgraf zu Hessen); und im dritten Stück: Carré, Gerlach, Fr. Omich (Beschreibung einer Legation ꝛc.) Arsenius, J. de Castro, Sagard, Other und Wulfstan, Grelot, Fürttenbach, Blount, Beat, Ambrosius, Herzog Johann Ernst, Baldus und Puel. — Nur ein Mann von des Verf. Kenntnissen und Umsicht, konnte so ausheben, was aus den angezeigten Werken ausgehoben zu werden verdient; nur er konnte bemerken, was zu verbessern und worauf vorzüglich aufmerksam zu machen seyn dürfte. Außer den Lebensbeschreibungen der Reisenden finden sich in diesen drey Stücken verschiedene andere wichtige literarische Nachrichten und Winke, wie z. E. von Erhard Cellius, Christoph Arnold, Bernhard Varenius, Talander oder August Bohse, D. Powel, Riccard Bartholin, Daniel de Foe (Verf. des Robinson Crusoe), Martin Crusius, Paul Orosius u. a. Bey Gelegenheit der Nachrichten von Bergerons Sammlung der Reisen, wird ein allgemeines Urtheil über dergleichen Sammlungen eingeschaltet, mit dem Rec. im Ganzen vollkommen übereinstimmt. Doch erlaubt er sich noch folgende Bemerkung. Vielleicht wäre ein bloßes, trocknes Register der Sammlungen, das nichts weiter enthielte, als die Angabe des Haupttitels und den Inhalt eines jeden Bandes nur nach den Nahmen der Verfasser, hinreichend. Da jede einzelne Reise doch billig einen besondern Abschnitt erhalten muß; so könnte in diesem bey schicklicher Gelegenheit angemerkt werden, nicht nur, daß sie auch in diese oder jene Sammlung aufgenommen worden, sondern auch und vorzüglich, wie die Beschaffenheit des Textes oder etwa der Uebersetzung sey; ob sie vollständig, oder (was leider! jetzt sehr Mode geworden) nur im Auszuge aufgenommen worden; ob sie Anmerkungen

erhalten habe, und welches Inhaltes und Werthes diese seyen u. s. w. Das erwähnte Register könnte jeder, dem es sein Beruf nicht zum Gebrauch empfiehlt, überschlagen; fehlen aber darf es, nach der Meynung des Rec., durchaus nicht. Der schicklichste Platz dafür wäre wohl am Ende der Literatur, dann könnte dabey zugleich der Band und die Seitenzahl bemerkt werden, wo sich der, dieser Reise gewidmete, besondre Abschnitt befindet. Wenn von Sammlungen der Reisen die Rede seyn sollte, so würde der Rec. immer nur auf Sammlungen der Originale stimmen. Der Geograph, der Naturforscher, kurz, wer Reisebeschreibungen zum Behufe seiner Wissenschaft liest, wird immer die Wahrheit des alten Spruches: Dulcius et purius ex ipso fonte bibuntur aquae, bestätiget finden. Der Rec. könnte aus seiner eigenen Erfahrung, wenn es nur eines Beweises bedürfte, Beyspiele in Menge anführen. Soll aber je übersetzt werden, so wünscht Rec., daß die goldenen Worte des Verf. die S. 201 ff. und schon S. 191 (wobey ihm die Schicksale, die Leo's lateinische Uebersetzung gehabt hat, sehr lebhaft beyfielen) zu lesen sind, beherziget werden möchten.

Ueber gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck. Eine Abhandlung bey der feyerlichen Erneuung der königlichen Academie der Wissenschaften zu München, von dem Präsidenten der Academie. München bey E. A. Fleischmann 1807. (1 fl. 12 kr.)

Kritik der Abhandlung F. H. Jakobi's über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck. Von Karl Rottmanner. Landshut bey Jos. Thomann. (36 kr.)

Zwey Nahmen stehen hier in einer gemeinschaftlichen Untersuchung einander gegenüber und gegeneinander, welche die all

gemeine literarische Rangordnung weit von einander stellen mag, ein alter bewährter Nahme und ein Anfänger; wir achten das Nahmengedächtniß nicht sehr, und nehmen die Regel der Academieen bey Preisvertheilungen an, die Nahmen erst nach der Entscheidung zu beachten. Nun fällt uns doch eine Annäherung beyder ein. Beyde treten hier zum erstenmahl in diesem Felde geschichtlich pädagogischer Untersuchungen auf; wir müssen es daher tadeln, wenn Rottm. eine Menge Beziehungen auf die früheren Schriften Js. aufsucht, von denen wohl keine in Beziehung steht mit dieser neuen wichtigen Stelle, wozu ihn die Wahl einer Regierung rief, die unter allen Verwickelungen der Zeit, in der bedrängtesten Lage ihres Landes, ähnlich den Medizeern, ihre ernste Förderung der Wissenschaft und Kunst nicht aufgab, sondern mit richtigem Blicke gerade darin die Heilung aller Wunden ahnete, welche die Zeit geschlagen. Jakobi's frühere Schriften, sein herzlicher religiöser Eingriff in die Philosophie, der auf einmahl den todten Buchstaben in Verlegenheit setzte, bis er allmählig verschwand, haben glücklich alle Kritik überlebt; wer aber nicht demüthig anerkennen will, daß die Welt immerdar größer ist, als jedes System, der wird darin immerdar nur guten Styl finden, den wir mit Vergnügen gar oft darin vermissen. Wir nehmen keine Rücksicht auf diese früheren Schriften, selbst wenn wir in ihrer Eigenthümlichkeit und Vortrefflichkeit gerade ein Hinderniß fänden für diese neue Entwickelung; eben weil eigen erzeugende Naturen alle Deductionen aus sich selbst durch sich selbst zunichte machen. Wir werden uns auch hüten, Js. Wirkung als Präsident einer neuen Academie aus seiner Antrittsrede zu beurtheilen. Er könnte vortrefflich reden und sehr schlecht präsidiren. Wer da weiß, wie im thätigen Leben der Augenblick den Blick erweitert und beschränkt, der wird gern eingestehen, daß die Ansicht beym Beginnen eines Geschäfts der Ansicht am Schlusse im lebendigen lernenden Geiste durchaus nie ähnlich seyn kann. Vielleicht könnte man daher fragen, wozu nun die vorbereitende Rede? Ist es ein Kunst-

werk? — Nein! — Ist es ein Nothwerk? — Ich glaube es nicht! — Ich behaupte also, wenn sie nun nicht durchaus als der Inbegriff aller früheren Betrachtungen sich bewährt und sie umfaßt, so kann sie nur die Aufmunterung der Mitwirkenden, also der Regierung und der Nation, zum Zweck haben; die Mitglieder einer Academie müssen wohl selbst wissen, wozu sie da sind. Wir werden sie in beyder Hinsicht betrachten, so genau es unsre jetzige Entfernung von dem Kreise erlaubt, für den sie gesprochen. Rottm. stand allerdings in näherer Beziehung zu dieser Beurtheilung durch sein Vaterland, wenn ihm dies Vaterland nicht gerade durch seine Parteyung im Wege gestanden hat. So sehr uns dieses letztere elende Ueberbleibsel von längst versunkenen Zeiten verhaßt ist, dieses sinnlose Schreyen von Illuminatism und Obscurantism, so hoch achten wir in den Baiern ihre ernstliche Liebe zu ihrem Lande und fühlen diese und ehren sie in Rs. Schrift; wir gestehen ihm ein, daß er einen innern Beruf hatte; wir erkennen ihn in der ganzen Haltung, er will etwas Bestimmtes, es tritt in ihm ein Element characteristisch hervor, eine in seiner Natur begründete sichre Betrachtung; was wir an Js. Rede vermissen, die durchaus keinen andern Zweck gelehrter Gesellschaften zu entdecken weiß, als den allgemeinen menschlichen, sich gegenseitig zu bilden und für die Bedürftigen die Lebensnothwendigkeiten herbeyzuschaffen. Wir sagen nicht, daß Rottm. den Gegenstand erschöpft hat, aber wir sehen doch in ihm das Nationale mit dem Besseren verknüpft, ein Streben nach einem dritten höheren Geiste, wozu er die Welt nicht zu gering achtet. Js. Rede dagegen ist durchaus trostlos und muß den oben angegebenen Hauptzweck der Aufmunterung zum tüchtigen Wirken durchaus verfehlt haben. Wie so unerquicklich ist seine Ansicht der Zeit! Kleine Auffallenheiten, die Thorheiten niederer Naturen im Genuß und in der Religion, beschäftigen ihn ganz, er kommt wie ein ängstlich gepflegter Kranker, von dem man alles Störende abgehalten hat, nun er gesund geworden, wieder unter die Leute, und muß so viel Dinge auf

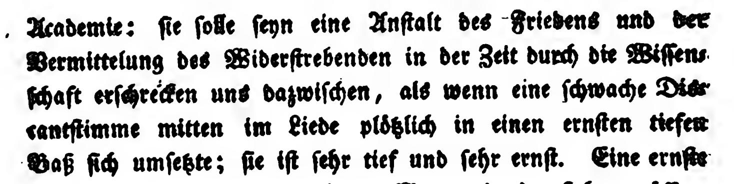
einmahl hören, die gehörig aufs Jahr vertheilt, sich mit Uebersicht ertragen ließen. Da greift er im Aerger die Geschichte an, um sich an ihr zu halten für alles das Uebel, was sie hat werden lassen, da wird blind zugeschlagen auf die arge Vorzeit. Wir theilen nicht gern das schreckliche Gefühl Js. mit einem Paar verstümmelter Freunde allein auf dem Schlachtfelde übrig zu bleiben. Rottm. hat diese historischen Fehler zum Theil gerügt, wie es jeder leicht konnte. Das Mißkennen des Herrlichsten kann zur Bitterkeit reitzen. Wir verzeihen sie ihm gern, nur wünschten wir, daß er nicht selbst dadurch verleitet würde zu Fehlern, wie das gänzliche Mißverstehen der Reformation einer der schlimmsten ist. Wo war denn jenes Reich der Liebe, wovon er geträumt hat? wenn es je vorhanden war, so konnte es nicht untergehen; und wie viel früher die Reformation bestanden hat vor Luther, das mag, ein Beyspiel für viele, der Zweifel an der heiligen Lanze schon im ersten Kreutzzuge beweissen. Sehen wir doch umher! was wird denn Großes in unsrer Zeit, was nicht Vollendung dieser Reformation ist, die freylich in ihren Uebergängen manchen gerechten Vorwurf verdient hat? Es sey uns genug, im Allgemeinen die historische Unrichtigkeit beyder anzuführen. Zur Geschichte gehört ein gewaltiges thätiges Drängen in der Zeit, nur dann läßt sich verstehen, was sie ist, mehr als Nahme, Jahrszahl und Ansicht. — Der Folgezeit wird es nicht an Historikern fehlen. Nur eine historische Sünde müssen wir ernstlich rügen; es ist das große Unrecht, welches Jakobi den Universitäten thut, während wir der neugebildeten Baierischen Academie keinen schöneren Segen zu geben verstehen, als daß sie in ihrer Wirkung einer der größeren Universitäten Deutschlands sich annähern möge. Was geschehen, das geschah durch sie; sie haben nicht eine gute Seite, sie waren die gute Seite von Deutschland, und werden es bey längerem Frieden, der alle Gränzbeschränkungen aufhebt, wieder werden; ob sie allen Nationen durch ihre Einrichtung das geworden wären, läßt sich nicht behaupten, aber dem Fortschritte der Deutschen sind sie nothwendig, und während wir beschämt eingestehen müssen, daß

unsre Academieen als Academieen bisher fast nichts geleistet haben, verglichen mit der Französischen, so können wir dagegen stolz auf unsre Universitäten zeigen, die eine neue Welt zu Tage förderten. Diese historische Sünde ist um so schlimmer, weil sie in das Leben unsrer Zeit eingreift, wegen der elenden Nachsprecherey der unpractischen Practiker unter uns, und weil Gerüchte, falsch oder wahr, doch schon darauf deuten, als wenn die Academie über die Universitätslehrer zu herrschen suchte, welches den Knecht auf den Ritter setzen hieße. Von mancherley Schmähungen gegen die Universitäten erwähne ich nur der von Buchholz, die aus derselben seichten Quelle stammen, wie seine übrigen Ansichten der Zeit, die sich täglich die Mühe gibt, ihn zu widerlegen; ferner der Schmähungen Jakobi's des Sohnes, (Ueber Bildung, Lehre und Wandel protestantischer Religionslehre. Frankfurt und Heidelberg bey Mohr u. Zimmer 1808.) die sich jedem von selbst widerlegen, der theologische Seminarien in der Art, wie er sie wünscht, zu sehen Gelegenheit hatte. Aber so wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen. Sehen wir also, daß der eine Zweck, das ruhige Umfassen alles Gedachten über den Sinn und den Werth gelehrter Gesellschaften aus einem so wesentlichen Gesichtspuncte, wie der historische, verfehlt ist, so müssen wir uns wohl mit einigen guten zerstreuten Nebenbemerkungen begnügen; der bedächtige Leser wird sie zu fassen wissen und zu würdigen, es werden sogar diejenigen, denen J. individuell lieb ist, ein nahes Interesse daran finden, und so haben auch wir die Schrift mit Vergnügen gelesen, nachdem wir den Zusammenhang aufgegeben. Aber gerade diese individuellen Züge scheinen uns dem zweyten möglichen Zwecke der Rede, Aufmunterung der Regierung und der Nation geradezu in den Weg zu treten. Was soll diese fortwährende Polemik in der Rede Js., wir lesen nirgend mit Bestimmtheit gegen wen? Ist sie gegen Rumford, den verdienten Vorgänger Js. gerichtet, der, wenn auch vieles von ihm vernachlässigt worden, doch in mehreren Richtungen glücklich gewirkt hat. Und würde er und seine Art von Thätigkeit auch in der Stadt München

wo er so vieles wohlwollend und kräftig befördert hat, von manchem überschätzt; kennt denn J. so wenig den Werth des Enthusiasmus, der doch über alle Vernunft hinausgeht? Und glaubte er diese Art Ueberschätzung dem Guten, dem Besseren vielmehr hinderlich, warum da nicht mit strenger unerbittlicher Leidenschaft niedergetreten? Wozu diese Annahme eines Scheins von ruhigem Ueberblick und allgemeiner Betrachtung, während das Einzelne noch unser Gemüth bewegt? So häufig diese Art von Verstellung von Stylisten und Moralisten anempfohlen wird; wir halten sie für gefährlicher, als die ungerechteste sich ganz überlassene Hitze. Solche verdeckte Minen der Polemik scheinen uns lichtscheu und ängstlich in der ganzen Rede J. zerstreut; seine Natur scheint es uns nicht, es scheint eher ein Reflex der umgebenden Welt, in der freylich manches sich noch an dem Weltlichte sonnen sollte, ehe es leuchten wollte. Wir geben es zu, daß die fremden Gelehrten in Bayern von einer sehr intriganten Zahl eigensinniger Menschen mißtrauisch belauert werden; das ist weder Nationalfehler noch gefährlich, es ist mehr oder weniger in allen kleineren Staaten. Jeder kennt seine eigne Landesgränze, unterscheidet daher leichter den Fremden. Wer sich darüber nicht hinwegsetzen kann, um ganz seiner Wissenschaft zu leben, der that unrecht, die Gränze seines Ländchens überschritten zu haben. Aber wegen dieses Mißtrauens gerade sollten diese fremden Gelehrten selbst da, wo sie eine Lücke in der Bildung ihres neuen Vaterlandes zu entdecken glauben (wir Mannert), lieber füllen, als eine Warnungsanzeige beyfügen. Wozu das Erwähnen der nationellen Hindernisse im Anfange der Rede J's? Sagt er nicht selbst, daß von jeher das Höchste die Knechtsgestalt angenommen, und ist dies nicht auch Sinn unserer Religion? Ueberall gibts Philister, wie Göthe sie bezeichnet, und zu jeder Zeit hat sich oft das Große hinter dem Nützlichen verstecken müssen; laßt sie gehen diese Philister, denn jeder hat auch wieder seine geniale Seite, wie auch das höchste Genie irgend ein Stück Philisterey in sich trägt, wie einen organischen Fehler

Die vielleicht überspannten Erwartungen Rottmanners von seinem Volke, der Hochmuth gegen nördliches Deutschland und Borussismus, den er wahrscheinlich aus dem Freymüthigen kennt, sind mir viel erträglicher, als dieses Ja und Nein J's; es ist bestimmt viel aufmunternder für die Nation. Wollte er etwas gründlich Hinderndes für die Bildung von Deutschland hinwegräumen, das nur polemisch sich auswischen läßt, weil es zum Vorurtheil geworden, so ist es der Unterschied zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschlande, der in der Natur so wenig begründet, daß man nicht weiß, wo das eine anfängt und das andere aufhört, ja in einem großen Theile von Baiern das Klima von Meklenburg findet, also erst durch ausgeglichene Religionsstreitigkeiten und ästhetische Ruhmredigkeit entstanden ist. Aber ganz im Gegentheile vereinigen sich hier J. und R., um diese Trennung scheinbar nothwendig darzustellen. Nachdem wir also wahrscheinlich machten, daß die Rede J's wenig Aufmunterndes haben konnte, und R's Kritik keinen weitern Erfolg hatte und haben konnte, als die Parteyen, die einander in Baiern gegenseitig unthätig machen, zu erhalten, so würde sich beydes mit unserer Kritik darüber wie Null von Null mit Null aufheben. Wir wollen indessen unserm guten Willen seinen Willen lassen und noch ein Paar Worte über den Gegenstand sagen, der auch unsre Gedanken lange beschäftigt hat; wir geben nur einiges der weitern Mitwirkung hin. — Es scheint, daß die Zeit aus ist, wo ausgezeichnete Menschen bloß zur Beförderung der allgemeinen Bildung in einem gemächlicheren Leben erhalten werden müssen; wenn in unserm Zeitalter wirklich, wie gesagt wird, die Idee regiert, so muß jede ideelle Ausbildung mitregiren, die Academieen sind also in solcher Zeit wesentliche Theile der Regierung, und wie die Regierung aus einer Verbindung aller entsteht, so muß auch die Landesacademie der Mittelpunct aller ideellen Bildungsanstalten seyn, also nicht selbst über die Ausbildung regieren; denn durch sie wird erst die Regierung die gesammte Thätigkeit der Nation

begreifen und in sich verdichtet darstellen. Was Trieb und Wunsch des Volks ist, das muß sie wirklichen, sie muß wie die Französische Academie in physicalischen Versuchen, so in allem alles genial Entdeckte nach Principien durchgehen und vollständig darstellen als allgemeine Kanzelley. Wie dies durch einen ganzen Staat durchzuführen in Verfassung und Ritterthum, ist hier zu weitläuftig; auch steht jetzt Europa auf dem Scheidewege. — Bleibt die Academie nach gewöhnlicher Art bloß bey dem Eingange, bey Wissenschaft und Kunst, getrennt vom Leben stehen, so ist doch immer noch viel Lobenswürdiges zu thun, was von den meisten Deutschen Academieen unterlassen wird, unter vielem andern vorzüglich Mathematiker und Gesetzgeber zu bilden; hier muß aus dem Fundamente gebaut werden, denn was davon noch steht, hindert; alle andre Wissenschaft und Kunst, z. B. die endliche Beendigung und vollständige Benutzung und Bekanntmachung aller Ueberbleibsel des Alterthums und der Kunst, wird sich bey einiger Gewissenhaftigkeit der Directoren einzelner Abtheilungen der Academie und bey der nothwendigen Strenge und Härte des Präsidenten, in den Zwangarbeiten zu einer reinen selbsteignen Thätigkeit entwickeln, insbesondre wenn solche Anstalten von den antheillosen Hauptstädten nach Universitäten verlegt werden, wo die unverwüstliche Jugend mit immer regsamen frischen Wellen das Ufer netzt und befruchtet. Unmöglich hätte da der Strom solche unfruchtbaren und unbedeutenden Stellen aus allerley Schriftstellern absetzen können, welche J's Rede beschließen. Wie müssen sich die Verfasser gekränkt fühlen, von denen doch mancher ein besseres Schicksal verdient hätte, hier mit unbedeutenden Aeußerungen wie ein Gegensatz unsrer Zeit gegen Bruno, Spinoza, Hemsterhuis, Plato in den früheren Anhängen Jakobischer Schrift ausgestellt zu seyn; denn vergebens haben wir uns abgearbeitet, etwas Mystisches in diesen sehr ordinären Bemerkungen zu finden, die Tausende geliefert hätten, ohne ein Eigenthumsrecht daran zu vermeynen. Schellings Worte über die



Academie: sie solle seyn eine Anstalt des Friedens und der Vermittelung des Widerstrebenden in der Zeit durch die Wissenschaft erschrecken uns dazwischen, als wenn eine schwache Discantstimme mitten im Liede plötzlich in einen ernsten tiefen Baß sich umsetzte; sie ist sehr tief und sehr ernst. Eine ernste

fällt, führt aber noch übler irre, und aus dem Vergessen der nächsten Geschichte läßt sich freylich eine neue Zeit leicht heraus buchstabieren. Wie eine christliche Gesinnung mit dieser Annahme einer ganz neuen Zeit bestehen mag, ist unerklärlich, und wir werfen dies dem Verf. mit Ernst zur Beantwortung ein, da er gegen die Aufklärer spricht, die immer von sich und ihrer Familie ein neues Weltheil versprechen. Napoleon hob mit vieler Weisheit die neufranzösische Zeitrechnung auf. Wir meynen zuweilen, daß das viele Streiten über den Anfang des neuen Jahrhunderts diese fixe Idee von einer ganz neuen Zeit hervorgebracht hat, wozu wir doch in allen größern Ereignissen keine Veranlassung finden, die meist ohne in das Innere einzudringen, das Aeußere auf dem von Jahrhunderten vorgeschriebenen Wege damit in Uebereinstimmung zu bringen trachten. Wenn der Verf. das jetzige Unglück von Preußen und das jetzige Wohlseyn von Bayern aus der verschiedenen gelehrten Bildung der Länder ableitet, so möchte ich ihn doch wenige Jahre früher auf das Schlachtfeld von Hohenlinden und auf den damahligen Wohlstand in Preußen zurückweisen, ferner auf die Zeit, wo Preußen, Bayern, unter jenem dem Verf. verhaßten Friedrich vom Untergang rettete, zu einer Zeit, wo noch keine protestantischen Lehrer in Bayern sich eingeschlichen hatten (S. 25). Lächerlich war es uns, den Spaß, welchen man sich mit Chenevix in Jena erlaubt hatte, ihm einen Hörsaal voll Studenten für eine Bücherfabrik auszugeben, hier (S. 27) als eine gegründete Wahrheit und als die Meynung des Auslands aufgeführt zu sehen. Mag dies ein Zeichen seyn, wie er das nördliche Deutschland kennt, wir verwundern uns nicht darüber, denn eine Zeit, wie die unsre, die im ersten Kennenlernen, wo sie sich in allem neu findet, schon die Welt und ihre Jahrtausende übersieht, ohne noch hineingesehen zu haben, bedeckt bequem mit ihren Händen eine Landkarte, wenn sie darauf schläft und träumt; aber ein kurzer wacher Aufenthalt in dem protestantischen Deutschlande wird jeden überzeugen, daß dieselben Ele-

mente nur weiter fortentwickelt, auch da, wie in Baiern sich finden, und daß vor allem vorzeitiger Provinzialstolz auf irgend ein eigenthümliches Glück oder über Siege das Durchdringen des Wahren zu dem Herrschenden hemmte und die Länder dem gesammten Deutschlande entfremdete. Er ist auch hauptsächlich schuld, daß nicht bloß im thätigen Leben, sondern auch im gelehrten manches eigentliche Leben ohne Ruf und Einwirkung geblieben, während bloße Form und gelehrtes Lärmschlagen die allgemeine Aufmerksamkeit an sich riß, worüber sich der Verf. mit deutscher Billigkeit, mit Fug und Recht beschwert. Der Unglaube hat aber keine eigne Epoche in der Geschichte von Europa festgesetzt, er war vor aller Geschichte und ist in aller Geschichte. Auch hat er keine besondere Geburtsstätte, z. B. Berlin, aber als ein öffentliches Unglück darf es diese Stadt allerdings bedauern, daß vieles Schlechte, was in ihr durch gelehrte Gesellschaften und Zeitschriften bekannt, von dem Auslande als Gesinnung der Stadt und des Landes angenommen wurde, während es in ihr nur als ein Spaß betrachtet wurde; nur aus diesem Gesichtspuncte ist es erklärlich, wie das Beste und Schlechteste neuerer Zeit an einem Orte erzeugt wurde, in dem fast alle nicht streng wissenschaftliche Zeitschriften das Brandmahl der tiefsten Erniedrigung trugen und noch tragen.

Q. Ennii Medea commentario perpetuo illustrata cum fragmentis quae in Hesselii, Merulae aliisque hujus poëtae editionibus desiderantur. Accedit disputatio de origine atque indole veteris tragoediae apud Romanos. — Dissertatio quam pro facultate legendi rite obtinenda — d. XIV. Mart. MDCCCVII palam defendet auctor Henr. Planck Philos. Dr. Coll. Reg. Repet. Sodalis. Göttingen, gedr. bey Baier. VI u. 134 S. 4. (20 ggr.)

Wenn es gleich nicht in der Macht des Verf. stand, zu leisten, was der etwas stolze Titel verheißt, der nichts Geringeres als die Wiederauffindung der Medea des Ennius erwarten läßt; so hat er doch einen schätzbaren Nachtrag zu den Bruchstück-Sammlungen dieses alten Dichters geliefert, der sich eben so sehr durch eine reiche Nachlese der bisher übersehenen Verse als durch die Behandlung derselben auszeichnet.

Voran steht ein räsonnirtes Verzeichniß der Fragmenten-Sammlungen des Ennius, in welchem uns die Verdienste des Hieronymus Columna bey weitem nicht genug hervorgehoben zu seyn scheinen. Die Bearbeitung der Reste der Medea wird durch eine reichhaltige Abhandlung über Ursprung und Natur der alten Römischen Tragödie eingeleitet, in der es aber noch viel zu sichten und zu berichtigen gibt.

Die Fragmenten-Sammlung selbst begleitet ein kritisch-metrisch-grammatischer Commentar, worin das von andern Sammlern Bemerkte nicht bloß wiederholt wird. Wie viel gegen den metrischen Theil der Bearbeitung zu erinnern ist, zeigen die in der Jen. A. L. Z. 1807 St. 119 aufgestellten Beyspiele.

Die hier vereinten Bruchstücke aus der Medea finden sich beynahe sämmtlich schon in den frühern Sammlungen; auch hat schon Columna, wie der Verf., die entsprechenden Griechischen Verse des Euripides jedesmahl der Uebersetzung des Ennius beygegeben. Da die Zahl der Bruchstücke nicht ganz unbeträchtlich ist, so erhält man durch Vergleichung mit dem Euripides eine anschauliche Vorstellung, wie die ältern dramatischen Dichter der Römer sich zu ihren Griechischen Mustern verhalten haben. Der Verf. bringt gute Bemerkungen darüber bey; auch sucht er S. 47 f. die beyden dem Schein nach sich widersprechenden Stellen des Cicero Acad. I, 3 n o n v e r b a, s e d v i m Graecorum poëtarum expressisse Attium, Pacuvium, Ennium und de fin. I, 2 fabel-

las latinas (Ennii et Pacuvii), ad verbum de Graecis expressas mit einander zu vereinigen.

Ueber verschiedene zur Medea gehörige Verse, welche theils mit der Ueberschrift Incerta, quo loco reposita, theils unter der unpassenden Spuria aufgenommen worden, sich aber bey Columna meist unter der Rubrik ex altera Medea befinden, müssen wir einiges berichtigend anmerken. Es bleibt dem Verf. das Verdienst, in der Erörterung S. 68—73, ob es eine doppelte Medea des Euripides und eine doppelte des Ennius gegeben habe, gegen die herrschende Vorstellung der Fragmenten-Sammler des Ennius wahrscheinlich gemacht zu haben, daß es nur Eine Tragödie des Ennius unter diesem Nahmen gegeben habe, daß die aus ihr vorhandenen Verse, welchen keine gleichen oder ähnlichen im Euripides entsprechen, aus der freyen Weise, wie Ennius die Urschrift behandelt habe, zu erklären seyn, und daß man sich nicht müsse irre machen lassen, wenn das Stück bald Medea bald Exsul genannt werde, indem der vollständige Nahme vermuthlich Medea exsul gewesen sey. (Man könnte auch vermuthen Medea sive Exsul. Vgl. Valckenaer Diatribe in Eur. p. 16. Danz ep. ad Eichstad. p. VI f. Danz möchte den Miles gloriosus des Plautus lieber Gloriosus sive Miles nennen.) Da dieses alles der Verf. so richtig beurtheilte, so wäre zu wünschen gewesen, er hätte noch mehr Fleiß darauf verwendet, denjenigen Bruchstücken, die hier noch in trauriger Gestalt vereinzelt hinten an stehen, den Platz, welchen sie ehemahls im Stück gehabt haben, theils muthmaßlich, theils mit Sicherheit anzuweisen. Daß sich das bey den meisten thun lasse, wird gezeigt werden. Am meisten findet man sich im Dunkeln bey den beyden ersten S. 96.

— — — — Quis tu es
Mulier, qui me insueto nuncupasti nomine?

In dem Stück des Euripides, das wir lesen, kommen keine diesen entsprechende Worte vor; aber die Art, wie der

Verf., fast wie Scaliger, die Worte mit einer andern Stelle verbindet und auf die erste Anrede der Medea an den Aegeus und dessen Antwort bezieht, ist in Ermanglung des Gewissern einstweilen annehmlich, und die Stelle hätte wohl unbedenklich nach dieser Divination in die Reihe der gewisseren (zu Euripides V. 663 d. Porsonschen Ausg.) aufgenommen werden können. Sehr frey schien dann freylich Ennius den Euripides behandelt zu haben.

Asta, atque Athenas, antiquum opulentum oppidum,
Contempla, et templum Cereris ad laevam adspice.

Ist irgend ein ungewisses Bruchstück der Medea, das man auf eine zweyte Medea, die als Exsul nach Athen kommt und welcher ein Exeget die Stadt zeigt, deuten möchte, so ist es dieses. Aber man kann sich doch auch denken, wie es in die Medea zu Corinth eingepaßt gewesen, sey es, daß Ennius mit Euripides Stück bedeutende Veränderungen vorgenommen, oder daß er eine von der unsrigen abweichende Medea des Euripides vor sich gehabt, wovon hernach. Kurz, der Dichter, der jene beyden Verse schrieb, ließ vielleicht den Aegeus der Medea, der der König ein Asyl in Athen zusicherte, auf seinem Schild die herrliche Stadt zeigen und ihr die Figuren auslegen.

Ueber den Vers S. 99:

— — — — — qui ipsus sibi
Sapiens prodesse nequit, nequidquam sapit,

dem auch ein gleicher griechischer, nicht in dem Stück des Euripides, das wir besitzen, aber doch als aus Euripides Medea genommener, entspricht:

Μισῶ σοφιστὴν, ὅστις οὐχ αὑτῷ σοφός

wird S. 69 ff. verhandelt. Ausfälle auf Jasons Sophistereyen spart Medea im Euripides nicht, z. B. V. 580 ff. Vergl. auch des Boten Rede V. 1222 ff. Zu einer solchen Stelle mag der obige Vers etwa auch gehören, der anzudeuten scheint,

daß Jason mit aller Klugheit doch sich selbst den Untergang bereite.

Sehr übereilt wird behauptet, daß folgendes Bruchstück weit vom Inhalt und der Oekonomie der Medea des Euripides abzuliegen scheine.

Non memoro, quod draconi sopivi impetum,
Non quod viros domavi et segetis armatae
Manus

Es ist die verkürzte Uebersetzung von Euripides V. 476—482. oder von einem Theile dieser Verse:

Ἔσωσά σ', ὡς ἴσασιν Ἑλλήνων ὅσοι, u. s. w.

Mit gleich vorschneller Zuversichtlichkeit legt der Verf. S. 100 f. auseinander, daß die Verse beym Cicero N. D. 3, 25, welche Kindervater Ennius Medea beygesellte,

Nequaquam istuc istac ibit; magna inest certatio.
Nam ut ego ollis supplicarem tanta blandiloquentia?

vom Ennius gar nicht hätte vorgetragen werden können, ohne den Character des Euripideischen Stücks zu zerstören. Doch findet man klar und deutlich diese Aeußerungen Medeens, nachdem sie vom Creon Einen Tag Aufschub ihrer Verbannung erbeten, beym Euripides V. 366—371.

Ἀλλ' οὔτι ταύτῃ ταῦτα, μὴ δοκεῖτέ πω. u. s. w.

Der ungewisse Vers:

Qui vult esse, quod vult, ita dat se res, ut operam dabit.

könnte zu den Worten der Medea beym Euripides gehören, wo sie V. 756 verspricht, nach Athen zu kommen:

Πράξασ' ἃ μέλλω, καὶ τυχοῦσ' ἃ βούλομαι

oder zu dem, was der Chor V. 759 dem Aegeus wünscht:

ὧν τ' ἐπίνοιαν σπεύδεις κατέχων,
πράξειας.

Es kann nicht zweifelhaft seyn, daß folgende Verse der Medea angehören:

> Olle transversa mente mihi hodie tradidit repagula,
> Quibus ego iram omnem recludam, atque olli perniciem dabo,
> Mihi moerores, olli luctum: exitium olli, exulium mihi.

obgleich nur die beyden letzten Verse dem Hauptgedanken nach mit V. 401 f. Πικροὺς δ' ἐγὼ u. s. w. übereinstimmen, wie der Verf. anmerkt. Bezogen sich die repagula und repagulis iram recludere etwa auf das, wie Porson zur Medea V. 1314 sehr wahrscheinlich macht, vom Euripides figürlich gebrauchte Wort μοχλεύειν?

Endlich wollen noch folgende Verse in Reihe und Glied gestellt seyn:

> — — — — — postquam pater
> Appropinquat, jamque paene, ut comprehendatur, parat,
> Puerum interea obtruncat membraque articulatim dividit,
> Perque agros passim dispergit corpus: id ea gratia,
> Ut, dum nati dissipatos artu captaret parens,
> Ipsa interea effugeret: ollum ut moeror tardaret sequier,
> Sibi salutem ut familiari pareret parricidio.

Der Verf. urtheilt, diese Worte fehlen nicht nur im Euripides, sondern sie passen auch keiner einzigen Person des Euripideischen Stücks, die sie gesprochen haben könnte. Sie müßten aus irgend einem Prolog, etwa der Medea des Attius, entlehnt seyn. Unstreitig gehören sie aber der so oft von den Römern vorzugsweise angeführten Medea des Ennius an; auch passen sie ganz zu den Vorwürfen, mit welchen Jason die Medea beym Euripides nach dem Mord ihrer Söhne überhäuft, und sind aus folgenden Worten V. 1331 f. ausgesponnen:

> Κτανοῦσα γὰρ δὴ σὸν κάσιν παρέστιον,
> τὸ καλλίπρωρον εἰσέβης Ἀργοῦς σκάφος.

Wenn nun gleich nach dem bisher Ausgeführten kein hinreichender Grund vorhanden ist, eine doppelte Medea des

Ennius anzunehmen, so folgt daraus noch nicht, daß es auch nur Eine Medea des Euripides gegeben, oder wenigstens nur Eine Ausgabe der Euripideischen Medea. Daß zwey Ausgaben dieses Stückes vorhanden gewesen, schlossen von Manuzzi an mehrere Gelehrten, auch Hemsterhuys, aus verschiedenen Bruchstücken, die hier und da angeführt werden, ohne sich in unserm Text der Euripideischen Medea zu finden; Porson erklärte aus dieser Hypothese einzelne merkwürdige Verschiedenheiten der Lesart; Böttiger de Medea Euripidea cum priscae artis operibus comparata, in Matthiä Miscell. philoll. V. 1. P. 1. p. 123 f. macht den übeln Zusammenhang einer Stelle der Medea daraus begreiflich, daß die erste und zweyte Ausgabe an diesem Ort auf eine wenig passende Art zusammengekittet worden. Mit der hohen Vortrefflichkeit, welche in vielen Theilen des Euripideischen Stücks, insonderheit in der Behandlung des an Wahnsinn streifenden Affects der Medea, weit umher strahlt, scheint mir so vieles andre Ungehörige, schlecht Motivirte, Matte und Frostige in einem so auffallenden Abstich zu stehen, den ich weder mit den Lobpreisungen dieses Stücks im Alterthum zu reimen, noch bloß aus einer partiellen Vermengung zweyer Ausgaben zu erklären weiß. Dies damit zusammengenommen, daß es schon im Alterthum Zweifler an der Aechtheit des Stücks gegeben zu haben scheint, die es einem jüngern Euripides beylegten; daß ferner ein Dichter Neophron eine, nach einigen Stellen, von denen wir Kenntniß haben, zu schließen, nicht unglücklich veränderte Ausgabe der Euripideischen Medea veranstaltete; so dürfte die Vermuthung vielleicht nicht allzu kühn oder unbegründet scheinen, daß bey dem noch vorhandnen Stück zwar die ächte Medea des Euripides zum Grund liege, aber theils aus zwey Ausgaben des Euripides selbst, theils durch eigne Zuthaten irgend eines spätern umarbeitenden Diaskeuasten mehr oder weniger oft sehr unglücklich interpolirt. Des Auffallenden ist schon von Andern vieles bemerkt, und zum Theil mehr beschönigt als gänzlich weggeräumt worden. Wen muß es nicht

befremden, daß Medea, die nur eine μέτοικος von Corinth war, jetzt verstoßen vom Gemahl, des Landes verwiesen, noch umgeben, begleitet und geehrt wird von den vornehmen Matronen Corinths, von solchen, zu denen sie beym Ennius (Planck S. 83) sagt:

> Matronae opulentae, optumates, Corinthum quae,
> Arcem altam habetis.

nach dem Euripides V. 255 f.

> Σοὶ μὲν πόλις ϑ' ἥδ' ἐστὶ καὶ πατρὸς δόμοι,
> Βίου τ' ὄνησις.

Diese Frauen, im Besitze des Geheimnisses der Medea, machen äußerst schwache, so gut wie keine, Versuche Medeens Rache-Anschläge zu hintertreiben; nichts für sich von ihrer Theilnahme an der Freundin fürchtend, bleiben sie, selbst nachdem Medea ihre Kinder gemordet, ruhig stehen, erzählen dem Jason alles, was vorgegangen, und werden nicht im mindesten in Anspruch genommen. Mit Gedanken des Mordes ihrer Kinder scheint Medea gleich vom Anfang umzugehen V. 112 f.; gleichwohl kündigt sie hernach nur den Mordanschlag gegen Creon, Jason und dessen Braut V. 375. an:

Creon

> — — — — τήνδ' ἀφῆκεν ἡμέραν
> μεῖναί μ', ἐν ᾗ τρεῖς τῶν ἐμῶν ἐχϑρῶν νεκροὺς
> ϑήσω, πατέρα τε καὶ κόρην πόσιν τ' ἐμόν.

Und doch ist weiterhin von einem Anschlag auf das Leben des Gatten gar nicht die Rede. Mit dem Vorsatz, ihre Kinder zu tödten, tritt sie aber V. 788. gegen ihre Freundinnen hervor. Aegeus Ankunft in Corinth und zur Medea ist in diesem Stück ein bloßes Werk des Ohngefährs, ist aber von andern Dichtern vortheilhafter benutzt worden. Ueber Creons Nachgiebigkeit gegen die Medea wundert man sich billig. Daß sich Jason durch die gleißnerischen Worte der Medea, die

mit ihrem vorigen Benehmen und ihrem ganzen Character so stark contrastiren, fangen läßt, macht wenigstens seinem Scharfsinn keine Ehre. Unbegreiflich ist, (was auch Bothen als ungereimt auffiel) wie Jason V. 912 ff. von seinen und Medeens Söhnen, die eben mit ihrer Mutter der Verbannung preis gegeben werden sollen, sagen kann, er hoffe, daß sie einst zugleich mit den Brüdern, die er ihnen aus seiner neuen Ehe geben werde, die ersten in Corinth seyn und über seine Feinde siegen werden! Die wichtigste Indication aber einer wesentlichen Intropolation scheint die Stelle V. 1375 ff. zu geben, wo Medea, nachdem sie ihre Söhne getödtet, kurze Zeit vorher, ehe sie mit dem Sonnen-Wagen entflieht, dem Jason die Leichname der Kinder versagt:

> Οὐ δῆτ᾽, ἐπείσφας τῇδ᾽ ἐγὼ θάψω χερὶ,
> φέρουσ᾽ ἐς Ἥρας τέμενος ἀκραίας θεοῦ,
> ὡς μή τις αὐτους πολεμίων καθυβρίσῃ,
> τύμβους ἀνασπῶν· γῇ δὲ τῇδε Σισύφου
> σεμνὴν ἑορτὴν καὶ τέλη προσάψομεν
> τολοιπὸν, ἀντὶ τοῦδε δυσσεβοῦς φόνου.

Wie? die Geächtete, die Kindermörderin, darf dem Isthmus befehlen, Teletä zu errichten, um die Manen der Kinder zu versöhnen, die sie mit eigner Hand ermordet hat? Glaubt man nicht hier vielmehr die Stimme einer Gottheit zu hören, die, ungefähr wie im Homerischen Hymnus V. 271 ff. die aufgebrachte Ceres im Weggehen den Eleusiniern befiehlt, ihr Tempel und Altar zu bauen:

> Ὄργια δ᾽ αὐτὴ ἐγὼν ὑποθήσομαι, ὡς ἂν ἔπειτα,
> εὐαγέως ἔρδοντες, ἐμὸν νόον ἱλάσκοισθε.

Musgrave und mit ihm Böttiger unterhalten daher die Vermuthung, daß diese Verse aus der ersten Ausgabe der Medea hier eingeschwärzt worden, und letzterer äußert den ungemein glücklichen Gedanken, daß es Worte der Juno seyn möchten die in der ersten Ausgabe als deus ex machina aufgeführt

worden zu seyn scheine, worauf er sehr scharfsinnig die Aeußerung des Aristoteles von der Entwicklung der Euripideischen Medea durch eine μηχανὴ bezieht. Eine neue Bestätigung für diese Ansicht scheinen uns aber die Schlußanapästen des Chors V. 1413—16 zu geben:

> Πολλὰ δ' ἀέλπτως κραίνουσι θεοί·
> καὶ τὰ δοκηθέντ' οὐκ ἐτελέσθη,
> τῶν δ' ἀδοκήτων πόρον εὗρε θεός.
> Τοιόνδ' ἀπέβη τόδε πρᾶγμα.

Dieselbe Clausel hat Euripides noch in vier Stücken gebraucht, und allemahl bezieht sie sich auf den Gott in der Maschine, der den Knoten zu lösen erscheint. So in den Bacchä, wo Bacchus, in der Helena, wo Castor und Pollux erscheinen, in der Andromache, wo Thetis dem Peleus befiehl, den getödteten Neoptolemus in Delphi begraben zu lassen; in der Alceste endlich, wo Hercules den Knoten löst, und Admet deswegen befiehlt Feste zu feyern. Nehmen wir nun die Angaben beym Scholiasten und beym Aelian (s. Musgrave's Anm. und Böttiger l. c. p. 125 f.) zu Hülfe, daß Euripides, bestochen von den Korinthiern, die Schuld des Kindermordes, die auf ihnen haftete, der Medea aufgebürdet habe, so könnte man wohl muthmaßen, daß Euripides in der ersten Ausgabe die Korinthier als die Mörder von Medeens Kindern vorgestellt, den Bitten der Korinthier aber um Abwälzung dieser Schmach von ihnen später nachgegeben und eine anders modificirte Ausgabe für Korinth veranstaltet habe. Ueber den Ausgang der ersten Ausgabe läßt sich etwa folgendes ahnen. Nachdem die Königliche Braut und ihr Vater durch die Zaubermittel Medeens getödtet worden, wird die Zauberin und ihre Kinder von den Blutrache fordernden Anverwandten des Königlichen Hauses aufgesucht; Medea rettet sich noch durch die Flucht, aber die Kinder werden ergriffen und ermordet. Jason kommt zu spät zu ihrer Rettung herbey, und wünscht sie nun wenigstens zu begraben, als die Beschützerin der Burg von Ko-

rinth, Juno, erscheint, den Kindern ein Grab in ihrem Temenos verheißt und den Korinthiern auflegt, wegen der begangenen Blutschuld σεμνὴν ἑορτὴν καὶ τέλη „geheime Weihungs- und Reinigungs-Feste" (Vgl. Hippolytus V. 25 und den ersten Theil von Valckenaers Note dazu) zu stiften.

Auf die verunglückten Versuche, den Euripides und namentlich seine Medea nachzubilden oder wohl gar zu überbieten, steht ein satyrisches Epigramm (σκωπτικὸν, sagt die Vaticanische Handschrift) des Archimelus in der Griechischen Anthologie T. 2. p. 64. n. 2., dessen Uebersetzung wir noch zum Schluß beyfügen:

> Nie versuche du, o Poet, Euripides Bahnen
> Zu betreten; sie sind schwierig den Menschen zu gehn.
> Zwar erscheinen dem Blicke sie glatt und eben, doch sind sie,
> Kommt man selber hinein, rauher als spitziger Dorn.
> Wagest du gar zu zeichnen der Aeetide Medea
> Höchstes, sinkest du ganz unter. Entsage dem Kranz!

Es läßt sich auf solche Versuche anwenden, was Livius 35, 32 sagt: Consilia calida et audacia prima specie laeta, tractatu dura, eventu tristia.

1. P. Ovidii Nasonis Metamorphoses. Recensuit varietate lectionis notisque instruxit Gottlieb Erdm. Gierig. Edit. altera ad singulos prope versus vel emendatior vel auctior. Tom. I. Lipsiae sumtu E. B. Schwickerti 1804. XXXII 549 plag. Tom. II. cum indicibus duobus uno verborum altero nominum propriorum. 1807. 960 plag. 8 maj. (5 Thlr.)

2. P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon libri XV. Des Ovidius XV Bücher der Verwandlungen mit Anmerkungen zum Nutzen der Jugend herausg. von Alb. Chri-

stian Meineke. Lemgo im Verlag der Meyerschen Buchhandlung. 1807. Erster Th. 504 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

3. P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon Chrestomathia in usum iuventutis conscripta ab A. Winding Brorson. Francof. ad Moen. ap. Varrentrapp et Wenner 1807. VIII u. 206 S. 8. (40 kr.)

Was bisher über Ovids Metamorphosen, eines der gelesensten Dichterwerke der Römer, und in vielfacher Hinsicht eines der interessantesten und wichtigsten, geschrieben war, befriedigte mehr die Gelehrtern durch die kritischen Observationen der Holländer Heinsius und Burmann, und nur Ciofanus und einige ältere hatten für die Erklärung etwas Bedeutendes geliefert; dagegen erklärte der gemeine Troß der Ausgaben nach Junkerscher und Minellischer Manier die Wörter nur durch andere Wörter, meist wo man's nicht nöthig hat, ohne die Dichtersprache aus Ovid und andern zu erläutern, noch viel weniger durch Vergleichung Griechischer und Lateinischer Schriftsteller der Erklärung gelehrten Werth zu geben, den Text einer gesunden Kritik zu unterwerfen, die Hauptlesarten zu prüfen und die, der Einsicht nach, beste zu behalten. Wir Deutsche rühmen uns jetzt durch einen Landsmann den Herrn Prof. Gierig in Fulda eine solche Ausgabe erhalten zu haben, die zumal in ihrer jetzigen zweyten Gestalt den gelehrten Leser meistens befriedigt, indem er die vorzüglichsten und bedeutendsten Lesarten anführt, oft beurtheilt, mit gelehrter Einsicht wählt und, ohne die Heinsiussische oder Burmannische Vulgata auf Treu und Glauben anzunehmen, oft die neugewählten in den Text erhebt; indem er ferner zur Erklärung bey jeder Fabel die übrigen Griechischen und Römischen Schriftsteller, die sie gleich- oder ungleichstimmig erzählen, meist vollständig anführt, das merkwürdigere Mythologische und Antiquarische erläutert, den dichterischen Ausdruck aus

ihm und andern erklärt, und selbst den Mitausdruck des Verses, wo er vorkommt, nicht unbeachtet läßt. Er hat seine Vorgänger fleißig und sorgfältig benutzt, aber auch aus seinem eignen Vorrath vieles Neue und Belehrende beygebracht. Wir können daher gewissenhaft diese Ausgabe allen Lesern dieses Gedichtes als eine sehr brauchbare Hülfe zum Verstehen empfehlen, bey der sie weder zu sehr überladen noch im Stich gelassen werden. Seltner ist das letztere der Fall, als das erste, da der Rec. mehreremahl manches fand, was er und mit ihm wohl mancher andere gern entbehrte. Da jedoch Hr. G. seine Ausgabe vorzüglich Schullehrern bestimmte, so hätte er ihnen wenigstens die Burmannische Ausgabe ihrem erklärenden Theile nach durch hinlängliche Auszüge überflüssig machen sollen, so unnöthig dieses im kritischen Theile ist, der mehr die Gelehrten interessirt. Aber ungern sieht Rec. oft in den Noten die Worte vid. Burm. und vid. Heins..

So zufrieden indeß der Rec. mit dem größten Theile der kritischen und exegetischen Bemerkungen des Verf. ist, so ist ihm doch manches beym Durchlesen vorgekommen, was er falsch gefunden hat. Er legt daher dem würdigen Herrn Herausgeber einiges davon zu eigener Würdigung vor, wohl wissend, daß er sich vielleicht irren und Hr. G. Recht haben könne. Er findet zuerst die Variantensammlung oft allzu mager, und manche Lesarten nicht erwähnt, die in der That von Bedeutung sind, und von denen die Rede seyn kann, da sie den neuen entweder nicht viel nachstehen oder ihnen gleich, wohl gar über ihnen sind. Davon nur einige Beyspiele: die leicht mit vielen andern vermehrt werden könnten. II, 132. fehlt die Vulgata Effugit statt Effugito, und doch ist diese, wie wir hernach bey der Meinek Ausg. zeigen wollen, vielleicht richtiger als die andere. III, 532 fehlt die Vulg. Attollit für Attonuit. III, 538 fehlt Vos ne senes miseri, welches sogar Constantin. Fan. vorzog. III, 539 wird bey Hac Tyron, hac gar keiner weitern Verschiedenheit erwähnt, und doch zanken sich Constantin. Fan., Naugerius, Ciofanus und

Heinsius darüber, ob Ac Tyro hac profugos oder Hac Tyron ac profug. oder A Tyro hac prof. oder unsere Lesart richtiger sey. Das von Heinsius gewählte ist allerdings das lebhafteste und kräftigste. VI, 180 ist die Vulg. adverti verschwiegen; denn Heinsius wählte adverto, ob er gleich das gräcisirende advertor mehr empfahl. Wäre es auch nicht, wenigstens zur Erleichterung der Uebersicht des Kritischen, besser gewesen, die Anzeige der Lesarten so vollständig, als er sie geben wollte, wie im Heynischen Virgil in den von den Noten abgesonderten Variis lectt. anzugeben? Aber Hr. G. hat es bisweilen für gut befunden, manche nur in die Noten zu verweisen. Auch hat G. ferner die Observations- und Emendationsbücher älterer und neuerer Zeit im Fache der Kritik nicht so fleißig benutzt, als es der Gelehrte wünscht, der gern alle Verbesserungsversuche einer Stelle bey einander sieht. Er selbst hat einige eigene Vorschläge zu Aenderungen des Textes gemacht, von welcher der Rec. mehrere beyfallswürdig fand, andere unnütz, andere zu übereilt. Von den beyden letztern Arten führt er nur folgende zwey Beyspiele an. I, 165 will G. statt referens lesen repetens, weil er den Gedanken erforderlich findet, ins Gedächtniß sich zurückrufend; und darin hat er Recht. Aber bedeutet nicht ebendasselbe zuweilen auch referens? Es ist in dieser Bedeutung elliptisch gebraucht, entweder fehlt secum, welches der Dichter anderwärts hinzusetzt, z. B. Fast. IV, 667, oder es fehlt mente, welches Met. XV, 451. dabey steht; aber, wie hier, läßt er es auch sonst aus z. B. Amor. II, 8, 17. si forte refers. Uebereilt ist I, 313 der Vorschlag Separat Aonios Oetaeis Phocis ab jugis, worin er ein Paar unverantwortliche prosodische Fehler begeht; denn ist nicht ab vor j lang, und ist in jugum die erste Sylbe nicht kurz? Eben diese Stelle erinnert aber auch zugleich den Rec., den Herrn G. zu fragen, warum er von der trefflichen Vossischen Uebersetzung gar keinen Gebrauch gemacht hat, da sie ihm in kritischer und erklärender Hinsicht sehr dienlich seyn konnte; denn eben an dieser Stelle bot sie

ihm die einzig richtige Aenderung dieses Verses an Separat. Aemonios etc. wodurch alles im Reinen ist.

Zu I, 193. äußert G., von Lenz verführt, alibi non nisi unus Silvanus, denn Ovid erwähnt mehrere. Lenz fügt noch ein bescheidenes vielleicht hinzu. Aber sie kommen, wie in Ovid, auch würklich anderwärts in der Mehrzahl vor. S. Plin. H. N. XII, 2. Quin et Silvanos Faunosque und Lucan III, 403. hunc lucum non ruricolae Panes nemorumque potentes Silvani Nymphaeque tenent. I, 117 ist Lycei aus den übrigen Ausgaben statt Lycaei. Der Berg heißt ja Λύκαιον; etwas anders ist Λύκειον und Lyceum. I, 319 soll ὁμολεκτρὶς wohl heißen ὁμολεκτρός. I, 321. ist Themis nicht Aetheris filia, sondern vielmehr Urani et Gaeae fil. s. Hesiod. Theog. 133. Apollod. I, 1, 3. Verwechselte G. etwa die beyden verschiedenen Gottheiten Aether und Uranus? III, 495 hat G. keinen Gebrauch von Musonius Bemerkung zu Virgil E. II, 58 und Schraders in dem Emendation. libro gemacht, daß Eheu kein Spondeus, sondern nur ein Jambus sey, und daß man also, wo Eheu bis jetzt noch die Stelle zwey langer Sylben vertrete, lesen müsse Heu! heu!, welches auch in der That die Handschr. meistens bestätigen, wie in Virg. E. II, 58, wo Burmann umständlich davon gesprochen, und in Horat. Od. I, 15, 19, wo 6 Mss. nach Burm. in Anthol. lat. poet. p. 579 Heu heu für Eheu lesen. VI, 161 hat G. in der Eile pia mit tura verbunden, da es als Ablat., den das Metrum verlangt, zu prece gehört, so poetisch auch an sich tura pia ist. Den Zusatz bey cum prece — Intel. comprecatio, quae sacrificio addebat preces versteh' ich nicht. Es scheint mir überhaupt eine Erklärung davon unnöthig. VI, 174 wird in den Anmerkungen als der Niobe Mutter Dia angegeben; aber weder der dazu angeführte Scholiast des Homer ad Il. σ oder XVIII (nicht, wie verdruckt ist, ε) 486, noch Hygin geben den Nahmen so an, sondern vielmehr Dione. Bey eben dem Vers erinnert G. in der varietas lectt., daß

genetrix mihi von Burmann für genetrix mea in den Text eingeführt worden sey; aber diese Lesart finde ich schon in der Heinsius'schen Amst. 1659. Ob sie in noch frühern sey, weiß ich nicht. VI, 182. Hier hätten wohl bey der Erwähnung der Zahl der Kinder der Niobe die Angaben der Alten können vollständiger angegeben werden. Es fehlen z. B. die der Sappho, Bacchylides und Pindar aus Gellius, die des Alkman und Mimnermus aus Aelian, und die des Hellanicus, Pherecydes und Xanthus aus dem Schol. ad Eur. Phoen. Statt Cuper Observ. III. 7, muß es heißen III, 17. — VI, 185 hat G. am Ende des Verses ein Punkt; aber da der folgende Vers diesen fortsetzt, so setze man entweder ein Comma oder Colon, welches auch in den frühern Ausgaben steht. Den folgenden Vers hat G. ganz verderbt drucken lassen, wie ihn kein Kritiker geändert hat; und wer würde sich nicht auch schämen, einen solchen Hexameter aufzustellen?

Nescio quoque audete genitam Titanida Caeo

denn wie soll der gemessen werden? Und soll ihn gar Heinsius, selbst ein trefflicher latein. Dichter hergestellt haben, wie G. sagt? Er irrt sich. Jener las

Nescio quoque audete satam Titanida Caeo

ohne Zweifel wahrer, als die übrigen Vermuthungen. Der Vatersnahme der Latona ist aber schon seit den frühern Zeiten in den Ausg. und auch hier verdruckt, Caeo statt Coeo, denn er heißt griechisch Κοῖος. VI, 200, 201. Hr. G. hat für die Leser, welche noch nicht bis 203 gelesen haben, nicht verständlich genug angezeigt, daß in einigen ältern Ausg. V. 200 erst nach V. 205 steht, begleitet noch von einem andern, den schon Naugerius für unächt erklärte. J. Fr. Gronov erkannte zuerst, daß der Vers am unrechten Orte stehe und nach 199 versetzt werden müßte. Mit Recht. Aber der Vers wird sehr verschieden gelesen. Es ist hier nicht der Ort, davon umständlich zu reden. Nur dieses eine. Hr. G. liest Latonae turba. Quae quantum distat ab orba? Für wel-

chen Casus er turba halte, und womit er diesen Ablativ, denn dieser Casus ist es nach dem Sylbenmaaße, verbinde, sagt er nicht. Eben so hart bleibt nach Heinsius Lesart die Verbindung turba mit orba. Ich wundere mich, daß keinem die Veränderung des turba in turbam als Apposition des vorigen numerum eingefallen ist. Ich lese den Vers so:

. . . . Latonae turbam; quae quantum distat ab orba!

bey welcher Lesart wohl keine Dunkelheit statt findet. So viel über einige Stellen aus dem ersten Bande. Wir beschließen unsere Recension mit noch einer Durchsicht der letzten Fabel des Ovidischen Werkes, worin er Julius Cäsars Vergötterung beschreibt. XV, 755. Hier vermißt der Rec. eine Erklärung des M. tumentem nominibus Pontum, welches Stoff zu einer guten Note geben könnte. Auch wundert er sich, daß G. über die matten Worte V. 760 u. 761 nichts erinnert hat, und wie kläglich der Uebergang mit quod sey, wie nachlässig ein neuer Gedanke hinzugefügt werde, und wie das Wort palluit im Nachsatz, das sich nur auf den zweyten Gedanken beziehen kann, dennoch der Anordnung der Worte nach, auch auf den ersten Gedanken im Vordersatze sich beziehen müsse, und dennoch zu demselben unpassend sey. Indeß hat G. gegen Mitscherlich richtig erinnert, daß man nicht die Worte vidit quoque bis movere in Parenthese einschließen dürfe, weil gerade eben das darauf folgende Wort palluit sich auf diese vermeyntliche Parenthese bezieht. XV, 779 findet Rec. eine Schwierigkeit, die aber kein Ausleger und Kritiker Ovids berührt hat, im Worte nequidquam, welches dem folgenden ganz widerspricht; denn nicht umsonst hatte sie den Himmlischen geklagt, sondern sie vielmehr gerührt; der Erfolg ihrer Klagen war ja theils die sichtbare Theilnahme an Cäsars Morde, den sie nicht abwenden konnten, theils die Vergötterung ihres Lieblings. Indeß weiß der Rec. nicht, wie dieser Schwierigkeit könne abgeholfen werden; es genüge, auf dieselbe aufmerksam gemacht zu haben. XV. 781 hätte doch wohl Heinsius Vermuthung ferrum statt veterum einer Erwähnung

verdient, da die Parcen bey ihm anderswo auch so heißen, dagegen aber nie veteres, obgleich auch Rec. das letztere nicht mißbilligt. Im folgenden V. bezieht G. luctus futurus auf die Trauer über die nahen bürgerlichen Kriege, weil nach Virgil die Wunderzeichen nach Cäsars Tode sich ereigneten. Aber muß dieses auch bey Ovid seyn, und ists nicht wirklich anders? Denn was lehren die folgenden Worte praemonuisse nefas und besonders V. 779 und d. übr. anders, als daß Ovid diese Wunderzeichen vor Cäsars Tode schon beginnen läßt. Bey V. 807 hat G. wegen der Auslassung des Verbi excepit oder sequutus, alloquutus est zu Talibus hanc genitor nichts erinnert, und doch scheint diese Auslassung dem Rec. für einen solchen Zusammenhang nicht gewöhnlich. Daher billigt er die Lesart zweyer Handschriften, hinc für hanc, wozu das ausgelassene respondit oder dixit bey Ovid etwas gewöhnliches ist. Warum G. V. 816 die Worte pro quo, C. laboras in Parenthese mit den frühern Ausg. setze, sieht Rec. nicht ein, da ja das Ganze, was Jupiter aus dem Buche des Schicksals erzählt, nicht mit denselben Worten wieder erzählt ist, wie es dort etwa zu denken ist. Man lese nur das folgende. Er wundert sich ferner, warum, da doch die vorigen historischen Notizen mit weiser Kürze zur Erläuterung beygebracht worden sind, der vielleicht für einige schwerere V. 825 so ohne alle Erklärung gelassen ist. Endlich wäre V. 858 Rec. so kühn gewesen und hätte die unerklärbaren und für den schmeichelnden Ovid wenigstens höchst unzweckmäßigen Lesarten similes oder patrios aus dem Text gedrängt, und dafür dem Pylios, was Heinsius so schön vermuthet hat, den Platz eingeräumt.

Zum Schluß noch einen Wunsch, daß es dem Hrn. Verf. bey einer neuen Ausgabe gefallen möchte, die besonders durch Reiz, Wolf, Laguna u. a. verbesserte Orthographie künftig zu brauchen, und dagegen nicht zwischen dem Alten und Neuen hin und her zu schwanken. Denn so findet man festisque, arcisque, aber gleich darauf Tatiusque patresque — popu-

lisque. Man findet allerdings impius, immitis, suppono, succensus, illatus, aber doch adfatur, adligat, adnuit, adsentior, submovet. Eben so die langen ſ am Ende des ersten Theils eines zusammengesetzten Wortes, wo es besser ein kleines s ist, z. B. oſtendit, ſuſtinet, Helleſpontus, diſcedo, tranſigit, und endlich die bösen v im Anfang eines Wortes, wenn es Vocalzeichen seyn soll, und u in der Mitte, wenn es den Consonanten bedeuten soll, z. B. vmbra, vnde, diues, noua, statt umbra, unde, dives, novo. Auch findet sich gar das Wort obscenus auf dreyfache Art gedruckt, IX, 608, obſcoenus, X, 465, obſcaeno, und in der Anm. obſcena. — Die beyden angehängten Register sind sehr sorgfältig gearbeitet und eine nützliche Beyhülfe zum Nachschlagen. Nur hätten sie ökonomischer eingerichtet seyn können.

Nr. 2. ist ein Werk des nun verstorbenen fleißigen Meisneke, zuletzt Directors in Eisenach. Er hat seine Ausgabe, wovon dieser Band die 7 ersten Bücher enthält, nur zum Gebrauch der Jugend bestimmt, und macht also gerade keinen Anspruch auf den Gebrauch der Gelehrtern. Es ist nichts, als ein ziemlich brauchbares Vorbereitungsbuch zum Ovid, das dem Schüler die durch die poetische Versetzung der Wörter und Sätze bisweilen etwas dunklern Stellen durch die Angabe der Construction aufhellt, einzelne Wörter durch andere lateinische oder durch eine deutsche Uebersetzung erklärt, hie und da die Realien erläutert und vor jedem Abschnitte kurz den Inhalt darlegt. Größtentheils hat er auf diese Art wirklich für das erste Bedürfniß eines sich vorbereitenden Schülers gesorgt. Aber zu diesem Zwecke, die Vorbereitung zu erleichtern, hat er doch in der That oft zu viel gethan, zu oft unnöthig die Construction angegeben, einzelne Wörter erklärt, die der Schüler in jedem guten Lexico findet, und manche Stelle übersetzt, die dessen gar nicht bedurfte. Bey der Uebersetzung solcher einzelner Wörter und Stellen hat er gewöhnlich die Vossische Uebersetzung benutzt, jedoch immer seine Quelle

gewissenhaft genannt, welches wir rühmen müssen; nur hätte das Uebersetzen seltener seyn sollen. Durch das Zuvielthun hat er der guten Sache keinen Dienst gethan, dem fleißigen und forschenden Jünglinge oft die Freude des Selbstfindens geraubt, und dem trägen und leichtsinnigen hat er eine willkommne Brücke gebaut. In jedem Falle hätte das Weniger mehr als das Zuviel genutzt. Zu Beweisen des Gesagten dienen folgende Stellen. I, 3 wird die leichte Constr. der Worte primaque ab origine angegeben, und das sogar sehr klare a prima origine mundi durch ab initio rerum von der ersten Umwandlung des Urstoffs — erklärt. I, 6 nec quidquam durch nihil. I, 65 horrifer der stürmische; invasit hat eingenommen, welches nicht einmal ganz erschöpft; pluvius A. der regenbringende A. I, 69 dissepire (bey Meineke steht gar dissepere) ein seltener vorkommendes Verbum trennen, scheiden. I, 85 deor. moderantum cuncta erklärt durch deor. qui cuncta moderantur, regunt, gubernant. I, 95 in liquidas undas in das wallende Meer. I, 101 rastrum eine Hacke, Käthacke; und solcherley unnöthige Sachen finden sich nicht bloß vorn, sondern auch hinten, z. B. VII, 810 halare hauchen, wehen. VIII, 825 lingua susurra die flüsternde Zunge. Susurrus, a, um, als Adject. selten. Wozu das alles? und von der Art sind noch viele andere Noten.

In den Erklärungen folgt M. meistens seinem Hauptvorgänger Gierig, jedoch ist er auch nicht selten seiner eigenen Einsicht gefolgt. Der Rec. fand unter diesem Neuen Wahres und Falsches, wovon er einige Beyspiele anführen will. I, 2 verbindet er mit Köppen nam et und erklärt es etenim; aber schon Gierig verwarf dieses und bemerkte ganz richtig darin die Gegensätze: Ihr lenkt nicht nur das übrige und helft den Dichtern, sondern ihr waret auch die Urheber jener Verwandlungen. I, 32 verdirbt er das Ovidische Ubi, quisquis fuit ille deorum, secuit in seiner Angabe des Sinnes und der

Ordnung der Wörter in das falsch lateinische ubi ille deus, quisquis fuerit, secuisset. Wird wohl ubi je mit dem Plusquamperf. Conjunct. und quisquis ebenfalls ohne einen andern Grund mit dem Conjunct. verbunden? I, 101 immunis befreyt vom Zwange des Pfluges. Aber liegt dieses nicht in dem folgenden nec ullis saucia vulneribus? Eben so wenig heißt es aber auch wohl, was Gierig meynt, vacua a miseriis, ἀπαθής. Vielmehr liegt wohl in diesem Worte das, was Homer in der von Gierig angeführten Stelle aus Odyss. IX, 109 (nicht wie verdruckt ist 2, 109) *ἄσπαρτα καὶ ἀνήροτα πάντα φύονται* ausdrückt, oder von der Erde noch deutlicher IX, 123 *ἥγ' ἄσπαρτος καὶ ἀνήροτος ἤματα πάντα ἀνδρῶν χηρεύει*. Was Homer *ἄσπαρτος* nennt, ist ohne Zweifel nur mit eigner neuer Wendung durch immunis ausgedrückt, sie ist zu keiner Pflicht verbunden, zu keiner Abgabe und Gewinnleistung verpflichtet, nähmlich durch die Saat. Keiner säete etwas und erwartete darum auch von ihr nichts, sondern was sie trug, trug sie alles durch eigene Kraft, obgleich nicht verpflichtet, unbeschatzt, wie es Voß mit deutlicher Kürze gegeben hat. Nachher im eisernen Zeitalter, wo man in ihren Schooß Saamen warf, trug sie schuldige Nahrung (debita alimenta 137.). Zu II, 132 hat M. das effugito in effugit zu verändern vorgeschlagen, und darin gibt ihm Rec. Recht; denn der Imperativ ist hier ganz zur Unzeit eingemischt, da Ovid in diesen drey Versen die Sonnenbahn am Himmel beschreibt, die nur durch die drey mittlern Zonen gehe, aber sich vom Süd- und Nordpol entferne. Indeß ist dieses keine eigene Vermuthung, sondern nur die alte von Heinsius verdrängte Lesart, von der gleichwohl Gierig, wie von so vielen, ganz still schweigt. Eben so hat auch M. kurz vorher 128 der Lesart volantes, welche Heinsius auch verdrängt hat, für das hier ganz unschickliche volentes mit Recht seinen Beyfall gegeben; denn die Sonnenrosse müssen ja bey dem Labor est inhibere nicht erst als wollend und begehrend (volentes) fortzu-

Fürmen angegeben werden, sondern schon in der wirklichen That, im Fluge (volantes). Kraftlos ist also das volentes mit der Ell. properare, welches Gierig begünstigt.

Doch genug von dieser Schulausgabe. Hätte M. weniger die Construction angegeben, seltner einzelne Wörter erklärt, die sich der achtsame und fleißige Leser aus dem Lexico leicht mit Hülfe des Zusammenhanges erklären kann, hätte er dagegen die jungen Leser mehr mit der poetischen Grammatik, bewiesen durch Beyspiele aus Ovid, bekannt gemacht, hin und wieder noch mehr, als er gethan, Varianten aufgestellt und zur Beurtheilung vorgelegt, so hätte er nicht allein für den ersten Zweck der Vorbereitung, so weit es dienlich und erlaubt war, gesorgt, sondern er hätte auch zur Uebung und Bildung des jugendlichen, noch nicht gekräftigten Verstandes Anlaß gegeben. — Auch ist hier ebenfalls die Orthographie quibusque, regisque, abstuleris, discordia zu rügen, und der für eine Schulausgabe allzuverschwenderische Druck, denn auf mancher Seite sind nur 26 Zeilen, wodurch das Buch unnöthig vertheuert worden ist.

Nr. 3. ist ein nicht übelgerathener Auszug aus Ovids Metamorphosen, der wenigstens die vorzüglichsten Fabeln enthält, wiewohl man diese und jene vermißt, die ganz angenehm zu lesen ist. Alles hängt freylich bey einer solchen Wahl jederzeit von dem Umfang ab, den man dem Buche zu geben gedenkt. Aber das eine Gute hat der gegenwärtige Auszug vor den übrigen, die Rec. kennt, voraus, daß jederzeit die Lücken zwischen den ausgewählten Fabeln, die oft sehr bedeutend sind, durch eine prosaische kurze Erzählung aus Canteri serie metamorphoseon compendiosa ergänzt worden sind, wodurch man doch eine vollständige Uebersicht des Ganzen erhält. Woher der Text genommen sey, sagt Brorson nicht, es scheint meistens Burmanns Recension, von der er indeß nach eigener hinten beygefügter Angabe in 64 Stellen abweicht. Es stehen nähmlich am Ende Variantes lectiones ex recensione Bur-

manni. Der Rec. hat nur die Varianten aus dem ersten Buche verglichen; er kann sich aber von der Wahrheit keiner einzigen überzeugen, sie sind alle, außer der letzten, schon bekannte Lesarten, die Heinsius mit guten Gründen widerlegt hat. Nur die letzte, I, 359, hat der Rec. nirgends als eine alte Variante gefunden, sie ist also wohl dem Hrn. Brorson eigen. Aber Schade ist es, daß er sie nicht erklärt und ihre Nothwendigkeit erwiesen hat. Der Rec. gesteht, ihre Nothwendigkeit gar nicht einzusehen, und überhaupt nicht zu wissen, was für ein anderer neuer Sinn in ihr liege, der besser als nach der gewöhnlichen Lesart wäre. B. liest nähmlich: Quā sola timorem ferre modo posses, statt: Quo sola. Dieses letztere heißt: Wie könntest du wohl allein die Angst ertragen? Aber was heißt es wohl anders nach der neuen Lesart? — Ob unter den übrigen vielleicht eine und die andere wahrer, als die bisher von Heinsius oder Burmann gewählten sey, läßt Rec. unentschieden, da er keine weitere Durchsicht der übrigen vorzunehmen gedenkt, auch Hr. Brorson auf keine von allen, weder in dieser Variantensammlung, noch in der Vorrede, besonders aufmerksam gemacht hat. Sonst hat keine Stelle eine erklärende Note erhalten.

Symbolae Observationum in Ovidii Fastos, quas in novae Fastorum editionis specimen exhibet F. H. G. Gesenius. Altonae in officina J. F. Hammerich 1806. 8. 130 Bl. (14 gr.)

Auf eine neue Ausgabe von Ovids Fasten, die in kritischer und exegetischer Hinsicht soviel als möglich leistete, warten gewiß alle, die den reichen und wichtigen Inhalt dieses Gedichtes kennen. Der Stoff ist aber von der Art, daß sich tausend Dunkelheiten für uns hier finden müssen, weil wir bey den festlichen Gebräuchen oft in das graue Alterthum Latiums versetzt werden, von dessen Religion und religiösen Glauben wir

so wenig wissen, weil der größte Theil der hier beschriebenen Feste ländlich ist, und weil Ovid uns manches verschweigt und der Sitten kundige Leser voraussetzt. Hiezu kommt noch seine beständige Rücksicht auf die Gestirne, deren nicht allen jetzo bekannter und geläufiger Stand dem italischen Landmanne von Wichtigkeit war; und hier führt Ovid sogar durch seine eigene Unkunde irre. Beydes, sowohl der antiquarische, als der astronomische Theil, erfordert Ausleger, die vielseitig gebildet sind, die das Alterthum nicht erst von gestern her und dürftig kennen, sondern durch lang fortgesetzte Lectüre der Alten und vieler hundert in spätern, selbst christlichen Schriftstellern versteckten Stellen. Sollte dieses die Sache eines angehenden und nicht vielmehr eines ältern mit dem Alterthum wohl vertrauten Gelehrten seyn? Aber noch fand es seit 1747 keiner derselben gemüthlich, diesem Werke seinen Fleiß zu widmen. Aber die Hoffnung zu einer Bearbeitung von einem solchen fehlt uns, wird uns dagegen hier von einem Anfänger, dem Hrn. D. Gesenius gemacht, dessen gegenwärtiges Specimen sogar seine erste Probeschrift zu seyn scheint. Was von ihm zu erwarten sey, wird eine nähere Beleuchtung des Büchleins zeigen. Wir sprechen zuerst von dem eigentlichen Inhalt, und dann von der Sprache desselben.

In der Vorrede macht uns der Verf. mit seinem Plane bekannt. Da nicht sowohl die Worte als vielmehr die Sachen Schwierigkeiten erregten, so habe er sein Augenmerk vorzüglich auf die Erläuterung der Feste und heiligen Gebräuche, so wie auch des Auf- und Untergangs der Gestirne gerichtet. Er wolle auf dem von Ovid betretenen Wege fortgehen, und nicht allein die von dem Dichter gesammelten Meynungen und die anderer Alten genau nach den Regeln der Kritik prüfen, sondern selbst eigene Untersuchungen über historische, mythologische und astronomische Gegenstände anstellen. Denn der Untersuchungsgeist sey ein Glück unsers Jahrhunderts, man fange erst jetzt an, wissenschaftliche Kenntnisse für das Alterthum zu benutzen, da man sich vorher bloß in die engen Gränzen feiner Wortunter-

suchungen eingelassen habe. — Doch hier ist es wohl einmahl Zeit, den Sprecher ein wenig zu unterbrechen, und ihm zu Gemüthe zu führen, ob aus den vorigen Jahrhunderten die Scaliger, Kasaubone, Salmasius und Spanheim und viele andere, ob Carolus Neapolis, der vorzüglichste Ausleger der Fasten, bloße trockene Wortgelehrte gewesen, ob nicht gerade die frühern Jahrhunderte die vielen mühselig zusammengearbeiteten antiquarischen, chronologischen und astronomischen Werke erzeugt haben? Und gesetzt, daß das Schelten auf die ἀκρισία und ἀνιστορησία der frühern Jahrhunderte auf Wahrheit beruhte; hat sich denn nun der Tadler auch wirklich jener gerühmten Critica, quae in ἀνιστορησίᾳ et ἀκρισίᾳ illius temporis arguenda versatur, so bemächtigt, und sich nun aus den Alten und Neuern so viele mythologische, antiquarische, technologische, naturhistorische und astronomische Kenntnisse erworben, daß er sich mit den S. 10 genannten Männern, mit Schneider, Voß und Böttiger, wo nicht messen, doch getrost als ein würdiges Nebenglied an die Seite setzen könnte? Unsere Probe zeugt das nicht; denn die naturhistorischen Anmerkungen sind meistens von Schneider und Voß, die astronomischen von Pfaff, und von wem noch vielleicht etwas gewonnen werden konnte; und in den Anmerkungen über heilige Ritualia ist trotz der Versicherung eine klägliche Armuth. — Doch er fährt fort, daß seine Ausgabe nicht allein Jünglingen ein vollkommenes Verständniß des Dichters eröffnen, sondern sich auch vor dem Anblick Gelehrterer nicht scheuen sollte. Den Text werde er mehr einer genauen Durchsicht (accuratam recognitionem), als einer in allen Theilen vollkommenen Recension (omnibus numeris perfectam recensionem) unterwerfen. Aus der Probe erhellt auch wirklich hinlänglich, daß sich der Verf. aus Haß gegen Wortkritik nicht viel damit befange, aber auch, daß, wo er es thue, ihn gewöhnlich die vermeyntliche ἀκρισία der ältern Zeiten zum Besten habe und von der Wahrheit abführe. Doch näher zur Schrift.

Die Prolegomenen von S. 12 — 42 enthalten zwey Abschnitte, deren erster von den römischen Fasten und dem Plane des Ovidischen Gedichtes in Rücksicht auf das erstere handelt. Der Verf. hat bey der zweyten historischen Gattung der Kalender nicht genau genug die eigentlichen Fasti und die Annales unterschieden. Aus Chr. Saxii Stricturae in Francici cujusd. libell. de incerto histor. Rom. antiq. (Miscell. Lips. nov. P. 2.) hätte er lernen können, daß in den Fastis nur die Nahmen der Magistratspersonen und ihre Triumphe Jahr für Jahr aufgezeichnet waren, dagegen in den Annalibus außer den Nahmen noch die mancherley Begebenheiten jedes Jahres. Anders unterscheidet sie Hr. Gesenius. — Bey allem, was derselbe über die Fasti sagt, findet man nichts über die Fasti picti, wiewohl sie Ovid selbst F. I, 11. erwähnt. Von ihnen behauptet mit Recht Schwarz ad Plin. Paneg. p. 473, es wären dieselben, welche Martial XI, 4. und XII, 26. purpureos Fastos nennt, die nach der ersten Stelle im Janustempel ausgestellt gewesen wären. — Unrichtig steht p. 15 not. i, als das Jahr der ersten öffentlichen Bekanntmachung der Kalenderfasten durch den Cn. Flavius, das J. 440 a. U., es muß vielmehr heißen 450 a. U. 304 a. C. Die Vermuthung, die der Verf. darauf äußert, als ob jener Flavius die Fasten auf die 12 Gesetztafeln verzeichnet, ist ganz unstatthaft, da gewiß auf diesen Tafeln ein so überflüssiger Raum nicht war, um das in den Fasten Enthaltene aufnehmen zu können, weil er ja nicht bloß dadurch die dies fasti und nefasti verrieth, sondern auch nach Cicero u. a. die actiones, d. h. die Formulare, die zum Proceßführen zu wissen nöthig waren. — Daß ferner auf den alten Kalenderfasten sehr bald auch etwas von den Ursachen der Feste sey hinzugefügt worden, das vergißt der Verf. p. 16 zu erwähnen. Dagegen streitet er, p. 17 u. 18, wunderbar gegen Siccama und mit ihm auch gegen Wolf zu Sueton T. IV. p. 319, welche als das erste Beyspiel der nachher einreißenden Schmeicheley, Siege in die Fasti calendares einzu-

tragen, das von M. Antonius aus Cic. Phil. 2, 34. angeben. Und das ist es in der That, trotz der beygebrachten Stellen des Verf. aus unserm Gedichte, welche auf frühere Siege hingehen. Aber auf was für Siege? etwa Siege der Bürger gegen Bürger? nein! gegen damals für Rom auswärtige Feinde; und so wenig es in den frühern Zeiten erlaubt war, bey Bürgerkriegen über Bürger zu triumphiren, so wenig wurde ein Sieg über Bürger vor jener Zeit des Antonius in den Kalender als ein glücklicher Tag eingetragen. — S. 20 wird in der Anm. Cicero's Stelle ad Att. IV, 8. von den öffentlichen historischen Fasten verstanden; aber schon Corradus, Ernesti und Schwarz ad Plin. Paneg. p. 473 verstehen mit Recht Privatfasten, die sich Domitius Ahenobarbus, wie viele andere große Römer, hielt, um dort seinen Nahmen als Consul auf einer Seite oben anzuschreiben; aber vergeblich. — S. 22 u. ff., wo die alten Historiker erwähnt werden, welche in ihren Geschichtsbüchern den alten heiligen Kalender berücksichtigt haben, vermißten wir den L. Calpurn. Piso, Valerius Antias und Fab. Maxim. Servilianus, obgleich ihrer bey Macrobius Saturn. I, 12. 13. 16. gedacht wird, wo auch die übrigen erwähnt werden. Dieser ganze Abschnitt hätte bey mehr Belesenheit umständlicher seyn können. S. 23 führt er des Cincius Alimentus Meynung über den Monat April nicht kritisch getreu, wie es für einen gewissenhaften Historiker geziemt, aus dem Macrob. l. c. an, denn er vermischt mit dessen Worten auch die des einstimmenden Varro. Ebendaselbst wird ein Bebius Macer als ein Historiker erwähnt, woher, weiß ich nicht. Ein Bebius ist gar kein Römischer Nahme, wohl ein Baebius, aber auch wieder kein Baebius Macer. Vielleicht soll es heißen Licinius Macer, dessen Macrobius bey solchen Gelegenheiten gedenkt. Ebendaselbst steht auch verdruckt Comelius Labeo statt Cornelius Labeo. Der ebendas. erwähnte Junius Gracchus heißt sonst nur Junius Gracchanus. — Was S. 26 steht, ist fast alles aus Lenz Einl. zu Ovids Fasten, und eben so, was S. 23.

Im folgenden zweyten Abschnitt wird von den Vortheilen geredet, die man aus neuen Hülfsmitteln zur Erklärung Ovids ziehen kann. Er meynt folgende drey neue Hülfsmittel, des Verrius Flaccus Fasti Praenestini, das vor Kurzem erst herausgegebene Buch des Lydus περὶ μηνῶν und die Münzen. Hier ist nicht zu längnen, daß Hr. Gesenius zuerst einen nützlichen Gebrauch von allem diesem gemacht habe; aber man sieht doch auch, daß Foggini's Anmerkungen stark genutzt worden sind. So ist gleich die erste Anmerk. S. 30 zu F. I, 589. ad d. 13. Jan. (nicht April.) theils aus Foggini, theils aus Reimarus ad Dion. Cass. — Bey der Veränderung Foggini's in F. IV, 355. Mutita für Tum magis möchte das eine nur zu erinnern seyn, daß alsdann ein Hiatus im Verse ist, der wohl bey Ovid eine Seltenheit ist, und der bey Heinsius Conjectur Mutuita vermieden wird.

Nach den Prolegomenen kommen hierauf drey Stellen aus Ovid, aus L. IV, 625—806, L. IV, 901 bis ans Ende und aus L. V, 545—598, oben der Text und darunter die Anmerkungen. Der erste Theil der ersten Anmerkung ist aus Voß zu Virg. G. p. 129. — Den ventus ab occasu versteht er gut von dem kalten Argestes; daß aber eben dieser, sonst auch Japyx genannte, ob vehementem flatum bey Hor. Carm. III, 27. 19. albus heiße, wie sonderbar und undeutlich ist dieses erklärt! Hoffentlich erklärt er es sich doch auch, wie alle andere Ausleger, serenans. Im folg. Vers wird der Lesart Scilicet der Vorzug gegeben, ohne des Heinsius zu gedenken, daß dieser sie auch vorzog. Aber ein Eigenthum des Verf. ist es, zur Erklärung dieses Scilicet im Anfange eines Satzes Vossens Bemerkung zum Virgil benutzt zu haben; nur hätte er das Wort von dem folgenden durch ein Comma im Text trennen müssen, wie er in der Anmerkung richtig thut. Warum erklärt er nun aber ut fuerit nicht? und war es nicht seines Amts, auch der dritten von Taubner begünstigten Lesart sit licet et fuerit zu gedenken? Im nächsten Verse wird die Lesart perculit vorgezogen; aber dieses

gemeine Wort scheint dem Rec. nur Glosse zu seyn von dem in Prosa so seltenen, aber bey Ovid (s. IV, 380. VI, 361) gebräuchlichem contudit, oder, wie Heinsius aus einer Handschrift wollte pertudit, woraus jenes perculit durch Verschreibung entstand. Auch Mitscherlich behält contudit. Unerklärt ist das bey Burmann streitige militia sua gelassen, dagegen das Historische über die Schlacht bey Mutina zum Ueberdruss umständlich erzählt. Nur eins erinnern wir hierbey. Der Verf. bemerkt richtig eine verschiedene Angabe des Tages der Schlacht bey Mutina im Ovid und in Cic. Epist. ad Div. X, 30, wo in den Ausgaben voran als Tag der Schlacht XVII. Cal. Maj., also der 15. April angegeben wird, hier bey Ovid hingegen der Tag vorher. So viel der Rec. weiss, hat kein Ausleger die Zahl XVII für verdächtig gehalten, noch auch eine Differenz zwischen Ovid bemerkt. Hr. Gesenius berichtet zwar, Manutius habe XVIII Cal. Maj. lesen wollen; aber wo thut er das? in seinem Commentar nach der Grävischen Ausg. p. 63 findet sich davon nichts; er ändert nur am Ende das Datum des Briefes XII. Cal. Maj. in XVI. Cal. M., um es dem Tage der Schlacht näher zu bringen. Wir müssen also entweder einen Irrthum Ovids annehmen, oder jene dem Manuz beygelegte Aenderung in XVIII billigen; und dieses meynt der Rec. Aber, sagt Hr. Gesenius: Manutius XVIII. Cal. M. repositurus n o n d u m medetur, cum Sergius primam, quà fere aequi discessere, Ovidius ut dixi, posteriorem, qua Antonius fugatus est, innuit. Aber wie so? Weiß er etwa nicht, daß es ein und derselbe Tag war, an welchem Hirtius erst gegen Abend den vorher über Pansa siegenden Antonius gänzlich schlug? Er lese nur den Dio Cassius den Appian und den Brief an Cicero. Es wäre also die Aenderung XVIII. Cal. Maj. nicht zu verwerfen. In der Einleitung zu dem folgenden Feste hätte der Verf. von der Schreibart Hordicidia für Fordicidia wohl etwas mehr sagen können, oder seine Leser doch verweisen auf die weitere Ausführung darüber in Seyferts lat. Sprachl. Th. I.

S. 43. — Falsch schreibt Hr. Gesenius, verführt von Voß ad Virg. E. I, 49, die Ableitung des fetus von fero dem Ovid zu, da doch dieser nur von anderer Meynung spricht (putant) und die seinige darüber zurückbehält. Ueber forda ist zu wenig gesagt, dagegen über fetus lauter Bekanntes. — Jenes fordus trächtig leitete sich der Rec. her aus dem Griech. φορὰς, φοράδος trächtig, und fand nachher in Vossii Etymologicon einstimmende Gelehrte. — In der Anm. zu 635 über die Curien ist das Citat aus Tacit. A. 12, 24 ganz überflüssig, denn da steht bloß mox ad curias veteres. Aber es findet sich auch noch eine Unrichtigkeit in eben dieser Anmerk., zu welcher den Verf. die alte Ausgabe seines Festus verführte. Er sagt (sieben (septem) der alten Curien wären noch späterhin zu heiligen Opferhandlungen gebraucht worden. So steht in den Auctor. lat. ling. von Gothofred; aber dieser bemerkt richtig, daß quatuor besser sey, und dies haben die neuern Ausgaben. — So gut aber, wie die Curien eine Anmerk. verdienten, eben so gut auch die arx Jovis, noch mehr aber die Göttin Tellus, der zu Ehren das Fest gefeyert wurde. — Wie kann V. 639 die virgo natu maxima anders verstanden werden, als die älteste Jungfrau, da natu dabey steht; und doch meynt Hr. Gesenius, es ginge auf die Jahre ihres Priesterthums. Was soll ferner Suet. Jul. 83 beweisen, wo nicht das mindeste weiter steht, als virgini Vestali maximae? — Zunächst vermissen wir aber über die reinigende Asche eine Anmerk., worüber manches konnte beygebracht werden. Vergl. unter andern Spencer de legib. ritual. Hebr. T. II. p. 777. Man sollte zwar denken, er sage etwas im Buche darüber, weil er de vituli cinere verweist auf 725, 733, aber dort sagt er in der Anmerk. de vituli immaturi cinere v. 635. Heißt das nicht die Leser in April schicken? Und waren nicht antiquarische Anmerkungen nach der Vorrede seine Hauptsache? — V. 647 werden nur zwey Erklärungen von partus acerbi erwähnt, tristes, infelices pastori und immaturi; diese

letzte aus Taubner wird begünstigt und von ihm auch Barth's Stelle entlehnt. Aber eben dieser hatte auch die ohne Zweifel richtigere Erklärung dolorem nimium afferentes, die das Schreckliche der unzeitigen Geburt (dieses liegt schon in ante diem) noch vermehrt. Bey V. 649 wird wohl richtig angenommen, daß der Hain eben derselbe sey, der bey ähnlicher Gelegenheit im Virg. A. 7, 81 vorkomme; daß sich aber Ovid ganz nach Virgil bey Beschreibung der Ritus richte, ist unwahr; man lese nur beyde Stellen. Hätte er ferner über die beyden Gottheiten, den Faunus und Somnus, etwas niedergeschrieben, so hätte er sich auch über die gerade Zahl zwey nicht verwundert, da es ja deutlich heißt: prima cadit Fauno, leni cadit altera Somno; wem also das dritte? Dann hätte auch Virgil gefehlt, der auch 100 Schafe in gerader Zahl schlachten läßt; und wie kann dieses nächtliche Opfer wohl ein magisches genannt werden? — Gleich fehlt nun wieder etwas de fontana aqua. Betreffend das Buchenlaub, womit sich Numa bekränzte, war zu bedenken, theils daß die Buchenrinde nach Plin. H. N. XVI, 9, 14 bey Opfern in religiösem Gebrauch war, theils daß nach Ebend. XVI, 5, 6 die Buchen und Eichen zu gleicher Gattung gerechnet wurden, zu den arboribus glandiferis, und daß also, so wie die Eiche und Steineiche (s. Voß ad Virg. E. p. 361) den Faunen geweiht, also auch wohl die Buchen denselben geheiligt waren; ja daß nach Herodot II. 55 eine Taube sich auf einen Buchbaum in Epirus bey Dodona gesetzt und geweissagt habe; und daß also Buchen und Eichen gleich weissagende Bäume waren, Buchenlaub also für den gegenwärtigen Zweck sehr paßte. Nach Hrn. G. Anm. möchte es auch fast scheinen, als ob er nur den Oleaster für einen dem Faunus geheiligten Baum gehalten, welchen Irrthum er aus jener Vossischen Anm. hätte berichtigen können. — Ueber die beyden Lesarten premit und tegit schweigt er wieder. Wie kurz ist darauf die ohnehin unklare Anmerk. über die Enthaltung von Liebe und Speise bey diesem Opfer! Warum spricht er nicht umständlicher von der Enthaltung von Liebe und Speise, worin

so viel von Lomeier de veter. gentil. lustratt. p. 395 vorgearbeitet ist? — Das Verbot der Ringe leitet Hr. G. davon ab, daß Traurende und Flehende gewöhnlich ihre Ringe ablegten. Warum nicht überhaupt davon, daß die Opfernden, die als Flehende erschienen, so schmucklos als möglich, oft mit nackten Füßen, lockerm Gewande ohne Gürtel und Heftnadeln u. dgl. sich zeigten? s. Lomeier p. 430. Man könnte wegen der Incubation auch sagen, es sey nach dem alten Gebrauche, nach dem man schlafend nie mit Ringen geschmückt war. S. Martial XI, 60, 2. — Im folg. Verse schweigt die Kritik über die Lesart tectum, welche Heinsius fast eigenmächtig für das allgemein bestätigte tectus eingeführt hat. — Weiter wäre zu erklären gewesen vestis rudis, von dem schon Heinsius gesprochen hat, von per sua verba, von placida frons, vom Bekränzen mit Mohn und von somnia nigra, worüber sich manche nützliche Anmerk. hätte machen lassen. Dagegen steht zur Erklärung des pes durus Fauni nichts, als was Taubners Inder angibt; vom folg. Vers etwas ganz Unnöthiges; von V. 665 bis 672 keine Sylbe, und doch war manches zu erörtern. So viel zur Probe über dieses erste Stück. Auch in den folgenden werden die Anmerkungen nicht besser und vollständiger. Denn welche klägliche Armuth herrscht z. B. in dem vom Palesfeste, wo er wahren antiquarischen Reichthum hätte ausschütten können, wenn er ihn gehabt hätte! Wie weit mehr hätte da bey größerer Belesenheit über das Reinigungsfest selbst, über das Besprengen, über das Reinigen mit Besen und Bekränzen der Ställe, über die Lorbeerzweige, das Schlachten eines abgestutzten Pferdes, über den schon seit dem frühsten Alterthum anzuwendenden heiligen Schwefel, über den Rosmarin (der nur allein hierher gehört in der mehr poetischen Lesart maris rores; diese Pflanze erwähnt auch Virg. Cul. 402. neben der Sabinischen Weihrauchstaude), über das Sabinische Kraut, den Kien u. a. m. gesagt werden können! Wir würden diese antiquarische Armuth keinesweges rügen, wenn der Verf. nicht ausdrücklich versprochen

hätte, das Gedicht von dieser Seite vollkommen auszustatten. Nur über eine Anmerkung theilt der Rec. noch sein Urtheil mit. Sie steht p. 67 und heißt so: More antiquo, cum illa coeli pars, unde solem, lunam, stellas egredi videbant, caeteris augustior putaretur, adorationes facie ad orientem conversa fieri solebant. Templa etiam, si loci natura admittebat, ita, ut fores solem spectarent, exstruebantur. Dionys. 2, 5. Plut. Num. 14, §. 4. Inde Auspicia ex ortu Graecis pariter ac Romanis laeta: quamquam his ad dextram, illis ad sinistram spectabantur. Plin. 2, 54. Der unkundige Leser lernt hier zwey falsche Sachen. 1) daß die Tempel der Römer gegen Morgen gestanden hätten, und 2) daß den Griechen bey ihren Auspicien die glückliche Seite links und den Römern rechts gelegen hätte. Keins von beyden verhält sich so, und die angeführten Schriftsteller sagen das nicht. Die Tempel der Alten blickten vielmehr mit ihrer Vorderseite, zu Ovids Zeiten wenigstens, meistens nach Abend hin, so daß der vorn am Altare oder an der Tempelthüre Betende das hinten in der Cella stehende Götterbild vor sich hatte und zugleich dabey nach Morgen hinsah. Dieses sagt ganz bestimmt Vitruv. Arch. IV, 5. Eben so Frontin. de limit. p. 159. ed. Scriver. Mit Hrn. Ges. irrt der Verf. des Funkischen Reallexicons Th. I. S. 48, welcher noch im vollkommnen Widerspruche mit sich selbst steht. Die zweyte Unrichtigkeit soll Plinius bestätigen. Nein! der sagt: Laeva prospera existimantur (nähmlich bey den Tuskern u. Römern), quoniam laeva parte mundi ortus est. Ebendasselbe sagt Dionys. l. c. und Varro bey Festus: A Deorum sede quum in meridiem spectes, ad sinistram sunt partes mundi exorientes; ad dexteram occidentes; factum arbitror, ut sinistra meliora auspicia, quam dextra esse existimentur. Dagegen der Griechische Zeichenschauer, nach Mitternacht blickend, hatte den Morgen rechts, und daher war δεξιος bey ihm eben das, was dem Lateiner sinister oder laevus, d. h. glücklich. Daß Hr. G. in einer so bekannten Sache

irrt, wundert uns weniger, als daß der Alterthumskundige J. G. Schneider in seinem Wörterbuche sich in zwey hieher gehörigen Stellen widerspricht (unter δεξιός und εὐώνυμος), und dadurch schon manchen irre geführt hat. — Jene alte Sitte sich beym Gebet nach Morgen zu wenden, hätte um so mehr eine umständliche Anmerkung verdient, je ausgebreiteter die Sitte war; denn sie fand sich bey den alten Christen (s. Hildebrand de sacris publ., templis et dieb. fest. priscae eccles. p. 18), bey den Russischen Heiden (s. Pallas Reisen Th. I, S. 50) u. a.

Nach den Proben des Commentars folgen zum Schluß vier Excurse; 1. de ortibus et occasib. siderum in Ovidio notatis, deq. fastis sideralib. Graecor. et Rom., worin er den Philologen das Studium der Astronomie und Naturgeschichte empfiehlt, und dann mit Hülfe von Pfaffs bekannter Preißschrift mehrere Stellen beleuchtet. 2. de quibusd. veteris Italiae numinib. et ideis religiosis, fleißiger ausgearbeitet. Eben so 3. de Romuli anno decem mensium. Die angenommene Meynung, das Jahr habe nicht 304, sondern 360 Tage gehabt, findet sich schon in Bredows Unters. über die alte Gesch. Heft. I. p. 43 und in Idelers histor. Unters. über die astron. Beobachtungen d. Alten. — Endlich der 4te Excurs ist: Quaestiones ad interpretandos quosd. locos spectantes. Die erste Frage ist die, ob T. VI, 773 die Rede sey von einer Fortis Fortuna oder Fors Fortuna. Auch Rec. hatte früher die erste Meynung mit Hrn. G. und andern, z. B. Ruperti ad Tac. Ann. II, 41. p. 142, der den Streit aber nur kurz abfertigt. Zur Zurechtweisung kann der Rec. allen denen, die derselben folgen, den Perizonius empfehlen, in seiner Trias Dissertatt. III. p. 233—244 ed. Daventr. 1679, wo er auf Plutarchs Stelle Rücksicht nimmt. Wie kann auch der Verf. läugnen, daß unter Fors Fortuna die Göttin des blinden Zufalles verstanden worden sey, da sie sich in allen Stellen, wo sie erscheint, so findet. Daher war sie auch eben die Lieblingsgöttin des trä-

gen müssiggängerischen Pöbels, wie die Ovidische Stelle zeigt. Die zweyte Frage ist über VI, 793 bey Gelegenheit des in prosodischer Rücksicht merkwürdigen stător. Die Bemerkung, daß mit einander verwandte Verba in activer Bedeutung eine kurze Sylbe, in neutraler aber eine lange hätten, ist allerdings gegründet. Er hätte zu seinen Beyspielen sistĕre, stāre, pendĕre, pendēre, iacĕre, iacēre, parĕre, parēre (in apparere) hinzufügen können, sidĕre, sedēre. Aber daß es auch im Griechischen so sey, hat er nicht erwiesen. Denn was soll περάσω beweisen, dessen mittlere Sylbe α bleibt, wenn es eine kurze Sylbe seyn soll, aber ohne Veränderung der Bedeutung in η verändert wird, wenn es lang werden soll? Eben so wenig φύω und φῦμι; denn hat nicht auch jenes in seiner activen Bedeutung erzeugen eine lange Sylbe? Vgl. Hom. Il. I, 235. Und was endlich ἆσαι sättigen und ἀδῆσαι satt seyn beweisen sollen, begreift der Rec. nicht, da diese gegen ihn beweisen würden, weil jenes das Activ eine lange Sylbe, dieses das Neutrum eine kurze Sylbe hat gegen seine obige Regel. Die dritte Frage ist über den Sinn und die Verbindung der Worte I, 525. Num minus hic toto est altior orbe cinis? Er verwirft Taubners und Lenzens Erklärung, die allerdings unleidliche Härten hat, und nimmt dagegen an, Num minus sey fragend und poetisch gesagt für das prosaische Non minus, nihilo minus. Aber er hat noch nicht erwiesen, daß man auf diese Art frage. Doch es ließe sich von dieser Stelle noch mehr sagen, so wie über die folgende Frage, gegen deren Beantwortung sich gar vieles einwenden ließe, wenn die Widerlegung nicht zu weitläufig wäre.

Endlich erwähnen wir zum Schluß der Lateinischen Sprache, die zu dieser Probe gewählt und also auch wohl für die künftige Ausgabe bestimmt ist. Auch Herr Gesenius möchte wohl dazu beytragen, um das Latein aus Deutschland in üblen Ruf zu bringen. Es ist zwar sichtbar,

daß Hr. G. vielen Fleiß darauf verwandt habe; denn des Gekünstelten und Gedreheten schaut überall soviel hervor. Aber aus eben diesem Künsteln und Drehen ist eine wahrhaft erkünstelte Dunkelheit der Sätze entstanden. Daher gibt es hier recht mit Fleiß weit ausgesponnene Perioden, die oft ganze halbe Seiten ausmachen (z. B. p. 6. 7. 9. 11 u. s. w.). Zu jener Dunkelheit hat der überhäufte Gebrauch der Participien, vor dem schon mancher wohl erfahrne Grammatiker mit Recht gewarnt hat; viel beygetragen. Dabey ist seine Sprache nicht einmahl von grammatischen Fehlern rein, und an Germanismen und Barbarismen ist kein Mangel. Auch Dissonanzen für das Ohr lassen sich hören. Ein Beyspiel ist gleich auf der ersten Seite der Vorrede p. 5. Auf eben der Seite sollen prisci scriptores alle alte Schriftsteller seyn, da dieses doch nur die Schriftsteller vor dem goldenen Zeitalter der Sprache bedeutet. S. 6. immo potius rerum, quas hujus scriptoris accurata interpretatio flagitabat, varietas. Dieses quas soll wohl heißen quarum cognitionem. Ebend. in cujus et copiis congerendis et digerendis statt in cujus copiis et cong. et d. S. 7. tantum abest, ut crederem (?) — ut potius sciam — potiusq. timerem (?). Ebend. c. notis philologicis indice complexis, durch welchen passiven Gebrauch des Wortes complexus die Zahl der in passiver Bedeutung vorkommenden Deponentien vermehrt wird. S. 8. interpretis officium a scriptoris genere pendet statt e scr. genere. S. 9. peculiares libri, welches noch oft vorkommt, aber in einer Bedeutung, welche die Alten nicht kennen. Ebend. und noch oft hernach steht forte für vielleicht, welches es aber nie, außer nach si, nisi und num bedeutet; ein Fehler, den Hr. G. mit vielen Neuern gemein hat. Ebend. aliis alior. vett. sententiis et existimationibus — das letzte Wort in einer neuen Bedeutung. S. 12. praecursoriam quandam disputationem, jenes Wort mußte durch ein beygesetztes quasi gemildert werden, wie es Plin. Ep. IV, 13 thut. Ebend. ut quodammodo certe, ut in

singulis interpretis partes suscepturus sim (?), ostenderem. S. 13. quoad inventionis laudem. Dieser Gebrauch des quoad in der Bedeutung in Rücksicht auf, wie es heut zu Tage in den Latein. Schriften gäng und gäbe ist, findet sich schwerlich in einem guten Lateiner. Ebend. fragmenta huc illuc servata statt hic illic. S. 16. fastos abiisse in multis, ein Germanismus in vielen Stücken abgehen. S. 18 steht antecessor in der den Alten noch unbekannten Bedeutung unsers Vorgänger. S. 20 mußte es statt earum heißen suae; er sagt: Poterant igitur gentibus Romanis antiquae earum nobilitati probandae inservire. S. 21 publico SC; gab es denn aber auch ein privatum? Ebend. notitiae historicae ein Germanismus historische Notizen. Ebend. ist sive — sive mit dem Conjunctiv nach neuerer heutigen Art verbunden, da es doch die Alten immer mit wenigen Ausnahmen (die aber hier nicht statt finden) mit dem Indicativ gesetzt haben. S. 24 illustrare susceperat für illustrandam susceperat, oder bey Cicero noch gewöhnlicher ut illustraret susc. Ebend. in der Anm. heißt es: Butas tradiderat, cursum repetendum esse a gaudio, quo Romul. cursu festinavit in eum locum, ubi lupa uber ei praebuerat — soll wohl heißen festinavisset — praebuisset. Dieses sind einige Beyspiele aus dem ersten Abschnitt, die aber noch leicht aus ebendemselben und eben so sehr aus den folgenden vermehrt werden können. Denn da findet sich S. 28 non impetrare possum für imp. non possum. S. 31 triumphum gerere. S. 35 Aug. et Septembre (i ?). S. 36 inclusive. S. 37. steht gar sine omni ordine. S. 38 loca pertingam (?). S. 45 a Hirtio. S. 44 postvenire mit dem Accusativ, wovon im Plin. H. N. 18, 25, woher das Wort ist, keine Spur ist. S. 50 oleaster sacra für ol. sacer. S. 73 das poetische Wort impeti. S. 68 aeque ac aqua, so wie anderwärts ac Ovidius, da doch im Cicero u. a. guten Schriftstellern sich nur ac vor einem Consonanten findet. S. 93 rigorosus. Ebend. postquam mit

dem Conjunct. Plusquamp. S. 103 nullum dubium ist so wenig Lateinisch, als was S. 84 vorkommt, cum dubii specie, und was jetzt noch oft geschrieben wird sine ullo dubio oder wohl gar sine omni dubio. Für sein nützliches Unternehmen studire der Verf. noch sorgfältiger seinen Text, sichte ihn kritisch, achte Worterklärung höher, benutze alle seine Vorgänger (außer den ältern haben wir nie den Nahmen Bayeux gefunden, wiewohl dieser einen sehr reichen Commentar geliefert hat), und die vielen Observationenbücher, die er häufig ungenutzt gelassen hat, durchsehe mehrere wichtige Ausgg. alter Schriftsteller (künftig auch zu L. V, 545 das im J. 1798 zu Bassano von Jac. Morell zuerst edirte Fragm. Dion. Cassii L. 55.), und durchforsche für seine Sachanmerkungen die Alten mehr, damit man künftig in seinem Werke weniger Spreu finden möge.

Die deutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneybüchlein, welche theils innerer Werth, theils Zufall Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat. Von J. Görres. Heidelberg bey Mohr und Zimmer 1807. (2 fl. 15 kr.)

Fernab von dem Kreise höherer Literatur, und ihrem vornehmen Thun und Treiben, hat unscheinbar und wenig gekannt bis auf die letzten Zeiten die Volksliteratur bestanden; die feinere Schwester hat ihrer niedern Abkunft sich geschämt, und hat's nicht geliebt, viel Redens von ihr zu machen, und sie immer nur halb spöttisch von der Seite angesehen, damit sie nicht unbescheiden sich an sie drängen möge. Da vieler Hochmuth in dieser Zeit zu Fall gekommen, so ist zu hoffen, daß auch diese Ziererey ihr Ende gefunden hat. Das angezeigte Buch wollte die Versöhnung zwischen den Beyden, die, obgleich aus einem Stamm herausgegangen, doch einander so

fremd geworden waren, begründen, und es scheint, als ob es ihm zum Theil gelungen sey. Der ruhige, stille Beyfall, den es, wo seine Sprache vernommen worden, bey allen sinnvollen, unbefangnen Menschen gefunden, die in und außer der Literatur den einzig achtbaren Theil der Nation ausmachen, während ihre Hefe in der lauten, geschwätzigen Mässe gährt, die aus der Tiefe herauf ihre Blasen wirft, und die Mofetta ausschäumt, in der alles Gute und alles Leben ersticken muß; dieser Beyfall hat den Verfasser jener Schrift erfreut und beruhigt über den Zweck, den er sich vorgesetzt. Dieser Beyfall aber, den er in allen seinen Werken von jeher nur gesucht und immer auch gefunden hat, weil man jedesmahl den guten Geist erkannt, der aus ihm gesprochen, muß ihm Antrieb seyn, auch dies Werk, so wenig innere Wichtigkeit er ihm auch beylegen mag, in sich immer runder zu vollenden, damit es würdig sey, als Zeuge eines geschlossenen bürgerlichen Friedens in der Nation zu bestehen. Aufgefordert daher eine Anzeige der Volksbücher für die Jahrbücher zu verfertigen, benutzt er die Gelegenheit, da er über Urtheile nicht von neuem urtheilen mag, und der Geist, in dem er jene Schriften angesehen, keineswegs seither eine Aenderung erfahren hat, den historischen Theil, der nach der Natur der Sache einer fortdauernden Erweiterung fähig ist, zu ergänzen und zu berichtigen, aus dem was weitere Untersuchungen ihm ergeben haben.

Gleich bey Montavilla's Reise S. 65 ist, da der Priester Johannes so oft in den Dichtungen des Mittelalters wiederkehrt, eine Auskunft über diese Person dem im Buche gesagten beyzufügen. Schon in den ersten Jahrhunderten wurde das Christenthum in den transoxanischen Provinzen verbreitet. Die orientalische Sage versichert Agheus, ein Jünger des Thaddäus, sey bis an die Gränzen von Indien vorgedrungen, gegen Gog und Magog hin, wie die Orientalen die beyden Haupttheile von Scythien oder der Tartarey nennen. Auch die heiligen drey Könige sollen nach Hayton, Hist. Orient. C. XV. von diesen Gegenden aus Turkestan hergekommen seyn, und

zu seiner Zeit lebten noch im aufkeimenden Königreiche Tersas, zehn Familien, die sich für Abkömmlinge dieser Magen ausgaben. Auch die Chinesischen Historien berichten, wie von dort aus Juden, Türken und Christen in ihr Land gedrungen seyen. In dem Treffen, das Chosroes unterstützt vom Griechischen Kayser Mauritius gegen Buca gewann, wurden viele Türken gefangen, und man bemerkte mit Erstaunen, daß sie ein Kreuz an der Stirne trugen. Eo Tempore (1203), sagt Abulpharagus, Dyn. p. 255 Turcarum orientalium Tribubus imperavit Ungkhan, qui rex Johannes appellatus est, e Tribu, quae Cerrit vocatur, erantque populus, qui Christianam religionem profitebatur. Diese Kerrits waren Nestorier, ihr König Unkchan oder vielmehr Avenkkhan war Priester und verheyrathet; in der religiösen Sprache des Landes, die Chaldäisch war, hieß er Malek Jouhanna, der König Johannes, und eben der Major Domus Tamujin jenes Averkkhan empörte sich gegen ihn und wurde unter dem Namen Djengiskhan der berühmte Gründer des Tatarenreichs. Die Reisenden aber verbreiteten den Nahmen Priester Johannes und er wurde in der Folge dem König von Abyssinien, den man gleichfalls christlich fand, beygelegt.

Zum Herzog Ernst von Bayern S. 83. Nicht 933 lebte Herzog Ernst unter Otto dem Ersten, wie die Gedichte und das Volksbuch sagen, sondern zur Zeit Ludwigs des Frommen. Besonders am Hofe seines Sohnes des Königs Ludwigs stand er in großem Ansehen, führte mehreremahl das Heer der Bayern nach Böhmen; im Jahr 860 noch steht er als Zeuge in der Urkunde des berühmten Vertrages, den Carl, Ludwig und Lothar zu Cöblenz in der Kirche zu St. Castor geschlossen, unterschrieben, und die heilige Reginsvindis hatte er mit seiner Gattin Fridburgis erzeugt. Später aber verlohr er des Königs Gunst, weil man ihn der Untreue beschuldigte, und die Annalen von Fulda berichten unter dem Jahr 865 seinen Tod. Er ging bald als Held der Nation über in den Volksgesang, und wahrscheinlich hat aus dieser Quelle das spätere

Lateinische Gedicht geschöpft. Dies Gedicht in acht Gesängen, auf das sich das Deutsche des Heinrich von Veldeck zurück bezieht, und das Edmund Martene aus einem alten Manuscripte im dritten Bande seines Thesaurus anecdot. zuerst herausgegeben, wurde, wie aus der Dedication an Albrecht Erzbischoff von Magdeburg erhellt, von Odo von Magdeburg um 1210 geschrieben. Um Anspielungen aus seiner Zeit in die Dichtung überzutragen, hat, wie Eckhart in Commentariis de rebus Franciae orient. T. II, p. 511 vermuthet, der Dichter seinen Helden, dem Jahrhundert, wo Otto, Philipp und dann Friederich II. um die Kayserkrone stritten, mehr genähert. So scheint die Erzählung im Gedichte, wie Pfalzgraf Heinrich vom Rheine den Herzog beym Kayser anschwärzt, wie dieser dann den Verläumder im Zimmer des Kaysers selbst umbringt und dieser kaum sich retten kann, auf die Ermordung des Kayser Philipps durch Otto von Wittelsbach und den Tod desselben durch Heinrich Calentinus zu deuten, so wie die Reiseabentheuer in naher Beziehung auf die Wanderschaft Heinrich des Löwen zum heiligen Grabe stehen, die selbst auch wieder sich ihren eigenen poetischen Kreis gegründet haben. Auch Ernst's treuer Freund in allen Fährlichkeiten Weceli, Wezelo, synonym mit Werner, berühmt unter dem Nahmen des treuen Wentzels in den alten Gedichten, ist historische Person, und kömmt als Graf Werinharius an Ludwigs Hofe in den Urkunden vor, und wurde mit in den Fall seines Herren, gleicher Untreue angeklagt, verwickelt. Was nun jene fabelhaften Erzählungen von Griphen, Arimaspen, Scenapoden u. s. w. betrifft, so sind sie ohne Zweifel aus den Alten aufgenommen. Albertus Magnus von den natürlichen Dingen ze tütsch gemacht von Mayster Conrad von Megimberg, wovon das Volksbuch Nro. I. Auszug ist, und das in einem Manuscripte von 1434 etwa vor uns liegt, enthält im siebenten Buch einen Abschnitt von den Wundermenschen, wo er alle diese Dinge gleichfalls erwähnt, und am Ende sagt: Dies Buch hat der Maister gesammt uß der Geschrifft der hohen

Maister als Aristoteles, Plinius, Solinus, Ambrosius, Basilius, Isidorus, Augustinus, Jacobus von Viatico, der ein Buch gemacht hat von etlichen wunderlichen Dingen, das hat er gehaißen in latin orientalem, er hat auch gevolgt dem Mayster Adeling, und dem Buch das da haißt der alten Väter Sag, und haißt in Latin veterum Narratio. Jene Griechischen und Lateinischen Schriften haben übrigens wieder aus Sagen des Orients geschöpft, in dem Flecken Sind, sagt der Bun Dehesch p. 57, beym Zendavesta gibts Menschen mit einem Ohre, einem Auge und einem Fuße, und auch andere die Flügel haben wie Dews. In den Wüsten haben die Menschen einen harigten Schweif. Es gibt zehnerley Menschen, sagt der Rav. Barzow. Die durch allerley Arbeit nach Gütern streben, wohnen im Khunneretsbann, die übrigen in den Inseln, in wässerigten und gebirgigten Gegenden; einige haben einen Pferdekopf, andere den eines Hundes; einige einen Thierschweif, andere nur die Hälfte von einem Menschenkörper, und noch nie hat jemand diese zehnerley Menschen alle gesehen.

Zum gehörnten Siegfried finden sich die weiteren Erläuterungen, die dem Verf. dafür, so wie über die verwandten Nibelungen sich ergeben haben in Nro. 5. 8. 12. und 20. der Zeitung für Einsiedler.

Zu den Heymonskindern S. 99. Zwey Ausgaben dieses Buches finden sich in der Kayserlichen Bibliothek in Paris, die Aeltere unter dem Titel: Les quatre fils Aymon, Duc D'ordonne; c'est a scavoir Regnaut, Alard, Guichard, et Richard; avec leur cousin Maugis. Contenant trente cinq Chapitres XXVIII. Feuilles. Unten ein Holzschnitt, der die vier Heymonskinder vorstellt, wie sie alle auf dem Rosse Bayart reiten, und wovon der Erste eine Krone auf einem Stocke hält. — A Roven, chez la Vefue de Louis Casté, rue Escuyere aux trois † † † Couronnées. Das Buch ist in klein 4, unpaginirt, etwa 200 Seiten stark, der Druck in zwey Columnen getheilt, und drey Holzschnitte dabey. Keine

Jahrszahl ist zu finden; die ganze Form und das Ansehen zeigt, daß das Buch zu den ersten Incunabeln gehöre. Auf der Kehrseite des Titelblattes steht folgende Vorrede: Bien que selon l'opinion d'aucuns les livres qu'on apelle Romans ayent plus de recreation que de verité, toutes fois, qui les scait bien esplucher, il n'y trouvera point faute d'artifice et bon suyect en tous, principalement en ceste histoire de Charlemaine, du Duc d'aymon et son fils Regnaut. Car on ne doute point, que Charlemaigne (qui baille commencement à ce livre) n'ay regné hereusement, et fait son devoir à debeller la fauce loy de Mahomet, et agite par continuelles guerres, et pertes irreparables, les fauteurs d'icelles, tellement que sa mort donna grand resiouyssance, non seulement aux sarrazins, mais encore à la maudite secte d'arrienne pullant ia du temps de ce bon roy. Et cela tu pourras trouver vrayement aux annales d'aquitaines, part. II. chap. VI. et Anton Sabell IX. Liure VIII. cap. Plut Dieu qu'un pareil Zele fut en ce temps seconde. Le Duc Aymon du pays de saxe eut quatre fils l'un desquels estoit Regnaut surnommé de Montauban à cause du chasteau, que le roy lui donna. Cela est bien en la vraye histoire. Touchant de la voye souterraine du dit chassteau de Montauban, de laquelle parle le 20 chap. de ce liure et par ou se sauverent Regnaut et les siens, c'est chose contenue en la vraye histoire de Froissart 3 Vol. ch. 18. pag. 67 sur la fin et le mesme est aussi parlé au vray de l'antiquitè de la maison de Regnaut et de Montauban. Am Ende: Parquoy Lecteur tu recevras cesste histoire en gre, tant pour les raysons sur deduites, que pour autant aussi que n'espargnant ma peine l'ay remise en tel estat que si tu la conferes avec ces vieux et lourds exemplaires, qui ont eu leur cours jusques à présent, tu la trouvera, repurgée de tous erreurs restituée selon la verité des anciennes Annales, et autres fideles historiens etc.

Die zweyte Ausgabe findet sich dort unter folgendem Titel vor: Histoire des nobles et vaillans chevaliers les quatre fils Aymon Reueué et corrigée de nouveau, et remise en bon langage François selon les anciens Croniques. Ein Holzschnitt, vier Ritter im Vorgrunde, hinten eine Burg. A Lyon par Françoys Amoullet 1573. Das Buch enthält 28 Capitel und 150 Quartseiten. Beyde sind bis auf Abänderungen in der Orthographie gleichlautend unter sich, so wie mit der Antwerper Ausgabe von 1561. Der Verf. verdankt diese Notizen der Gefälligkeit seiner ehemahligen Zuhörer der Herren Barone von Eichendorf aus Schlesien. Er ist seither auch in den Besitz der großen Simmerer Folioausgabe des Buchs gekommen: Ein schön lustig Geschicht, wie Keyser Carle der groß, vier Gebrüder, Herzog Aymont von Dordons Süne, umb das der eltest undter jenen Reynhardt genant, dem Keyser seiner Neuen eynen, mit eynem Schachbret erschlug, sechzehen jarlangk bekrieget, Sie uber vilfaltigs erbieten, zu keynen Gnaden annemen wolt, sonder ganz Franckreichs verjagt, zu letzt sie dannocht durch Krieg den Keyser bedrangten, mit inen eynen friden anzunemen, darum viel lustiger hendel sich in der Zeit von beyden theylen begeben, vermeldet werden, kürzlich aus Französischer sprach in Teutsch transferiert. Auf dem letzten Blatt: getruckt zu Siemmern durch Hieronimus Rodler, Secretarius daselbst. Vollendet auff den fünf und zwenzigsten tag Februarius, und dar als man zält nach der Geburt Christi 1535. 87 unpaginirte Bogen mit vielen sehr guten Holzschnitten. Die Vorrede sagt unter Andern: Sol tugend eyn Stiffterin und Ursprung des erkenntlichen Adels seyn, so möcht der Edel und manlich Reynhardt, welchen die Walhen in ihren Schriften und auch da er in Westphalen begraben liegt, Renault nennen, billig gleichmeßiget werden. Weiterhin: Wann er nit allein durch seine manliche Thaten, weltlichen Rhum, sonder auch durch sein Güte und miltigkeit, umb Gott erworben, das er der hiemelischen Ritterschaft nun mehr zugesellet, wie das bisanher die

Wunderreichen, so durch seine Fürbit, deßgleichen in Westphalen zu Cranen oder Croinen, da er dann, als ich von einem glaubwürdigen Priester, der da bey seinem Grab gewesen, gehört, begraben liget, unzweiffelich urkundt der heyligkeit geben, von den Leuten daselbst sanct Renalt genannt wirt, auch das Gemälde seiner Legend in der Kirchen zu Cranen dieser Historien sich vergleichen. Es bezieht sich diese Erzählung auf den Schluß des Gedichts zurück, wo erzählt wird, wie, nachdem die Handfröner an der Peterskirche in Cöln Reynolden erschlagen und ins Wasser geworfen, die Fische den Leichnam über dem Wasser bis zum Abend hielten, und dann in der Nacht ein Glanz um ihn erschien, und die Engel gar süßen Gesang gesungen, wie darauf der Erzbischof und die Einwohner von Cöln den Leichnam erhuben, und ihn auf einen Karch luden, um ihn in der Kirche zu bestatten, wo aber der Karch von ihm selber durch die Gnad Gottes ungeleyt und ungeführt, bis in eyn cleyn Stat Cranen genannt, gieng und dort stille stehen blieb, wo denn von den vielen Opfern eine Kirche erbaut wurde. Nur diese letzte Erzählung erscheint etwas verkürzt in allen Französischen Ausgaben, nur vielleicht die erste ausgenommen, das Deutsche Buch aber hat sie vollständig, und ist sonst treu, nur hier und da etwas ungelenk aus jenen Originalen übersetzt.

Merkwürdiger aber, als alles bisher über diesen Gegenstand angeführte, ist das große Gedicht, das unter dem Titel: Poema regis Barleti et aliorum Principum 234 Blätter stark sich zu Rom in der Vaticana unter N. 399. findet. Folgendes ist der Anfang dieser Dichtung:

S'was uff ein Pfingstag ein Loff.
Das Karle der König hielt Hoff
Dar qwam vil zu sim Hobe
Die rich warem von gresem Lobe,
Der Babst hoste mit ein
Und der Patriarch von Jerusaleim
Der Legat von Rome Bischoff und Köning
Der waren vil in dem Ring
Alle die König trugen Kronen

Nie ensah man Hoff so schonen
Als man da hielt zu Paris offenbare.
Das was in dem schonsten in dem Jare
Von Pfingstag was er genant
Man erte yn über manig Lant.
Da waren zwölff Herzoge und vornehm Graven,
Und XXX hundert Ritter wol bekannt,
Da waren fünfhundert Degen
Und Pfaffen von der heiligen Kirchen
Da waren zehen hundert Clericken,
Man mocht da groß freud schauwen.
Da waren Frauwen und Jungfrauwen
Viertzehn hundert by der Zale
Ein Teil hatten blyont ane
Ein Teil hatten Kleyder von Goltdrad an,
Da waren sie köstlich mit beladen.
Man mocht da groß Zierheit schauwen
Beyde von Frauwen und Jungfrauwen.
Da waren Ritter von eim Schilt hundert oder mere
Umb zu erwerben Preiß und Ere.
Da was Heymr der kone
Und Emerich von Narbone
Da was Hugo von Dardone
Emerich Schwester Sone.
So was da freud sunder rauwe
Zwischen zwey Ritter saß ein Frauwe
Oder ein Jungfrauw schone.
Karle der König trug selber die Krone
Dar diente manig hoch Man,
Herzogen und Graven sunder wan,
Dienten vor dem König rich,
Und fur dem Besten von Erdrich.
Man bracht da mancherley Gericht an,
Der ich nit alle beschreiben kan.
Nu wil ich von dem bliben
Und wil uch von den Herren schriben,
Wie sie hofften mit eren in dem Hofe,
Die Zyt mit eren und mit grossem Lose,
Mon spielte da mancherley spiel
Wol zu maßen, nit zuviel
Da was groß Ereheyde.
Nu sollent ir hören, was ein Ritter det
Myn Herr her hug von Dordone,
Er was Heymen Swester Sone,
Und hart gel krusig Hare
Uff sym Haubt offenbare
Uff syn Roß er sprangk.
Vor den Keyser dett er einen Gangk
Wy im die Keyserin saß
In groser eren und hoher stat.

Er knuede uff Erde vor yn beiden
Und sprach mit groszer Hofescheiden:
Herr Keyser Got muß uch bewaren
Und myn frauwe die Keyserin sparn
Und furt alles ir Gesinde
Das ich, mit uch und mit ir finde.
Nu sprach er, Herr. sint komen
Zu hove myne Omen
Der ein heißt Heyme der kone
Der ander Emerich von Narbone
Sie hant uch gedienet manig Zyt
Sie hant in üweren Dienst gehabt manchen Strite
Sie hant erschlagen mit der Hant
Hispanien und alle Ysant
Und mangen heiden Tegen.
Nu sol ich uch ein Botschafft segen
Sie hant mich her gesant
Und thunt by mir bekant
Ob ir yne wollent geben zu Läne
Beyde Burg und stene
Ir hant yne gegeben zu keinen Zyten
Roß da sie off rytten
Nun begifrent sie wol mit eren
Und thunt sie frölich von üch keren.
Der König sprach, so was mir darnach geschiecht,
Ich engebe yn allwegen nit,
Sie hant gesehen manchen Tag
Das ich nit geben enmag
Diß sagen ich uch zuforen.
Des hat Hug grosen Zoren
Nu ist verwäget ummer mere
Uwer Priß, Lob und Ere
Des hat der Keyser Zorn und Haß
Das er yn vor synen augen versprach,
Und zog ein Swert von gutem Snede
Und slug im das haupt ab zu der stede.
Also Hug was erschlagen
Huben sie uff mit groser clagen
Und befulhen die sele
Unserm herren Gott zu tele
Und sprachen sie solten yne so rechen
Das man da viel von solt sprechen
Zehen hundert ritter hatten sie
Die stark waren und schnell daby.
Der Keyser waffente sich hie entgegen
Mit manchem stolzen Tegen
Er hatt vierzehn tusent man.

Das Gedicht hat, nachdem es Reinolds Tod durch die Steinmetzen erzählt hat, folgenden Schluß:

A sprach der König offenbär — Nu thunt uns vahen die Mörder, — Die Steyhauer allgemeyn — Beyde groß und kleyn — Das sagen ich uch all sunder wan — Die Mörder sollen hangen sam. — Da sprach der Bischoff by Kantaten, — Herre Konig ich sol das nit laßen. — Da hieß der Bischoff vil san — das man alle die Knecht solt fan — Und auch die Meyster all, — dar da viel was by zal. — Was er gebot, das was gethan, — Gering waren sie alle gefan, — und geliefert dem König — Da waren persunet alle disse Ding. — Suß det er sie fast binden — zum Galgen selber sie senden, — und fragte sie offenbare — ob sie bekennten des Mordes dare. — Sie wollten es lassen nit, — Und sagten wie es wer geschytt. — Da dett sie der König all ertrenken, — Mit großen steynen in das Wasser senken. — Suß dett er sie töten allzumal — Knecht und Meister also wol — A wolt der König keren, — und sehen Reynolt den herren. — Der Bischoff det im offenbaren, — Wie das Reynolt hett gefaren, — Uff einem Karch sunder Pfert, — Allem zu Dorthmünde wert. — Der König wolt nit lenger verziehen, — zu Dorthmünde wolt er ryden, — So lang fur er das er vernam, — Das er zu Sant Reynolts Kirch kam, — Da fand er sie betrübt alle, — Die wanten verraden sin zumale, — Das Karle der Degen kone und frume, — Umb einen Lchnam was dar komen, — Und wurden verfert gar sere. — Da sprach Karle der Landesherre — Lieben herren durch min Bette, — Laßent mich sehen sant Reynolt uwnen Resen. — Sie sprachen: edeler Konig von Pariß. — Hiezu sint ir uns zu wise — wollent ir uns nemen unseren Herrn eyn — der Herr gefaren kam alleyn — Gott solt es uch verwißen snell, — In synem Himmelrich well. — Da sprach Karle der Konç diet, — By got ich nemen es uch nit. — Herre wir wollen es gleuben uch, — Und yn uch gern zeugen nu. — Da gingen die Herren also sam, — Zu dem Vaß da sant Reynolt was inn gethan. — Als sie das Vaß uff solten thun — Da was Reynolt hinweg geflohn. — Als die Herren das vernamen, — Sie schlugen all ir Hende zusammen — und trieben also groß Maißehen — Da mußt der König

keren von dar, — und widder umb faren in sin Lant. — Da König Karle Reynolts nit anfant, — Da betrübt er sich sere, — Der große Landesherre. — Er fur wiedder heim in sin rich, — Und dient Gott mit ganzem Fliß — Also lang bis daß er starbe, — Und Gottes Huld erwarbe. — Das wir die alle gewinnen, — Wann wir sollen faren von hinnen, — Das unser selen kommen alda, — Dat man singet in excelsis Gloria — Das ist in der Engelschar — Das helf uns Maria die da gebar, — Jesum das viel liebe Kint — Darzu die heyligen die in dem hymel sind. — So helff uns auch der Degen bolt, — der gut sant Reynolt, — Sant Reynolt von Montelban, — Das wir der Höllen müßen entgan, — Das bescheh uns allesamen — In Gottes namen Amen! — Sprechent ein pater noster hier — Sant Reynolt dem hohen Mann viel schier — Das er vor uns bitte, — Das Kint das da lag in der Krippe — Wan wir von hinnen faren, — Das uns das Kint woll bewaren, — Vor der bittern hellen glut — Und vor dem ewigen Dott. — Reynolt fur wieder allzuhant, — Das sy uch allen wolbekannt, — Mit sinen Brudern in die Hagedacht — Ich sagen uch auch wer des gerocht, — Das er den Herren wollte sehen, — zu Napels mocht es ihm beschehen, — Nu horent ir Lut jung und alt — Alhie endet das Buch von Reynalt. — Der diese Rimen macht zuforen — Mit Got muß er sin erkoren, — Alle die diß Buch lesen und schriben, — Die mussen alle mit Gott bliben, — Das güne Gott unser Vader — Nu sprechent Amen alle gader.

Aus diesen Fragmenten, die der Verfasser, so wie bald eine Abschrift des ganzen Gedichtes, der Freundschaft seines Landsmannes, des Herrn Glöckle, von dessen regem Eifer für die alte Literatur die Freunde derselben sich eine reiche Ausbeute aus jener merkwürdigen Bibliothek versprechen dürfen, verdankt, ergibt sich das Verhältniß der eigentlichen Dichtung zu den Volksbüchern, die von ihr ausgegangen sind. Ohne Zweifel liegen alte fränkische Sagen und Romanzen zum Grunde, wie das alte Frankenreich in ein Französisches und ein Deutsches zerfiel, wurde die alte Erbe getheilt, oder jede Nation eignete sich vielmehr auf eigenthümliche Weise die vor-

etische Verlassenschaft zu. So wurde denn auch dieser Gegenstand in Französischen und Deutschen Gedichten unabhängig bearbeitet, und später erst gingen, wie beynahe alle Romane in Prosa, so auch diese Volksbücher durch Auflösung jener Dichtungen hervor. Darum ist das Französische Buch so ganz abweichend von dem Deutschen, das sich dagegen offenbar als eine freye Abkürzung des Altdeutschen Gedichtes zeigt. Daß übrigens Reynold am Dome in Cöln bauen hilft, ist keinesweges ein Anachronism, denn es ist die Rede vom alten Dome, der nach dem Zeugniß der Cölnischen Chronik B. 114 zur Zeit Carls des Großen errichtet und später in den neuen verbaut wurde, so daß zur Zeit der Abfassung der Chronik 1499 kaum einige Spuren mehr von ihm übrig waren.

Die sieben weisen Meister S. 164. Der eigentliche Nahmen des Uebersetzers der Fabeln des Wischnusermann, Bidpay genannt, in Pehlvy, ist Buzurdjemhir (Sonnenglänzender), Arzt und dann Wezir von Anuschyrvan; Hassan ben Sohail, Wezir des Chalifen Almamon, übersetzte es dann aus dem Persischen ins Arabische unter dem Nahmen Anuar Sohaili, Licht des Canopus. Es führte früher auch den Nahmen Vermächtniß des Huschenk, jenes merkwürdigen uralten Persischen Königs aus der, wie es scheint, Indischen Dynastie der Mahabadier vor den Pischdadiern.

Schöne Melusina S. 237. Im Besitze des Verf. ist gegenwärtig die alte Heidelberger Ausgabe dieses Buches, Melosine geschicht mit den Figuren. Vorn in der Vorrede: Seyt das der große natürliche meyster Aristoteles spricht an der Anfang und vorred seines ersten Buchs Mataphysice ein yglich Mensch begert von Natur vil zu wißen, darumb so hab ich Thüring von Ringoltigen von Bern uß Uchtland ein zu mol selzem und gar wunderlyche fremde hystory funden in ffränzoischer Sprach und welscher Zungen, dye ich aber zu dienst dem edelen wolgebornen herren Margraff Rudolff von hochberge herren zu Röteln und zu Susenberg, meines genedigen Herren, zu tütscher Zungen gemacht und translatiert nach meynem

besten vermögen. Weiterhin: Es yst gewesenn vor zeiten eyn grafe von Poytiers in Ffrankreich, der was herte zu Portenoch, der begert von einem seyner cappolon, das er uß allen seynen Coronicken wolte zu samman lesen, wye oder durch was lute das schloß und dye Stat Lusynien in Ffrankreych gelegen an gehaben Gebeuwen und gestyfftet und von was Geschlechtes derselbe Graff von seinen vorderen were. Und hyes in myt reimen ein buch machen. Derselbe fant bycher in franzosischer sprach. Dieselben bücher gemacht waren uß Latein, und funden wurden in dem Schloß zu Mabragenye und ein Buch, das was ffranzoschys wart funden zu Portenach. Uß den dreyen Büchern diß Buch, so ich in welscher zungen fant, zusammen gelesen ist. Am Ende des Buches steht: so hab ich diß Buch zu teutsch gemacht, zu dinst und ere als vorgeschrieben stot, und myt Gott's Hilff vollbracht auf dornstag morgens nest nach Vincentiustag, do man von Cristi Geburt zalt 1456 Jor. Und hab auch diß buch schlechtelich ohne rime nach der Substanz, so best ich kund, gesetzt. Nun hab ich sitmols des geschlechts derr von Erlach gesehen und gehöret, der in vil schlossen, so Melusine gebawen hat, als dis buch wißet, gewesen ist, namlich Lusinie Vauent und den thurn von St. Marxe, auch Rotschelle, der glich dz huß und dz schlos, do der graff vom Vorst auf geseßen was, den Goffroy zu tod sprengt, furbas hat er gesehen dy Kirch dy Melusina bawete zu Lusinien, ich hab auch gesehen vil schöner hystory und bücher, es sy von Künig Artus und vil seiner ritter von der tafelrund, es sye herr, Yuwen Herr, Gewann herr, Lanzelot herr, Tristan herr, Parcifal, der yeglicher besund sein hystory und lesen hat, darin von sant Wilhelm von Orlienz und Merlin, und bedunket mich, das aller history Kein fremder noch awentürlicher dan dyse hystori. — Hye endet dise warhafftige history. Und das Buch hat gedruckt Heinricus Knoblochzem zu Heydelberg auf sant Lucien und Otilientag nach Cristi unseres herren geburt 1491. — Sprache, Form der Buchstaben, Ungelenkheit der Holzschnitte, alle geben gemeinsam Zeugniß von dem Alter des Buches.

Zur heiligen Genoveva S. 246. Das Manuscript über das Leben der Heiligen, dessen die Schrift erwähnt, und das ehemals in dem Kloster zu Laach aufbehalten wurde, ist wahrscheinlich dasselbe, welches Freher edirt hat, und das die ganze Erzählung von der Pfalzgräfin und die Geschichte der Erbauung der Capelle zu Frauenkirchen, gleichsam deren Stiftungsbrief enthält. Es ergibt sich daraus das achte Jahrhundert, als die Zeit, in der Genoveva gelebt. Siegfried wohnte um die Zeit des heiligen Hildolfs, Bischofs zu Trier, der 754 gestorben ist, unweit der Stadt Meyen und dem Kloster Lach, nahe bey Coblenz, gegen die Eiffel hin, in dem nun zerstörten Schlosse Altensimmern genannt, und dort auch war der Ort, wo Genoveva gelitten. So fängt das erwähnte, wahrscheinlich gleichzeitige, lateinisch geschriebene Manuscript die Erzählung von der Begebenheit an. „Zur Zeit des heiligen Hydolfus, Erzbischofs von Trier, der in dem Schlosse Offtendinck residirte, wurde ein Kriegszug gegen die Heiden unternommen. Es war aber in dem Pallast zu Trier der edele Pfalzgraf Syffried der Chrystliche, welcher zur Gattin sich geehligt hatte eine Tochter aus dem Königlichen Stamme der Herzoge von Braband mit Nahmen Genovefa, über die Maßen schön, und die Tag und Nacht, wo sie nur einen Augenblick erübrigen konnte, der heiligen Mutter Gottes treulich diente, und sie solchermaßen liebte, daß sie alles, was sie von Zeitlichem erlangen konnte, ihr zu Liebe den Armen schenkte. Ihrer allzugroßen Schönheit wegen verordnete der Pfalzgraf, daß sie während seiner Abwesenheit im Meyfelder Gau auf dem Schlosse Simmern verweilen solle, damit nichts Unziemliches ihr begegne, weil er sich ihrer gar großen Schönheit wegen fürchtete, daß sie sich vergehen möge, indem er noch keine Nachkommenschaft von ihr hatte. Wie es ihm zustand, bereitete sich der Pfalzgraf mit den Andern zu dem Zuge, so geschwind er nur immer konnte, indem er alle Barone und Ritter, die er nur zusammentreiben mogte, herbey rief. Unter denen war auch Golo, dem Pfalzgrafen seiner Tapferkeit wegen sehr werth.

Wie alle auf obigem Schlosse und in der Nachbarschaft sich versammelt hatten, sagte der Pfalzgraf rathsbedürftig: Gebt uns einen Anschlag, wem wir das Unsrige anvertrauen, und wen wir zu unserm Stellvertreter machen sollen. Alle vereinigten sich einstimmig auf Golo, und es wurde ihm der Eid abgenommen, und er als Vogt angestellt. In der Nacht aber schlief der Pfalzgraf bey seiner Gattin, und sie empfieng, wie die Frommen gern glauben, aus göttlicher Schickung." Die Erzählung beschreibt dann weiter die Trauer Genoveva's um Siegfrieds Abreise und wie Golo sie verführen wollen, und Siegfrieden daher für todt ausgegeben; wie dann aber die heilige Jungfrau ihr erschienen sey, und ihr gesagt, daß Einige der Fortgezogenen wohl geblieben seyen, daß aber der Pfalzgraf lebe; wie sie dann, da Golo noch einmal sie angegangen, ihn mit der Faust ins Gesicht geschlagen, und dieser, wie er bestürzt die Rückkehr seines Herren vernommen, auf den Rath eines alten Weibes, das unten am Berge wohnte, dem Pfalzgraf entgegengereiset, und sie angeklagt habe sträflichen Umgangs mit dem Koche. Siegfried habe darauf im Zorne sie verurtheilt, im Lacher See ersäuft zu werden; die das Urtheil vollziehen sollten, aber hätten sie gerettet, und die Zunge einer Hündin an der Stelle der ihrigen mitgebracht. Sechs Jahre und drey Monathe wohnte sie dann im wüsten, wilden Walde, und wurde endlich auf der Jagd vor dem Tage Epiphania gefunden. Golo wurde für sein Verbrechen von vier Ochsen zerrissen, der Ort aber, wo sie gewohnt, von dem heiligen Hyldolph der Dreyfaltigkeit und der Mutter Gottes geweiht, und bald auf die Bitte der Pfalzgräfin, die im folgenden Aprile starb, Frauenkirchen gebaut, und weil mehrere Wunder dort geschahen, vom Papst mit Ablässen versehen. Zum Andenken an das Alles aber wurde dieser Bericht niedergeschrieben und aufbewahrt.

Unseres Herren Kinderbuch S. 250. Seleucus Carinus, auch Leucus genannt, wie der heilige Epiphanius beybringt, Jünger des heiligen Johannes, ist wahrscheinlich der Verfasser

der meisten hiehin gehörigen Apocryphen. Unter diesen apocryphischen Büchern, die Fabricius in Cod. Apocryph. Novi Testamenti gesammelt hat, ist das erste: Evangelium von der Geburt Mariä, die Geschichte ihrer Erziehung im Tempel, Ehe u. s. w. die erste Quelle des Volksbuchs. Leucus war nach dem heiligen Ignaz eines der Häupter der Doceten, welche die Menschheit Christi läugneten, und seinen Körper nur für ein Phantasma hielten, zugleich auch dem Ehestand abgeneigt waren, worauf denn dies Evangelium berechnet ist. Das Buch indessen, was unter jenem Nahmen sich bis auf diese Zeit erhalten hat, scheint doch eine Paraphrase aus dem fünften oder sechsten Jahrhundert zu seyn, weil das, was Gregorius von Nyssa aus dem Aelteren beybringt, einfacher und weniger überladen, als die entsprechenden Partien des gegenwärtigen ist. Die zweyte Apocryphe, die dem Leucus zugeschrieben wird, ist das Protevangelium über Geburt, Erziehung der Jungfrau und Geburt des Heilands. Der Verf. nimmt den Nahmen St. Jacob, Bruder unseres Herren an, da nun Origines von einem Buche Jacobs spricht, worin sich fände, der heilige Joseph habe vor Jesus schon andere Kinder gehabt, so muß Leucus schon im zweyten Jahrhundert geschrieben haben. Von der dritten Quelle des Volksbuchs, genannt die Erzählung von der Kindheit unseres Herren, finden sich zwey verschiedene Darstellungen. Die Eine fängt mit den Worten an: Ich Thomas Israelite habe für nöthig befunden, meinen Brüdern die Wunder zu wissen zu thun, die J. C. in seiner Kindheit verrichtet hat. Die zweyte kömmt aus der Levante, und Sike, Professor der orientalischen Sprache in Cambridge, hat sie aus dem Arabischen übersetzt. Sie fängt an mit den Worten: Wir haben gefunden ein Buch des Oberpriester Josephs, der zur Zeit Christi lebte. Die Erste scheint das Original gewesen zu seyn, das in der Folge erweitert wurde. Aus den Acten der Synode von Diamper im Jahr 1599 geht hervor, daß es unter den heiligen Büchern der Nestorier in Malabar sich fand. Jesus wird eben nicht als sanfter Knabe in diesem

Buche geschildert: Eines Tages sagte Joseph der heiligen Maria, wir wollen das Kind nicht mehr aus dem Hause gehen lassen, denn wer ihm widersagt, ist gleich des Todes. Mahomed hat mehreres daraus in seinen Koran aufgenommen. Mehrere Begebenheiten, die mystische Erklärung des Hebräischen Alphabets durch Jesus, die Entzauberung eines jungen Menschen, der in ein Maulthier verwandelt worden war, dadurch, daß das Kind sich darauf setzt, und mehreres, da es Eusebius anführt, als in den Apocryphen der Marcosier, einer sehr frühen judaisirenden Secte, enthalten, macht wahrscheinlich, daß sie, obgleich wahrscheinlich in einfacherer Gestalt, bey dieser Secte entstanden sind. Ahmet ben Caßem al andalousi, Mohr von Grenada, der um 1599 lebte, erwähnt eines Arabischen Manuscriptes des heiligen Cäcilius, Erzbischofs von Grenada, das in 16 Bleystreifen mit Arabischen Buchstaben beschrieben, im Jahr 1509 in einer Höhle nahe bey dieser Stadt gefunden worden. Dom Petro de Castro y Quinones, damals Erzbischof derselben Stadt, hat Zeugniß über die Wahrheit der Sache abgelegt. Diese Bleystreifen hat man seither nach Rom gebracht, wo man sie nach einer Untersuchung von mehreren Jahren unter dem Pontificat Alexander VII. endlich als Apocryphen verworfen hat. Sie enthielten viele fabelhafte Geschichten über die Kindheit und Erziehung von J. C. und das Leben der heiligen Jungfrau. Unter andern wie J. C. noch Kind gewesen und in der Schule das Arabische Alphabet gelernt und seinen Lehrer um den Sinn jedes Buchstabens befragt, und dieser ihm die grammatische Deutung gibt, das Kind ihm aber dann den mystischen Sinn davon zeigt. Das Manuscript des Mohren in der kayserlichen Bibliothek N. 113 Herbel. Biblioth. orient. p. 68. Alle diese Bücher waren aus Traditionen entstanden, die ihre Herausgeber nur gesammelt hatten. Die Kirchenväter aber hatten eine ernste, strenge Norm für die Glaubensdogmen durch alle Kirchen eingeführt, und an die bestehende Masse unbezweifelter kirchlicher Ueberlieferung wurde jedes Besondere prüfend angelegt, und



was nicht bestand, verworfen. So wurde der kirchliche Canon von diesen Apocryphen denn reingehalten, die in ihrem Asiatisch-phantastischen Geiste keineswegs jenem Stammcharacter zusagen mochten; aber für die Geschichte der Mythen und für die Poesie haben sie darum nicht geringern Werth, weil gerade in ihnen die Anschauung sich aufbewahrt, in der die Zeit und die Asiatische Welt das entstehende Christenthum genommen, und die Brücke zwischen dem alten Orient und der neuen Lehre. Die Indischen Dichtungen von Chrischna und Budha haben eine so bestimmt gezeichnete Verwandschaft mit diesen Apocryphen, daß sich durchaus nicht verkennen läßt, wie sie in einem und demselben Geiste, und in derselben religiösen Anschauung hervorgegangen sind.

Lexikon Deutscher Dichter und Prosaisten. Herausgegeben von Karl Heinr. Jördens. Erster Band. A — F. (16 u. 604 S.) Zweyter Band. G—Kl. (696 S.) Leipzig in der Weidmannischen Buchhandl. 1806. 1807. gr. 8. (4 Thlr. 2 gr.)

Wenn der Herausgeber unter Dichtern Dichter des ersten und zweyten Ranges, und unter Prosaisten nur klassische, ausgezeichnete Prosaisten — gleichviel, ob Artisten, Historiker, Philosophen u. s. w. — verstand, so hat er eher zuviel, als zu wenig gegeben; wenn er hingegen unter Prosaisten alle diejenigen Schriftsteller begriff, welche sich um Wissenschaften und Künste überhaupt Verdienste erworben haben, dann läßt diese Sammlung noch eine reichliche Nachlese übrig, und wir könnten eine ganze Reihe von gelehrten Theologen, Rechtsgelehrten, Aerzten, Philologen u. s. w. aufzählen, deren alsdann Erwähnung hätte geschehen sollen. Das letztere aber konnte Hrn. J. Plan nicht gewesen seyn, und er gibt selbst in der Vorrede den Wink, daß er nur an solche Schriftsteller gedacht habe, „deren man in einer Geschichte der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit zu erwähnen, bald auf die eine, bald

auf die andere Art veranlaßt seyn dürfte." Aber auch bey dem beschränkten Plane des Herausgebers haben wir die Nahmen Fr. H. Jacobi, Kant, Bouterweck, v. Bonstetten, v. Brinkmann, Sophie Brentano, Emilie Harmes, geb. v. Oppeln, Eschenburg, Gräter, v. Halem, v. Hardenberg (Novalis), Georg Forster, Boie, Babo, Gallisch, (wo die Jüngersche Vorrede vor Gallisch's Gedichten, Leipz. 1784, füglich hätte benutzt werden können), Gr. v. Benzel-Sternau (Verf. des goldnen Kalbes), K. W. Jerusalem, und unter den ältern Deutschen: Ulr. v. Hutten, Greftinger, Joh. Grob (Reinhold v. Freienthal), H. A. v. Abschatz, u. a. m. ungern vermißt. Auf der andern Seite sind auch einige Nahmen aufgeführt worden, die füglich hätten wegbleiben können. Eben so finden sich unter den vom Verf. in der Vorrede zum ersten Bande verzeichneten Nahmen, die er allenfalls noch in einem Supplementbande nachzuholen gedenkt, verschiedene, die man, bey einer bestimmtern Auffassung der Gränzen eines solchen Wörterbuches, nicht vermissen wird; andere, wie Forster, Fr. H. Jacobi u. s. w. hätten dagegen gleich anfangs mit aufgenommen werden sollen. Bloße literarische Sammler, Reimer und Versemacher, oder auch solche Schriftsteller, die sich nur in einer fremden Sprache trefflich auszudrücken wußten, aber ihre Muttersprache nicht cultivirten, wird Hr. J. auch in Zukunft mit Recht nicht aufnehmen. Darum gebührte dem anmuthig und begeistrungsvoll in der Römischen Sprache singenden Jak. Balde, dessen Deutsche Reimereyen jedoch unter dem Mittelmäßigen stehen, keine Stelle in dieser Gallerie Deutscher Dichter und Prosaisten. So sehr Rec. Albrecht Dürer als Deutschen Künstler schätzt, so wenig würde er ihm doch eine Stelle unter den ausgezeichneten Schriftstellern eingeräumt haben, und er wunderte sich daher, daß Hr. J. ihn (Th. I. S. 397 ff.) aufnahm. Weil er die erste Schrift vom Festungsbau in Deutschland lieferte, mit Hülfe der Geometrie zuerst eine Anweisung gab, wie man

die Schreibekunst und die Buchstaben, vornehmlich die Lateinischen Versalien, nach den Regeln der Proportion entwerfen müsse, so gebührte ihm eine Stelle in einer Literaturgeschichte.

Die Ordnung, die Hr. J. befolgt, ist folgende: Den Anfang machen die Lebensumstände des Schriftstellers, (deren Ausführlichkeit oder Kürze sich nach den ergiebigern oder dürftigern Quellen, woraus geschöpft werden konnte, oder nach der größern oder geringern Wichtigkeit des Schriftstellers richtete); auf diese Notizen folgt eine kurze Characteristik des Schriftstellers, — bald eignes Urtheil, bald Resultate dessen, was unsre vorzüglichern Kritiker darüber geurtheilt haben — sodann folgen die Schriften der Dichter und Prosaisten selbst, die mit ihren vollständigen Titeln angeführt, und wovon die verschiedenen Ausgaben sorgfältig bemerkt werden, (hierbey sind auch merkwürdige öffentliche Beurtheilungen nachgewiesen worden) und den Beschluß macht die Angabe der Quellen für die Lebensumstände und sonstige Notizen, wobey auch diejenigen Schriften nicht vergessen worden sind, worin man Proben aus den Werken unsrer Dichter und Prosaisten, Erläuterungen, Aenderungen, Verbesserungen einzelner Gedichte u. s. w. findet.

Der Verf. hat seine Vorgänger fleißig, bisweilen wörtlich, benutzt; insbesondere leisteten ihm Küttners Charactere rc. treue Dienste, sehr viele Artikel zeugen aber auch von eigenen Forschungen und selbstständigem Urtheile, und es würde unbillig seyn, ihm Vorwürfe darüber zu machen, daß er nicht Alles aus eigenen Ansichten schöpfte; bey einem Werke von diesem Umfange ist die Auswahl des Bessern schon verdienstlich, und daß Hr. J. sich nur selten durch einen seiner Vorgänger habe irre führen lassen, müssen wir ihm bezeugen. Bisweilen herrscht nur kein richtiges Verhältniß in Absicht auf den Umfang der einzelnen Artikel, indem einige viel zu ausführlich, andere dagegen allzu dürftig ausgefallen sind. Der Artikel Iffland, der noch weitläuftige Auszüge enthält, geht von S. 531—561; der von der Karschin von S. 607—640, und der von



Kleist von S. 641 — 696. Der letzte Artikel ist noch durch Angabe aller Varianten in den Kleistischen Gedichten weitläuftig geworden, eine Weitläuftigkeit, woran doch nur wenige Freunde der Kleistischen Muse Behagen finden werden. Eben so nimmt das Gottschedische Ehepaar den bedeutenden Raum von S. 212—257 ein. Allzudürftig sind dagegen folgende Artikel, besonders in Hinsicht der Lebensumstände der Schriftsteller: J. A. Eberhard, Alb. v. Eyb, L. F. G. v. Göckingk, Wilh. Heinse (wo die eigentliche Biographie, nebst der Characteristik, kaum 20 Zeilen beträgt), Friderike Brun, geb. Münter (wo man weder das Geburtsjahr der Dichterin: 1765, noch den Geburtsort derselben: Gräfen-Tonna im Gothaischen, angegeben findet), K. v. Dalberg u. a. m. Der letzte Artikel ist auch kein Muster des inneren Zusammenhangs. So heißt es z. B. (Th. I. S. 378) gleich hinter einander her: „Bald nach vollendeten Studien zeichnete er sich als ein Gelehrter vom ersten Range aus. Er wurde Kämmerer von Worms u. s. w.“ Bey lebenden Schriftstellern hätte sich Hr. J. mehr um schriftliche Mittheilungen bemühen sollen; die Autoren, die dergleichen Notizen versagen, gehören doch zu den Ausnahmen. Eben so hätten mehr diejenigen Lebensumstände hervorgehoben werden sollen, die auf den inneren Menschen und seine geistige Bildung und Entwickelung Einfluß hatten. Wie wenig ist jedoch in dieser Hinsicht, unter andern bey Heinse geschehen, dessen Briefe an Gleim und F. H. Jacobi Hrn. J. so manchen reichen Stoff hätten darbieten können! Der bibliographische Theil dieses Werkes ist mit vorzüglicher Sorgfalt bearbeitet, und wir können in dieser Hinsicht nur auf die Artikel Bodmer, Herder, Kleist, Huber, Abbt, Bürger u. s. w. verweisen, und schon dieser Umstand macht eine baldige Vollendung dieses Wörterbuchs wünschenswerth. In dem nächst folgenden Bande sehen wir einer sorgfältigen Bearbeitung der Artikel: Moses Mendelssohn, Joh. v. Müller, Friedr. Müller, Lessing, Logau, Opitz, Klop-

Kok u. a. m. entgegen. Wenn nun gleich dieses Werk im Einzelnen noch manches zu wünschen übrig gelassen hat, so ist es doch unstreitig ein sehr nützliches Hülfsbuch, und der gelehrte Fleiß und die Belesenheit des Verf. sind nicht zu verkennen.

M. AccI Plauti CapteIveI. Ad XLVII veterum codicum fidem emendavit atque commentario instruxit F. M. Avellinus J. C. Neapoli excud. Michael Morellius 1807. 8.

In der Vorrede spricht der Herausgeber über die Ausgaben des Plautus, und kommt S. IX auf die Versuche, seine Verse herzustellen, die Bentley schon gedroht habe und Brunck, Reiz, Bothe, Hermann (die verschiedenartigen Nahmen stehen etwas bunt durcheinander) anstellten. Vom letzten heißt es S. X: Sed profecto, si vera sunt fatenda, virum insignem atque de literis meritissimum partium studio in audacissima quaeque raptum fuisse, nemo est, qui quum Trinummum suum (!) conferat, non sentiat planissime cet.

Ib. Nam uti demus, quod isti volunt, Plautum librariorum negligentia atque seculorum ignorantia saepius metrum perdidisse, quis adeo est confidens atque audax, quis tantam sibi ἀκρίβειαν credet contigisse, ut Plautum hoc potissimum modo scripsisse ausit affirmare? cet.

Darum will der Herausgeber mit der Metrik gar nichts zu thun haben, und den Plautus nur so herstellen, wie er auf uns gekommen sey, wie Gronov und in dessen wiederholter Ausgabe Ernesti im Sinn hatten. — Eine Ansicht der Sache, die wir in dieser kurzen Anzeige nur historisch bemerken. Die nöthige Berichtigung oder Einschränkung derselben muß einer eigentlichen Kritik überlassen bleiben.

Seine Codd. (deren so viele noch Keiner gehabt hat) sind zwey aus der königl. Bibliothek in Neapel, wovon besonders

einer aus dem vierzehnten Jahrhundert von Werth ist, zwey aus der Bibliothek von Fr. Tacconi daselbst, zwanzig aus der Vaticana, durch Marini verglichen, worunter die Heidelbergischen, und noch einer aus der Barberina, — dann verschiedene aus der Laurentiana und Ambrosiana. — Alle Ausgaben wurden dabey benutzt. — Angehängt ist ein Excurs über den Parasiten und noch ein andrer. Der Verf. ist erst 18 Jahr alt und wird von den Gelehrten in Neapel geschätzt. —

Poetisches Taschenbuch für das Jahr 1806 von Friedr. Schlegel. 12. Berl. Unger. (1 Thlr. 4 gr.)

1) Roland. Das historische Interesse dieses romantischen Epos übergehe ich als evident, und wende mich ganz dahin, ob der Dichter uns das geleistet hat, was wir von einem solchen Stoff erwarten konnten. Die Zeiten Carls des Großen sind für uns und alle Abendländer die Zeiten unserer Heroenwelt, wie die des Trojanischen Kriegs es für die Griechen waren, nähmlich die Zeiten des Uebergangs der Fabel in die Geschichte, wo der Glaube der Völker, ihr Stolz und ihre Liebe in einem, den unendlichen idealischen Anfang und Grund aller Wirklichkeit mit ihrer ganzen lebendigen Individualität verbindet, und mit begeisterter Bildung die Unbegreiflichkeit des Zusammenhangs des Göttlichen und des Menschlichen ersetzt. Die Geschichte verliert sich dann so sehr in das Gemüth des Volks, daß die ganze Darstellung einer solchen National-Poesie nur ein einziger totaler Abdruck desselben wird, und daß, wenn der Dichter den Ton der Darstellung fühlte und also hatte, es beynahe unmöglich ist, daß er nicht sein Ideal erreicht hätte. So findet sich hier das heilige, fromme, ernste Gemüth des Deutschen, das sich nie zur gefälligen Selbstbeschauung, zur augenblicklichen Lebhaftigkeit, oder zum Hingeben an beschränkte Erfüllung verleiten läßt, das ganz die erhabene Urform des Werdens an sich trägt.

Mit dem Ton ist der Rhythmus das nächst verwandte, und wie er hier national und rein ansprechend ist, so erscheint der Versuch, Deutsche epische Gedichte in fremden Versarten zu machen, beynahe lächerlich, wovon ich doch die Messiade von Klopstok in sofern ausnehmen würde, als sie ihrem Stoffe nach vielleicht auch diese Anomalie würde haben überwinden können. Welchen Reichthum des Ausdrucks uns die Abwechslung unsers Reims und die gering scheinenden Abweichungen im Versmaaße hingegen darbieten, wird jeder fühlen, der dies Gedicht liest, und beklagen, daß man so oft in künstlichen Zieh= und Springbrunnen Deutsche Poesie hat schöpfen mögen, wo uns das Vaterland so reiche Quellen gegeben, und der Dichter hat hier ein Muster aufgestellt, das gewiß als eine bleibende Form Einfluß haben wird.

Von der Behandlung bleibt mir nach dem, was ich von dem Ausdruck gesagt habe, nichts zu sagen, es würde ein Fehler seyn, wenn man sie von ihm unterscheiden könnte, denn bey einem Gegenstand, den der Volksglaube einmahl zur National=Fabel erhoben, wird, wie oben gesagt, alles eine einzige Darstellung, und hier trägt sie durchaus die Spur der erhabenen Einfachheit der christlichen Religion und des Deutschen Herzens, die die Gelehrten neuerdings noch so sehr verkannten.

2) Hymnen von Spee. Aus dem Herzen des Volks, aus dem Focus seines Glaubens und seiner Andacht, nicht aus einem nüchternen Reflex über jenes, als Object, muß die Composition der Hymne hervorgehen. Aus den Harmonieen eines heiligen Glaubens frommer Gemüther, die ihn umgeben, muß der Dichter sie nehmen, nicht aus einer philosophischen freyen einsamen Betrachtung, wenn sie sich als Poesie motiviren und begründen soll. Zu oft hat man das Ziel oder vielmehr das endliche Resultat dieser Composition, eine erhabene Gemüths=Befreyung aus dieser kindlichen Naivetät heraus, mit der Dich=

tung selbst, ihrem Grund und Anfang verwechselt, und so mit dem Ende angefangen, so daß man nicht begreifen kann, wie der Dichter bey diesem Gemüthszustand noch dazu kömmt seinen dichterischen Umweg zu machen. Aber unbestraft verschmähe der Dichter den Volksglauben nie, und es gränzt oft an das Abgeschmackte, wenn man die mißlungenen Versuche dieser Art sieht. Der Dichter hat hier das Gegentheil von dieser Abartung gethan, und mag die etwas breite Manier, mit der er sich aus dem Naiven zum Freyen erhebt, hart scheinen, genug, daß sie das Gewand ächter Poesie ist, die man hier allenthalben in der feurigen Rührung und unschuldigen Wahrheit dieser andachtsvollen Compositionen findet. Es läßt sich aber voraussehen, daß die feine und die gelehrte Welt isolirt, wie sie sich jetzt vom Volke hat, diese Gedichte nicht annehmen wird.

3) Briefe. Vom ganzen schätzbaren Innhalt abgesehen, beschränke ich mich auf die Ideen über Gothische Bauart, um den Verf. aufzufordern, darüber ein Werk zu liefern, das für die Kenntniß des Mittelalters und dadurch für die Bildung unserer Zeit das Gleiche und mehr werden könnte, als Winkelmanns Werk über die Antike für die frühere war. Von den erhabenen Producten des tausendjährigen Fleißes unserer Väter, von diesem tiefen Tonmeer aller Formen, wie die Baukunst an sich schon es ist, wie die ihrige in einem höheren Grade war, aus, wird sich ihre ganze Wesenheit beurtheilen und erkennen lassen, und dadurch, daß wir erkannten, wie wir geworden, könnten wir zu einem tieferen Bewußtseyn unserer selbst, und zu einem festeren Vertrauen auf die Natur unsers Vaterlands gelangen. Wenn es lange Zeit und gut war, daß Deutschland sich in ruhiger Bewußtlosigkeit entwickelte, so machen die Andränge von außen, die jetzt geschehen, es nöthig, daß es in seinem eigenen Selbst sich zum Beschluß seiner Bestimmung unter den Völkern sammle. Wie kann sie ihm höher entsprechen, als durch die Riesenwerke der Väter, die, wie der Verf. sagt (p. 330), gleichsam das Unendliche unmittelbar darstellen und vergegenwärtigen, und ihn als den

Vertrauten der Natur und ihrer ehrwürdigen Geheimnisse darstellen. Ich glaube nichts ehrenvolleres und erweckenderes für Deutsche Bildung gelesen zu haben, als was hier mit so tiefer Wahrheit und lebendiger Deutlichkeit über Gothische Baukunst gesagt ist.

Die Sammlung der vermischten Gedichte übergehe ich als weniger bedeutend. Die beyden ersten würde ich aber auszeichnen, die vollendet in ihrer Art sind, von denen die Deutsche Literatur wenig aufzuweisen hat, und wo Deutsche Innigkeit mit südlicher Gluth verschmolzen ist.

Recueil des historiens de Gaules et de la France. Tome XIV. contenant la suite des monumens des trois Règnes de Philippe I. de Louis VI. dit le Gros, et de Louis VII. surnommé le Jeune, depuis l'an MLX, jusqu'en MCLXXX. Par M. Michel-Jean-Joseph Brial, ancien Réligieux Benedictin de la Congrég. de St. Maur, Membre de l'Inst. imper. de France. à Paris de l'imprim. imp. MDCCCVI. (se vend chez Arthus Bertrand, rue Haute-Feuille, no. 23) CXX 870 S. fol. (Pariser Preis 30 Fr.)

Die Historie hat sich der wiedergekehrten, festen und sichern Ordnung der Dinge in Frankreich zu freuen, unter welcher nicht nur die herrlichen durch die Stürme der Revolution unterbrochenen historischen Unternehmungen wieder Fortgang gewinnen und gedeihen, sondern auch bereits neue begonnen werden. Eine Gesellschaft von Gelehrten soll sich bereits, nach öffentlichen Nachrichten, mit der Anordnung der Materialien zur Fortsetzung der Histoire litéraire de la France beschäftigen. Eine vollständige Sammlung der Urkunden zur Geschichte des Französ. Rechts ist ebenfalls bereits angefangen, und die vorliegende Fortsetzung der von den um die Historie so vielfach

verdienten Benedictinern der Congregation St. Maur unternommenen Sammlung von Französ. Schriftstellern, welche den vorigen Bänden an typographischer Ausstattung nichts nachgibt, erfüllt mit der angenehmen Hoffnung, daß dieses wichtige Werk seiner Vollendung von nun an ununterbrochen sich nähern werde. Der funfzehnte Band ist bereits unter der Presse (Préf. p. 3.). Obwohl der Sammlung von Muratori diese Französ. Sammlung allerdings nachsteht, so ist sie doch ein bedeutender Gewinn für das historische Quellenstudium, und eine dringende Aufforderung, daß sich endlich eine Gesellschaft gelehrter Deutscher Männer zu einer vollständigen Sammlung und kritischen Herausgabe unsrer historischen Denkmähler vereinigen möge. Aber wer wird jetzt die beträchtlichen Kosten derselben bestreiten? Die Corporationen gelehrter, politischer und religiöser Art, in deren Bibliotheken ehemahls solche Werke gewiß ihren Platz fanden, sind großentheils vernichtet, und manchen jetzt noch vorhandnen steht ihre baldige Vernichtung bevor; der Deutsche Privatmann aber ist selten (am wenigsten in gegenwärtiger Zeit) im Stande, ein Werk solchen Umfanges zu bezahlen. Darum liegt der Wunsch nahe, daß unsre Fürsten, hierin das Muster des großen Kaysers nachahmend, ein solches Unternehmen befördern und unterstützen mögen, zum Nutzen und Frommen unsrer vaterländischen Historie.

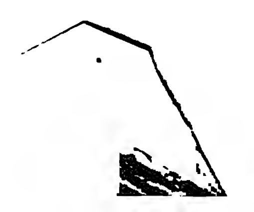
Dieser vierzehnte Band enthält außer einer Genealogia Regum Francorum tertiae stirpis etc. außer Auszügen aus eines Anonymi Blandiniensis und des Nicolaus von Amiens (Ambianensis) Jahrbücher, welche beyde den Siegbert von Gemblours fortsetzen, (diese drey Stücke sind aus Handschriften zum erstenmahl gedruckt) dann Auszügen aus Johanns von Salisbury Polycraticus, und Gervasii von Tilbury Otiis imperialibus, nur Lebensbeschreibungen von Heiligen und von andern berühmten und wichtigen Männern, Nachrichten über Concilien, Briefe von Päpsten und andern in die Begebenheiten Frankreichs eingreifenden Männern aus der auf dem

Titel angegebenen Periode; ist also die Fortsetzung des zwölften und dreyzehnten Bandes, welche die Chroniken und Annalen derselben Zeit enthalten. Die noch übrigen Briefe aus dieser Zeit werden den funfzehnten Band allein füllen (Préf. p. CXVIII). Die Diplome der Könige sind von dieser Sammlung nunmehr gänzlich ausgeschlossen, „attendu que la collection entière des diplomes et chartes du Royaume est déja commencée." (Préf. p. II). Desgleichen sind auch die Geschichtschreiber der Kreuzzüge, welche nach dem ehemahligen Plan einen Theil dieses Recueil ausmachen sollten, für eine eigne Sammlung bestimmt, welches gelegentlich angeführt wird. Préf. p. XCVII. Nro. CX. In dieser werden hoffentlich auch Auszüge aus morgenländischen Schriftstellern ihren Platz finden, deren eine ansehnliche Anzahl bereits vor der Revolution von D. Berthereau zusammengebracht war (vgl. Biornstahls Briefe Th. I. Brief 2. und Silv. de Sacy Notice des Manuscrits de D. Berthereau im Magas. encyclop. an VIII.). In der Anordnung der hier abgedruckten Stücke ist die chronologische Folge genauer beobachtet worden, als in den vorigen Bänden, welches sehr verdienstlich ist. Der bisher ungedruckten Stücke haben wir viel weniger gefunden, als wir erwartet hatten. Außer den bereits angegebenen nur folgende, von denen einige wichtig sind: S. 108. Gesta in concilio Pictaviensi (a. 1100) circa excommunicat. Phil. I. Franc. regis, S. 142 eine Urkunde, durch welche König Heinrich und sein Sohn Philipp, Villers Franqueux (Villa Francorum) an das Kloster des heil. Theoderich zu Rheims vergeben. S. 183. Controversia de limitibus Aquensis et Olorensis Episcopatuum. S. 207. Fragmentum ex libro II. vitae B. Theogeri abbatis St. Georgii in sylva nigra. p. 221. Notitia de Petragoricensis ecclesiae episcopis, qui donis suis primordia canonicorum S. Asterii adjuvere. S. 230. Confratria et collectio denariorum, instituta a. 1128. in synodo Narbonensi ad instaurandam Tarraconensem ecclesiam. S. 238. Notitia placiti de libertate alodii Chama-

reji inter Theobaldum Com. Carnot. et monachos majoris Monasterii. S. 389. Leges pacis et treviae Dei pro ecclesia Morinensi. S. 520. Eine Genealogie der Grafen von Flandern vom J. 792—1120. S. 670. Ein Brief Gregors VII. S. 696. 697. 717. 737. vier Briefe Urbans II. S. 767. 768. 769. 771. 774. sechs Briefe und Entscheidungen des Erzbischofs Amatus von Bourdeaux. Erläuternde Anmerkungen sind diesen und den übrigen Stücken häufig beygefügt, wie in den vorhergehenden Bänden. Unter den gedruckten Schriften haben wir nur bey wenigen Handschriften verglichen gefunden, z. B. bey dem Briefe Abälards S. 278, wo eine Handschrift der Kayserlichen Bibliothek mit dem Abdrucke in Duchesne (Quercetani) Ausgabe verglichen ist, bey der Lebensbeschreibung des Abtes Hugo von Marchiennes S. 398 und des Thomas von Canterbury S. 452; bey den Briefen Urbans II, wo eine Versetzung und eine Lücke in der Baluzischen Ausgabe gebessert ist, und einem Briefe Heinrichs IV. von Deutschland an Philipp I. von Frankreich S. 807.

Die Vorrede, welche wie die Vorreden der vorhergehenden Bände zugleich Lateinisch und Französisch abgefaßt ist, verdient Aufmerksamkeit. Bis zu S. LXXVI handelt Herr Brial in zwey Abschnitten von dem kirchlichen und politischen Zustand Frankreichs in der Periode, zu welcher die Schriften dieses Bandes gehören, dem Versprechen gemäß, welches in der Vorrede des 13. Bandes gegeben war. Den übrigen Raum der Vorrede nehmen kurze Nachrichten über den Inhalt der aufgenommenen Schriften und Auszüge und ihre Beziehung auf die Französische Geschichte ein.

Jener historischen Abhandlung, auf welche neulich in öffentlichen, vornehmlich in Französischen Blättern ein großes Gewicht gelegt worden, wollen wir das Lob einer gelehrten und fleißigen Ausführung nicht streitig machen, aber an neuen Ideen und eigenthümlichen Ansichten, ist sie arm, und die Behandlung ist nicht erschöpfend. Zu dem ersten Abschnitte, welcher von den kirchlichen Verhältnissen, von den Gottesgerichs



ten, den Pilgerfahrten und Kreutzzügen u. s. w. handelt, ließen sich sehr beträchtliche Zusätze aus Deutschen Schriften machen, und von einem höhern Standpuncte, auf welchem aus dem Character des Zeitalters jene Verhältnisse sich erklären und wieder aus jenen Verhältnissen der Character des Zeitalters construirt wird, ist hier keine Ahnung. Vornehmlich sind die §§. über Gottesgerichte, Eidesleistungen und Wallfahrten sehr dürftig ausgefallen. Der zweyte Abschnitt, in welchem die Verhältnsse des Königs zu den Vasallen, die Verhältnisse der verschiedenen Stände im Staate und im Volke unter sich, auch die Rechte der Städte und der Ursprung ihrer Gemeinheitsrechte erforscht werden, ist viel reicher an guten Materialien, als der erstere Abschnitt; aber den ordnenden und bildenden Geist vermißt man auch hier.

Coup-d'oeil sur les Universités et le mode d'instruction publique de l'allemagne protestante, en particulier du royaume de Westphalie. Par C. Villers, Correspondant de l'institut national de France, de la Societé Royale des Sciences de Göttingue etc. A Cassel, de l'imprimerie royale 1808.

Der Verf. dieser Schrift lebt wie ein fremder Naturforscher schon längere Zeit in unserer Mitte, beobachtet unser Wesen und Thun und Treiben, und gibt von Zeit zu Zeit seinen alten Landsleuten Bericht von dem, was er gesehen, die ohne ihn kaum mehr als zur Zeit Ludwigs des vierzehnten von uns wüßten. Er bemüht sich, immer nur Gutes, ja das Beste von uns auszusagen; oft Besseres, als wir selbst uns nachrühmen können: weil die Nation in seiner Sprache etwas schwere Zunge hat, und in den Künsten der Staatspolemik in den letzten Zeiten sich in etwas versäumt und dar-

über ganz kleinlaut geworden ist, darum macht er ihren beredten Vertheidiger und Wortführer bey jeder Gelegenheit. Da vor der Hand ihr nichts so nahe, als die Beybehaltung ihrer literärischen Institutionen liegt, so hat er auch darüber das Wort genommen, um die öffentliche Meynung, leicht beweglich wie ein luftig Wesen, ehe sie sich entschieden, starr wie ein Berg, wenn sie einmahl Parthey genommen, frühe genug zu ihrem Vortheil zu fixiren. Dafür ist dies Buch geschrieben. Es würde undankbar seyn, was in so guter Gesinnung hervorgegangen, nicht mit Erkenntlichkeit aufzunehmen, und mit widerwärtig mäkelnder Kritik so freundschaftliche Bemühungen zu erwiedern. Mit gebührendem Lobe wollen wir mehreres, was uns an der Schrift erfreute, auszeichnen; anderes was wir ungern vermißten, berühren, und im Vorbeygehen einiges noch mittheilen, was uns etwa sonst im Durchlesen aufgefallen ist.

Schriften wie diese haben eine doppelte Seite; als Buch haben sie einen gelehrten Character; berechnet auf eine gewisse augenblickliche Wirkung, einen öffentlichen. Das letzte muß als das erste und wichtigste, das andere als das untergeordnete betrachtet werden. Gleich hier also haben wir die Trefflichkeit des Effects an der vorliegenden Schrift zu rühmen. Sie ist mit Klugheit und Welterfahrung geschrieben und in einer gewandten Rhetorik ausgeführt; alle die zerstreuten Lichter, die sich über den Gegenstand vertheilen, sind aufgefaßt und mit Geschick verbunden und geordnet, daß sie eine hinlänglich imponirende Beleuchtung geben; die Ueberredung nicht auf verdächtige Declamation, sondern die Evidenz der Ueberzeugung gegründet, bemächtigt darum um so sicherer sich der Leser; alles in bestimmter Klarheit ohne Verwirrung und innere Verwicklung der Untersuchung immerfort gehalten; nirgend, wo ein wohl gründliches, aber die Anschauung des Ganzen überladendes und trübendes Detail; allen den gemeinen Einwürfen zum voraus schon begegnet, die Vorurtheile gehoben oder gegen sich selbst gewendet; das Ganze durchaus so aufgefaßt, wie man

Menschen, die an der Spitze der Regierungen und großer Geschäfte stehen, alles als Gattung nur aufzufassen gewohnt sind, und nichts so sehr als ein breites Detail ohne Mitte und Wurzel hassen, einen Gegenstand darstellen muß, wenn man will, daß sie sich für ihn interessiren sollen. Nicht anders auch will die öffentliche Stimme, und die Intelligenz, die sie beherrscht, behandelt und gefaßt seyn, wenn sie sich für den Sprecher entscheiden soll. Wir können also erwarten, daß diese Schrift, so viel im Drange vielfältiger gegeneinanderlaufender Richtungen einer sehr bewegten Zeit ein Buch vermag, wirken werde, wenigstens in der Meynung wird es eine Umwendung hervorbringen, wenn auch die Ausführung an der Klippe aller neuromantischen Politik, den Finanzen scheitern sollte. Wenigstens die Vorurtheile, die man gegen die Deutschen Universitäten bisher gehegt, können nicht vor ihm bestehen, und es ist schon viel gewonnen, wenn an die Stelle des bösen Willens Klage über Unvermögen, des Drangs der Zeiten wegen, tritt. Wäre das Buch einige Jahre früher erschienen, es steht zu glauben, daß die Form der großen Französischen Universität eine andre geworden wäre, denn schwerlich hat eine bestimmte Anschauung der Deutschen Formen, vielmehr wahrscheinlich ein dunkles Misbehagen dabey obgewaltet.

In der Ausführung des Einzelnen ist uns gleichfalls manches begegnet, was uns als ein gemessenes rechtes Wort erfreute. Die Differenz der beyden Nationen gleich am Anfange ist recht billig angegeben, und den untreffenden Vergleich von Socrates und Sardanapal etwa ausgenommen, auch so, daß sie den Nationalstolz nicht kränken kann. Gut ist das Wort über die Herrschaft der geometrischen Formen, die uns wie ein großes Triangelnetzwerk überziehen, und die europäische Welt mit schreckhafter Eile nach China hinreißen, wo alle Thurmknöpfe, alle Häuser, alle Städte, alle Provinzen, und die ganze Welt selbst viereckt ist, und das Jahr viereckt und in jener Ecke Hochzeiten, in der andern Todtenfeyern, und die Köpfe selbst viereckt und alle Gedanken. Sehr gut ist, was

über die verschiednen Verhältnisse von Philosophie und Religion in Deutschland und Frankreich gesagt wird; es ist ein beynahe unüberwindliches Vorurtheil dort eingerissen, daß beyde nothwendig in Kampf und Zwist und Streit mit einander liegen müssen, was den eigentlichen Zustand der Deutschen Literatur zu einer reinen Unbegreiflichkeit macht. Was aber über das Verhältniß des Protestantismus zur Hierarchie vorkömmt, scheint uns doch zum Theil denselben Streit, nur in andern Formen wieder herzustellen. Das auf Erden ist heilig, was von heiligem Enthusiasm erfüllt und lebendig ist, alle Form ist leer und am Ende so unschuldig, wie eine mathematische Construction. So geheiligt war die Hierarchie in ihrer besseren Zeit, und da auch keineswegs von der Wissenschaft abgewandt, so auch der Protestantism in seiner Jugend; wie er gestorben war, hat er der Wissenschaft durch den Tod, den er in sie hineingetragen, eben so geschadet, als die spätere Hierarchie durch ihren Zwang. Beyde haben treulich durch ihre Jahrhunderte den Stein der Weisen durchgetragen, wie er ihnen zu drückend wurde, haben sie ihn nacheinander weggeworfen; sie mögten sich einander von dieser Seite nicht viel vorzuwerfen haben. Die vaine scholastique, der esprit monacal u. d. gl., womit man gleichsam sprüchwörtlich die dunkelen Jahrhunderte des Mittelalters ausstaffirt, gleichen den Elephanten und Nashörnern, womit alte Landkarten unbekannte Länder verzieren. Nicht der Catholicism hat die Universitäten in den catholischen Ländern getödtet, sondern dieselbe Erschlaffung, die selbst den Catholicism und die Verfassungen und den Protestantism aufgelöst, hat auch das Wissenschaftliche dort mit dem chronischen Uebel angesteckt, bis die Revolution dem Schmachten auf einige Zeit ein Ende gemacht. Gut auseinandergesetzt ist in der Folge wieder, was über das Verhältniß der Universitäten zu den sie Besuchenden beygebracht wird, über die durchgängige Freyheit, die dort herrscht, und ihre Vergleichung mit den Griechischen Schulen, was besonders schwer in einem Lande einleuchten muß, wo

strenge Disciplin den Schulknaben verfolgt, bis ihn die Gesellschaft aufnimmt, und ihn von jenem positiven Zwange befreyt, um ihn dafür an das Gesetz ihrer Convenienzen zu binden. Wohl gesprochen ist, was gegen das unselige Princip der Spaltung der Wissenschaften und des Unterrichts gesagt wird, jenes Princip, das den Engländern und ihren Manufacturen abgesehen, allerdings in allem was auf technische Fertigkeit hinausläuft, nicht ungünstig für die Entwicklung seyn mag, in dem aber, was wahrhaft menschlich ist, was die Wissenschaften werth macht, daß man sie treibe oder sich von ihnen treiben lasse, verderblich, tödtend und erstarrend seyn würde, wenn der menschliche Geist sich durch dergleichen Principien und darauf gegründete Institutionen je theilen und zerreißen ließe. Treibe man jene Theilung bis zum höchsten Punct, es bleibt immer noch Pfuscherey gegen die Aegyptier, wo jedes Glied seinen eignen Arzt besaß, und man kann auch mit Recht glauben, daß der Fortschritt der Wissenschaft bey diesem Volke seit jener Spaltung und der Fesselung an die canonischen, heiligen, classischen Bücher des Hermes sich füglich auf ein Palmblatt eintragen lassen mögte. Warum soll die Wissenschaft denn geviertelt und geachtelt u. s. w. werden, während alle Staaten nach und nach in einen großen monarchischen Föderativstaat zusammengehen? Freylich der Staat, der etwa ein Institut besäße, das aus 1000 Menschen bestünde, die sich in alle Fächer des Wissens getheilt, und deren jeder das Seinige nun ganz bis auf den Boden ergründet hätte, besäße an ihnen Allen einen grundgelehrten Mann, aber was die Maschine lenken sollte, dürfte keiner der Tausende seyn, auch keiner, den die Tausende erzogen hätten. Es steht zu glauben, daß man ihn am Ende aus Deutschland hohlen oder wenigstens auf Deutsche Weise bilden müßte. Für gelehrte Knechte ist die Weise untadelhaft, für Freye und Herren ganz verwerflich. — Ueber die Immunität der Universitäten ist S. 63—65 auch ein gemessenes Wort gesagt. Der Gemeinplatz Staat im Staate, ist im Buche noch

Verdienst abgefertigt. — Kläglich ist auf die statistische Wichtigkeit der Universitäten ein bedeutendes Gewicht gelegt, sie können durch nichts dringender dem Zeitgeist sich empfehlen, und so ist denn die erste und größere Hälfte des Buches für ihren Zweck untadelhaft. Im zweyten speciellen Theile haben wir ungern die Vorliebe gesehen, mit der allein beynahe über Göttingen der Verf. sich verbreitet. Er sagt, er habe diese Universität am besten gekannt, allein gerne würde man in Halle, Marburg und Helmstädt seinem geäußerten Wunsche wegen Notizen entgegengekommen seyn. Eine Magerkeit, die gerade diesen speciellen Theil am meisten drückt, wäre so am besten vermieden worden. Wenn der Verf. Heyne nach Verdienst würdigt, und Schlözer, Haller und die andern, dann hätten ihm diese Universitäten gleichfalls noch eine reichliche Liste berühmter Nahmen dargeboten, die bis nach Frankreich durchgedrungen sind; statt der Instructionen für Niebuhr, hätte er etwa Reinhold Forster erwähnen können, der selbst die Reise um die Welt gemacht; neben den Göttingischen gelehrten Anzeigen hätte die Hallische Literaturzeitung immer mit Ehre sich stellen können, und es würde ein Schein von Absichtlichkeit vermieden worden seyn, die gewiß nicht in dem Verfasser, etwa nur in seinen Materialien gewesen ist. Es mag seyn, daß die Armuth vergangener Zeit zum sträflichen Luxus in einer verarmten Zukunft wird, aber was zu fristen ist, erhalte man so lange, als immer thunlich. Das Eigenthum der Wissenschaft ist so heilig wie Kirchengut, schneidet ihr unten die Wurzeln ab, der stolze Gipfel wird bald welk hinsinken. Bey diesem Abrunden und Centriren wird nie gewonnen, die abfallenden Späne werden gewöhnlich eingezogen für Macherlohn. Ein Centralinstitut in der Mitte einer Nation, wenn Leben in ihr ist, ist freylich schön, aber diese breiten, weichgepolsterten Sitze sind, Ausnahmen in Ehre gehalten, selten für die Regsamkeit und das Leben hingestellt. Eine gewisse Classe breiter, fetter, wohlgeseßner Menschen, die einen seltsamen Beruf dafür mit auf die Welt gebracht, lassen meistens sich behaglich darauf nieder; höchstens schleichen einige Verschlagene sich ein, die der Böse hinzuschiebt, um jene Gemächlichen doch wenigstens einigermaßen mit Kreuz und Un-

ruhe heimzusuchen. Nicht unserem Verdienste ist es zuzuschreiben, daß wir noch nicht in Ketten und Banden eines Wörterbuches, einer philosophischen Form, einer Dichtungsweise und dergleichen liegen. Hat es etwa an Hoffarth uns gefehlt, die, nachdem sie nur eben, was sich gebührt, vollbracht, geradezu ins Tabernakel sich einquartiren wollte? Haben wir nicht eine Arroganz um die andere sich erheben sehen, die nur allein, weil sie keine rechte Mitte gewinnen konnte, zurückfallen mußte? Nur weil wir so viel gegliedert sind, darum sind wir gewaltsam zu jener lebendigen Gymnastik hingetrieben worden, die der Trägheit auf der Einen, wie der Herrschsucht auf der andern Seite, gleich sehr widersteht. Beten wir, daß der Himmel unsere vielen Kirchen uns erhalte, wenn uns an der Erhaltung unseres Geistes gelegen ist, der Verf. aber, der mit uns einer Meynung ist, nehme unsern Dank für das, was er für ihre Vertheidigung gethan.

Illustrazione del gruppo di Ercole colla cerva etc. Napoli nella stamperia reale 1805. 4.

Diese Gruppe wurde 1805 in Pompeji zugleich mit 3 andern Statuen in Bronze, wie sie gleichfalls ist, gefunden, und ist seitdem nach Palermo mit so vielen Pompejanischen Schätzen geflüchtet worden. Alle, die sie gesehen, stimmen darin überein, daß sie zu dem Vollendetsten gehöre. Der Verf. der genannten Schrift sucht zu zeigen, daß sie in dem Epigramm der Anthologie B. IV. C. 8. St. 10. beschrieben sey, und vergleicht eine Münze der Stadt Pergamum in der Gallerie zu Florenz bey Gori T. I. Tab. 55. n. 1., der eine andere daselbst T. I. Tab. 62. n. 3. sehr ähnlich ist.

1) Das Königreich Westphalen vor seiner Organisation, statistisch dargestellt von Georg Hassel. Braunschweig bey Vieweg 1807. 4. 39 S. (16 gr.)

2) Esquisse de la statistique générale et particuliére du Royaume de Westphalie par Raoul Bofse, Secretaire de la Chancellerie privée de Brunswick et membre de la Société des sciences de Gottingue. 8. Braunschweig b. Vieweg. 280 S. ohne die Vorrede. (1 Thlr. 8 gr.)

Nr. 1. ist sicher die vorzüglichste Schrift, die bisher über die statistischen Verhältnisse Westphalens erschienen ist. Nur Schade, daß ihre Brauchbarkeit dadurch vermindert wird, daß sie vor der Organisation des neuen Königreichs heraus kam, und daß darin auf die neuesten Veränderungen, unter andern auf die Eintheilung in Departements, keine Rücksicht genommen ist. Auch hat Westphalen seitdem im Osten und Westen Vergrößerungen erhalten, und wer weiß, wie bald es selbst den Ozean erreichen, oder den östlichen Gränzstrom überspringen wird. So schwer ist es den Geographen unsrer Tage, mit der langsamen Feder dem raschen Flug der Begebenheiten nachzueilen.

Nicht leicht fielen bey einem der neuern Reiche Deutschlands die Angaben über Flächeninhalt und Einwohnerzahl verschiedener aus, als die, welche seit dem 18. August 1807 über Westphalen in öffentlichen Blättern erschienen. Die große Verschiedenheit derselben (sie fielen von drey Millionen Einwohnern bis fast zur Hälfte) mochte darin gegründet seyn, daß einige Nachrichten solche Fürsten, die, wiewohl Mitglieder des Rheinbundes, dennoch, was Militair, Postwesen u. s. w. betrifft, in einem untergeordneten Verhältnisse zu Westphalen stehen, zu diesem Königreich zählten. In vorliegender Darstellung hätten wir gewünscht, von jenen Staaten wenigstens eine kurze Uebersicht in Beziehung auf Größe und Volksmenge zu erhalten, weil sie, besonders in Kriegszeiten, zu den Staatskräften des Königreichs gerechnet werden müssen.

Sonst kann man in dem vorliegenden Werk über Unvollständigkeit nicht klagen. Da wo der Verf. vorgearbeitet fand, ging er vielmehr in das genaueste Detail ein. Von S. 1 — 20 ist eine allgemeine Uebersicht gegeben. Von S. 21 an werden die Provinzen einzeln beschrieben; zweckmäßig ist dazu eine tabellarische Form gewählt. Aus der Vergleichung mehrerer dieser Specialtabellen gehen merkwürdige Resultate hervor. Man vergleiche nur die Altmark (mit 1864 Menschen auf der □ Meile) und Ravensberg (mit 5510). Beyde gehorchten Einem Könige. Außer Osnabrück war in den sämmtlichen Provinzen des Königreichs, schon vor 1807, die Leibeigenschaft aufgehoben. Unter den angezeigten Druckfehlern vermißten wir die Verbesserung der bey Hessen S. 21 irrig angegebenen Größe (nähmlich 18 ¾ □ M. für die ganze Landgrafschaft). Wir wünschen dem verdienstvollen Verf. Muße, um uns, wenn erst die Organisation vollendet, und die, Westphalen zugedachten Vergrößerungen hinzugekommen seyn werden, eine Darstellung der neuesten Verhältnisse dieses Reiches zu geben.

Vielleicht, daß bis dahin auch über die Domainenabtretung und die Finanzverhältnisse mehr Licht verbreitet seyn wird.

Nr. 2. ist zwar in derselben Verlagshandlung, über denselben Gegenstand erschienen, dennoch aber nicht allein der Sprache, sondern auch dem innern Gehalt nach, wesentlich von dem vorigen unterschieden. Wahrscheinlich ist es bestimmt, die in dem neuen Königreiche angestellten Ausländer über den physischen, politischen und moralischen Werth ihres zweyten Vaterlandes zu belehren. Da findet der Liebhaber gleich vorne herein auf wenigen Bogen (denn die letzte Hälfte des Buches enthält meist Nahmen von Städten, Flecken und Dörfern zur Buchstabirübung für den der Sprache unkundigen Leser) alles eilfertig aufeinander geschichtet; Begebenheiten und Hypothesen; Ausfälle auf den Reichstag in Regensburg und Luthers Reformation; Klagen über schlechte Wege und Seidenwürmer. Der Verf. beginnt mit der scharfsinnigen Bemerkung, daß Westphalen der Figur nach Italien ähnlich sey. Dann erhalten wir auf zehn Seiten ein precis historique über ganz Westphalen. So beschränkt auch der Natur der Sache nach diese Darstellung seyn muß, so findet doch der Geschichtsforscher manches Neue, z. B. von der Handlung, die zu Carls des Großen Zeit zwischen Sachsen und Frankreich blühte und Künste und Gewerbe begünstigte; ferner daß bis auf den heutigen Tag die Westphälischen Bauern Kleider tragen, wie zu Carls des Großen Zeiten (S. 14); daß Luthers Kirchenverbesserung eine Revolution gewesen sey (la révolution connue sous le nom trop doux (!!) de réforme de l'église) u. s. w. — Am Ende ist der gute Doctor Martin (ce génie ardent et impetueux) wohl gar ein verkappter Jacobiner. Damit sich aber niemand erfreche, den Verf. der Parteylichkeit zu bezüchtigen, hat er sich durch das untrügliche Ansehen des unparteyischen Geschichtschreibers Michael Ignaz Schmidt gerechtfertiget. Zuletzt wird auf Mirabeau's Zeugniß (man sieht, der Verf. ist aller Orten zu Hause) von den Einwohnern Westphalens versichert, daß sie zwar weder die feurige Einbildungskraft der Welschen, noch des Franzmanns Lebhaftigkeit besitzen, aber doch im Ganzen ehrliche Menschen und besonders leicht zu beherrschen seyen.

Nicht viel besser als diese, aus einer so trüben Quelle (der histoire secrette de la cour de Berlin) geschöpfte Psychologie des Verf., sind seine Beyträge zur Westphälischen Physiognomik. Denn nach S. 29 haben die Hessen ein ovales Haupt, die Westphälinger gleichen mehr den Sachsen, die Niedersachsen aber sind klein und haben feiste runde Gesichter.

Herr Boße beklagt sich sehr über die große Anzahl der

Städte im Königreich, über die Menge ihrer Einwohner (S. 37: les villes sont surchargées d'habitans), und doch zählt das ganze Reich nur zwey Städte, deren Einwohnerzahl 30000 erreicht; nähmlich Braunschweig und Magdeburg. Unter den übrigen Städten ist keine, die im Jahr 1807 nur 20000 E. enthalten hätte, obgleich der Verf. Cassel und Halle dahin rechnet. Später (S. 79) widerspricht er sich selbst und gesteht Cassel nur 18000 Einwohner zu.

Nachdem S. 55 der protestantische Cultus in der Kürze abgefertiget worden, kommt der Verf., wie er sich ausdrückt, zu der „parthie brillante des pays protestans", dem öffentlichen Unterricht und dem der Wissenschaften. Hier wird einigen berühmten Männern der Reihe nach Weihrauch gestreuet, nur das Brownische System und die kritische Philosophie finden keine Gnade, der letzteren spricht der Verf. also das Urtheil: „les ténèbres de la Philosophie allemande, que Mr. Bonstetten (wieder eine Autorität!) appelle à juste titre dans son ouvrage sur l'imagination un jargon barbare, dans le quel quelques têtes mal organisées ont barbouillé les idées de Kant et leurs réveries, ne se sont pas répandues sur nos contrées, graces aux soins de Mrs. Eberhard de Halle, Schulze d'Helmstedt, Feder autrefois à Gottingue, et Tiedemann, qui vient de mourir. —

Mit der 71sten Seite fängt der Verf. seine Specialstatistik an. Wie überraschend muß es nicht den Hessen seyn, zu vernehmen, daß der Hauptertrag ihres Landes in Wein bestehe. (la grande culture dans la haute Hesse est en vignes!!) Doch, es sey genug von dieser übereilten Schrift. In dem Lobe des unvergeßlichen Herzogs von Braunschweig sind wir mit Hrn. B. einverstanden; auch zeigt sich der Verf. in der speciellen Statistik des Braunschweigischen Landes allein, seinem Gegenstand gewachsen.

Dem Styl fehlt es nicht an Härten. Setzer und Corrector haben auch Eile gehabt; darum wimmelt das Buch von mancherley Druckfehlern, die selbst eigne Nahmen bis zum Unkenntlichen entstellen. So ist S. 63 von dem berühmten Fischbein in Cassel die Rede u. s. w.

In Summa: das Büchlein gehört unter die Sündfluth jener, auf den Augenblick berechneter Speculationen, die bald in das Nichts zurückkehren, aus dem sie entstanden sind.

Intelligenzblatt.

Nro. I.

Chronik der Universität Heidelberg.

I) Beförderungen.

November 1807. Herr Dr. und Privatdocent August Böckh von Carlsruhe, wurde von Sr. königl. Hoheit zum außerordentlichen Professor der Philologie ernannt.

II) Promotionen und Feierlichkeiten.

November 1807. Herr Joh. Carl Succow aus Heidelberg erhielt die medicinische und chirurgische Doctorwürde. Die Dissertation desselben handelt: de usu et abusu lactantium P. 22. 4. Das bei dieser Gelegenheit geschriebene Programm des Herrn Geh. Rath May handelt: de influxu neo=chemiae in pathologiae et therapiae studium.

Herr Prof. Böckh vertheidigte öffentlich seine Dissertation: specimen editionis Timaei Platonis Dialogi. XXXIII. S. 4. und hielt zugleich eine Rede zur Eröffnung seiner Professur.

Zur Feier des achtzigsten Geburtstags Sr. königlichen Hoheit unsers gnädigsten Großherzogs schrieb Herr Hofrath Creuzer ein Programm: commentatio prima de causis rerum Bacchicarum et Orphicarum. Explicantur vasa sacra

Bacchica Orphica in his crater Mundanus Mysticus apud Athenaeum 72. S. 4. Zugleich machte derselbe die Preisaufgaben der Studierenden bekannt, für deren genügende Beantwortung vier Preismedaillen (jede von 10 Ducaten) der Durchlauchtigste Großherzog ausgesetzt hat, und welche in Zukunft jedesmal auf Höchstdesselben Geburtstag vertheilt werden sollen. Die Preisaufgaben für das nächste Jahr sind folgende:

1) Der theolog. Facultät: „Exponatur dogma de *Theopneustia* exegetice, historice, et philosophice, monstreturque ipsius usus popularis."

2) Der juridischen: in clara luce ponatur doctrina de *Beneficio Competentiae*.

3) Der medicinischen: „Experimentis institutis explorari: an aer atmosphaericus ad sustentandam animalium vitam requiratur? quidnum pars aëris oxygena, quid pars azotica ad vitam conferat? quibus viis aer in vasa et cellulosum corporis organici textum introducatur? an sanguini aut lymphae animalium admisceatur, qua ratione vitali processui impendatur et incitationis organicae actum producat?"

4) Der philosophischen: „Ut conferantur *Nonni Dionysiacorum* libri sex, inde ab octavi initio usque ad decimi tertii exitum, cum aliis ejusdem argumenti carminibus carminumque reliquiis v. c. Euripidis Bacchis et Aeschylearum Sophoclearumque aliquot fabularum fragmentis, porro cum Diodori Siculi libris prioribus et Iudica Historia Arriani, ad mythorum indolem coloremque, ad poeticam cum rationem tum orationem, ad rei metricae leges, quo et fontes eruantur, unde Nonnus sua duxerit, intelligaturque quidquid idem his in rebus, sive feliciter sive secus novasse putandus sit."

Die Preisbewerbungsschriften müssen in der Regel in lateinischer Sprache abgefaßt seyn, ausgenommen wenn

namentlich bei Bekanntmachung einer Preisaufgabe für den einzelnen Fall der Gebrauch der deutschen Sprache erlaubt worden ist. Künftig werden die Preisaufgaben in der bei der Vertheilung der Preise zu haltenden Rede bekannt gemacht.

December 1807. Es erschien die juridische Inaugural Dissertation des Herrn Ferd. Kämmerer aus Güstrow: de operis novi nunciatione 248. P. 8. und

Herr Conrad Hönlein aus Mainz erhielt die medicinische und chirurgische Doctorwürde.

III) Todesfälle.

November 1807. Joh. Jak. Fauth, im 50sten Jahr seines Lebens. Doctor der Theologie, reformirter Prediger bei der Gemeinde zu St. Peter und ehedem außerordentlicher Professor der Philosophie und Eloquenz, gebürtig aus Neustadt an der Hardt. Außer mehreren bei akademischen Veranlassungen geschriebenen Programmen hat er sich nicht als Schriftsteller bekannt gemacht.

Aufforderung,
altdeutschen Volksgesang betreffend.

Die unterschriebenen Herausgeber der von dem Publikum sowohl, als der Kritik mit dem erfreulichsten Beifall aufgenommenen Sammlung altdeutscher Volkslieder (des Knaben Wunderhorn genannt), sind in diesem Augenblicke mit der Anordnung des zweiten Bandes beschäftigt, welcher in den ersten Monaten des folgenden Jahres erscheinen soll. Die mannichfaltigen Beiträge von bekannten und unbekannten Gönnern altdeutscher Poesie, welche sie vor sich sehen, erregen in ihnen das Vertrauen, keine Fehlbitte zu thun, indem sie alle geneigte Freunde ihres Unternehmens ersuchen, Alles, was sich von Beiträgen dieser Art durch Zufall noch in ihren Händen finden sollte, sobald als möglich entweder an die Verlagshandlung Mohr und Zimmer in Heidelberg, oder an die Herausgeber selbst (Adresse: Clemens Brentano bei Hrn. Banquier Jordis in Hessenkassel)

einzusenden. Zur Verständigung für alle jene, denen unser Unternehmen noch nicht hinreichend deutlich seyn sollte, dient folgende Erklärung.

Vorzüglich wäre auf jene Lieder zu achten, welche die Kunstsprache mit dem Namen Romanze, Ballade bezeichnet, das ist, in welchen irgend eine Begebenheit dargestellt wird, Liebeshandel, Mordgeschichte, Rittergeschichte, Wundergeschichte u. s. w. je älter und einfacher, je größer der Gewinn. Weiter scherzhafte und elegische Volkslieder, Spottlieder, charakteristische Kinderlieder, Wiegenlieder rc. Alte Dienstboten, Kinderwärterinnen, haben meistens diese Lieder im Gedächtniß, und viele Dörfer beurkunden ihren Reichthum an solchen meist in den gemeinsamen Gesängen der Spinnstuben. Die Lieder sind uns in der Mundart jeder Gegend, wo sie gesammelt sind, willkommen, und kann von manchem die vortreffliche Melodie mitgewonnen werden, doppelt werth. Sehr angenehm wäre uns zugleich, wenn, sollten Ihnen handschriftliche Sammlungen solcher alten weltlichen Lieder bei Bauern, Bürgern, Handwerkern oder Schullehrern vorkommen, Sie solche uns entweder käuflich oder gegen Belohnung zur Einsicht verschaffen könnten; ähnliches wünschen wir, wenn Sie von jenen gedruckten musikalischen weltlichen Liedersammlungen auffinden sollten, die in so großer Menge von 1500 — 1650 in 8. quer 8. und 4. meist in Nürnberg, München, Frankfurt u. s. w. herauskamen, auch alte gedruckte fliegende Blätter mit Liedern sind uns willkommen.

Ein den Gränzen des Instituts angemessenes Honorar für alle sich zur Aufnahme eignenden Beiträge versprechen wir gern, da uns das Unternehmen lieb und werth ist. Alle gütigen bisherigen Mittheiler, deren fortgesetztes Bemühen wir höflich auffordern, möge das Werk selbst vollkommner erfreuen, als es unser Dank vermag. Hessenkassel im Nov. 1807.

Clemens Brentano.
Ludwig Achim von Arnim.

Buchhändler - Anzeigen.

Nachricht die Fortsetzung und künftige Einrichtung der Zeitschrift: Der rheinische Bund und den mit diplomatischer Genauigkeit veranstalteten Abdruck der Konföderationsakte betreffend.

Der Beifall, mit welchem das Publikum die Zeitschrift: Der Rheinische Bund aufgenommen hat, deren Tendenz die meisten kriti-

schen Blatter so richtig bemerkten, machen es dem Herausgeber sowohl als dem Verleger zur Pflicht, alles zu thun, was zur weitern Vollkommenheit derselben nur immer beitragen kann.

Man hat nämlich geklagt, daß bisher nicht alle die Rheinische Konföderation, in der Gesamtheit sowohl als die einzelnen Staaten betreffende Akten, Urkunden und Verordnungen geliefert worden seyen, die Hefte zu langsam erscheinen und zu spät an den Orten der Bestellung einlaufen. Zufällige Umstände, deren Erwähnung hier zu weitläuftig seyn würde, machten es aber bisher unmöglich, die Hefte so schnell aufeinander folgen zu lassen, als der große Vorrath von eingesandten Abhandlungen, und die so häufig erschienenen Organisations- und Konstitutionsedikte erforderten. So konnten unter andern bisher die Accessionsakten der Fürsten Reuß und Lippe, die großherzoglich Badischen Konstitutionsedikte die mediatisirten Fürsten, Grafen und Ritterschaft betreffend, das großherzoglich Hessische Edikt im nämlichen Betreff, die Verhandlungen der zu Frankfurt und Nürnberg versammelten Komite's zur Auseinandersetzung verschiedener Kreisgegenstände, so manche wichtige einzelne Verordnungen und manche Abhandlungen nicht abgedruckt werden. Sodann liegt in der Natur des Buchhandels selbst, daß die Hefte nicht überall so schnell ankommen können, besonders wenn der Tag der Versendung nicht bestimmt ist, und die Buchhandlungen ihre Bestellungen darnach nicht einrichten können.

Diesen Klagen nun abzuhelfen, zugleich aber auch versichern zu können, daß in dieser Zeitschrift alle wichtige Verordnungen u. s. w. aufgenommen werden und schleunig zur Kenntniß der Leser gelangen, soll künftig folgende Einrichtung getroffen werden.

1) Damit die noch nicht abgedruckten oben bemerkten Edikte, Verordnungen, Urkunden u. s. w. nun bald geliefert werden können, wird neben dem 11ten und 12ten Hefte zugleich das 13te Heft abgedruckt, so daß noch im Laufe des Jahrs das 12te und unfehlbar am 1sten Jänner 1808 das 13te Heft ausgegeben werden kann. In diesen Heften werden nun alle obenbemerkte Urkunden, Verordnungen, Protokolle u. s. w. abgedruckt, und der Herausgeber kann die Versicherung hinzufügen, daß die Einrichtung getroffen ist, den Lesern das Fundamentalstatut der rheinischen Konföderation, sobald es publici juris wird, auf der Stelle mittheilen zu können.

2) Alle Monate erscheint vom 1. Jänner 1808 anfangend ein Heft in der bisherigen Bogenzahl und im nämlichen Preise, wie bisher. Alle Buchhandlungen können also ihre Einrichtungen darnach treffen,

da sie versichert sind, daß in den ersten Tagen eines jeden Monats ein Heft zu Frankfurt ausgegeben wird.

3) Diese bestimmte monatliche Erscheinung erleichtert es nun auch, daß die Hefte von den Postämtern bezogen werden können; jedoch kann das nicht anders geschehen, als wenn man sich zur Haltung eines ganzen Jahrgangs von 12 Heften verbindlich macht. Unter dieser Bedingung hat das fürstlich primatische Oberpostamt zu Frankfurt am Main die Hauptspedition der Zeitschrift übernommen, und wird die Hefte am ersten Posttage eines jeden Monats an jene Postämter absenden, welche sich deshalb unmittelbar an dasselbe wenden. Wer daher die Hefte schneller zu erhalten wünscht, darf nur bei dem ihm nächsten Postamte die Bestellung machen. In Sachsen und den dortigen Gegenden wenden sich die Postämter an das Zeitungskomptoir zu Leipzig.

4) Durch diese Einrichtung wird nun der Herausgeber nicht nur in den Stand gesetzt, die größte Vollständigkeit zu versprechen, sondern auch eine Lücke auszufüllen, die gegen den Plan bisher in dieser Zeitschrift war. Derselbe hatte nämlich versprochen, von allen über die Konföderation und derselben einzelne Staaten erscheinenden Schriften und Landkarten Nachricht zu ertheilen. Bis hieher konnte dies wegen Mangel an Platz nur von wenigen geschehen; vom 13. Hefte aber soll der Artikel: Litteratur, jedoch mit der möglichsten Beschränkung, ebenfalls vollständig werden. Auch wird man den Wunsch Vieler, zur größern Brauchbarkeit ein Sachregister beizufügen, in so fern erfüllen, daß dem 24sten Hefte ein solches über das ganze beigefügt werden wird.

Sodann hat man von mehreren Orten her den Herausgeber ersucht, einen Abdruck der Pariser Konföderationsakte mit der größten diplomatischen Genauigkeit zu veranstalten. Zwar ist der Abdruck im ersten Hefte mit dem Abdrucke im Münchner Regierungsblatte verglichen und rektifizirt worden. Allein ohne den diplomatischen Werth des letztern zu bezweifeln, scheint doch, als ob der Abdruck nicht mit jener diplomatischen Pünktlichkeit besorgt worden sey, welche diese wichtige Akte doch wohl allerdings verdient. Dem Herausgeber aber ist gelungen, eine solche diplomatisch richtige Abschrift, in welcher auch auf den geringsten Punkt Rücksicht genommen wurde, zu erhalten. Nun möchte manchem Leser der Zeitschrift unangenehm seyn, wenn diese Akte noch einmal ganz in derselben abgedruckt würde: der Herausgeber hat sich daher entschlossen, einen besondern Abdruck zu veranstalten, welcher als Beilage zur Zeitschrift selbst von jenen angesehen werden kann, welche diese Akte mit diplomatischer Genauigkeit abgedruckt

wünschen, weshalb auch das nämliche Format gewählt worden ist. Von der Akte selbst haben wir bisher nur eine Uebersetzung, die als offiziell angesehen werden kann, nämlich jene im Münchner Regierungsblatte. Mit Rücksicht auf dieselbe, mit Hinweisung auf die bisher erschienenen Edikte und einzelne Auslegungen, wird daher eine deutsche Uebersetzung abgedruckt und mit zweckmäßigen Anmerkungen begleitet werden. Und da man den Wunsch geäussert hat, daß jene §§ des letzten Reichsdeputations-Hauptschlusses und Reichsgesetzes von 1803, welche nach der Pariser Akte noch gesetzliche Kraft haben, zugleich mit abgedruckt werden möchten, damit man alle Akte, welche das Jus novissimum von ganz Deutschland bestimmen, gleichsam in einem Compendium beisammen habe; so sollen auch diese §§ zugleich mit abgedruckt werden.

Mit dem Drucke dieser Schrift ist bereits der Anfang gemacht und sie erscheint unfehlbar noch in diesem Jahre.

Da jetzt mehrere die vom Herausgeber zuerst und zu einer Zeit, wo man an vielen Orten selbst die Fortdauer der rheinischen Konföderation bezweifelte, gebrochene Bahn betreten; so erachtete derselbe durchaus für nothwendig, die Beförderer und Leser dieser Zeitschrift von der getroffenen Einrichtung zu benachrichtigen, und nochmals feierlich zu versichern, daß sie künftig alle öffentliche Verhandlungen, Edikte und Verordnungen u. s. w. vollständig und schnell erhalten werden, und ferner jene bescheidene Freimüthigkeit, jene Liebe zum öffentlichen Rechte in dieser Zeitschrift herrschen soll, die in unsern Tagen immer nothwendiger werden. Aschaffenburg im November 1807.

P. A. Winkopp.

Mit dieser Nachricht, oder doch wenige Tage hernach wird das 11te Heft ausgegeben. Mit dem Drucke des 13ten Heftes ist bereits soweit vorgerückt, daß es unfehlbar noch im Laufe des folgenden Monats ausgegeben wird, so wie das 12te Heft gleich nach vollendetem 11ten Hefte gedruckt wird. Für Buchhandlungen bleibt die nämliche Einrichtung wie bisher, daß nämlich immer drei Hefte zusammen zu Rthlr. 2 sächs. oder 3 fl. 36 kr. verrechnet werden. Nur diejenigen, welche die Hefte schneller verlangen, müssen, wegen der auf den Posten bestehenden Einrichtung, auf einen ganzen Jahrgang mit Rthlr. 8 sächs. oder 14 fl. 24 kr. rhein. pränumeriren. Der oben bemerkte Abdruck der Konföderationsakte wird ebenfalls bald und unfehlbar im folgenden Monate erscheinen. Frankfurt im November 1807.

J. C. B. Mohr.

Homeri Odyssea ex recensione Fridr. Aug. Wolfii.

Die seit zwölf Jahren erwartete kritische Ausgabe der Odyssee als Vollendung der im Jahre 1804 in meinem Verlage herausgekommenen Hand- und Taschen-Ausgabe des ganzen Homers ist fertig und in allen Buchhandlungen zu haben. Die Hymnen und übrigen kleinen Homerischen Gedichte machen auch hier den Anhang der Odyssee. Sowohl die Ausgabe auf geglättetem Velinpapier und schönem Schreibpapier, als auch die auf Druckpapier, sind in Ansehung des Drucks, des Papiers und der Kupfer den beiden Theilen der Ilias gleich. So wird es künftig weder den Liebhabern an einer schönen kleinen Ausgabe, noch den Schulen an einer vollständigen, wohlfeilen, anständig und höchst correct gedruckten Ausgabe des ersten griechischen Dichters fehlen. Die Flaxmannischen Umrisse zur Odyssee von Schnorr copiert sind ebenfalls fertig. Leipzig im December 1807.

Georg Joachim Göschen.

Bei Mohr und Zimmer in Heidelberg erscheint nächste Oster-Messe:

Handbuch des französischen Civilrechts von D. C. S. Zachariä, Großherzogl. Bad. Hofrathe und ord. Prof., auch Beisitzer der Juristen-Fakultät auf der Universität Heidelberg.

Der Herr Verfasser wird darin eine vollständige systematische Uebersicht des gesammten französischen Civilrechts liefern, den schwierigen Stellen die erforderlichen Erläuterungen beifügen, auf den Geist dieses Rechts aufmerksam machen, dessen Verhältnisse zu den bisher in Deutschland geltenden Rechten bestimmen und sich über die Aufnahme desselben in den Rheinischen Bundes-Staaten ausführlich erklären. Die Verleger werden auch an ihrem Theile alles thun, dieses Werk eines unserer berühmtesten Juristen, das auf ein allgemeines Interesse rechnen darf, in einem angemessenen Gewande erscheinen zu lassen.

Bei Orell, Füßli und Compagnie, Buchhändlern in Zürich, sind im Laufe des Jahres 1807. nachstehende Bücher neu verlegt und zu haben:

Almanach, helvetischer, a. d. Jahr 1808. mit Kupf. geb. in Futteral. 2 fl.
Anthologie, lyrische, herausgegeben von Friedrich Matthisson, 19r u. 20r Theil. 12. 3 fl.

Anthologie, Epigrammatische, herausgegeben von J. C. F. Haug, und F. C. Weisser, 1r — 4r Theil. 12. 6 fl.

Brun, Friederika, Episoden aus Reisen durch das südliche Deutschland, die westliche Schweiz, Genf und Italien, in den Jahren 1801 — 1803. Nebst Anhängen v. J. 1805. 1r Bd. 8. ordin. Papier 3 fl. 30 kr. auf Velinpapier. 4 fl. 30 kr.

Buchholz, C. G., Emanuels Lehrjahre, oder des Lebens Ansichten. Ein psychologischer Roman, 2. Theile. 8. Velinpap. 4 fl. ordin. Papier. 3 fl.

Hand- und Schreib-Kalender, schweizerischer, für alle Stände, a. d. Jahr 1808. Mit einer Schweizerkarte. In Maroquin geb. 2 fl. 30 kr. netto. in Leder. 1 fl. 30 kr. netto. in Carton. 1 fl. netto.

Haug epigrammatische Spiele. 12. 45 kr.

Heß, J. J. Lehre, Thaten und Schicksale unsers Herrn, 2 Theile. neue durchaus vermehrte Aufl. 8. 4 fl.

— — — Tagsatzungspredigten; oder christl. Betrachtungen über die Grundsätze, die Pflichten und das Glück eines brüderlichen Bundesstaats. 8. 45 kr.

Jacobi, J. G. sämmtliche Werke, 1r Bd. 2te rechtmäßige und verbesserte Auflage. gr. 8. Velinpapier. 3 fl. 15 kr. ord. Pap. 2 fl. 30 kr.

Iris. Ein Taschenbuch für das Jahr 1808. Herausgegeben von J. G. Jacobi, gebunden in Futteral. 2 fl. 45 kr.

Dieses Taschenbuch, dessen Werth, der reinen sittlichen Tendenz seines Inhalts, und der klassischen Feile seiner Sprache wegen allgemein anerkannt ist, erscheint auch diesmal, theils von dem Herausgeber selbst, theils von seinen vortrefflichen Getreuen reichlich und mit der überlegtesten Mannigfaltigkeit ausgestattet. Von dem erstern finden wir darin acht liebliche Blumen, unter welchen besonders: Die beyden Episteln an seinen Arzt und an Henriette S** Muster in dieser Gattung sind, so wie das von der Tugend und Weisheit selbst eingegeistete Lied an die Gräfin von ** jedes wohlbestellte Herz sympathetisch ergreifen muß. Sechs Fabeln unsers ehrwürdigen Pfeffels prägen, nach seiner löblichen Weise, theils Thorheiten der Zeit, theils Verbrechen jüngst verflossener Vorzeit, lebhafter als es kein Griffel der Geschichte thun kann, dem Gemüthe tief ein. In ein Dutzend Sinngedichten geben Haug und Weisser die auserlesensten Belege zu dem bekannten: Bald ist das Epigramm ein Pfeil — und wie die übrigen Worte des sinnigen Canons dieser Dichtungsart weiter lauten. Vier neue Blumen von Conz, und zumal die wunderschönen Stanzen: Das Vertrauen, vermehren unsre Hoffnung auf einen zweyten Theil seiner gesammelten Gedichte. Salis stillende

Muster, mit der Eignung an seine Gattinn, und Hebels: Rüdlingers Tochter, dürften wir — vielleicht mit dem Beyfall aller übrigen Wohlthäter der diesjährigen Iris, vollends die schönsten Juwelen derselben heissen. Des Dichters Beruf von F. Ritter, die Waldkapelle von Buri, und die Bildung des Menschengeschlechts von von Neveu zeichnen sich endlich unter den poetischen Blumen unsers Almanachs ebenfalls sehr vortheilhaft aus. Unter den prosaischen nennen wir hier nur, als die gelungensten: Die Tagszeiten, voll artischen Salzes, von H. Weisser; dann die schönen Aufsätze: Ueber die Donau, von H. von Neveu; die Spartanerinnen, von dem H. von Rotteck; dreye von dem würdigen Kurator der hohen Schule zu Freyburg, H. von Ittner, und zwey andere von H. Dr. Ecker. Zur Zierde endlich ausgestattet ist das diesjährige Taschenbuch mit fünf von H. Usteri meisterhaft gezeichneten, und von H. Lips eben so gut gestochenen Blättern, welche so viele Scenen aus einer der lieblichsten von unsers Jacobi's frühern Dichtungen, seinem Elysium nämlich, zum Gegenstand haben.

Isis; eine Monatschrift für das Jahr 1807. gr. 8. 6 fl. 45 kr.

Weihe, die, des neuen Gesellschaftshauses in Zürich. 8. 15 kr.

Zeller, C. A., die Grundlage einer bessern Zukunft. In Briefen an der Fürstin von Lippe-Detmold Hochfürstliche Durchlaucht. 8. 1 fl. 15 kr.

Eine frühere Schrift über das Normal-Institut in Zürich, vom Herrn Professor Schultheß daselbst, gab im vorigen Jahre Nachricht von seiner Entstehung, und seinem Fortgang in den ersten Momenten. Hier erscheint nun eine Fortsetzung dieser Nachrichten, als Veranlaßung benutzt, zur Darlegung einiger, wie wir hoffen, gemeinnützigen Bemerkungen. Der Verfasser, von der regierenden Fürstin von Lippe-Detmold aufgefordert und verpflichtet, ausführliche und genaue Nachricht von dem Fortgange dieses Instituts zu geben, wagte es, diese Berichte, in Brief-Form eingekleidet dem Druck zu übergeben, um auch den Weisen und Guten allen, die sich für die Lieblings-Angelegenheit jener seltenen Fürstin interessiren, gefällig und nützlich zu seyn.

Anzeige

die drey ersten Jahrgänge der Iris betreffend.

Da in diesem Taschenbuche der Iris das seit 1803. in unserm Verlage erschienen ist, bekanntlich die ersten Dichter und Prosaisten Deutschlands, als Freunde ihres vortrefflichen Herausgebers Jakobi (neben Wieland des einzig noch übrigen Veterans schöner Litteratur)

ihre edelsten Gedanken und reinsten Gefühle niederlegt haben; und der dauernde Werth desselben um so viel bedeutender ist, da die größere Anzahl der darinn enthaltenen Aufsätze bisher in keinen ganzen Sammlungen ihrer Verfasser erschienen sind; so giebt es vielleicht hier und da noch Freunde der schönen Litteratur, welche erst spät mit dem ausgezeichneten Werthe der Iris bekannt geworden sind, und nun die sämmtlichen Jahrgänge derselben, von 1803. an zu besitzen wünschen; diesen bieten wir hiermit, die drey ersten Jahrgänge 1803. 1804 und 1805. geb. in Futteral, um den herabgesetzten Preis 4 fl. 30 kr., einzelne und folgende Jahrgänge aber für 2 fl. 45 kr., an. Zürich im November 1807.

Orell, Füßli und Compagnie.

Neue Kritik der Vernunft von J. F. Fries 1r u. 2r Bd. gr. 8. Heidelberg bei Mohr und Zimmer. Das Ganze in 3 Bänden 7 fl. 30 kr.

Der Verfasser, den das Publikum als einen scharfsinnigen Denker kennt, sucht in diesem Werke die Aristotelischen und Kantischen Untersuchungen theils zu berichtigen, theils weiter zu führen, um auf diesem Wege eine Philosophie als Wissenschaft zu begründen, die von aller Mythologie geschieden, wie aus der Spekulation deutlich wird, und in welcher sich alle einzelnen Grund- und Lehrsätze nachzählen lassen, wo es für jeden einen bestimmten Ort und eine bestimmte Rechtfertigung giebt. Wenn Kant zuerst die Vernunft zur Selbsterkenntniß brachte, die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung zeigte, und der Spekulation ihre Grenze anwies, so gebührt unserm Verfasser das Verdienst, in diesem Werke nachgewiesen zu haben, woher unser spekulatives Unvermögen rühre, und warum wir zur Erfahrung selbst nur zu ihren Formen a priori berechtigt sind.

Selene 1807. oder Fortsetzung des Journals f. Frauen herausgegeben von Fr. Rochlitz.

Dem nun erschienenen 12ten und letzten Stück dieses Jahrgangs folgt unmittelbar das erste Stück für das Jahr 1808. Die Leser werden dem Herrn Herausgeber und seinen Mitarbeitern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ihnen nichts Gemeines gegeben haben, daß die Absicht nicht verfehlt ist, ihnen bey der Unruhe des Tages für einige stille Stunden einen mannigfaltigen und heitern Genuß zu verschaffen; und wenn gleich bey einer Schrift von einem innern und bleibenden Gehalte das Aeußere nur Nebensache ist, so geben doch

dem Freunde der Kunst die Kupfer des talentvollen Böhm vergnügte Augenblicke, die er sich mehrmals zurückbringt. Die Ereignisse der Zeit fesseln die Aufmerksamkeit des Publikums; die Aufsätze der Selene werden aber dann noch Interesse und Werth behalten, wenn die Erzählungen dieser Ereignisse veraltet und dahin sind. Alle Anpreisungen kann sich der Verleger um so eher ersparen, da ihm damit ohne Ausnahme alle Stimmen, die darüber öffentlich abgegeben worden, zuvorgekommen sind. Leipzig im December 1807.

Georg Joachim Göschen.

Schilling von Canstadt, C. F., Handbuch für Denker, 1r Theil. gr. 8.

Wenn jedes eigenthümliche Streben des Geistes Achtung verdient, so ist es doppelt rühmlich in einer Zeit, die sich überall durch Mangel an Selbstständigkeit bezeichnet. Die Trennung zwischen Wissenschaft und Leben zu vermitteln, aus welcher des Unheils so viel hervorging, ist Hauptabsicht des Verfassers, der in seinem Philosophiren keiner Schule folgt, sondern aus den höheren Bedürfnissen seines Gemüths sich seine Weltansicht bildete, die nicht in eine traurige Oede sich verliert, sondern ein verheißenes Land dem irrenden Blicke zeigt.

Ankündigung.

Das Lehrbuch der christlichen Religion, das ich schon so lange zu liefern versprochen habe, ist nun zum Drucke fertig, und wird zur Ostermesse 1808 unter dem Titel Unterricht in der christlichen Religion die Presse verlassen. Was mich denn bewogen habe dieß Buch zu schreiben, da wir schon Religionsbücher genug hätten, die zum Theil von Männern wären ausgearbeitet worden, die mich an Gelehrsamkeit übertreffen? wird mancher fragen.

Es bewog mich dazu erstlich das Zutrauen, welches mir das Publikum dadurch bewieß, daß es mich mehrere mahle in öffentlichen Blättern dazu aufforderte. Zweytens weil ich doch glaube, daß dieß Buch sich durch Eigenheiten von andern auszeichne. Ich will sie hier angeben. Ob es Vorzüge sind? überlasse ich der Entscheidung der Leser.

Erstlich habe ich mich bemühet die richtige Ansicht von dem Verhältniße zu geben, in welchem die von Jesu gelehrte Religion zu andern Religionen steht, und den Satz zu begründen gesucht, daß Gott nie irgend einen Theil seiner Familie in Ansehung des Religionsunterrichts ganz vernachläßigt, sondern jedem davon so viel mitgetheilt habe, als er zu fassen fähig war, so daß das ganze Religionswesen das

bisher so mancherley Formen hatte, und auch künftig haben wird, als eine Veranstaltung Gottes erscheint, und das Vorurtheil, welches dem Geiste des neuen Testaments ganz entgegen ist, als wenn Gott nur der Christen, nicht auch der Juden und Heyden Gott sey, aufgehoben wird.

Zweytens habe ich die Dogmen so allgemein abgefaßt, daß alle, die an Jesum glauben, von Socins bis auf Zinzendorfs Schulen, davon Gebrauch machen, und durch nähere Bestimmung sie ihrem Systeme aneignen können.

Drittens habe ich mir angelegen seyn lassen, den Geist der christlichen Religion aufzufassen, der dahin abzielt den menschlichen Geist zum Vater aller Geister zu erheben, ihm ein höheres Licht zu ertheilen, in welchem ihm alles, Gott und Welt, Zeit und Ewigkeit, Arbeit und Genuß, Leben und Tod in seiner wahren Gestalt erscheint, ihm eine herzliche, Gottähnliche, alles umfassende Liebe einzuflösen, in ihm ein Streben zu erregen, sich vom Körper und der Sinnenwelt immer unabhängiger zu machen, und ihm freyere Wirksamkeit zu verschaffen, und so das Ende des Glaubens zu erreichen, welches ist der Seelen Seligkeit, die beginnt, sobald dieß Bestreben erzeugt ist, und über den Tod hinaus bis in die Ewigkeit sich erstrecket.

Es ist dieß Buch bestimmt für junge Leute, deren Vernunft sich zu entwickeln anfängt, und die durch meinen ersten Unterricht in der Sittenlehre, Heinrich Gottschalk, und ähnliche Schriften, Sinn für das Wahre und Gute bekommen haben, und von dem Daseyn eines unsichtbaren weisen und gütigen Weltregierers überzeugt worden sind.

Was die Form des Buchs betrifft: so besteht es in kurzen Sätzen, über welche sich der Lehrer mit seinen Schülern besprechen, und sie ihnen erklären kann. Beygefügt sind biblische Stellen, und Verse aus Liedern. Bey jenen ist nur bemerkt das Buch, Kapitel und der Vers, wo sie sich befinden; diese aber sind ausgedruckt. Es möchte etwa 8 — 10 Bogen stark werden, und wird 6 gr. kosten.

Wer von der wohlfeilen Ausgabe, die ich zugleich veranstaltet habe, 10 Exemplare nimmt, bekommt sie für einen Thaler. Schnepfenthal im December 1807.

C. G. Salzmann.

Auf vorstehend angekündigten
Unterricht in der christlichen Religion von C. G. Salzmann
werden alle gute Buchhandlungen Bestellungen annehmen, so wie auch auf folgende Schriften von demselben Verfasser.

Hofrath D. Gaum praktische Anleitung zu vollständigen Armen-Polizey-Einrichtungen, mit besonderer Rücksicht auf Mannheim. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer. Druckpap. 1 fl. 30 kr. Schreibpap. 2 fl.

Der Herr Verfasser, der viele Jahre das Polizey- und Armenwesen zu besorgen, Spitäler und die einschlägige Anstalten unter seiner Mitaufsicht hatte, glaubt den Grund des Mißlingens so vieler Armenpolizeyanstalten hauptsächlich in dem Umstand zu finden, daß die getroffenen Einrichtungen selten umfassend und vollständig, noch seltener nach der übrigen großen Staatsmaschiene, in die sie so vielfältig eingreifen, berechnet sind; daß die Pläne gewöhnlich zu groß, der Mechanismus zu verwickelt und künstlich angelegt, vorzüglich aber daß zu wenig hierbei auf die disponiblen Kräfte gesehen, die Einrichtung auf wandelbare Fonds gebaut wird.

Er zeigt was zu einer vollständigen Armenpolizeyanstalt erforderlich ist, giebt die Anleitung zur Einrichtung selbst, wobei er die verschiedenen Ansichten der Gelehrten, die sich in diesem Fach beschäftigt haben, prüft; die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln so wie praktische Vortheile in der Ausführung bemerkbar macht. In den angehängten Noten lernt der Leser die altpfälzischen, so wie die Großherzoglich Badischen Anordnungen und Gesetzgebung im Armenpolizeywesen kennen.

Nach einer vorausgeschickten geschichtlichen Einleitung, die manche neue Aufschlüße enthält, zerfällt die Abhandlung in vier Abschnitte;

Das I Kapitel handelt von Armenversorgungsanstalten, sowohl fremder, als der einheimischen Armen.

Das II Kapitel beschäftigt sich mit Armenverminderungs-Mitteln.

Das III Kapitel beschäftigt sich mit der Beischaffung der nöthigen Fonds.

Das IV Kapitel enthält die Einrichtung der Armenkollegien, der hierbei einschlagenden Geschäfte, die Geschäftsbehandlung, und das erforderliche Personal.

Bei jedem Gegenstande hat der Herr Verfasser die einschlägige Litteratur angegeben, und hierdurch den Geschäftsmann in den Stand gesetzt, im einzeln vorkommenden Fall sich genauer zu informiren.

Diese vollständige Inhalts-Anzeige beweißt, daß diese Schrift wirklich das leistet, was ihr Titel verspricht, und wir zweifeln nicht, daß jeder Leser, besonders aber der Arbeiter in diesem Fach, seine Befriedigung finden wird.

Ankündigung des europäischen Beobachters.

Wir leben in einem Zeitalter, das der Belehrung, des Trostes, des Muthes, und der Warnung mehr als je eines bedarf. Vieles haben wir seit einem Jahre gesehen; große Catastrophen haben sich vor unsern Augen zugetragen; noch größere Umwandlungen werden erfolgen: denn durch Kant ist eine Geistesrevolution und durch Frankreich eine Staatenrevolution bewirkt worden. Beide wirken unaufhörlich fort, beide müssen große Veränderungen im öffentlichen und im Privatleben zu Folge haben. Vieles Alte wird sein Grab finden, manches Neue wird zum Vorschein kommen; Freude und Leid, Trost und Verzweiflung wird das Loos der Zeitgenossen seyn. Die Absicht des europäischen Beobachters geht nun dahin, auf das Gute und Wahre, Nützliche und Herzerhebende, wo es sich auch finden mag, aufmerksam zu machen, Menschen und Völker, Staaten und andere öffentliche Einrichtungen in ihren mannichfaltigen Zügen und Aeusserungen darzustellen, die Sitten und die Denkart der Zeitgenossen bald mit Lob, bald mit Tadel zu schildern und das Herz für das Gute und Wahre, für das Schöne und Erhabene, für das Recht und Gerechtigkeit zu begeistern. Was Menschen und ihre Schicksale, Staaten und ihre Einrichtungen, Völker und ihren Charakter, die Natur und ihre mannichfaltigen Erscheinungen, die Literatur und ihre Richtung, die Politik und ihr Verfahren betrifft, das findet eine Stelle in dieser Zeitung. Wir wollen belehren, ermuntern und trösten, und das Gemüth der Deutschen zu dem Vertrauen und zu dem Stolze erheben, der sich für sie als einen Männervolke ziemt. Wir werden freimüthig seyn, aber nie die Achtung aus den Augen setzen, welche uns die Wahrheit und die Gerechtigkeit und die Zeitverhältnisse vorschreiben. Wir kennen keine Partey, sondern nur die Vernunft, die uns in Ansehung des Wahren, Guten und Nützlichen zum Führer dient. Wem der

europäische Aufseher Vergnügen gemacht hat, den hoffen wir auch durch den europäischen Beobachter zu unterhalten.

Den 25. October, 1807.

Der Herausgeber, Bergk, Dr.

Der europäische Beobachter erscheint in meinem Verlage und beginnt mit den 1sten Jan. 1808.

Das Format ist gr. 4. und wöchentlich werden zwey Stücke ohne die Beilage ausgegeben.

Der Preis des Jahrgangs ist Sechs Thaler Sächsisch.

Die Fortsetzung wird wöchentlich erfolgen und pünktlich besorgt werden.

Man kann bei den löblichen Haupt-Postämtern und allen Buchhandlungen Bestellungen auf denselben machen; nur bittet man bei denselben genau zu bestimmen, ob man den europäischen Beobachter wöchentlich oder monatlich zu erhalten wünscht.

Gerhard Fleischer der Jüngere.
Buchhändler in Leipzig.

K. W. G. Kastners Beiträge zur Begründung einer wissenschaftlichen Chemie. 1r Bd. 1806. 2r Bd. 1807. Heidelberg, Mohr und Zimmer. gr. 8. 3 fl. 12kr.

Das Bestreben, auf der einen Seite die Chemie auf das Hervorbringen und Beobachten isolirter Erscheinungen einzuschränken, auf der andern Seite sie von aller empirischer Bedingung zu trennen, kann der Wissenschaft nicht anders als verderblich werden. Der Verfasser sucht einer solchen Trennung entgegen zu arbeiten und theils die Empirie zu erweitern und zu berichtigen, theils ihre Resultate an ein sicheres Princip anzuknüpfen, und dadurch empfehlen sich diese Beiträge zugleich dem Chemiker von Profession, wie dem wissenschaftlichen Forscher.

Intelligenzblatt.

Nro. II.

Aufforderung an das Publikum.

England behauptete von jeher und noch gegenwärtig unter den europäischen Staaten einen ganz vorzüglichen Rang und spielt auch in unsern Tagen eine so ausgezeichnete Rolle in der Zeitgeschichte, daß es die Augen von ganz Europa auf sich zieht. — So interessant aber auch in dieser Hinsicht die Tagsgeschichte Großbritanniens ist; so sind doch für den deutschen Zuschauer alle diejenigen Phänomene derselben in Wolken verhüllt, über welche nur die Familienkunde des jetzt lebenden hohen Adels in Großbritannien ein vollkommenes Licht verbreiten kann.

Die deutsche Literatur hat über die Geschichte des brittischen Reichs vortreffliche Werke, größtentheils nach englischen Mustern, geliefert; auch über die Verfassung jenes Landes haben G. Miege (in der deutschen Uebersetzung von Heinzelmann), G. Forster, Wendeborn u. a. schätzbare Aufschlüsse gegeben. Nur eine wesentliche Hülfswissenschaft zur Kenntniß jenes Staats ist bisher von den Deutschen ganz vernachläßigt worden, nämlich: die Genealogie des brittischen hohen Adels.

Wer den gegenwärtigen Zustand Großbritanniens kennen, wer sich in der laufenden Zeitgeschichte dieses Reichs gehörig orientiren will, wird hundertfältige Veranlassungen finden, ein Hülfsbuch zur Hand zu nehmen, das ihm in Rücksicht Englands diejenigen Dienste leistet, welche ihm in Rücksicht auf Deutschland das Frankfurter genealogische Staatshandbuch darbietet. Ja, dem Deutschen, dem die

Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes und die Zeitgeschichte Englands nicht gleichgültig ist, muß ein solches Hülfsbuch noch nützlicher und unentbehrlicher seyn,

1) weil er, als Deutscher, gewöhnlich mit der Verfassung des fremden Staats, welche ihre besondern Eigenheiten hat, nicht so bekannt ist, als mit jener seines eigenen Vaterlandes;

2) weil die englischen Pairs, als die vornehmsten Repräsentanten der Nation, zugleich den thätigsten Antheil an der Leitung der Staatsangelegenheiten nehmen, auch aus ihnen oder ihren Familiengliedern die ersten, wichtigsten und einträglichsten Staatsämter besetzt werden;

3) weil die Familienkunde der engl. Lords ihre eigenen Schwierigkeiten hat, da die eigentlichen Familiennamen mit den Titeln, welche die Familienchefs, und mit jenen, die deren älteste Söhne führen, nicht gleichlautend sind und daher leicht zu Confusionen Anlaß geben. Die Namen Marlborough, Blandford und Spencer gehören z. B. einer und derselben Familie an.

Die Engländer selbst haben schon lange das Bedürfniß gefühlt, die Familienverhältnisse ihrer Großen zu kennen. Barlow, Fielding, Rivington und Kearsley haben nacheinander genealogical Accounts of the Peers of England, Scotland and Irland herausgegeben und viele starke Auflagen davon veranstaltet. Allein in der Behandlung und Methode blieben sie stets weit hinter dem nachforschenden und Ordnung liebenden Deutschen zurück. Ihre genealogischen Darstellungen sind gleichsam ein Durchwühlen genealogischer Daten, woraus selbst der geborne Engländer nicht allemal klug werden kann; eine Behauptung, die sich aus der neuesten Peerage by Kearsley sehr leicht erweisen läßt.

Es scheint also etwas Verdienstliches zu seyn, das Neueste und Beste, was die Britten in diesem Fache haben und sich mit Guineen bezahlen lassen, auch der deutschen Literatur zuzueignen, es mit deutschem Fleiße schicklich zu ordnen, und es dem Publikum um einen billigen Preis zu überlassen.

Diese Ansichten haben einen Deutschen, der durch mehrere genealogische, historische und statistische Arbeiten nicht unrühmlich bekannt ist, bewogen, ein

Genealogisches Handbuch über den hohen Adel in Grofsbritannien

auszuarbeiten. Er wird in den Genealogieen eines jeden Pairshauses en Familienchef bis zu den Großeltern (oder bey nen bis zu dem ersten Pair) zurückgehen, einer jeden Geine kurze historische Einleitung vorausschicken, die

Trockenheit der genealogischen Daten durch biographische und historische Einschaltungen zu mindern suchen, jährlich einen Nachtrag der inzwischen vorgefallenen Veränderungen nachliefern, und überhaupt alles anwenden, was die Brauchbarkeit des Buchs erhöhen und das frühe Veralten desselben abwenden kann. Da der Verfasser blos den Nutzen und den bequemen Gebrauch beabsichtigt, den das Buch für deutsche Standespersonen aller Grade, für Minister, Gesandte, Staatsbeamten und Geschäftsmänner, für gebildete Zeitungsleser und überhaupt für jeden haben muß, dem die Ereignisse der Zeit nicht gleichgültig sind; so hofft er mit Vertrauen, daß jene Personen sein mühsames Unternehmen mit Huld und Wohlwollen unterstützen werden. Das Ganze wird zwei mäßige Octavbände umfassen, jeder von etwa 24 gedruckten Bogen. Der Preis der beiden Bände auf schönes Druckpapier wird höchstens auf 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. sächs. — auf Schreibpapier aber auf höchstens 6 fl. oder 3 Rthlr. 8 ggr. steigen. Im Falle zwischen hier und Ende Februars 1808 so viele Bestellungen auf das Werk eingehen, daß sich ein Debit erwarten läßt, der zur Bestreitung der Druck- und Verlagskosten hinreicht, wird der 1ste Band zur künftigen Ostermesse, der 2te aber, (mit einem vollständigen Register über beide Theile), zur Herbstmesse 1808 gewiß erscheinen.

Alle soliden Buchhandlungen in Deutschland nehmen auf das Handbuch Bestellungen an, und die geneigten Beförderer des Unternehmens werden höflichst ersucht, solche baldmöglichst in den ihnen bequemsten Buchhandlungen einzugeben, welche letztere über die bei ihnen eingegangenen Subscriptionen, noch vor Ablauf jenes Termins, der hiesigen Buchhandlung der Herren Varrentrapp und Wenner gefälligst Bericht geben werden.

Frankfurt am Main den 20 December 1807.

(Die Verleger der Jahrbücher nehmen Bestellungen an.)

Eschenmayer, D. H. Anleitung zu einer systematischen Einrichtung des Staatsrechnungswesens und zur Kenntniß der dahin einschlagenden Rechte. Mit allen nöthigen Formularen. 2 Thle. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer. gr. 8. 6 fl.

Das Staatsrechnungswesen macht einen bedeutenden Zweig der öffentlichen Verwaltung aus, und eine umfassende, überall anwendbare Anleitung dazu ist um so mehr Bedürfniß, da der desfalsige Unterricht in den meisten Ländern nur durch lange und oft unsichere Studien in Schreibstuben erworben werden muß, wobei der Lehrling selten zu einer klaren Anschauung des so vielfach zusammengesetzten

Ganzen gelangt. Diesem Bedürfnisse begegnet das gegenwärtige Werk, indem es nicht nur practisch die Geschäftsführung erörtert, sondern auch sorgsam die Rechtsgrenzen zwischen Rechnungsbeamten, Revidenten und Justificanten absteckt, um auf der einen Seite jede Betheiligung und auf der andern jede unbefugte Anforderung zu verhüten. Für alle Arten von Rechnungsbüchern, Register, Nachweisungen rc. sind genaue Formulare beigefügt, und der Herr Verfasser hat sich überall angelegen seyn lassen, theils das Brauchbare aus bestehenden Einrichtungen und Druckschriften, theils auch die Resultate seiner eigenen vormahligen Praxis zu benutzen, um sein Werk sowohl für die Organisirung des Rechnungswesens überhaupt, als für den Gebrauch der Beamten, Buchhalter, Schreiber rc. zweckmäßig zu machen.

Inhaltsanzeige von Vogts (N.) Europäischen Staatsrelationen, zehnten Bandes drittes Heft, Frankfurt am Main in der Andreäischen Buchhandlung.

I. Historische Entwickelung des europäischen Völkerbundes. Beschluß.
II. Ueber einen Artikel zum künftigen Völkerrechte, besonders in Hinsicht des rheinischen Bundes.
III. Der Seekrieg, oder die wechselseitige Blokade der Inseln und des Kontinents.
IV. Ueber die gegenwärtige Lage von Europa. Fortsetzung.

K. Ch. Langsdorfs Erläuterung höchstwichtiger Lehren der Technologie. 1r Bd. mit 15 Kupfertafeln. 2r Bd. mit 9 Kupfertafeln. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer. gr. 8. 6 Rthlr. oder 9 fl.

Der Verfasser hat in diesem Werke, welches dem Begriffe der Technologie mit Fug und Recht eine weitere Ausdehnung giebt, als gewöhnlich, durchaus nur solche Gegenstände aufgenommen, die für den Kameralisten ein vorzügliches Interesse haben, wie der Bau der verschiedenen Arten von Mühlen, Straßen, Oefen, Heerde, die Anlegung von Brunnen, Bergwerken, u. s. w. aber er hat sie durchaus mit einer Ausführlichkeit und Genauigkeit abgehandelt, welche den nicht blos theoretisch unterrichteten Gelehrten auf jeder Seite beurkunden, und das Buch eignet sich daher auch zum vortheilhaften Gebrauche für jeden Leser, der durch einige mathematische Kenntnisse vorbereitet ist, und die Anwendung dieser Kenntnisse auf Technologie kennen zu lernen Lust oder Beruf hat. Die beigefügten Zeichnungen dienen den schwierigern Angaben hinlänglich zur Erläuterung.

Anzeige.

C. F. Grafen von Sponek's forstwissenschaftliche und botanische Abhandlungen und Bemerkungen. Erstes Bändchen. 8. Mit 1 illuminirten Kupfertafel. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer. 1807.

Diese unter 22 Rubriken enthaltenen Abhandlungen und Bemerkungen beurkunden sich durchaus als Arbeiten eines Mannes, der das noch Mangelhafte der Theorie durch lange Erfahrung zu ergänzen gelernt hat, und sind hauptsächlich dem praktischen Forstmanne zu empfehlen. Besonders interessant sind die hier mitgetheilten Notizen über die Holländerholzwirthschaft im Würtembergischen und Badischen, so wie einige andre, welche vorzüglich der Forstbotaniker zu beachten hat. Auch über die Bewirthschaftung der Waldungen werden lehrreiche Winke gegeben. Das sauber kolorirte Kupferblatt

giebt eine Abbildung von Früchten und Blatt des Persimon-Pflaumenbaumes, Diospyros Virginiana Lin.

Der Rheinische Bote.

Meine lieben Landsleute!

So nenne ich euch alle, die ihr noch durch gemeinsame Sprache zu dem alten, großen Volke der Deutschen gehört; ihr mögt diesseits oder jenseits des Traubenreichen Rheines wohnen. Ich habe manches gesehen und erfahren in kurzer Zeit; denn man ist jetzt alt, wenn man achtzehn Jahre gelebt hat; und da mögte ich manchmal bey euch einsprechen, und mich zu euch setzen, und erzählen von Dingen die euch belehren, oder ergötzen, oder warnen können.

Es wird jetzt so manches erfunden und entdeckt, was auch dem Landmann bey seinem Feld- und Gartenbau, dem Handwerksmann bey seinem Gewerbe, dem Fabrikanten bey seinem Kunstfleiße frommen kann; und darüber will ich euch treulich Bericht abstatten. Reisende kommen zurück aus fremdem Ländern, und bringen uns Kunde von den Menschen, Thieren und Pflanzen eines andern Himmels; von wunderbaren Erscheinungen der Natur; und auch davon sollt ihr immer das Merkwürdigste von mir erfahren. Manches Schöne und Edle gedeiht da und dort — es wird euch Freude machen, dieses zu hören, in einer Zeit, die auch so vieles nicht Schönes und nicht Edles hervorbringt.

Wenn der Himmel dunkel ist, und der Wintersturm sich aufmacht, und Schnee und Regen an die Fenster schlagen, dann setzt man sich so gerne um den warmen Heerd, und freut sich, geborgen zu seyn vor dem Ungemach des Wetters, und spricht über die Tage, die vergangen sind, und über die, welche kommen werden; und immer wird das Herz dabey leichter, denn die Hoffnung bleibt immer bey dem Menschen; und die letzte Blume im Herbst, und die erste im Frühling tragen ihre Farbe.

So will ich jeglichen Sonnabend, wenn der Pflug feiert, und der Hammer, und jegliches Geschäft, bei euch anklopfen, und euch bringen, was ich während der Woche gesammelt habe; und ich denke, ihr werdet mich bald freundlich willkommen heissen, und eure Kinder werden mich lieb gewinnen, und sich um mich drängen. Wind und Wetter sollen mich nie abhalten, meinen Weg zu machen, und mein Herz auszusprechen gegen euch. Und wenn das Gespräch dann vertraulicher wird, und die Brust sich erwärmet, dann wollen wir uns wechselweise Muth und Vertrauen erwecken, und fest halten an dem,

ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt; und der warmen Wind schickt, wenn das Lamm geschoren ist. Wir sehen ja, wie nach einem Gewitter alles frischer grünet und blüht, wie das Blau des Himmels reiner ist, und jedes Leben kräftiger aufstrebt; und so wollen wir auch in unsrer Unterredung manchmal auf den Vater dort oben zurück kommen, von dem alles ausgeht, und zu dem alles zurückkehrt.

Jegliche Woche bringe ich euch ein Blatt, wovon ihr das erste mit dieser Anzeige zur Probe erhaltet. Der Druck und das Papier machen Auslagen, und dieß erfordert eine Vorausbezahlung von 40 Kr. für das Vierteljahr, von jedem, der die Wochenschrift haben will. Man kann sie für diesen Preis von den Löbl. Postämtern beziehen, für welche das Postamt Heidelberg die Hauptversendung macht, oder von dem Kommissionär, welcher diese Ankündigung unterzeichnet hat. Wo der Stempel eingeführt ist, und durch die Buchhandlungen, bezieht man sie vierteljährig. Ein Nebenblatt wird unentgeltlich damit ausgegeben; dieses Nebenblatt nimmt gegen die billigen Insertionsgebühren von 3 Kr. für die gebrochene Zeile alles auf, was zur Bekanntmachung an das Publikum an die Expedition postfrey eingeschickt wird. Mit dem 1sten April fange ich meinen ordentlichen wöchentlichen Lauf an, und bitte die Männer meines Vaterlandes, die deutschen Sinn und deutschen Ernst noch ehren, mir überall eine gute Stätte zu bereiten, und mich von dem zu unterrichten, was in ihrem Kreise bisweilen erscheint, und wissenswürdig ist. Heidelberg, den 18. Januar 1808.

Die Expedition des Rheinischen Boten.

(Es ist die vormalige Badische Wochenschrift, welche, nach einem kurzen Winterschlafe, in dieser neuen Gestalt mit den Blumen wieder aufersteht, und hoffentlich zu einem kräftigern Daseyn. Wir bemerken dieß hauptsächlich unsrer bisherigen Korrespondenten und Mitarbeiter wegen, auf die wir auch für die Zukunft rechnen.)

Ankündigung.

Görres, J., die deutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien- Wetter- und Arzneybüchlein, welche theils innerer Werth, theils Zufall Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeiten erhalten hat. 8. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer. 2 fl. 15 kr.

Zu lange hat man die Werke jener Zeit vernachläßigt, wo Kunst und Wissenschaft vom Leben ausgingen, weil im Leben selbst noch das höhere vorhanden war. In unsern Volksliedern und Volksbüchern erscheint der romantische Geist des Mittelalters, wie er sich

eigenthümlich gestalten mußte unter einem Volk, das nichts fremdes in sich aufnahm, und noch nicht sich selbst entwachsen war. Wessen wir uns jetzt rühmen, das gehört uns nicht an, und was uns angehört, ist nicht des Rühmens werth. Doch ist ein besserer Keim rege geworden, und wir schämen uns nicht mehr des Hausgeräthes unserer Väter, weil die Formen desselben weder antik noch modern sind. Diesen Sinn noch mehr zu beleben ist die Absicht des vorliegenden Werkes, welches sich nicht beschränkt auf eine trockene literarische Uebersicht unserer größtentheils verschollenen Volksbücher, sondern sie mit mächtigen Worten ins Leben hervorruft, daß sie sich erheben aus dem dunkeln Staub der Jahrhunderte, und wandeln in der Glorie der Auferstehung. Wer geängstigt oder unbefriedigt aus der Gegenwart flüchten möchte, um in sich selbst wenigstens ein würdiges Leben auszubilden, und wer sich angesprochen fühlt von den wunderbaren Tönen der Vergangenheit, ohne sie deuten zu können, der achte auf die Worte dieser Schrift, denn es sind Worte der Weihe aus der Verheissung.

Intelligenzblatt.

Nro. III.

Chronik der Heidelbergischen Universität.

Am 1sten Januar übertrug Herr Hofrath Creuzer das Decanat der philosophischen Facultät an Herrn Geheime Hofr. Langsdorf und gab dabei einen Excursus zu einer früheren Abhandlung heraus, welcher de cratere sidereo XII S. 4. betitelt ist.

Den 23sten Januar habilitirte sich als Privatdocent in der philosophischen Facultät Hr. Dr. Saalfeld durch Vertheidigung seiner Abhandlung: num principi liceat ministros publicos incognita caussa dimittere. 16 S. 4.

Den 6ten Februar vertheidigte Hr. Franz Georg Diemer seine Dissertation: de Febribus splanchnicis 40 S. 4. und erhielt die medicinische und chirurgische Doctorwürde. Das Programm des Hrn. Geh. Hofraths Ackermann handelt: de processuum peritonei differentiis eorumque metamorphosi 12 S. 4.

Ankündigung.

Von Indien her erwartete man seit den von Wilkens und Jones bekannt gemachten Entdeckungen, Aufschluß über die älteste Geschichte des Menschengeschlechts, seine Sprache und Bildung, über die Entstehung der Mythologie, und über so manche bis jetzt unerforschte Begebenheiten, Wanderungen, Trennungen, Verbindung und Entstehung der asiatischen Völker.

Herr Friedrich Schlegel, der sich seit dem Jahre 1803 mit dem Studium der Samskritsprache beschäftigte, und dazu außer den Schätzen der Pariser Bibliothek, auch den mündlichen Unterricht eines gelehrten Mitgliedes der asiatischen Gesellschaft, des Herrn Alexander Hamilton benutzte, liefert jetzt die ersten Resultate seiner Nachforschung in dem ehestens bei Mohr und Zimmer erscheinenden Werke.

über die Sprache und Weisheit der Indier, nebst metrischen Uebersetzungen indischer Gedichte,

auf welches wir alle Freunde der Literatur und der alten Geschichte aufmerksam machen. In der aus drei Büchern bestehenden Abhandlung, deren erstes von der Sprache, das zweite von der Philosophie handelt, das dritte aber historische Ideen enthält, zeigt sich, wie tief das indische Studium in vielen der wichtigsten Theile der menschlichen Erkenntniß eingreift. Die Sprachenkunde erhält erst von hier aus Licht und Einheit, aber auch für die Geschichte der Völker und die Kenntniß des menschlichen Geistes eröffnen sich hier ganz überraschend neue, große und unerwartete Aussichten. —

Das erste Buch handelt von der Familien-Verwandtschaft der indischen Sprache mit der lateinischen, griechischen, deutschen und persischen; bestimmt ihr Verhältniß zu den übrigen von ihr entferntern Sprachen, und giebt eine generalogische Uebersicht der merkwürdigsten asiatischen, europäischen und amerikanischen Sprachen, mit Rücksicht auf die Grundverschiedenheit ihrer innern Structur; welche innere Verschiedenheit hier als Princip einer wissenschaftlich begründeten Sprachenkunde aufgestellt wird.

Das zweite Buch enthält eine genetische Darstellung der wichtigsten Systeme der orientalischen Philosophie und Herleitung derselben aus indischen Ideen, so weit dieselbe bei den bis jetzt bekannten Quellen, sich faktisch nachweisen ließ.

Das dritte Buch enthält mancherlei Andeutungen und Aufschlüsse über den ältesten und unbekannteren Theil der asiatischen, und überhaupt der Menschengeschichte, nebst Betrachtungen über das Verhältniß des orientalischen Geistes zur Europäischen Bildung, und über die Nothwendigkeit einer umfassendern Gelehrsamkeit und Philologie als der bisherigen, die sich blos auf den kleinen Kreis der griechischen Bildung zu ausschließend beschränkte.

Die metrische Uebersetzung der poetischen Stücke, unter denen der Anfang des Ramayon, des ältesten indischen Heldengedichts besonders wichtig ist, sind der Urschrift mit möglichster Treue nachgebildet auch in der metrischen Form, so weit dieß bei der Verschiedenheit der Sprachen möglich war, und bei den großen Schwierigkeiten die einem ersten Versuche der Art im Wege stehen, erwartet werden kann.

Wir theilen zur vorläufigen Uebersicht die Inhaltsanzeige des Ganzen mit.

Ueber die Sprache und Weisheit der Indier.

Erstes Buch. Von der Sprache.

Erstes Kapitel. Von der indischen Sprache überhaupt.
Zweites Kapitel. Von der Verwandtschaft der Wurzeln.
Drittes Kapitel. Von der grammatischen Structur.
Viertes Kapitel. Von zwei Hauptgattungen der Sprache nach ihrem innern Bau.
Fünftes Kapitel. Von dem Ursprunge der Sprachen.
Sechstes Kapitel Von der Verschiedenheit der verwandten und einigen merkwürdigen Mittelsprachen.

Zweites Buch. Von der Philosophie.

Erstes Kapitel. Vorläufige Bemerkungen.
Zweites Kapitel. System der Seelenwanderung u. Emanation.
Drittes Kapitel. Vom astrologischen Aberglauben und wildem Naturdienst.
Viertes Kapitel. Die Lehre von zwei Principien.
Fünftes Kapitel. Vom Pantheismus.

Drittes Buch. Historische Ideen.

Erstes Kapitel. Vom Ursprunge der Poesie.
Zweites Kapitel. Von den ältesten Wanderungen der Völker.
Drittes Kapitel. Von den indischen Kolonien und der indischen Verfassung.

Viertes Kapitel. Von dem orientalischen und indischen Studium überhaupt und dessen Werth und Zweck.

Indische Gedichte.

I. Anfang des Ramayon.
II. Indische Kosmogonie, aus dem ersten Buche der Gesetze des Monu.
III. Aus dem Bhogavotgita.
IV. Aus der Geschichte der Sokuntola, nach dem Mohabharot.

Provinzialgrammatik der deutschen Sprache, besonders für Ober- und Mitteldeutsche. Ein Versuch von Radlof.

Ungeachtet wir eine gar große Anzahl von Grammatiken unsrer allgemeinen Sprache besitzen, so finden wir unter allen doch keine, welche die Regeln derselben vollständig und nach festen Grundsätzen gewürdigt uns dargäbe, und zugleich die vielartigen Abweichungen der so mancherlei deutschen Landschaften, daneben mit aufzählte und kritisch beurtheilete. Die Mundart keiner Landschaft, von der Schweiz bis nach Oesterreich, ist aber an sich so werthlos, die nicht zugleich ihr Gutes, und keine von Hessen durch Sachsen bis Livland so gut, welche dabei nichts Schlechtes besäße. Der Schwabe z. B. spricht das g zu Ende der Wörter (gütig) oft musterlich, der Franke und Sachse dagegen meist fehlerhaft (chütich); der letztere erwähnet uns richtig seine Geschäfte, und der Bayer unrichtig Geschäften; der Pfälzer wandelt die fromme Beterin so gern in fromme Betterin; und, wenn aus Oesterreich ein entwischter Dieb gehunken kommt, statt gehinkt, so wird er in Franken — nicht wie im übrigen Deutschlaude ergriffen, sondern — ergroffen; dann in Nürnberg, nicht am, sondern mit Gelde bestraft, mit 10 und mehr noch Thalern; und wenn er sein Gewerbe so forttreibt, wird er in Sachsen gehangen sogar, statt gehenkt.

Was von diesen und tausend ähnlichen Formen richtig sey und gut, wird in keiner einzigen Sprachlehre gesagt; und die wenigen Werke, welche noch Sprachfehler besonders verzeichnen, beschränken sich bekanntlich nur auf einzelne Fehler, z. B. auf die Niedersächsische Verwechselung des Mir und Mich, oder sie geben nur etliche Absprünge einer Provinz, ohne sichere Regeln, nie aber deren ge-

sammte Fehler, oder die größten Unterschiede und Abweichungen aller Mundarten von der hochdeutschen Sprache. Gebildete jeder Provinz, voran Lehrer und Schulmänner, gerathen daher nicht selten in Verlegenheit, im Umgange mit Deutschkundigen und Feinsprechenden, ja auch im Schreiben, Formen zu gebrauchen oder gebrauchen zu lassen, welche unedel, andern gebildeten Deutschen anstößig, und der allgemeinen Sprache zu fremd sind.

Glaublich ist daher, den eigentlichen Sprachfreunden sowol als den Gebildeten und Bildungsfähigen unserer zahlreichen Provinzen, eine sprachliche Muster-Charte nicht unwillkommen, welche die vorzüglichsten Schriftabweichungen und mundartlichen Verwandelungen, der ober- und mitteldeutschen Landschaften, in Aussprache, Formung und im Gebrauche der Wörter, in Form einer Sprachlehre, gesammt verzeichnet; welche das Gute jeder Provinz sowol der Schweiz als Sachsens und Frankens, ohne ausschlüßliche Vorliebe für eine derselben, nach Grundsätzen würdiget, und neben dem Unguten immer die ächtdeutsche Aussprache und Formung bemerkt. Das Ganze des Werkes bestehet, bei Gedrängtheit des Vortrages, aus etlichen und 20 Bogen. Die Beispiele sind aus dem Leben genommen, und öfters mit launigen und malenden untermischt. Als Anhang folgen zur Uebersicht, muntere Gedichte und scherzhafte Aufsätze aus jeder Mundart.

Noch keine der nachbarlichen und fremden Sprachen besitzet bis heute ein ähnliches Werk; aber auch keiner war es jemal so nothwendig. Uns so vielfach gespaltenen Deutschen mangelt eine Hauptstadt, welche die verschiedenste Aussprache der zahlreichen Provinzen bildete und in Eine verschmölze; auch müssen leider nun mehr, nach der fast allgemeinen Staatenveränderung unseres Vaterlandes, der Wohlstand, und mit ihm Literatur und Sprache mancher Provinzen, ehmahliger Muster für Alle, sinken, und andere des Südens dagegen sich erheben, deren Sprache bisher zu wenig noch gesichtet war. Verfasser schilderte bereits in Zeitschriften verschiedene Mundarten grammatisch, z. B. die Rheinländische in vielen Nummern der Badischen Wochenschrift; Verschiedenes über die Fränkische, wird eben im Kameral-Korrespondenten, und in der Georgia abgedruckt, worauf noch Manches über die Sächsische folgen soll. Die itzigen öffentlichen Umstände, welche so manches Gute verhindern, ermuntern ihn jedoch nicht, dieses Werk auf eigene Kosten zu unternehmen, zumal er unsere Sprache bereits so Vieles geopfert; er schläget daher Vorausbezahlung oder Unterzeichnung vor. Der Preis derselben ist 1 Thaler sächs., oder 1 fl. 48 kr. rhein., der nachherige

Ladenpreis höher; auf 6 Exemplare empfängt man 1, und auf 12 auch 3 Exemplare zur Entschädigung. Die Namen der Unterzeichner stehen voran. Ist bis Neujahr eine hinlangende Anzahl derselben zusammen, so beginnet der Druck des Werkes, welches dann zu Ostern sicher erscheint.

Für Beiträge zu Kenntniß minder bekannter Mundarten, würde man besonders dankbar seyn, und dieselben, wenn sie dessen sich fähigen, gelegentlich benützen.

Mit obigem Werke verbindet sich ein anderes, welches gewissermaßen für sich selber bestehet, und nur denen Provinzbewohnern, Schriftstellern, Kanzelleibeamten und Lehrern gewidmet ist, welche der allgemeinen Sprache sich in Schriften bedienen wollen. Nämlich ein

Allgemeines Provinzial-Wörterbuch der deutschen Sprache. 2 Theile. (Jeder etliche und 20 Bogen.)

Es unterscheidet sich, von allen bisherigen Provinz-Wörterbüchern oder Idiotiken, dadurch, daß es nicht alle und jede Wörter der deutschen Landschaften verzeichnet, — wozu ein vielbändiges Werk erfordert würde, — sondern nur solche, die in der allgemeinen Sprache gewöhnlich sind, aber zu den verschiedenen Landschaften regelwidrig gebildet, gefügt und mit unrichtigen oder unedeln Bedeutungen betheilet werden. Ausgeschlossen hievon bleibt Alles, was im erstern Werke bereits enthalten ist; ausgeschlossen auch alle Wörter, deren Bestandtheile niemals in die Schrift aufgenommen waren, oder die völlig veraltet sind, wenn sie nicht gerade in einem Fache, z. B. der Sprache der Rechtskunde, zu häufig noch vorkommen. Bei Würdigung der Formen und Bedeutungen, werden durchaus nur feste Grundsätze, der allgemeinen Sprache entleitet, zur Norm gewählet, nicht aber die eine oder die andere Mundart, wie sie zufällig einmal ist oder war. Daher müssen (wie Verf. bereits in Wieland's Merkur und im Literar-Anzeiger bewies,) viele Wörter verstoßen werden, welche Adelung mit Unrecht aufnahm, und viele dagegen aus den Provinzen aufgenommen, welche derselbe verstieß. Noch keine Sprache besitzet annoch ein Werk, welches wie obiges, einzig nur diese Zwecke völlig verfolgte; Heynatz Antibarbarus hatte der Zwecke mehrere und andere, und also mit unserem Wörterbuche nur Wenig gemein.

Zu Michaelis des folgenden Jahres 1808, erscheinet das erste und vielleicht das zweite Bändchen zugleich. Der Unterzeichnungspreis ist für jeden derselben, wie bei dem vorigen, 1 Thlr. Briefe

und Gelder bittet man postfrei einzusenden an den Verfasser, oder die hiesigen Buchhandlungen, unter welchen die der Herren Gredy und Breuning, gefälligst die Versendungen der Werke übernimmt; entfernt Wohnende, Schweizer, Rheinländer, Oesterreicher u. a. wenden sich am besten an solide Handlungen des nächsten Hauptortes.

Möchten die zahlreichen Freunde unserer herrlichen Gesammtsprache, auch dieses gemeinnützliche Unternehmen thätig befördern.

Erlangen, im Sept. 1807.

Radlof.

Buchhändler-Anzeigen.

Bey G. J. Göschen in Leipzig sind herausgekommen:

Briefe aus Sachsen an einen Freund in Warschau.

Selene. Herausgegeben von Rochlitz. 1808. Erstes Stück.

Die Leser der Selene erwarten die Fortsetzung gewiß mit Vertrauen und Vergnügen. Für die mit ihr Unbekannten wiederholt der Verleger, daß seit dem Anfange des Jahres 1807 bey diesem Journale nicht mehr Rücksicht auf das Geschlecht genommen wird, außer daß, wie der Anstand in einer gebildeten Gesellschaft beiderley Geschlechts erfordert, der Ton weder gemein, noch schwerfällig, weder einförmig, noch oberflächlich sey. Selene wünscht Allen zu gefallen, die mit den Bessern zu leben, sich zu unterhalten, sich zu erheitern wünschen.

H. B. Weber vom Selbstgefühle und Mitgefühle, ein Beitrag zur pragmatischen Anthropologie. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer.

Die Tendenz unsers Philosophirens ist den anthropologischen Untersuchungen nicht sehr günstig, die in einer frühern Periode mehr als die Spekulation beachtet wurden. Um so mehr muß es den freuen, der nicht mit dem Strome zu schwimmen Lust hat, daß Herr Weber in der vorliegenden Schrift den Faden aus der Hand eines Kant, Shmith, Heuer und anderer Psychologen nimmt, und an ihre Beobachtungen die seinige reiht, die überall ein freies unbefangenes Auge und einen hellen Blick verrathen. Auch die Sprache hat jene Klarheit, welche das Eigenthum aller philosophischen Untersuchungen seyn sollte.

Ueber die Taufe, von A. Th. A. F. Lehmus. Heidelberg bey Mohr und Zimmer. 8. 54 kr.

Daß die religiösen Ideen, welche dem kirchlichen Ritus ursprünglich zum Grunde liegen, allmählig in leeren Dogmatismus sich verlohren, und das Heilige, sobald der nüchterne Verstand sich es angeeignet hatte, in irreligiösen Aberglauben überging, dies hat sich unter andern in der Taufe der Christen bewiesen. Der Verfasser der vorliegenden Schrift giebt erst eine kurze Geschichte der Taufe, und zeigt hierauf, welches ihre erste und einzige Bedeutung gewesen sey, eine symbolische Weise zur Religion, seine Ansichten sowohl, als seine Vorschläge, wie diese zur blossen dogmatischen Form herabgewürdigte Handlung wieder ihre erste schöne Bedeutung erhalten könne, verdienen die Aufmerksamkeit aller, denen Religion noch eine Angelegenheit ist, so wie ihm seine aus dieser Schrift vorleuchtenden Gesinnungen und die Ruhe und Würde seiner Darstellung überall Achtung gewinnen müssen.

Ankündigung.

Von der, mit allem Beyfall aufgenommenen und in meinem Verlage erschienenen ausführlichen griechischen Grammatik vom Herrn Dr. August Matthiä in Altenburg ist bereits ein, vom Herrn Verfasser selbst bearbeiteter Auszug für Schulen unter der Presse, welcher zugleich mehrere Verbesserungen und Berichtigungen des grösseren Werkes enthalten wird.

Bis Oster-Messe 1808 wird dieser vielversprechende Auszug in jeder soliden Buchhandlung zu haben seyn, wo man Bestellungen darauf annehmen wird.

Leipzig im December 1807.

Siegfried Lebrecht Crusius.

Intelligenzblatt.

Nro. IV.

Ankündigungen.

Ankündigung der allgemeinsten Zeitung.

Zeitung für Einsiedler, herausgegeben von einer Gesellschaft.

Auf Befehl der großen Langeweile vieler sonst unnütz beschäftigter Leute, welche die Veränderungen der letzten Jahre aus ihrem Amte, Familien-Kreise, Ueberflusse herausgerissen, erscheint wöchentlich diese wunderliche Zeitung. Die Lese-Cabinette als wahre Sammelplätze dieser neuen Einsiedler, welche die strenge Buße des Müßiggangs treiben, müssen sie schon kaufen, aber auch andre Leute werden wohl daran thun, welche an den Begebenheiten der wirklichen Welt gar zu persönlichen Antheil nehmen, sie werden hier Begebenheiten finden, noch viel größer und bedeutender als die uns umgebenden, Stadtgeschichten und neue Moden die viel interessanter als die miterlebten, Theaterneuigkeiten, Akademien, Kunst und Wissenschaften, und gelehrte Familiengeschichten, wie wir das noch sobald nicht unter uns aufzuweisen haben, Erfindungen neu fabricirter Thiere, Physiologie gemachter Blumen, Entdeckungsreisen in sehr unsichere Gegenden u. s. w. Für andre Leute werden Gedichte aller Art darin stehen und auf astronomische Beobachtungen und Gelegenheits-Gedichte ist es besonders abgesehn; sollte es durchaus verlangt werden auch Kritiken, Idealismus und Epigramme, auch technologisch-ökonomische Erfindungen, um in sehr kurzer Zeit reich zu werden, sonst meinten die Herausgeber hätte die gelehrte Welt allenfalls genug daran. Kauft ihr lieben Einsiedler, ihr Gelehrten, ferner ihr Hohe und Niedre auf Pension,

in so fern diese ausgezahlt wird, ihr Landprediger und Förster, Nachtwächter und Krankenwärter, wir versprechen euch im voraus Eulenspiegels Nachtblat, euch Liebhaber rede ich aber besonders an, weil hier mehrere der ausgemachtesten Liebhaber ihr Glück und Unglück bekannt zu machen denken. Und wer ist einsamer als Liebende, ihr seyd die wahren Einsiedler, für die wir schreiben, nehmt alles ernsthafter, als wir euch sagen und ihr werdet den wahren Sinn fassen; wendet euch nur an die nächste gute Buchhandlung, sie wird euch sagen, daß es mit dieser Zeitung wirklich Ernst sey, sie kostet jährlich 4 Rthlr. 12 gr. (8 fl. 6 kr.), sie beginnt mit dem ersten April und ist doch kein Aprilspas. Was hättet ihr davon, wenn wir sie anpriesen als ein großes Mittel zur Beförderung der Humanität, Aufklärung, Uebersetzung, Religion und Begeisterung, wollt ihr es aber, so zeigt es uns in einem gelesenen Blatte an und wir versprechen promte Bedienung, denn das Dramatische ist besonders unser Augenmerk. Diese Anzeige sollte eigentlich nur dienen, die ganz ernsthaften Leute stutzig zu machen, die Argwöhnischen wegen geheimer Verbindungen in Verlegenheit zu setzen, die Aesthetiker aber zweifelhaft zu lassen zu welcher Schule wir uns bekennen, über alle geht aber das Pflichtgebot des Absatzes, auf den wir allein mit Sicherheit treten und fortgehen können. — Pränumeriren ist besser als Subscribiren. — Sollte es verlangt werden, so lassen die edlen Herausgeber sich geneigt finden die Namen der Pränumeranten jedem Blatt vorzudrucken. Wer die Zeitung nicht in frankirten Briefen abbestellt, dem wird sie zugeschickt und der muß sie halten. Aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen, doch erscheint sie der Bequemlichkeit wegen wöchentlich zweymal in halben Bogen in Quart. Von beschmutzten Exemplaren wollen wir aus Achtung gegen das Publikum nicht reden. — Wer zehn Exemplare nimmt, darf gegen Erlegung der Einrückungsgebühren Aufsätze einschicken, Gegenbemerkungen zahlen das Doppelte, aber diese zu vermeiden, machen wir im voraus bekannt, daß wir ausstreichen können, wenn wir wollen. — Um unserm Institute einiges Ansehen zu geben nennen wir als unwillkührliche Mitarbeiter an unsrer Zeitung durch Aufnahme alles Besten aus der ganzen Welt den Freymüthigen, das Morgenblatt, das Sontagsblatt, den Anzeiger der Deutschen; endlich damit auch die zarte weibliche Hand nicht vermißt werde, die musikalische Zeitung, die Zeitung für die elegante Welt und die Teutona und alle übrigen, die für Geld zu haben sind. Alles ist uns eins, und eins wird aus allem.

Die Gesellschaft Herausgeber.

Daß es mit der Herausgabe dieser Zeitung wirklich Ernst sey bescheiniget die unterschriebene Buchhandlung. Sie erscheint mit dem 1sten April wöchentlich zweymal und wird in 4to Formate und in gespaltenen Kolumnen gedruckt seyn. Der jährliche Preis ist 4 Rthlr. 12 ggr. oder 8 fl. 6 kr., für die neun Monate dieses Jahres 1808 also 3 Rthlr. 9 ggr. oder 6 fl. 4 kr. Bestellungen kann man auf allen löblichen Postämtern und bey allen Buchhandlungen machen. Erstere können sich an das löbliche Postamt in Heidelberg wenden.

Vielleicht wird mancher vieles von dem oben Angezeigten nicht darin finden, dagegen manches, was von den Herausgebern zu erwähnen vergessen worden.

Heidelberg, im Januar 1808.

Mohr und Zimmer.

Wien und Berlin in Parallele. Nebst Bemerkungen auf der Reise von Berlin nach Wien durch Schlesien über die Felder des Krieges. Ein Seitenstück zu der Schrift: Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II. Von F. von C—n. Mit zwey Kupfern von Penzel, zwey Holzschnitten von Gubitz und drey illuminirten Blättern von Geisler. Amsterdam und Cölln 1808 bei Peter Hammer.

Splendide Ausgabe auf Schreibp. mit sämmtl. Kupfern 3 Rthlr. 8 gr.
Dieselbe auf englischem Druckpapier 3 Rthlr.
Ausgabe in klein 8. auf Schreibp. mit 2 Kupfern 1 Rthlr. 12 gr.
Dieselbe in klein 8. auf Druckpapier 1 Rthlr. 4 gr.

Sämmtliche Ausgaben in einem saubern Umschlag, die in gr. 8. in Einem Holzschnitt von Gubitz, die in klein 8. in einem Kupferstich-Umschlag gebunden und in Futteral.

Dieses interessante Werk enthält:

Reisebemerkung über den Kriegsschauplatz in Schlesien, und über so manche bisher noch dunkel gewesene Erscheinungen befriedigende Aufschlüsse. — Erklärungen über die Neutralität Oesterreichs im letzt verflossenen Kriege. —

Den größten Theil des Inhalts machen aber judiziöse Vergleichungen der beyden Residenzen Wien und Berlin und ihrer Eigenheiten aus. Der Verfasser behandelt auf diese Weise alle Gegenstände der Polizey, als: öffentliche Anstalten, Hospitäler, Armen-

Institute, Bordelle, Straßen-Reinigung, Straßen-Pflaster, Erleuchtung, Speise- und Wirthshäuser ꝛc.

Er giebt critische Beurtheilungen des National-Charakters — Moralität, öffentliche Vergnügungen des Publikums, im Theater, im Prater — Thiergarten, auf der Redoute und in den Umgebungen von Wien und Berlin.

Man findet ferner sowohl eine Darstellung der östreichischen und preußischen Staatsverfassung, des Finanzwesens, des Militairs, und dessen neuesten Organisation, als auch endlich Reisebemerkungen über Böhmen und dortige Bäder.

Das Buch wird noch durch 7 Kupfer und einen saubern Umschlag geziert, welche von höchst interessanten Szenen eine sinnliche Darstellung geben.

Anzeige.

Neue Kritik der Vernunft, von Jacob Friedrich Fries. Heidelberg, bey Mohr und Zimmer gr. 8. 3 Bände. 7 fl. 30 kr.

Endlich können wir die Vollendung dieses Werks anzeigen, dessen erste Theile schon als eine der wichtigsten Erscheinungen im Gebiete der Philosophie seit den kantischen Kritiken begrüßt worden sind. Tiefblick und Klarheit vereinigen sich in der originellen Weise, mit welcher der Verfasser das Erkenne dich selbst als Grundsatz aller Philosophie aufgestellt und angewendet hat. Im ersten Bande giebt er uns eine neue Theorie der menschlichen Erkenntniß, in welcher besonders die befriedigende Erklärung der Gedanken-Association und der produktiven Einbildungskraft bemerkt werden muß; am wichtigsten und folgereichsten zeigt sich aber die neue Lehre vom Verstande, der Reflexion und ihrem Verhältniß zur Vernunft. Die bekannten Entdeckungen des Verfassers im Gebiete der Logik sind hier mit manchen neuen vermehrt.

Nur durch das einleuchtende dieser Vorbereitungen war es möglich mit solcher Klarheit im zweiten Bande durch den großen Gegensatz der Natur und Idee den innersten Zusammenhang aller menschlichen Ueberzeugungen mit dem lebendigsten Glauben unseres Wesens an Gott, Freyheit und Unsterblichkeit zu entwickeln. Noch steigt das Interesse des 3ten Bandes, in welchem der Verf. die Philosophie von allen Schwierigkeiten und Mängeln befreyt, die man an Kants praktischer Philosophie wohl lange bemerkte, aber nicht zu heben vermochte. Er rügt die Mängel aller bekannten Theorien über das Begehrungsvermogen und den Willen, gibt eine überaus deutliche neue Theorie unserer handlenden Vermögen und zeigt wie nach diese die An-

Liebe der Neigung Liebe und Achtung sich zu einem Zwecke des menschlichen Lebens vereinigen

Daraus entfaltet sich eine ganz neue Ansicht der praktischen Philosophie, deren äußere Naturlehre, Politik, die innere Sittenlehre, deren ideale Ansicht aber Religionslehre ist. So wird aus den innersten Tiefen der Spekulation mit unumstößlicher Festigkeit wohl zum erstenmal die große religiöse Bedeutung der Aesthetik ausgesprochen und gezeigt, (nach des Verfassers eignen Worten) wie in der ästhetischen Weltansicht der Religion alle Widersprüche der Spekulation zu einer Harmonie des Lebens versöhnt sind. Allgewaltig strömt durch die Zeit die Grundmelodie der Sphärenmusik, auch alle Dissonanzen klingen aufgelößt mit ein in die Weltakorde und haben nur die Kraft ihrer Harmonie; indem die ästhetischen Grundstimmungen des Geistes Begeisterung, Resignation und Andacht; Sieg, Heldentod und Opfer in ein Leben zusammen tönen nach der ewigen Zahl unerforschtem heiligen Gesetz.

Grundriß der Chemie von Dr. K. W. G. Kastner, Prof. zu Heidelberg. Erster Theil. Heidelberg bei Mohr und Zimmer. 1807.

Man ist gewohnt, in Lehrbüchern eine bloße Ansicht der Wissenschaft auf dem Standpunkte zu suchen, auf welchem sie sich eben befindet. Das gegenwärtige Werk sucht aber die Chemie selbst weiter zu bringen, oder sie vielmehr erst streng wissenschaftlich zu begründen. Wie viele Wiedersprüche übrigens auch das eigenthümliche Streben eines Geistes erfahren mag, eben darum, weil es eigenthümlich ist,

und immer nur mit einiger Anstrengung — oft auch mit Selbstverleugnung — erkannt werden kann, so gewiß ist es, daß ohne ein solches Streben von keiner Wissenschaft die Rede seyn könnte, und, was geniales Wirken hervorgebracht hat, auch nicht mit den gemeinen Erscheinungen des Tags untergehen könne.

Lang (G. H.) Passionspredigten. Neue umgearbeitete und mit neuen Passionspredigten vermehrte Auflage, mit einer Vorrede über die Leidensgeschichte Jesu, von Dr. W. L. Hufnagel, gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Das günstige Urtheil des Herrn Dr. W. L. Hufnagel, der zugleich in seiner hierzu gelieferten Vorrede die Leidensgeschichte Jesu mit wahrer Theilnahme und herzlicher Wärme schilderte, so wie die vortheilhaften Recensionen der Jenaer. Lit. Zeitung und anderer Beurtheilungsanstalten, empfehlen diese Passionspredigten, als ein nützliches und gutes Buch für alle Leser von Geist und Herz, sowohl in Rücksicht des lichtvollen Vortrags, als der geist- und herzvollen Weise womit der würdige Verfasser die Geschichte des Leidenden ohne seines Gleichen bearbeitet hat.

(Zu finden in allen Buchhandlungen.)

Jaegersche Buch- Papier und Landkartenhandlung in Frankfurt a. M.

A. Heise Grundriß eines Systems des gemeinen Civilrechts. Zum Behufe von Pandecten Vorlesungen. Heidelberg bei Mohr und Zimmer. 1807.

Eine wissenschaftlich geordnete tabellarische Uebersicht des gemeinen Civilrechts, zunächst für die Vorlesungen des Verfassers bestimmt, und überaus brauchbar, um das bis jetzt noch nicht überall streng abgesteckte Gebiet der Pandecten wie auf einer Charte zu überschauen, und sich leicht und sicher zu orientiren.

Französisch- Deutsches und Deutsch- Französisches Wörterbuch aller im Kriegswesen vorkommenden Kunstwörter und Ausdrücke; der Benennung aller Theile des Geschützes und Gewehres; der Commandowörter rc.

Bei dem gegenwärtigen so nahen Verhältnissen der Französischen und Deutschen Armeen kommen die Officiere derselben in die tägliche Nothwendigkeit, sich einander verständlich zu machen, oder bei Verfertigung der mancherlei Kriegswerkzeuge sich mit Handwerkern

und Arbeitern zu unterhalten, die ihre Sprache nicht verstehen. Vergebens würden sie hier ihre Zuflucht zu einem gewöhnlichen Wörterbuche nehmen, denn selbst in den bessern und theuern Werken der Art fehlen die militairischen Ausdrücke; die technischen Benennungen der Waffen; der Theile des Geschützes; der mancherlei Kriegsgeräthe; der Truppenbewegungen u. s. w. Diesem gewiß fühlbaren Mangel abzuhelfen, war der Zweck, den ich mir vorsetzte, indem ich die gleichbedeutenden Ausdrücke für jedes der eben angeführten Dinge in beiden Sprachen gebe, doch ohne weitläuftige Sacherklärung, die hier nicht an ihrem Orte seyn, sondern das Werk unnützer Weise über seine Grenzen ausdehnen würde. Es bedarf daher auch keiner Kupfer; denn um die Dinge ihrer Gestalt und innern Beschaffenheit nach kennen zu lernen, findet der Offizier in den vorhandenen militairischen Wörterbüchern und Encyclopädieen hinreichende Auskunft; hier genügt die gleichbedeutende Benennung jedes Gewehrstückes rc. in der andern Sprache. Ein kleines Format (in gr. 12.) und eine mäßige Stärke wird das Ganze bequemer machen, und der Druck mit französischen Lettern seinen Gebrauch dem Ausländer erleichtern.

Hoyer,
Königl. Sächs. Pontonier-Capitain, der Königl. Schwedischen Gesellschaft der militairischen Wissenschaften Mitglied.

Bis Ende April d. J. nehmen wir 18 gl. Pränumeration darauf an und bei Sammlungen geben wir das 11te Exemplar frei. Der nachherige Ladenpreiß wird wenigstens 1 Thlr. 4 bis 8 gl. betragen.

Dresden, am 3 Febr. 1808.

Arnoldische Buchhandlung.

(Die Buchhandlung von Mohr und Zimmer nimmt Bestellungen darauf an.)

Inhalt des vierzehnten Heftes des Rheinischen Bundes.

1) Recherche des Rélations de la Maison regnante de Saxe avec la Maison des Princes de Schwarzbourg-Sondershausen-Rudolstadt et de ce qu'il en suit, d'après que la dernière a accédé á la confédération du Rhin.

2) Landesherrliche Verordnung die Grundherrlichkeits-Verfassung in dem Großherzogthum Baden betreffend.

3) Bestimmung der staatsrechtlichen Verhältnisse der vormaligen unmittelbaren Reichsritterschaft im Großherzogthum Hessen.

4) Beantwortung der drei Fragen in dieses Journals 13n Hefte S. 150.

5) Steuer-Angelegenheiten der Eingesessenen im freien Grunde Seel- und Burbach, Sayn-Hachenburgischen Antheils.

6) Fortsetzung der Verhandlungen des Konvents zu Frankfurt, die Regulirung des kur- und oberrheinischen Kreisschulden- und Pensionswesens betreffend.

7) Fortsetzung der in mehrern Heften mitgetheilten Nachrichten vom Unterhalte des gesammten Personals der vormal. kaiserl. Reichskammergerichts.

8) Auftrag an die sämmtlichen mediatisirten Herren Fürsten und Grafen und an die subjicirten vormaligen Reichsritter in der königl. baierischen Provinz Schwaben.

9) Königl. Baierische Verordnung, die Kompetenz der mediatisirten Fürsten, Grafen und Herren, rücksichtlich der Kriminal-Gerichtsbarkeit, der Dorf- und Gemeindeherrschaft und der Ausübung der Polizey in vermischten Orten betreffend.

10) Die von dem Herrn Grafen zu Erbach auf die großherzoglich-hessische Deklaration über die staatsrechtlichen Verhältnisse der neuen Souverainitätslande, erlassene und der Publikation der letztern beigefügte Erklärung, sammt der hierauf von der großherzoglich-hessischen Regierung erfolgten Bekanntmachung.

11) Das Gebirge öffnet sich!

12) Neue Stättigkeits- und Schutzordnung der Judenschaft zu Frankfurt am Main, deren Verfassung, Rechte und Verbindlichkeiten betreffend, wie solche von Seiner jetzt glorreich regierenden Hoheit des souverainen Fürsten Primas der rheinischen Konföderation festgesetzt und sanktionirt worden ist.

13) Eintheilung des Königreichs Westphalen in acht Departements nebst Bemerkung der Volksmenge.

14) Auszug aus dem Protokolle des Staatssekretariats des Königreichs Westphalen vom 9ten Jänner 1808.

15) Rede des Königs von Westphalen, als die gesammten Repräsentanten des Landes für sich und das Land, welches sie repräsentirten, dem Könige Gehorsam, der Konstitution Treue schwuren.

16) Zusatz zu der im dreizehnten Hefte S. 65. abgedruckten großherzoglich Hessischen Deklaration.

17) Nachtrag zu dem im dreizehnten Hefte S. 102. abgedruckten Aufsatz: Fide sed cui vide.

18) Aufhebung aller Leibeigenschaft und des sogenannten Besthaupt im ganzem Umfang des Herzogthums Nassau.

19) Nachtrag zu oben Nr. 24., die Anstellung auf Kammerzieler betreffend.

Intelligenzblatt.

Nro. V.

Verzeichniß
der Vorlesungen auf der Universität zu Heidelberg im Sommer 1808.

Theologie.

Encyclopädie und Methodologie, Daub. Geschichte der Moral, Marheineke. Kirchengeschichte, Derselbe. Einleitung ins A. T. nebst Theorie der Hermeneutik und Kritik des A. T., De Wette. Erklärung der 5 Bücher Moses mit Beziehung auf Mosaisches Recht, Derselbe. Das Evangel., die Briefe und Apokalypse des Johannes, Derselbe. Archäologie, als Fortsetzung, Derselbe. Das Evangel. Joh. u. die Apostelgesch. Dr. Lauter. Die Briefe an den Thimotheus, Titus u. Philem., Derselbe. Dogmatik, Daub. Symbolik, Marheineke. Christliche Ethik, Schwarz. Ueber Religionsunterricht, Derselbe. Homiletik, Daub.

Rechtsgelahrtheit.

Encyclopädie und Methodologie, Thibaut. Gesch. des röm. Rechts u. die Institut. desselben, Derselbe. Hermeneutik des röm. Rechts, Derselbe. Geschichte der in Deutschland geltenden Rechte, Gambsjäger. Die Pan-

decten, Derselbe. Dieselben, Heise. Ueber das lieblose Testament, Gambsjäger. Ueber die bonorum possessio, Heise. Allgem. Staatsrecht mit dem Staatsrecht des Rheinbundes, Wedekind. Die Rechte des Deutschen Bauernstandes, Derselbe. Staatsrecht der Rheinischen Bundesstaaten, Zachariä. Ueber die Lehnsverfassung des Großherzogthums Baden, Derselbe. Lehnrecht, Klüber. Peinliches Recht, Zachariä. Deutsches Privatrecht, Wedekind. Handlungs- und Wechselrecht, Klüber. Kathol. Kirchenrecht, Kübel. Badisches Kirchenrecht, Derselbe. Gesch. des kanon. Rechts, Derselbe. Kathol. und protest. Kirchenrecht, Zachariä. Theorie des Processes, Martin. Juristische Praxis und Referirkunst, Klüber. Processuale practicum, Martin. Criminalproceß, Derselbe. Ein Relatorium, Derselbe.

Arzneykunde.

Encyclopädie und Methodologie, Heger. Dieselbe, v. Hagen. Gesch. der Medicin und ihrer Systeme, Loos. Medicin. Literärgesch., Heger. Naturgeschichte, v. Hagen. Botanik, Zuccarini. Dieselbe, Schelver. Physiologie, Ackermann. Dies., v. Hagen. Hygiastik für Studierende, May d. ä. Pathologie in Verbindung mit Therapie, Zuccarini. Pathologie und Therapie, Schelver. Pathologie, Heger. Semiotik, Loos. Theoretische und practische Arzneymittellehre, Derselbe. Materia chemico-medica, May d. j. Arzneymittellehre für Thierärzte, Zipf. Pharmaceutische Experimentalchemie, May d. j. Allgem. Therapie, Heger. Fieberlehre, Ackermann. Specielle Therapie, May d. ä. Siphilitische Krankheiten, Moser. Receptirkunst, Loos. Allgem. Chirurgie, Ackermann. Specielle Chirurgie, Moser. Geburtshülfe, Derselbe. Krankenwärterlehre, May d. ä. Anleitung für Seelsorger und Beamte, Derselbe. Gerichtliche Arzneykunde, Zipf. Dieselbe, Heger. Ueber die Krankheiten der Thiere, Zipf. Poliklinische Uebungen,

Ackermann, Schelver und Hagen. Oeffentliches Disputatorium, Ackermann. Desgleichen Heger. Geburtshülfe und Krankheiten des weiblichen Geschlechts, Nägele.

Staatswirthschaft.

Encyclopädie, Seeger. Experimentalphysik mit Anwendung auf Staatswirthschaft, Suckow. Experimentalchemie mit Beziehung auf Landbau und Technologie, Derselbe. Naturgeschichte des Thier- und Mineralreichs, Derselbe. Botanik, Derselbe. Landwirthschaftslehre, Gatterer. Forstwissenschaft, Derselbe. Pract. Forstwissenschaft, Gr. v. Sponeck. Forstentomologie, Derselbe. Forstbotanik, Derselbe. Kenntniß und Cultur der landwirthschaftl. und Forstgewächse, Gatterer. Jagdwissenschaft, Gr. v. Sponeck. Forst- und Jagdrecht, Eschenmayer. Technologie, Gatterer. Politik, Seeger. Nationalökonomie, Semer. Finanzwissenschaft, Reinhard. Staatswirthschaftslehre, Seeger. Staatswirthschaftl. Geschäftslehre, Derselbe. Polizeywissenschaft, Reinhard. Handelslehre, Derselbe. Kameralrecht und Oeconomia forensis, Eschenmayer. Staatsrechnungswissenschaft, Derselbe.

Philosophie und Geschichte.

Literargeschichte, Schreiber. Dieselbe, Dümge. Geschichte der Französischen Literatur, Sax. Geschichte der Philosophie, Görres. Logik und Einleitung in die Philosophie, Fries. Ideologie, Michaelis. System der Philosophie, Fries. Philosophie, Görres. Philosophische Rechtslehre, Fries. Dieselbe, Schreiber. Politik, Saalfeld. Unterrichtskunst und Sokratik, Schwarz. Gesch. der alten Welt, Wilken. Gesch. der drei letzten Jahrhund., Saalfeld. Neuere Geschichte der Europäischen Staaten, Wilken. Geschichte Deutschlands, Derselbe. Dieselbe, Dümge. Gesch. und Topographie Badens, Derselbe. Statistik, Saalfeld.

Philologie und Alterthumskunde.

Theorie und Geschichte der bildenden Kunst des Alterthums, Creuzer. Griechische Alterthümer, Böckh. Metrik, Voß. Wesen und Schicksale der Historie bey den Griechen, Creuzer. Hebräische Grammatik, De Wette. Arabische Grammatik, Wilken. Erklärungen auserlesener Stücke morgenländischer Poesie, Derselbe. Hesiods Theogonie, Voß. Euripides Iphigenie in Aulis, Böckh. Demosthenes Rede de corona, Böckh. Sophokles Philoktet, Kayser. Pindars Olymp. u. Pyth. Hymnen, Böckh. Plutarchs Brutus u. Timoleon, Voß. Briefe des Cicero mit Beziehung auf röm. Alterthümer u. Uebungen im Lateinschreiben, Creuzer. Livius, Kayser. Horazens Oden, Voß. Uebungen im Disputieren über archäolog. Gegenstände in latein. Sprache u. im Griechisch Schreiben, Creuzer.

Schöne Künste.

Aesthetik, Schreiber. Dieselbe, Görres. Beredsamkeit, Horstig. Theorie der Musik, Derselbe. Zeichnungskunst u. Mahlerey, Schmidt. Zeichnungskunst, Rottmann. Vocal- und Instrumentalmusik, Hoffmann.

Naturkunde und Mathematik.

Arithmetik und Geometrie, Langsdorf. Arithmetik, Algebra, Geometrie, Different. u. Integralrechnung, Ders. Practische Geometrie mit Planzeichnen und Messen, Zimmermann. Sphärische Trigonometrie, Langsdorf. Höhere Geometrie, Derselbe. Gemeine Analysis, Derselbe. Angewandte Mathematik, Zimmermann. Ueber Mühlen- Straßen- Brückenbau, Salzwerkskunde, Langsdorf. Physik der organischen Natur, Görres. Experimentalphysik, Kastner. Experimentalchemie, Derselbe. Gesch. der Physik, Derselbe. Gerichtliche Chemie, Derselbe. Mineralogie, Zimmermann.

Neuere Sprachen.

Ueber Deutschen Styl, Schreiber. Ueber Verschiedenheit der Deutschen und Französischen Sprache, Sax. Theorie der Franz. Sprache, mit Uebungen, Michaelis. Gesch. der Franz. Lit. Derselbe. Ueber Synonime, Tropen und Figuren der Franz. Sprache, Ders. Ueber Gallicismen, Sax. Franz., Engl. und Ital. Sprache, Hofmeister. Engl., Ital. u. Span. Spr., Brucalassi.

Körperliche Uebungen.

Reitkunst, Lamine und Wippermann. Fechtkunst, Kastrop. Tanzkunst, Edeling.

Buchhändler-Anzeigen.

Verkauf eines seltenen Werks.

Ulyssis Aldrovandi philosophi ac medici bononiens. Opera omnia. Vol. I ad XIII. Fol. Bononiae 1642–1768. (In Schweinsleder gebunden, gut conservirt.) s. Vog. Catal. hist. crit. libr. rarior. 8. Francofurti 793. pag. 31. – ist um den billigen Preis von 10 Carolin bey G. Fr. Heyer in Giessen und Darmstadt zu haben. Briefe und Gelder erwartet man franco. Das Werk wird franco Leipzig oder Frankfurt a. M. geliefert.

Botanikern und Gartenliebhabern

machen wir bekannt, daß der 7te Band von des Dr. Dietrichs vollständigen Lexicon der Gärtnerei und Botanik bey uns fertig geworden ist. Der Preis ist 3 Rthlr. oder für alle 7 Bände 21 Rthlr. (37 Fl. 48 kr.) Wer aber auf den 8ten Band 2 Rthlr. 6 ggr. (4 Fl. 3 kr.) pränumerirt, bekömmt die ersten 7 Bände für 15 Rthlr. 18 ggr. (28 Fl. 21 kr.) Der 7te Band beschließt den Buchstaben P. und über die Vollständigkeit und hohe Brauchbarkeit dieses Werkes findet man entscheidende Beurtheilungen in der Leipziger Literaturzeitung 1802 No. 47 und 48; in der Allgemeinen Lit. Zeit. 1803 No. 236. und in den Ergänzungsblättern 1806 No. 45; in der Jenaer Lit. Zeit. 1806 No. 70; in der Neuen Deutschen Bibliothek 102 B. 1 St.; in Beckmanns Bibliothek 21 B. 4 St. &c. Man wendet sich an jede ordentliche Buchhandlung oder an uns selbst.

Gebrüder Gädicke in Berlin.

Reisende, welche Berlin besuchen,

finden an dem

Lexicon von Berlin und der umliegenden Gegend, enthaltend alles Merkwürdige und Wissenswerthe von dieser Königsstadt und deren Gegend, von J. C. Gädicke.

einen äußerst bequemen Wegweiser in dieser großen Stadt. Daß dasselbe hierzu ganz vorzüglich geeignet ist, bezeugen die schmeichelhaften Recensionen: im Berliner Hausfreunde 1806 No. 52; im Freymüthigen von Kotzebue 1806 No. 201; im Politischen Journale 1806 November; in den geographischen Ephemeriden von Bertuch 1807 April; in der Leipziger Lit. Zeit. 1807 No. 100; in der Jenaer Lit. Zeit. 1807 No. 144; in der Allgemeinen Lit. Zeit. 1807 No. 307. Es ist in allen Buchhandlungen, besonders aber bey den Gebrüdern Gädicke in Berlin, für 2 Rthlr. 16 ggr. oder 4 Fl. 48 kr. zu haben.

Anzeige.

Meine akademischen Einladungsschriften de revelatione religionis externae eademque publica Commentat. I—VI. 1705—7, haben die Absicht, einen richtigern und brauchbarern Offenbarungsbegriff, als der gewöhnliche ist, zu empfehlen, und die Offenbarung als göttliche Promulgation der Heilswahrheiten darzustellen, als öffentliche und perennirende moralische Hülfs- und Rettungsanstalt für die Menschheit, von der Vorsehung selbst gestiftet und dem menschlichen Geschlecht anvertraut. Dieser bey so vielen Streitigkeiten über die Offenbarung vergessene und verdunkelte Begriff, wird in jenen Programmen ans Licht gezogen, und in den vier ersteren biblisch, in den beyden letzteren philosophisch, nach seiner praktischen und theologischen Wichtigkeit, erörtert. Ein Offenbarungsbegriff von bedeutender Tendenz verdienet Prüfung. Die Untersuchung, welche zunächst für das gelehrte theologische Publikum gehört, kann durch jene kleinen lateinischen Schriften eingeleitet werden. Deshalb bin ich gesonnen, selbige mit Verbesserungen, Erweiterungen und mit einem Excursus über den Begriff der moralischen Weissagung zusammen gedruckt bey dem Buchhändler Göschen in Leipzig herauszugeben, wo sie in der nächsten Ostermesse zu haben seyn werden.

D. Carl Ludwig Nitzsch,
Generalsuperintend. zu Wittenberg.

Ankündigung eines Intelligenzblatts zu den Neuen Feuerbränden.

Die Materialien zu den Neuen Feuerbränden haben sich so sehr gehäuft, daß sie veralten würden, wenn wir sie nicht bald dem Publikum mittheilen. Wir wollen daher ein Intelligenzblatt der Feuerbrände in zwanglosen Blättern herausgeben, worin wir alles dasjenige mittheilen werden, was sich nicht aufschieben läßt; ferner Anecdoten, kleine Erzählungen, Recensionen, witzige Einfälle, Carrikaturen, politische Neuigkeiten rc.

Beiträge werden uns willkommen seyn, und von der Verlagshandlung zur Zufriedenheit der Herren Einsender honorirt werden.

Die Redaktion der N. F. B.

Jeder ganze Bogen (also zwey Nummern) kostet 2 gr. Wer auf ein Alphabet voraus bezahlt, erhält dasselbe für 1 Rthlr. — Kupferstiche und sonstige Verzierungen werden, nach Beschaffenheit ihres verursachten Aufwandes, besonders bezahlt. Wer aber pränumerirt hat, erhält selbige unentgeldlich; denn sonst könnten sich wohl Liebhaber zu den

einzeln Nummern, wobey Kupfer gegeben werden, finden — dieß wird auf diese Weise verhindert.

Der Verleger.

Inhalt der sechs ersten Stücke.

No. 1. Die Opfer. — Zwey Briefe, gefunden in dem Portefeuille eines Preussischen, in der Schlacht bey Jena gebliebenen Officiers. — Keine Apologie des Adels!

— 2. Gallerie Preussischer Militair- und Civilbeamter, eine gut stylisirte Schmähschrift, geschrieben und verlegt in Berlin. — Napoleon in Glogau, in Polkwitz und in Heynau in Niederschlesien. — Lied der Hoffnung (gesungen in Mainz von Deutschen Patrioten).

— 3. Prüfende Blicke auf das jetzige Herzogthum Warschau. Erster Brief. — Beytrag zur Charakteristik der Franzosen.

— 4. Prüfende Blicke auf das jetzige Herzogthum Warschau. Zweyter Brief. — Der Französische Ball. — Correspondenz. — Berlin.

— 5. Prüfende Blicke auf das jetzige Herzogthum Warschau. Dritter und vierter Brief. — Der Deutsche und Französische Commandant de la place, an einem und demselben Orte, zu verschiedenen Zeitpunkten von 1806 bis 1807 in Schlesien. — Anekdoten. — Edler Zug eines Preussischen Capitains.

— 6. Prüfende Blicke auf das jetzige Herzogthum Warschau. Fünfter Brief. — Der gegenwärtige Zustand der Schlesischen Truppen und deren künftige Reorganisation. — Correspondenz. — Der Preussische Fähndrich bey der Capitulation von Prenzlow. (Eine unverbürgte Erzählung.)

Intelligenzblatt.

Nro. VI.

Chronik der Heidelbergischen Universität.

Im Januar dieses Jahres wurde der bisherige Herr Geheime Referendär und Professor Klüber von Sr. Königlichen Hoheit zum wirklichen Geheimen Rath ernannt; so wie im März Herr Professor Heise den Charakter und Rang als Justitzrath erhielt, und der vormalige Churhessische Herr Kabinetsrath Kopp, welcher hier seit einem Jahre Vorlesungen über Diplomatik gehalten hatte, zum Professor Honorarius ernannt wurde.

In demselben Monat erschien die Dissertation des im vorigen Jahre zum Doctor der Medizin und Chirurgie creirten Herrn Joh. Gröser aus Maintz: de morbo maculoso haemor hagico 22 S. 4. betitelt.

Im März starb im 62sten Jahr seines Alters Friedr. Pet. Wundt, außerordentlicher Professor der Landesgeschichte und Prediger der reformirten Gemeinde zu Wieblingen, einem eine Stunde von hier entlegenen Dorfe. Im Jahr 1779 wurde er Professor bei der Cameralhohenschule zu Lautern, wo er

zugleich reformirter Prediger war. Im J. 1790 wurde er Pfarrer zu Wieblingen und trat zugleich seine durch die im J. 1786 erfolgte Verlegung der Cameralhohenschule nach Heidelberg unterbrochene Professur wieder an. Er hat sich besonders um die Bearbeitung der pfälzischen Geschichte, worin er auch häufig als Schriftsteller aufgetreten ist, verdient gemacht. Die näheren Lebensumstände desselben werden ausführlich vor dem zweiten Theil der von ihm angefangenen Chronik von Heidelberg beschrieben werden.

Die Anzahl der Studierenden auf der hiesigen Universität war im Juli 1807 417

Davon waren Innländer	152	
— — Ausländer	265	
Von diesen hatten auf Michaelis die Universität verlassen		100
Es verblieben also		317
Die Zahl der Neuangekommenen war		117
Im Ganzen also im verflossenen Wintersemester .		432
Davon waren Innländer . .	141	
Ausländer . .	291	
Theologen . .	74	
Juristen . .	223	
Mediciner . .	51	
Cameralisten .	70	
Philosophen .	14	

Als Nachtrag zu dem neuesten Lectionsverzeichniß bemerken wir noch, daß, auf höheren Befehl, im nächsten Sommerhalbenjahre vom Herrn Hofrath Zachariä Vorlesungen über den Code Napoléon auf hiesiger Universität gehalten werden.

Ankündigung
einer neuen Uebersetzung der sämtlichen Schriften des Alten Testaments.

Indem die Unterzeichneten sich zur Herausgabe einer neuen deutschen Uebersetzung des Alten Testaments vereinigen, glauben sie nichts Unnützes und Ueberflüssiges zu unternehmen, sondern nur dem Wunsche des Publikums selbst, der hie und da lebhaft geäussert worden, nachzukommen. Und wer erkennte auch nicht, daß, während Luthers Uebersetzung noch immer dasteht, wie als classisches Meisterwerk der deutschen Sprache, so als Muster jeder künftigen Bibel-Uebersetzung, kein anderer Versuch in diesem Fache für mehr als Versuch gezählt werden kann? So viel treffliche Vorarbeiten wir besitzen, so viel erfreuliche Fortschritte die Bibel-Erklärung in den neueren Zeiten gemacht; noch hat das große, nicht theologisch gelehrte Publikum keinen Nutzen davon gezogen, wiewohl manchen Nachtheil durch den Vorwitz unverständiger Neuerer. Durch den Mangel einer richtigen, treuen, geschmackvollen Uebersetzung ist leider das Studium und die Lectüre der Bibel, besonders des Alten Testamentes, in Verfall, ja bey Vielen sogar ausser Gewohnheit gekommen. Die geringere Zahl der frommen einfältigen Seelen hängt noch mit treuem Glauben an der Lutherschen Bibel-Uebersetzung, und wohl ihnen! Mögen dem gelehrten Kenner des Urtextes mancherley Fehler darin aufstoßen, in diesem unsterblichen Werke wohnt und lebt der Geist der alten heiligen Schriften, und spricht das fromme Gemüth lebendig an; und am Einzelnen hing ja nie der Glaube. Diejenigen aber, die mit Verstand und Kenntniß die Bibel lesen und behandeln sollen, ohne doch das Original immer bey der Hand haben zu können, oder im Besitz der Kenntniß des Urtextes zu seyn — wir meynen Prediger und Schullehrer — müssen diese sich nicht öfters von jener Uebersetzung verlassen fühlen?

Die Erfahrung zeigt auch, daß das A. T. lange nicht so benutzt wird beym Religionsunterricht, als die Fülle von religiöser Wahrheit, der Reichthum an Lebensweisheit und Lebenserfahrung, wovon dieses Buch der Bücher überströmet, fodern und erwarten ließe. In unseren kalten, reflectirenden Zeiten vernachläßigt man zu sehr den Nutzen der Geschichte in der Religion, und erfüllt die jungen Gemüther lieber mit todten leeren Formeln, als mit lebendigen, frischen, erweckenden Bildern eines heiligen Alterthums. „Darum (möchten wir aus Luthers Vorrede auf das A. T. unseren Zeitgenossen zurufen) laß deinen Dünkel und Fühlen fahren, und halte von dieser Schrift als von dem allerhöchsten, edelsten Heiligthum, als von der allerreichsten Fundgrube, die nimmer gnug ausgegründet werden mag, auf daß du die göttliche Weisheit finden mögest, welche Gott hier so alber und schlecht vorleget, daß er allen Hochmuth dämpfe." Und diejenigen, so alles Heil im Neuen Testament mit Hintansetzung des Alten suchen, erinnert Luther an die Worte Christi: „Forschet in der Schrift, denn dieselbe giebet Zeugniß von mir." (Joh. 5, 39.) „Und (setzt er hinzu) was ist das N. T. anders, denn eine öffentliche Predigt und Verkündigung von Christo, durch die Sprüche im A. T. gesetzet und durch Christum erfüllet?" — Eine Wahrheit, die keine Sophistik der neueren Exegese umstoßen wird.

Und warum haben diejenigen, die, nachdem sie von der Verirrung der Zeit zurückgekommen, einen so lange gewaltsam unterdrückten Sinn in sich erwachen fühlen, für den sie Nahrung von aussen suchen, und auch wieder in diesem Bestreben auf Abwege gerathen möchten, warum haben sie nicht zu der alten Mutter und Nährerin der Religion, zu der Bibel, den Rückweg genommen? Warum hört man soviel von Religion, Glaube und Kirche, und so wenige scheinen die Bibel auch nur zu kennen? Ist es ihnen Ernst mit Christus, so können sie ihrer nicht entbehren. Zu schlicht und einfältig, fürchten wir beynahe, ist den neuen Predigern das alte Buch; freylich ist die Schale, die den edeln Kern verschließt, rauh und un-

scheinbar. „Hier (sagt Luther) wirst du die Windeln und die Krippen finden, da Christus inne liegt. Schlecht und geringe Windeln sind es, aber theuer ist der Schatz, Christus, der darinnen liegt.“

Wie kommt es aber besonders, daß, während deutscher Fleiß und deutscher Sinn der emsigen Biene gleich auf allen Frucht- und Blüthenfeldern geschäftig ist, Schönes und Treffliches einzusammeln und dem vaterländischen Schatze beyzufügen, während besonders der Sinn nach Asien und seinen reichen Schätzen in Religion und Poesie gerichtet ist, daß die hebräische Literatur beynahe ganz vergessen und verlassen steht? Giebt es auch wohl Kenner und Liebhaber derselben ausser den Theologen? Wie eingeschlossen in einen — sollen wir sagen heiligen oder verrufenen? — Bezirk, zu dem nur Wenige den Eingang haben, stehen diese reichen Schätze oft ungenossen, oft theologisch gemißbraucht da, und diese herrlichen Blüthen hauchen umsonst ihre Düfte aus. — Die ihr das Schöne aufsucht in allen Formen und Gestalten, und überall jeder Spur der Musen nachgeht, habt ihr auch dem heiligen hebräischen Dichtergeist eure Huldigung dargebracht? Kennt ihr die Einfalt, Ruhe, Kindlichkeit der mosaischen Erzählung (Epos könnt ihr sie nennen), und hat sie eine Stelle in eueren Theorieen erhalten? Kennt ihr und habt ihr gewürdigt die Erhabenheit, Stärke, den Phantasieschwung, Bilderreichthum, das Witz- und Antithesenspiel der Propheten; die idyllische Anmuth, den unschuldigen Liebreiz, die Gluth und Zartheit des Liedes der Lieder; das tiefe warme Gefühl, den hohen Gedankenflug der Psalmen? Habt ihr der Originalität des dialektisch-tragischen Hiob einen Platz eingeräumet? Und ist euch der ganze Hebraismus als eine nothwendige Ausdrucksform der Menschheit auf einer gewissen Stufe und sein Verhältniß in der Entwickelung der menschlichen Bildung erschienen? — Und ihr, die ihr von einem höheren Standpunkt aus die Religion und ihre verschiedenen Formen zu Objecten euerer Anschauungen und Constructionen macht, seyd ihr auch genugsam eingeweiht in

das hebräische Heiligthum? Das, was allzu bekannt uns dünkt, ist oft das verkannte! Fehlt ihr nicht vielleicht auch hier wie sonst darin, daß ihr euere Ansichten zu allgemein auffasset, und oft das in einander verschlungene Individuelle fallen lasset, in welchem das eigentliche Leben sich offenbart?

Es wäre zu viel gehofft, wenn wir mit unserer neuen Uebersetzung des alten Testamentes allen diesen Bedürfnissen abzuhelfen hofften; aber unser Zweck ist es, den verschiedensten Freunden und Lesern der Bibel eine gleich brauchbare Uebersetzung in die Hände zu liefern. Wir bekennen uns zu den, allein in unserer Sprache ausführbaren und bereits schon so trefflich ausgeführten, Uebersetzungsgrundsätzen, nach welchen Form und Darstellung und selbst Spracheigenheit nicht von dem Stoff zu trennen sind. Wir wollen die Bibel nicht verschönern, aber auch nicht entstellen, nicht verdeutlichen, aber auch nicht verdunkeln. Wir glauben uns von dogmatischen oder antidogmatischen Vorurtheilen rein zu fühlen, und thun darauf Verzicht, etwas Neues, Eigenes aufzustellen, einzig zufrieden, wenn uns nur das Alte, Allgemeine wieder zu geben gelingt. Genug, nicht uns selbst und unsere Zeit, sondern die alten heiligen Schriftsteller selbst und ihren alten heiligen Sinn wollen wir in deutscher Zunge reden lassen, wie sie schon Luther reden ließ. In magnis et voluisse sat est.

Wir bemerken nur noch folgende Gesetze, denen wir uns bey unserer Arbeit zu unterwerfen gedenken:

1) Die Luthersche Uebersetzung wird zum Grund gelegt und überall beybehalten, wo es Richtigkeit, Treue und Ton des Ganzen erlaubt. Auch von anderen Uebersetzungen nehmen wir gern das Brauchbare an, ohne daß wir dadurch Tadel zu verdienen fürchten.

2) Die poetischen Bücher werden in dem eigenthümlichen hebräischen Rhythmus — parallelismus membrorum — übersetzt, und die Parallelglieder abgerückt.

3) Stellen, die mehrere Erklärungen leiden, werden zwar nach dem eigenen Urtheil des Uebersetzers gegeben, doch wird

man der möglichen Objectivität sich befleißigen und die hauptsächlichsten anderen Erklärungen unter dem Texte anzeigen.

4) In Auswahl der Lesarten wird man sich zwar nicht scheuen, von der recipirten abzuweichen, sobald es reifliche Erwägung aller Gründe räth; aber man wird es selten thun und immer unter dem Texte davon Rechenschaft geben.

5) Nur mit der größten Behutsamkeit wird man die Punctation ändern, und die Aenderung immer bemerken.

6) Der Text wird in schickliche, mit Inhaltsanzeigen versehene Abschnitte zerfällt, ohne Rücksicht auf die Kapitel- und Vers-Abtheilung, die man jedoch anzeigen wird.

Die Unterzeichneten haben die Bücher des A. T. so unter sich vertheilt, wie sie dem besonderen Studium und der Vorliebe eines Jeden am besten zu entsprechen schienen. Die Vorrede zum 1. Thl. wird das Nähere hierüber enthalten.

Jena und Heidelberg im März 1808.

J. Chr. W. Augusti.
W. M. L. de Wette.

Nachschrift der Verlagshandlung.

Die angekündigte Uebersetzung des A. T. wird in vier Bänden in groß Oktav erscheinen. Wir werden uns angelegen seyn lassen, der Bestimmung dieser Uebersetzung, auch in die Handbibliotheken eleganter Leser aufgenommen zu werden, durch ein geschmackvolles Aeussere zu entsprechen. Jeden Band wird ein Kupferstich zieren.

Der erste Band erscheint gegen Weihnachten dieses Jahres, der zweite auf Ostern 1809, und so wird der Druck des Ganzen wahrscheinlich noch im Laufe des künftigen Jahres beendigt.

Um den Ankauf dieses Werks zu erleichtern, schlagen wir den Weg der Pränumeration ein. Der Pränumerationspreis für jeden Band ist 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr. und findet

bis Michaelis statt. Der nachherige Ladenpreis wird beträchtlich höher seyn. Man pränumerirt nur auf einen Band, macht sich aber dadurch zur Anschaffung des Ganzen verbindlich. Wer es vorzieht, das Ganze auf einmal zu bezahlen, genießt ausserdem noch einen Abzug von 10 Procent. Jede solide Buchhandlung nimmt Pränumeration an. Wer sonst die Mühe des Pränumeranten-Sammlens übernehmen will, und den Betrag für sechs Exemplare an die unterzeichnete Verlagshandlung portofrey einsendet, erhält das siebente gratis, und ausserdem das Werk bis Frankfurt, Leipzig, Cassel, Gotha, Nürnberg, Augsburg, Stuttgart, Carlsruhe, Basel, wie es ihm nach der Lage seines Wohnortes am bequemsten ist, frey zugesendet.

Heidelberg, im April 1808.

Mohr und Zimmer.

Ankündigung.

Oden, Lieder, Balladen und Romanzen, von Göthe, mit Musik von Johann Friedrich Reichardt. (Zum ersten Bande der neuen vollständigen Ausgabe von Göthe's Werken.)

Bald nach der Erscheinung der ersten Ausgabe von Göthe's Werken (Leipzig bei Göschen 1789) gab ich zu dreissig sangbaren Oden und Liedern des herrlichen achten Bandes meine Compositionen heraus, die Erzeugnisse meiner glücklichsten Stunden, die meiner Muse auch die edelsten Freunde erwarben. Seit der Zeit beschenkte uns Göthe in Almanachen, Taschenbüchern und dann im siebenten Bande seiner neuen Schriften (Berlin bei Unger 1800) mit vielen schönen sangbaren Liedern, Balladen und Romanzen. Auch von diesen habe ich acht und dreissig componirt, und zum Theil nach und nach in den beiden Theilen Lieder der Liebe und der Einsamkeit, in den romantischen Gesängen, und in den drei Heften des Troubadour's bekannt gemacht, doch blieben mehrere davon noch unbekannt. Nun bringt uns die herrlich bereicherte, vollständige

Sammlung der Götheschen Werke (Tübingen bei Cotta) noch mehrere treffliche Lieder, von denen ich einige auch schon früher komponirte, aber absichtlich nicht bekannt machte, viele aber auch erst in der wärmsten Herzensfreude über den neuen schönen Gewinn komponirt habe. Es sind auch dreißig Lieder. Wenn ich dazu noch die Lieder aus Wilhelm Meister, Egmont und die noch nicht bekannt gewordenen aus Faust nehme; so entsteht daraus eine Sammlung von Einhundert und fünfzehn größern und kleinern Compositionen.

So wie Göthe der Dichter ist, der von allen Alten und Neuen am mächtigsten und wohlthätigsten auf mich gewirkt hat, so sind auch meine Kompositionen zu seinen Gedichten wohl die glücklichsten Kinder meiner Muse, und wenn ich mir für irgend etwas von meinen vielen Arbeiten eine dankbare Nachwelt denken darf, so sind es eben diese, von denen viele in dem Gefühl, daß sie wohl für eine durch den Dichter selbst veredelte Welt und Nachwelt gedichtet waren, ihr auch vertrauenvoll gesungen wurden.

Dieses läßt mich nun wünschen, von allen meinen Compositionen zu einzelnen Götheschen Gedichten eine wohlgeordnete korrekte Sammlung zu veranstalten, und gerne macht' ich es mir bei meiner Rückkehr in meine liebe ländliche Heimath zum ersten Geschäft, das Manuscript dazu in Ordnung zu bringen. Ist meinen und meiner Muse Freunden auch etwas daran gelegen, jene Compositionen so beisammen zu besitzen, so ergreifen sie vielleicht gerne die Veranlassung, sich und mir den Genuß einer vollständigen, zierlichen und korrekten Ausgabe zu bereiten.

Dieser ziemlich starke Band, welcher 30 ganz neue, völlig unbekannte Compositionen, 46 in einzelnen Sammlungen zerstreute, und 39 Melodien, die zuerst unter dem Titel: Lyrische Gedichte von Göthe, herauskamen, enthalten wird, kann den Pränumeranten und Subscribenten nicht geringer, als um einen holländischen Dukaten geliefert werden. Der nachherige Verkaufpreiß wird ansehnlich erhöht werden müssen.

Jedem, der sich bemühen will, Pränumeranten und Subscribenten einzusammeln, (beide Wege bleiben jedem freigestellt, nur müssen bei Einsendung der Namen, Pränumeranten und Subscribenten genau unterschieden werden,) wird das sechste Exemplar frei geliefert. Buch- und Musikhandlungen, welche Bestellungen auf eine größere Anzahl Exemplare machen, erhalten den gewöhnlichen Buchhändler-Rabat, von einem Drittel des obigen Preißes. Meldet sich bis zu Anfange des Aprils eine hinlängliche Anzahl von Interessenten, so soll

sogleich zum Stich und Druck geschritten, und das Werk unverzüglich geliefert werden.

Den Freunden grösserer Musikwerke melde ich bei dieser Gelegenheit, daß ich die grosse Hymne, Miltons Morgengesang welche ich vor mehreren Jahren für die vortrefliche Fasch-Zeltersche Sing-Akademie in Berlin komponirte, neuerlich auch für ein grosses Orchester bearbeitet habe, so daß sie auf beide Weise, mit und ohne Instrumental-Begleitung, anzuwenden ist. Der geschickte Musikstecher Menzel hat die vollständige Partitur davon auch bereits sehr sauber und korrekt gestochen, und man kann sie bei ihm in Gera, und bei mir allhier für Einen holländischen Dukaten bekommen. Ich ersuche alle Freunde meiner Muse, und alle Buch- und Musikhandlungen sich auch für dieses Werk unter den obigen Bedingungen zu interessiren.

Cassel, im Januar 1808.

J. F. Reichardt.
Director der königl. Theater und Musik.

Mit Bestellungen kann man sich wenden an
Mohr und Zimmer in Heidelberg

In der Palmschen Buchhandlung zu Erlangen ist zu haben:

Annotazioni medico — pratiche sulle diverse malattie trattate nella clinica medica della R. Universita' di Pavia negli anni 1796. 1797. 1798, per service di continuazione alla storia clinica di Pavia dell' anno 1795 del Signor Prof. Giuseppe Frank e di commenti agli elementi di medicina del Signor M. A. Weickard di V. L. Brera, nuova edizione accresciuta e compita con 6 tavole in rame, 2 Vol. 4o Crema, 1806. 1807. Preis 6 Laubthaler.

Von dem Säugthierwerk des Herrn Präsidenten von Schreber ist in der letzten Mich. Messe das 64ste Heft erschienen.

Erlangen, im Febr. 1808.

Walthersche Kunst- und Buchhandlung.

Reisenden durch Deutschland
ist folgendes Werk als der beste Wegweiser und Rathgeber zu empfehlen:

Reichards Passagier auf der Reise in Deutschland und einigen angränzenden Ländern, vorzüglich mit Hinsicht auf seine Belehrung, Bequemlichkeit und Sicherheit; ein Reisebuch für Jedermann, mit einer großen Postkarte. Dritte sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 1805. Berlin bey den Gebrüdern Gädike und in allen anderen Buchhandlungen geheftet zu haben für 2 Rthl. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Folgende gelehrte Blätter enthalten äußerst vortheilhafte Recensionen von diesem Buche: Göttinger gelehrte Zeitung 1801 No. 144; Erfurter gelehrte Nachrichten 1801 No. 36; Leipziger Jahrbuch 1801 No. 115; Beckmanns Bibliothek. 21 B. 3 St. Oberdeutsche Lit. Zeit. 1802 No. 9; Neue deutsche Bibliothek 74 B. 2 St. Leipziger Lit. Zeit. 1806 No. 46.

Erklärung die neue Auflage des ersten Heftes der Encyklopädie der Chemie betreffend.

Da diejenigen Kapitel der theoretischen Chemie, welche in dem ersten Hefte der Encyklopädie der Chemie des Herrn Hofraths Hildebrandt abgehandelt worden, seit der Erscheinung derselben wichtige Aenderungen erlitten haben, so hat der Hr. Verf. dieses ganz umgearbeitet, und es wird demnach in einer neuen Gestalt zur Ostermesse dieses Jahres erscheinen. Da hingegen die Bereicherungen der Wissenschaft, welche zu den folgenden Heften gehören, sich ohne beträchtliche Aenderung nicht an ihren Orten einschalten lassen, so wird derselbe diese in einem Supplementhefte nachtragen, welches nebst den beiden an der Vollendung des Ganzen noch fehlenden Heften in kurzem erscheinen wird. Erlangen im Febr. 1808.

Waltherische Kunst- und Buchhandlung.

In unserem Verlage hat so eben von dem Werke:

Anfangsgründe der dinamischen Naturlehre von Friedrich Hildebrandt. Mit sieben Kupfertafeln.

von welchem wir den ersten Theil in der Ostermesse 1807 ausgegeben haben, der zweite und letzte die Presse verlassen. Die Uebersicht des Inhalts:

Einleitung. 1. Von der Möglichkeit der Natur. 2. Von den allgemeinen Erscheinungen in der Körperwelt. 3. Von der Bewegung. 4. Von der Bildung der Materie (in der Idee) 5. Von der Schwere. 6. Von der Cohäsion. 7. Von einigen besonderen Verhältnissen der Bewegung. a. Von dem Hebel. b. Von dem Schwerpunkte. c. Von der schiefen Ebene. d. Von dem Pendel. e. Von dem Stoße. f. Von dem Widerstande. 8. Von der Bewegung des Wassers. 9. Von der Bewegung der Luft. 10. Von dem Lichte. 11. Von der Wärme. 12. Von dem Schalle. 13. Von dem Magnetismus. 14. Von der Electricität. 15. Von dem chemischen Processe. 16. Von dem Wasser. 17. Von dem Galvanismus. 18. Von der Verschiedenheit der Materie.

zeigt den eignen Ideengang des Verf., welcher in demselben nicht allein eine sistematische Darstellung der gesammten allgemeinen Naturlehre, sowohl ihres mechanischen, als ihres chemischen Theiles, sondern auch eine in dieselbe verwebte historische Uebersicht dessen geliefert hat, was die besten Köpfe im Gebiete der speculativen, die geschicktesten Hände im Gebiete der Experimental-Physik von den ältesten uns durch Geschichte bekannten, bis auf unsere Zeiten geleistet haben. Um das Buch nicht allein zum Leitfaden akademischer Vorlesungen, sondern auch für die Wiederholung derselben und eigenes Studium brauchbar zu machen, hat derselbe, zumal in den Kapiteln von der Elektricität und dem Galvanismus sich auf umständliches Detail eingelassen, und einem jeden §. genaue litterarische Notizen beigefügt.

Erlangen, im Febr. 1808.

Waltherſche Kunſt- und Buchhandlung.

Anzeige.

Für Liebhaber der classischen Literatur.

Den sämmtlichen Vorrath der Autores Clasſici Manhemii, welche sich durch schönen correkten Abdruck, gutes Papier, so wie durch ihre Wohlfeilheit vor allen Handausgaben der Classiker rühmlichst auszeichnen, hat Unterzeichneter von den bisherigen Besitzern käuflich an sich gebracht, und macht dieses allen Liebhabern der classi[schen L]itteratur und vorzüglich Lehrern an Gymnasien bekannt, daß [sie d]urch alle gute Buchhandlungen zu haben sind; und bietet zu[gleich v]on heute an, bis zu Ende des Jahres 1808 allen denen, die

sich die ganze Collection dieser Classiker anschaffen wollen, welche in dem äußerst wohlfeilen Preiß 40 fl. 5 kr. kosten um 20 fl. 29 kr. an wenn sie sich mit baarer Zahlung an die izige Verlagshandlung wenden. — Auch Lehrern die von einzelnen Schriftstellern 12 oder mehrere Exemplare nehmen, und sich directe an Unterzeichneten wenden, wird ein ansehnlicher Nachlaß gestattet, und die Zusendung auf möglichst wohlfeile Art besorgt. — Ein Verzeichniß dieser sämtlichen Classiker ist bei mir gratis zu haben, und in allen guten Buchhandlungen zu sehen und zu bekommen.

Tobias Loeffler in Mannheim.

Ankündigung und Aufforderung.

Im Verlage der Mohr und Zimmerschen Buchhandlung zu Heidelberg erscheint zur Michaelismesse 1808.

Alte deutsche Bühne. Erster Band.

Auch unter dem Titel:

Des Andreas Gryphius dramatische Werke, nach Auswahl.

Wir brauchen nicht erst die Aufmerksamkeit unsres Volks auf die bedeutenden Erzeugnisse seiner früheren unbekannten dramatischen Dichter hinzulenken, die seit jener Zeit auf den Puppentheatern jung und alt immerdar neu erfreuet haben und in unsrer Zeit zu einer eigentlichen äusseren Zierlichkeit, Korrektheit und zu allgemeinem Beifalle gelangt sind, eben so anerkannt reich und witzig sind viele der Fastnachtspiele und andre gelegentliche Ergiessungen dramatischer Laune unter ernstlich beschäftigten Ständen, der Religionshaß gegen diese, das Vornehmthun gegen jene ist längst verschwunden. Weniger scheint man auf manche Dichter geachtet zu haben, die auf der einen Seite die Alten durch Gelehrsamkeit und die sie umgebenden Volksbühnen aus lebender Berührung kannten und in ihren Werken zu verbinden suchten (doch immer mit gelehrter Vorliebe für die Alten), die also für unsere Literatur die Stellen des Corneille und Racine in der Französischen bezeichnen, so ist besonders der große Andreas Gryphius oder Greif, der noch vor vierzig Jahren ein Lieblingsschriftsteller der Jugend war, allmählig nur den wenigen gelehrten Freunden unsres Kunst bekannt geblieben, dennoch ist von H. von Meyer ein Versuch seinen Piast der Bühne anzueignen, und von der früh verstorbne berühmten Dichterin Sophie Brentano ein Fragment der Bearbeitung des Cardenio in ihrer Bunten Reihe kleiner Schriften erschienen

Viele mochte das Versmaaß, der Alexandrinen abschrecken, an dem sich ganz Frankreich noch immer ernstlich erfreut, während er in der äusseren Geschichte unsrer Sprache durch eine Menge seichter nachahmender Tragödien zum Komischen übergegangen, was also in keiner Nothwendigkeit begründet vielleicht durch einen neuen Versuch ihn würdig auf die Bühne zu bringen, aufgehoben werden könnte. Wir machen diesen Versuch bei der lesenden Welt mit einigen Stücken des Andreas Greif oder Gryphius im ersten Bande der alten deutschen Bühne, die wir hiedurch öffentlich anzeigen; die folgenden werden mehr Mannigfaltigkeit durch abwechselnde Puppenspiele, Fastnachtsspiele, Comödien von Christian Weise, Schurtz u. a. m. enthalten; von dem öffentlichen Beifalle begünstigt, würden wir unsern Zeiten uns allmählig nähern; die deutsche Literatur ist viel reicher als die meisten glauben, an vergessenen dramatischen Arbeiten von schönem jugendlichen Talente, das mit Leichtigkeit durch Verkürzung und Ergänzung zu etwas gedeihen kann. Bei Gryphius ist es unser Grundsatz, so wenig wie möglich zu ändern und was wir ändern ist uns nun nach vielfachem Vorlesen als nothwendig erschienen, wir theilten unsre Freude an seinen Werken recht vielen mit, und sind uns bewust, die Auswahl mit Vorliebe und Vorgefühl gemacht zu haben. Wir benutzen diese Gelegenheit zu einer Bitte, die uns auch unabhängig von dieser Arbeit sehr am Herzen liegt. Christian Gryphius, der als Dichter unbedeutende Sohn des berühmten Andreas, spricht in der Vorrede der vollständigsten Ausgabe, v. J. 1698 die ausser den übrigen poetischen Werken vierzehn Schauspiele enthält, von drei ungedruckten Trauerspielen seines Vaters, Heinrich der Fromme Ibrahim und die Gibeoniten die in der Ausgabe abgedruckten Gibeoniten sind Uebersetzung nach Vondel und einem Lustspiele, die Fischer, daß die drei ersten bis auf weniges ganz vollendet von ihm künftig herausgegeben werden sollten, das Lustspiel hingegen sei durch einen Brand bis auf ein fehlerhaftes Concept untergegangen. Wenn diese Stücke nie im Druck erschienen sind und ich schliesse es, da ich sie in keiner der größeren Bibliotheken Deutschlands gefunden, (ungeachtet diese an deutscher alter Literatur meist am ärmsten sind,) so giebt es doch wahrscheinlich noch Abschriften davon und andere schriftliche ungedruckten Ueberbleibsel dieses großen Mannes und seines merkwürdigen wandernden Lebens in seinem Geburtslande Schlesien, wir bitten alle Freunde der Kunst, die davon Kenntniß erhalten können, recht angelegentlich, dies entweder der Welt durch den Druck oder uns schriftlich (übersendet an die Mohr und Zimmersche Buchhandlung) zur Ansicht und Benutzung mitzutheilen. Es sind diese ungedruckten Stücke vielleicht

die späteren gelungensten Arbeiten dieses Dichters, der uns oft an Shakespeare erinnert, den er doch wahrscheinlich nur aus ihrer und ganz Europa gemeinschaftlichen Quelle der Volksbühne kannte, der aber sicher für die deutsche Bühne ein Shakespeare geworden wäre, wenn er in einer reineren Zeit Deutschlands und in einer grösseren gesicherten Hauptstadt gelebt, wo er wie jener alle Vorarbeiten der Nationalbühne hätte umfassen und in sich aufnehmen können, aber sein Leben fällt in den schrecklichsten, Deutschland vernichtenden Krieg, wir schliessen hierüber mit seinem schönen Sonnete:

In meiner ersten Blüt, ach unter grimmen Schmerzen,
Bestürzt durchs scharfe Schwerdt und ungeheuren Brand,
Durch liebster Freunde Tod und Elend, als das Land
In dem ich aufging fiel, als toller Feinde Scherzen,
Als Lästerzungen Spott mir rasend drang zu Herzen,
Schrieb ich dies, was du siehst, mit noch zu zarter Hand,
Zwar Kindern als ein Kind, doch reiner Andacht Pfand.
Trit Leser nicht zu hart auf Blumen erstes Märzen,
Hier donnert, ich bekenn, mein rauher Abas nicht,
Nicht Leo, dem das Herz an dem Altare bricht,
Der Märtrer Heldenmuth ist anders wo zu lesen;
Ihr die ihr nichts mit Lust als fremde Fehler zählt,
Bemüht euch ferner nicht: Ich sag es was mir fehlt,
Daß meine Kindheit nicht gelehrt doch fromm gewesen.

Heidelberg, März 1808.

Ludwig Achim von Arnim.

Auktions-Anzeige.

Den 14ten Juni d. J. wird in Heidelberg eine Sammlung gebundener Bücher aus allen Wissenschaften öffentlich versteigert werden, wovon die Cataloge an folgenden Orten zu bekommen sind:

In Aarau: bei Hrn. Buchhändler Sauerländer;
— Augsburg: - - S. Bachmeyer, Lehrer am Gymnasium:
— Bamberg: - - Buchhändler Göbhardt;
— Bayreuth: - - Postmeister Fischer;
— Berlin: - - (Candidat Backofen;
in der (Realschulbuchhandlung;
— Braunschweig bei Antiquar Feuerstacke;
— Bremen: - - Buchh. Heyse;

— Breslau: bei Hrn. Professor Oelsner;
— Cassel: = = Buchh. Griesbach:
— Celle: = = Postsekretär Pralle;
— Cleve: = = Buchh. Hannesmann;
— Cöln: = = Antiquar Hansen;
— Danzig: = = Buchh. Troschel;
— Dresden: = = J. A. Ronthaler;
— Duisburg: = = Buchh. Bädecker;
— Erlangen: = = Antiquar Kammerer.
— Frankfurt a. M. (J. C. B. Mohr;
— — (Antiquar Hacker;
— — — a. d. O. in der akademischen Buchhandlung;
— Freiburg: bei Hrn. Buchh. Joh. Lutz;
— Gießen: = = Buchhändler Heyer;
— Göttingen: = = Proklamator Schepeler;
— Gotha: = = Expedition d. allgem. Anzeigers;
— Halle: = = Auctionator Kaden;
— Hamburg: = = (Buchh. Fr. Perthes;
(A. F. Ruprecht;
— Hannover: = = (Commissionair Freudenthal;
(= = = Lichtenauer;
— Helmstädt: = = Buchh. Fleckeisen;
— Jena: = = = Auctionator Görner;
In Königsberg: bei Hrn. Göbbels und Unzer;
— Leipzig: = = (Proklamator Weigel;
(Buchh. Eurich;
— Lüneburg: = = Postverwalter Kühnet;
— Mainz: = = Auctionator Fr. Bolderu;
— München: = = Buchh. Fleischmann;
— Nürnberg: = = — Lechner;
— Prag: = = = — Widtmann;
— Regensburg: = = Stadtsekretär Kayser;
— Salzburg: = = Professor Vierthaler;
— Straßburg: = = Buchh. Treuttel und Würz;
— Stuttgard: = = Antiquar Cotta;
— Tübingen: = = — — Hasselmeyer;
— Ulm: = = = in der Stettinschen Buchhandl.
Wesel: Buchh. Röder und Klönne; Wien; J. G. Binz; Wittenberg: Buchh. Zimmermann; Würzburg Buchh. Stahel;

Mit Bestellungen wendet man sich an die Mohr- und Zimmerische Buchhandlung in Heidelberg.

Intelligenzblatt.

Nro. VII.

Chronik der Heidelbergischen Universität.

Im April zeigte Herr Hofrath Creuzer die Uebernahme des Prorectorats durch Herrn Justizrath Heise in einem Programm: Commentatio altera de rebus Bacchicis Orphicisque. Explicatur numus in agro Heidelbergensi repertus überschrieben, an.

In demselben Monat wurde Herr Graf von Sponeck, außerordentlicher Professor der Forstwissenschaft, von S. Königlichen Hoheit zum Oberforstrath ernannt.

Herr Geh. Hofrath Langsdorf erhielt am 29. April das Diplom eines ordentlichen auswärtigen Mitglieds der Königlichen Academie der Wissenschaften zu München.

Entdeckung eines magnetischen Felsen.

In der Gebirgsreihe, welche das Gebirge zwischen dem Rheinthal und den Flüssen Main und Neckar, gegen den Rhein hin beschließt, an der bekannten Bergstraße, erhebt sich, wo der Gebirgszug, von Melibocus an, schon mehr östlich gewendet ist, in der Nähe von Darmstadt eine Kuppe, auf welcher man die Ruine des Frankensteiner Schlosses von der Landstraße aus erblickt. Einige hundert Schritte von dem Schloß entfernt (vorläufig in der Richtung gegen Mittag), ist in dem Walde ein Gebirgskopf zu bemerken, welcher von der einen Seite sehr steil abfällt, von der andern aber mehr

mit der Erhöhung, worauf das Frankensteiner Schloß steht, zusammenhängt. Die Felsen, welche von dem pralligen Gehänge zu Tage ausgehen, sind serpentinsteinartig und in ihrer Zusammensetzung sehr merkwürdig. An den beyden höchsten Puncten des Kopfs stehen einige Felsblöcke, deren Masse ein dem Humboldischen ähnlicher Serpentinstein ist. In einer kleinen Vertiefung sieht man, wie dasselbige Gestein beynahe deutlich geschichtet, unter der Oberfläche des Kopfs fortsetzt.

Das erste Stück von diesem merkwürdigen Felsen überbrachte mir einer meiner Herrn Zuhörer, welcher in der Gegend von Darmstadt geognosirt hatte, und sich nach dem Namen dieses Gesteins bey mir erkundigte. Er hielt es für ein Hornblendegestein, wozu ihn die häufig eingesprengte Hornblende veranlaßt hatte. An diesem Stück fand ich sogleich die deutlichste magnetische Polarität, und bemerkte, daß Stücke von 1/4 Zoll, (welche ebenfalls noch deutliche Polarität zeigen) von großen Hufeisen angezogen werden. An dem Felsen habe ich nun an Ort und Stelle mehrere merkwürdige Beobachtungen gemacht, welche zum Theil den Humboldtischen an jenem ähnlichen widersprechen. Ein Factum ist unter andern, daß die Lage der magnetischen Axe von der Richtung der Absonderungsflächen des Gesteins abhängt, und sich nicht, wie Herr von Humboldt beobachtet hat, und ich auch anfänglich an diesem Felsen zu finden glaubte, nach bestimmten Weltgegenden richtet. Die genauere Erzählung aller Beobachtungen, welche ich an dieser Gebirgsmasse gemacht habe, würde hier zu weitläuftig seyn; ich hoffe indessen nächstens in diesen Jahrbüchern einen ausführlichen Bericht über meine Entdeckungen mittheilen zu können.

Heidelberg J. C. Zimmermann,
Dr. und Privatdocent.

Buchhändler-Anzeigen.

kein Leser der so beliebten Cramerischen Schriften diese, ohne unbefriedigt zu seyn, aus der Hand legen.

Carr John Esq. Reise nach Dännemark, Norwegen, Schweden, Rußland und Preußen. Aus dem Engl. 2r Band. 21 Bogen. 1 Thlr.

Der Verf. hat, wie der Titel lehrt, die Gegend bereiset, die durch die letzten Kriegsvorfälle so interessant wurde. Jeder wird gewiß die Lage dieser Länder vor den letzten Krieg kennen zu lernen wünschen, und dazu scheint uns kein Werk geeigneter zu seyn, als dieses. Der Verf., der sehr genauen Unterricht selbst einzuziehen Gelegenheit hatte, hat auch einen treuen Bericht von der traurigen Katastrophe, die der Tod des vorigen russischen Monarchen herbeyzog, hinzugefügt.

Jahn neues System der Kinderkrankheiten nach Brownischen Grundsätzen und Erfahrungen. gr. 8. 4 Bogen. 2 Thlr. 14 Gr.

Diese neue Ausgabe hat der Herr Verf. fast durchgehends von neuem umgearbeitet, und mehrere Kapitel beträchtlich verstärket, so daß die Bogenzahl derselben weit stärker als die der alten ausgefallen. Uebrigens braucht die Verlagshandlung nichts zur Empfehlung eines Werkes hinzuzufügen, das in den gelehrten Blättern hinlänglich als einzig in diesem Fache gewürdigt worden ist.

Zur Ostermesse 1808 wird bey uns erscheinen:

Eduard Scott Warrings Esq., Mitglied des Civil-Departements in Bengalen, Reise nach Sheeraz auf dem Wege von Kazroon und Feerozabad, nebst mannichfaltigen Bemerkungen über die Lebensart, Sitten, Gewohnheiten, Gesetze, Sprache und Literatur der Perser und der Geschichte Persiens vom Tod des Khurum Khan bis zum Umsturz des Zund Dynastie. Aus dem Engl. mit Anmerkungen des Uebersetzers.

Die Reise enthält die Beschreibung derjenigen Länder die die französische Armee auf den vorhabenden Zug nach Indien berühren muß, und ist die neueste, die ein kenntnißreicher Europäer von diesen Gegenden geliefert hat.

Busch, G. C. B., Almanach der neuesten Fortschritte in Wissenschaften, Künsten, Manufacturen und Handwerken, enthaltend die neuesten Erfindungen und Entdeckungen von Ostern 1807 — 1808. Mit 4 Kupfern. 8. 13r Jahrgang.

Auch unter dem Titel:

Busch, G. C. B., neuer Almanach &c. 1r Band.

Jäger Geschichte Frankens, 3t Band.

Hesselbach Anleitung zur Zergliederungskunde des menschlichen Körpers, 2r Band 1s Heft. 4.

Siebold, B. v., Sammlung medicinischer und chirurgischer Beobachtungen und Erfahrungen, 3r Band.

Neueste Verlagsbücher der Stettinischen Buchhandlung in Ulm vom Jahr 1807 — 1808.

Baurs, Sam., neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch von der Schöpfung der Welt an bis zum Schluß des achtzehenten Jahrhunderts; enthaltend das Leben, den Karakter, die Verdienste &c. der größten und denkwürdigsten Personen aller Zeiten, Länder und Stände, nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet. Erster und zweiter Band. gr. 8. Jeder Band 3 fl. (Der dritte Band ist unter der Presse.)

Dictionnaire universel des Synonymes de la Langue françoise à l'usage des Allemands, oder allgemeine französische Synonymik für die Deutschen, nach den besten Nationalschriftstellern: Girard, Beauzée, Roubaud und den Encyklopädisten, in beinahe 1200 Artikeln praktisch und in alphabetischer Ordnung bearbeitet, und durch französische und deutsche Beispiele zur Uebung im Uebersetzen erläutert von M. Joh. Lang. gr. 8. 4 fl. 15 kr.

Meine Erfahrungen über den Kleebau. Neue Auflage. 8. 12 k.

Kochbuch, neues vollständiges, in welchem das Beste und Nützlichste, der in- und ausländischen Koch-, Back- und Konfiturenbücher in alphabetischer Ordnung sogleich ausführlich zu finden ist. Neue wohlfeilere Auflage. gr. 8. 2 fl.

Hohenadels, Wilh., Forst- und Jagdkalender über die im ganzen Jahr vorkommenden monatlichen Verrichtungen der Forst- und Jagdgeschäfte; für Förster und Jäger, auch Forst- und Jagdliebhaber. Nebst einem Anhang: Der holzgerechte Förster über die technisch-ökonomische und zum Theil medicinische Benutzung der in Deutschland wildwachsenden Holzarten. gr. 4. broch. 45 kr.

Die Kunst, zwölf Sorten Farbentusche mit ihren Schattirungen und Mischungen für die Malerey und Zeichenkunst selbst zu verfertigen, nebst einem gründlichen Unterricht, wie solche noch zu mancherley anderm Gebrauch auf Kattune, Leinwand, Papier, Leder, Holz, Bein, Horn, Federn, Stroh,

Bimsen und Rohrmark nützlich anzuwenden seyen. Neue verb. Aufl. 8. 1 fl.

Kunstkabinet, physikalisch-ökonomisches und chemisch-technisches, in einer Sammlung von 300 gemeinnützigen, leichtfaßlichen und erprobten Kunststücken, Mitteln und Vorschriften, auch belustigenden Unterhaltungen; zum Nutzen und Gebrauch für Künstler, Fabrikanten, Professionisten und Jedermann. 8. 54 kr.

Langs, M. J., kurze gemeinfaßliche französische Sprachlehre für den deutschen Bürgerstand zum Selbstunterrichte und zum Gebrauch in Bürgerschulen, nebst den nöthigen Uebungen im Sprechen und Schreiben dieser Sprache, und einer in Kupfer gestochenen französischen Vorschrift zum Schönschreiben. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Dessen französisches Lese- und Uebersetzungsbuch für den deutschen Bürgerstand und zum Gebrauch in deutschen Bürgerschulen; als Anhang zu der gemeinfaßlichen französischen Sprachlehre. gr. 8. 50 kr.

Geographisches, statistisch-topographisches Lexikon von Obersachsen und der Ober- und Niederlausitz, oder vollständige alphabetische Beschreibung aller im obersächsischen Kreise und der Lausitz liegenden Städte, Schlösser, Dörfer, Flecken, Höfe rc. Achter und letzter Bd. gr. 8. 3 fl. 30 kr.

Historisch-statistisch-topographisches Lexikon von Frankreich und dessen sämmtlichen Nebenländern und eroberten Provinzen nach der ehemaligen und gegenwärtigen Verfassung; oder alphabetische Beschreibung aller vormaligen Provinzen, Gouvernements, Herrschaften und jetzigen Departemente und Districte von Frankreich, aller Städte, Festungen, Seehäfen, Flecken, Schlösser und merkwürdiger Gegenden. Vierter Band. gr. 8. 2 fl. 15 kr.

Milbillers, D. Jos., Geschichte des deutschen Reichs unter Kaiser Franz II. bis zur gänzlichen Auflösung des deutschen Reichs im Jahr 1806. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Mosers, G. W. v., Forstarchiv zur Erweiterung der Forst- und Jagdliteratur, 30r Band, oder des Neuen Forstarchivs, von D. C. W. J. Gatterer. 13r Bd. Mit 1 Kupfer. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Schelhaß's, Heinr. v., Magazin des königl. baierschen Staats- und Privatrechts. 1s, 2s, 3s Heft. gr. 8. broschirt jedes Heft 45 kr. (Wird fortgesetzt.)

Schmidts, M. J., Geschichte der Deutschen, fortgesetzt von Jos. Milbiller, 21r Theil, oder der neuern Geschichte der Deutschen 16r Band. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Erklärung
die neue Auflage des ersten Heftes der Encyklopädie der Chemie betreffend.

Da diejenigen Kapitel der theoretischen Chemie, welche in dem ersten Hefte der Encyklopädie der Chemie des Herrn Hofraths Hildebrandt abgehandelt worden, seit der Erscheinung desselben wichtige Aenderungen erlitten haben, so hat der Verf. dieses ganz umgearbeitet, und es wird demnach in einer neuen Gestalt zur Ostermesse dieses Jahres erscheinen. Da hingegen die Bereicherungen der Wissenschaft, welche zu den folgenden Heften gehören, sich nicht ohne beträchtliche Aenderung an ihren Orten einschalten lassen, so wird derselbe diese in einem Supplementhefte nachtragen, welches nebst den beyden an der Vollendung des Ganzen noch fehlenden Heften in kurzem erscheinen wird. Erlangen 3. April 1808.

Walthersche Kunst- und Buchhandlung.

Erklärung an die Besitzer der Encyklopädie der Chemie.

Durch mehrere Leser der in unserm Verlage erschienenen Encyklopädie der Chemie des Herrn Hofraths und Prof. Hildebrandt aufgefordert, haben wir, unter der Aufsicht des Herrn Verfassers, eine Sammlung von

Abbildungen chemischer Oefen und Werkzeuge, 15 Kupfertafeln,

theils nach Originalen im Laboratorio desselben, theils nach Zeichnungen in den vorzüglichsten chemischen und technischen Schriften besorgen lassen, welcher der Herr Verf. eine deutliche Beschreibung beyzufügen die Güte gehabt hat. Da wir sie als eine Zugabe zu dem practischen Theile der Encyklopädie betrachten, so haben wir uns entschlossen, diese funfzehn Tafeln sammt der Beschreibung für den sehr geringen Preis von 1 Thlr. 20 Gr. oder 2 fl. 45 kr. zu überlassen.

Walthersche Kunst- und Buchhandlung.

Vom Journal für Prediger, gr. 8. Halle, ist das 3te und 4te Stück des 53ten Bandes erschienen und an alle Buchhandlungen versandt. Die vorzüglichsten Aufsätze darinnen sind:

1) D. J. Aug. Nösselts Biographie, vom Herrn D. Niemeyer.
2) Was hat der Prediger am Friedensfeste zu thun? vom Herrn Pred. M. S. in E.

5) Ist die Pflicht, Wahrheit zu reden, eine bedingte oder unbedingte Pflicht? vom Herrn D. Wolfrath.

Die andern Rubriken, als Pastoralcorrespondenz, historische Nachrichten und Nachrichten und Urtheile von den neuesten Predigten und andern theologischen Schriften, sind sehr reichhaltig, aber keines Auszugs fähig.

Das Notariat in Frankreich zur Belehrung für westphälische Notarien. 8. Halle im Saaldepartement. 4 gr.

Der Rheinische Bund. Herausgegeben von P. A. Winkopp. Sechszehntes Heft. April 1808. Frankfurt bey J. C. B. Mohr.

Inhalt.

1) Quasi-Prüfung der im neunten Hefte dieser Zeitschrift S. 474 u. f. abgedruckten: Gedanken über die Einführung des Code Napoléon in den Staaten des Rheinbundes.
2) Königliches Dekret, die Verfassung der Gerichtshöfe im Königreich Westphalen betreffend.
3) Convention wegen der durch die preußischen Staaten zur Herstellung einer Verbindung zwischen dem Königreiche Sachsen und dem Herzogthume Warschau führenden Militär- und Commerzialstraßen.
4) Post-Convention zwischen S. k. k. Hoheit dem Großherzoge von Berg und der freyen Hansee-Stadt Hamburg.
5) Noch eine Beantwortung der in dem 13ten Hefte des rhein. Bundes unter Nr. 12. aufgestellten drey Fragen. Vom Herrn D. Neff.
6) Von der Zoll- und Chaussee-Freyheit der Mediatisirten.
7) Ueber den Art. 30. der rheinischen Bundesacte, die Schulden der Mediatisirten betreffend.
8) Sollten die Mediatisirten, welche ihre nach der rhein. Bundesacte verlierende Rechte nicht als feuda imperii, sondern jure allodii besessen haben, nicht Entschädigung dafür verlangen können?
9) Ueber das Bergregal.
10) Von den Verhältnissen des Souverains, in so fern er in condominio mit seinem Mediasirten steht.
11) Ideen zum Behuf einer richtigen Gränzbestimmung zwischen hoher und niederer Polizei; — mit besonderer Hinsicht auf die neuen Verhältnisse, welche aus dem rheinischen Conföderationsvertrage vom 12. Juli 1806 hervor-

gingen. Von dem Herren O. A. Rathe A. J. Steiger zu Wolfegg.

12) Schreiben des Ministers der Justiz und des Innern an die Präfecten im Königreiche Westphalen, die Vollziehung des Decrets die Departementsverwaltung betreffend.

13) Einführung des Code Napoléon in den herzogl. aremberg. Staaten.

14) Statist. Uebersicht des Fürstenthums Leiningen. Von Jul. Hoffmann.

15) Nachricht von den Unterhandlungen des päpstlichen Abgesandten, die gottesdienstlichen und hierarchischen Verhältnisse der Katholiken im Königreiche Würtemberg betreffend.

16) Auszug einer Unterredung zwischen dem Schatten Hugo Grotius und dem Schatten des Ahnherrn eines mediatisirten deutschen Reichsstandes; abgefaßt von einem Horcher an den Pforten Elysiums.

17) Einige Anmerkungen über das im October-Heft der Minerva von 1807 eingeschickte Schreiben von der Weichsel.

18) Chronologische Tabelle zur Berichtigung des Urtheils, die Entschädigungs-Berichtigung der Kammergerichts-Procuratoren betr.

19) Betrachtungen beym Beytritte des herzoglich mecklenburg. Hauses zum rheinischen Bunde.

20) Ueber das Königreich Westphalen rücksichtlich eines gewagten Blicks in die Zukunft.

21) Auch einige Fragen zur öffentlichen Beantwortung eingesandt.

22) Gedanken bey Lesung der Nr. 17. und 34. im ersten Bande der Zeitschrift, der Rheinische Bund, die Unterhaltung des Reichskammergerichts-Personals betr.

23) Ueber Flächeninhalt u. Volksmenge der gesammten Reuß-Plauenschen Lande, nebenbey Bemerkung eines ganz eignen Schreib- und Druckfehlers im Oesterreichischen Archiv des rhein. Bundes II. Jahrg. 1. B. IV. S. S. 14.

Intelligenzblatt.

Nro. VIII.

Chronik der Heidelbergischen Universität.

Herr Aug. Ernst Rauschenbusch aus dem Bergischen erhielt im April von der philosophischen Facultät das Doctor-Diplom.

Herr Hofrath Creuzer wurde von der Königl. Baier-schen Academie der Wissenschaften in München zu ihrem correspondirenden Mitglied ernannt.

Dieselbe Academie ernannte den hier lebenden Herrn Hofrath Voß zu ihrem ordentlichen auswärtigen Mitgliede.

Buchhändler-Anzeigen.

Anzeige für Leihbibliotheken-Besitzer und Freunde unterhaltender Lectüre.

Beym Buchhändler Rausche in Heilbronn a. N. sind kürzlich erschienen und können von allen Buchhandlungen bezogen werden:

1) Fritz Freistein, Lebenslauf eines Advocaten. 16 gr. oder 1 fl.

2) Die Familie Reizenberg. 20 gr. oder 1 fl. 15 kr.
3) Theodosie, oder Pflicht und Liebe, ein Roman für gebildete Frauenzimmer rc. 1 Thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Wer sich unmittelbar an den Verleger, oder an Herrn Friedr. Bruder in Leipzig wendet, hat sich eine nicht unbedeutende Rabattvergünstigung zu versprechen.

Gruner, G. A., Grundlegung zu einem auf das Gewissen und auf die Bibel gegründeten Unterrichte in der Tugend- und Glaubenslehre. 1te und 2te Lieferung. 8. Frankfurt a. M. bey Mohr. Heidelberg bey Mohr und Zimmer. 1te Lieferung 8 gr. oder 30 kr. 2te Lieferung 16 gr. oder 1 fl.

Dieses Lehrbuch strebt nicht nach dem zweydeutigen Lobe, ein vollständiges Gerippe zu seyn, d. h. nur mit dürren Dispositionen über alles, was die Tugend- und Glaubenslehre enthält, katechetische Vorträge zu erleichtern. Der Verf. desselben hofft dem Zeitgeiste angemessener gearbeitet zu haben, indem er die Hauptpuncte einer für das jugendliche Alter zunächst berechneten Tugend- und Glaubenslehre wissenschaftlich durch die Aussprüche des Gewissens zu begründen und unter sich leicht, aber genau zu verbinden suchte. Hierdurch hofft er Licht in die Lehre und eben hierdurch Wärme ins Herz zu bringen, welche das Zeitalter nur deswegen im gewöhnlichen Religionsunterrichte zu wenig vermißt, weil es sich an das Entbehren derselben schon zu sehr gewöhnte.

Manches allgemein bekannte, in jedem Lehrbuche zu findende, ist weggelassen, oder kurz gefaßt worden, um für manche Hauptpuncte mehr Raum zu gewinnen, indem das Buch nicht nur dem Lehrer das Nachdenken erleichtern, sondern vorzüglich ihm den rechten Weg der Methode zeigen und ihm die Stimmung geben soll, welche er sich bey seinem Unterrichte wünschen wird.

Der erste Lehrgang, für Kinder von 8 bis 12 Jahren bestimmt, besteht großtentheils in Bibelstellen, aus welchen der kindliche Geist der heiligen Schriften besonders vernehmlich spricht, und folgt, ohne selbst in systematische Form gezwängt zu seyn, den Paragraphen des zweyten für ein reiferes Alter bestimmten Lehrganges. Dieser wird auch für sich als ein Ganzes gegeben, und erwachsenen Lesern zur Ergänzung und Befestigung ihrer moralisch-religiösen Ansichten dienen.

Indem dieses Lehrbuch die positiven Glaubenslehren übergebt und dieselben der Confirmandenlehre überläßt, eignet es sich für Christen jeder Confession.

Zeitung für Einsiedler. April-Heft, mit drey Kupfertafeln.

Inhalt.

1. Stück. Der freye Dichtergarten von L. Achim v. Arnim.

2. St. Kosmogenie aus dem Indischen von Fr. Schlegel. Der freye Dichtergarten. Beschluß. Als Beylage zur Bewillkommung ein frommes altdeutsches Ehepaar.

3. St. Kosmogenie von Fr. Schlegel. Denksprüche aus einer Friedenspredigt an Deutschland von Jean Paul Fr. Richter. Nachschrift dazu über literarischen Krieg, mit einem Kupferstiche von Faust und Mephistopheles. König Rother zieht einer Jungfrau die Schuhe an, von L. Tiek.

4. St. Parabel, einer Jugendarbeit des Meisters aus der Erinnerung nacherzählt. König Rother von Ludwig Tiek. (Fortsetzung.)

5. St. Der Jäger an den Hirten, von Clemens Brentano. König Rother von L. Tiek. (Beschluß.) Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen von J. Görres. Zusatz der Herausgeber über den Plan ihrer Zeitung.

6. St. Malespini. Nacherzählt von C. B. Des Löwen und König Dieterichs Kampf mit dem Lindwurm. Aus dem Dänischen von W. Grimm. Warnung und Ermunterung von L. A. v. Arnim.

7. St. Wahrsagung von unbekannter Hand. Scherzendes Gemisch von der Nachahmung des Heiligen. Als Beylagen dazu: Entstehung der indischen Poesie, übersetzt von Fr. Schlegel. Entstehung der neupersischen Poesie von Fr. Wilken. Entstehung der heiligen Poesie von Haman. Entstehung der Verlagspoesie.

8. St. Heimweh des Schweizers von Nänny. Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen von J. Görres. (Fortsetzung) Zusatz der Herausgeber über den Plan der Zeitung.

9. St. An den Ufern des Mayns von Fr. Schlegel Elegie aus einem Reisetagebuche in Schottland, von L. A. v. Arnim. Beschreibung einiger christlicher Basreliefe und einer Gemme von C. Brentano. Uebersetzung des italiänischen Volksliedes la Zingara, von C. Brentano. Hiebey ein Kupfer.

May-Heft. Mit zwey Kupfertafeln.

10. St. Maylied des Uhrmacher Bogs. Scherzendes Gemisch von der Nachahmung des Heiligen. (Fortsetzung.) Von dem Leben und Sterben des Grafen Gaston Phöbus von Foix und von dem traurigen Tode seines Kindes Gaston.

11. St. Romanze aus dem Dänischen von W. Grimm. Von dem Leben und Sterben des Grafen Phöbus von Foix. (Fortsetzung.) Frontalbo und die beyden Orbellen.

12. St. Die zwölf Säulen am Riesenwege von J. Görres. Seelied von B.

13. St. Apoll von Christian Schlosser. Golo und Genovefa vom Maler Müller. Anmerkung der Herausgeber über deutsche Literatur.

14. St. Zwey Särge von Justinus Kerner. Die drey Lieder von Ludwig Uhland. Golo und Genovefa vom Maler Müller. (Forts.) Uebersicht der Universitäten im protestant. Deutschlande, von Villers.

15. St. Golo und Genovefa vom Maler Müller. (Beschluß.)

16. St. Der Ring, ein Gedankenspiel von L. A. v. Arnim.

17. St. Des Knaben Tod und der Traum von L. Uhland. Der Ring. (Beschluß.) Dante mit dem Schmied.

18. St. Romanze von Clemens Brentano. Die fromme Spinnerin. Leben und Tod des Grafen Phöbus von Foix. Hiebey eine Kupfertafel. Auf dem Umschlage zwey Vertheidigungen gegen Angriffe im Morgenblatt mit einer Kupfertafel.

So haben wir diesen Versuch einer neuen Zeitung durch zwey Hefte durchgeführt, einen Versuch, den keine Nachahmungssucht der gelesenen Blätter dieser Art veranlaßt hat, sondern die Mißbilligung dieser Gemische aus Trefflichem, Fortlebendem, mit einem Uebermaaße von Neuigkeiten des Tages, die mit diesem untergehen, und jenes mit sich in den Untergang ziehen. Die Erfahrung wird uns sagen, ob die Zahl derer, die mit uns darin einerley Ueberzeugung haben, groß genug ist, um den Absatz davon zu sichern, oder ob diese Leser, um deren Beyfall wir uns eigentlich bewerben, zu denen gehören, die in dem Wechsel dieser Zeiten keine Muse und kein Geld übrig behalten haben; gern gäben wir diese Zeitung umsonst, wenn es unsre Umstände verstatteten, der Preis ist wenigstens, verglichen mit Papier, Druck und Zahl der Kupfer, ausgezeichnet gering. Unser Versuch mag ausfallen, wie er wolle, belehrend wird er auf jeden Fall seyn, ein glücklicher Erfolg wird uns nicht übermüthig machen, und ein unglücklicher nicht verwundern; wir haben größere Ereignisse erlebt. Unter den Schriftstellern haben wir manche aufmunternde Erfahrung gemacht, wir könnten uns manches geachteten Namens als Mitarbeiter rühmen,

wir könnten den Beyfall anführen, der mancher nähern Absicht, die wir in Kunst und Wissenschaft ergriffen haben, bezeugt worden, insbesondere dem Zurückführen auf ältere vergessene redende und bildende Kunst, um dem Schwankenden ihres gegenwärtigen Zustandes ein würdiges Ziel zu setzen, ferner dem Aufsuchen des Nationalen und Vergessenen in jeder Art der Volkslust, in Sagen u. s. w. alles dessen, was unser Deutschland so innig berührt hat, daß es als ein Vorzeichen seiner künftigen Geschichte dienen kann, aber vor allem die Erweckung und Erfrischung des unschuldigen poetischen und religiösen Sinnes, dessen unsre Zeit noch fähig ist. Wenn auch nicht alle diese Absichten sich schon völlig dargestellt haben in dem Mitgetheilten, so verbot es der Raum, nicht der Mangel an Materialien; wenn auch nicht alles Mitgetheilte langer Dauer gewiß ist, so ist doch nichts darin absichtlich vorübergehend leichtsinnig, es ist alles von einer gewissen Nothwendigkeit ausgegangen, und wird nothwendig wirken auf viele oder wenige, wie es der Zufall will, aber auf die gewiß, die uns lieb sind. Von der elenden literarischen Partheyung unsrer Zeit wird niemand etwas wahrnehmen, sie hat sich in den größern Begebenheiten vernichtet; einige Abfertigungen von Angriffen schienen wir der öffentlichen Meynung schuldig zu seyn, sie nehmen wenig Raum ein, auch haben wir durch engen Druck dies gut zu machen gesucht. Wo Kritik bey uns erscheint, ist sie Anerkennen, Scherz, Erläuterung des von uns durch Sprache und Zeit getrennten; was mit uns gleichzeitig sein Glück versucht, mag den Zeitgenossen zur eignen Beurtheilung überlassen bleiben. Wer sich unter diesen Bedingungen zum Mitarbeiter berufen fühlt, wird uns willkommen seyn. Ihr Leser lebet wohl und wollet uns wohl.

Der Preis von April bis December 1808 ist 6 fl. 4 kr.

Herausgeber Mohr und Zimmer.

Inhaltsanzeige
von

Vogts, N., Europäischen Staatsrelationen, eilften Bandes drittes Heft. Frankfurt am Main in der Andreäischen Buchhandlung.

I. Emil und Theodor.
II. Frankreich.
III. Die kaiserl. Französische Universität.
IV. Spanien.

Recherches sur l'origine et la signification des constellations de la Sphère grecque; par C. G. S. traduites du Suédois. Av. carte et pl. 8. Paris. Migneret. (Frankf. Eſslinger.) 1807. Preis 2 fl.

Verlagsbücher von Carl Wilhelm Leske in Darmstadt.
Jubilate-Messe 1808.

Handbuch, kleines, für junge Reisende des Handelsstandes. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für alle junge Kaufleute. 8. brochirt 16 gr. oder 1 fl.

Lohn der Tugend, Schauspiel in fünf Acten von A. St. 8. 16 gr. oder 1 fl.

Loos, Dr. J. J. (Professor zu Heidelberg), systematische Beschreibung der außer Gebrauch gekommenen Arzneymittel. gr. 8. (wird zu Johanni fertig.)

Ludwig, Fr., Anleitung zum Vermessen, Verzeichnen, Berechnen und Theilen der Gewannen und Hofraithen. Zum Selbstunterricht ꝛc. mit 7 Kupfertafeln. 8.
Weiß Papier 1 Thlr. 20 gr. oder 3 fl. 15 kr.
Ordin. Papier 1 Thlr. 14 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Tasso's Nächte. Aus dem Italienischen frey übersetzt, nebst des Dichters Leben, von Th. v. Haupt, mit einem Kupfer. 8.
Fein Schreibpapier 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.
Ordin. Papier 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Veglie, le, di Tasso. Nebst einer freyen Uebersetzung ins Deutsche und des Dichters Leben, von Th. v. Haupt. Mit einem Kupfer. 8. Fein Schreibpap. 1 Thlr. 14 gr. od. 2 fl. 45 kr.
Ordin. Papier 1 Thlr. 4 gr. oder 2 fl.

Wiebeking, C. F., Beyträge zur Wasser- Brücken- und Straßenbaukunde ꝛc. Mit Kupfern. 1s Heft. 4. in Carton. 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

Zur Michaelis-Messe erscheint:

Creuzer, Fr., (Professor in Heidelberg) Symbolik. Ideen über Sinnbild, Mythos und Philosophem der Griechischen Vorwelt. gr. 8. auf Schreib- und Druckpapier.

In der Braunes'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen:

Henke, Dr. Adolph, Handbuch der speciellen Pathologie. I. und II. Band. 1. und 2. Abtheilung. 8. 5 Rthlr. 12 gr.

So eben ist die 2te Abtheilung des 2ten Bandes der speciellen Pathologie des Herrn Professor Dr. Ad. Henke, und mit derselben

das Ganze beendet. Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, was für ein kostbares Geschenk wir durch obiges Handbuch erhalten haben. Es sey uns nur erlaubt, einige Stellen aus der Vorrede hier anzuführen: „Es war mein Wunsch, und mehrere Stimmen haben mich dazu auf„gefordert, in diesem Werke dem angehenden Arzte nicht bloß ein „treues und vollständiges Bild der wichtigsten Krankheitsformen und „selbst ihrer bedeutendsten Variätäten und Complicationen zu geben, „um die in neueren Zeiten oft zu sehr vernachlässigte Diagnose der „Krankheitsformen möglichst zu begründen, sondern auch, so weit „unsre Kenntnisse reichen, das pathogenische Verhältniß aufzuhellen, „die wichtigsten Urtheile älterer und neuerer Aerzte zu vergleichen, „dann, welches für die Klinik von unendlicher Wichtigkeit ist, die „ätiologischen Momente deutlicher und vollständiger, als es bisher in „Handbüchern geschah, darzustellen, und endlich die wichtigsten Re„gulative für die Prognose anzudeuten."

Weiter unten sagt der Herr Verfasser:
„Die unsterblichen Werke der Alten, die Schriften großer Aerzte des „17ten und 18ten Jahrhunderts, eines Helmont, Sylvius, de la Boe, „Sydenham, Morton, Boerhave, Fr. Hofmann, Torti, Sarcone, „Cullen, Selle, J. P. Frank, Brown, Hufeland, Reil, Sprengel „und anderer habe ich, wie es meine Pflicht war, zu Rathe gezogen „und benutzt, aber mich nie gescheut, von ihnen abzuweichen, wo ich „mich durch eigne Beobachtung und Erfahrung und eignes Urtheil „dazu berechtigt hielt.

Marci Vitruvii Pollionis de Architectura Libri X. Ex fide librorum scriptorum recensuit, emendavit suisque et virorum doctorum annotationibus illustravit Jo. Gottl. Schneider, Saxo. Lipsiae sumtibus et litteris G. J. Göschen. Anno 1807 — 1808. Vol. IV. in 8.

Tomus primus post Praefationem et Vitam Vitruvii exhibet textum Vitruvii ex libris scriptis plurimis emendatum et innumeris Jocundi Veronensis interpolationibus purgatum. Tomus alter et tertius continet annotationes virorum doctorum undique collectas, scripturae varietatem e Codicibus enotatam, vocabulorum technicorum interpretationes, et judicium Editoris de diversis interpretum opinionibus et scriptura. Tomus quartus Curas posteriores Editoris cum Indice accurato omnium nominum vocabulorum et dictiones continet; inter illas sunt annotationes Marquesii, Roeschii, Huthii, Hirtii et Genelli vel minus hucusque notae vel ineditae, ut in altero et tertio

Tomo insunt ineditae Is. Vossii annotationes. Materiam itaque copiosissimam suppeditat architectis et ceteris artium a Vitruvio descriptarum peritis, quibus usi super fundamentis textus emendati solidis exaedificare doctrinam et historiam antiquarum artium, eamque picturis ipsi repraesentare atque explicare possint.

In der Leipziger Ostermesse 1808 sind im Verlage des Buchhändlers C. A. Kümmel in Halle an der Saale folgende neue Bücher erschienen.

(Die mit * bezeichneten Bücher waren Mich. M. 1807 neu.)

* A B C - Buch und Bilderfiebel zur nützlichen Selbstbeschäftigung. Mit illum. Kupfern. 8. gebunden 4 gr.
* Actenstücke nebst Anmerkungen zur Beurtheilung seines Streites mit dem Herrn Geh. Rath Wolff, dem unpartheyischen Publiko vorgelegt von T. G. Voigtel. 8. Halle. (In Commission.) 6 gr.

Ciceronis, M. T., Opera philosophica ex Recensione Joannis Davisii et cum ejus Commentario edidit R. G. Rath. Tom. V. Sive Ciceronis de legibus libri tres, ex recens. Joannis Davisii cum ejusdem animadversionibus notisque variorum et H. Turnebii Commentario. Edid: R. G. Rath. Accedunt Jani Gruteri et editoris notae. 8 maj. Halis Saxon. sumtib. C. A. Kümmelli.

* Erzählungen, Fabeln und Lieder, hauptsächlich zur ersten Uebung des Gedächtnisses, so wie zur ersten Entwickelung sittlicher Begriffe, von S. 8. Halle. gebunden 14 gr.

Handwörterbuch der deutschen Sprache, mit besonderer Rücksicht auf die Synonymen derselben, für alle diejenigen, welche das Deutsche richtig reden und schreiben wollen. 2r Theil, oder Verzeichniß aller im Deutschen gebräuchlichen fremden Wörter nebst deren Verdeutschung. gr. 8. Halle bey C. A. Kümmel.

Hommel, D. F. A., kurze Anleitung Gerichtsacten geschickt zu extrahiren, zu referiren, und eine Sentenz darüber abzufassen. 7te verbesserte Auflage. Durchgesehen und mit Zusätzen vermehrt von D. J. C. Woltär. gr. 8. Halle bey C. A. Kümmel.

* Journal für Prediger, 53r Band, 1s und 2s Stück, oder neues Journal, 33r Band, 1s und 2s Stück. gr. 8.

Desselben 53r Band, 3s und 4s Stück. gr. 8. Halle. Jeder Band von 4 Stücken. 1 Thlr. 8 gr.

Linnaei Philosophia botanica, edidit C. Sprengel, cum Tabulis aeneis. 8. maj. Halae sumtib. C. A. Kümmelii.

* Nösselt, Friedrich, Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, für die obern Klassen gelehrter Schulen. Erster Cursus, die Geschichte der Feldzüge des siebenjährigen Kriegs enthaltend. 8. Halle. 20 gr.

* Srengel, C., Mantissa prima florae Halensis addita novarum plantarum centuria. 8. Halae. Schreibpapier 6 gr. Druckpapier 5 gr.

Intelligenzblatt.

Nro. IX.

Anzeige.

Die Buchhändler Mäcken und Comp. in Reutlingen distribuiren laut ihrem sogenannten literar. Anzeiger die zweyte Original-Ausgabe des Triester Correspondenten, auf dessen Titel es heißt: vermehrt mit einer gründlichen Abhandlung über die Wechselgeschäfte von Cleminius. Ich erkläre hiemit, daß ich nie mit diesen Mäcken in Verbindung gewesen bin, und mich auch nie mit Nachdruckern einlassen werde; daß ich nie eine Abhandlung über Wechselgeschäfte für den Triester Correspondenten geschrieben habe, sondern, daß vielmehr die fragliche Abhandlung aus Büsch Darstellung der Handlung wörtlich entlehnt, schon der ersten Ausgabe vom D. Müller beygefügt war, wie es auch schon im Journal für Fabrik gerügt worden ist. Herr Joachim hat mir die Ausarbeitung eines Anhangs zu dem Triester Briefsteller, welcher Formulare von kaufmännischen Rechnungen, Papieren und Documenten enthalten sollte, aufgetragen, und diesen habe ich schon vor drey Jahren im Manuscripte abgeliefert. Weiter habe ich keinen Antheil an der vom Herrn Joachim zu liefernden 2ten Ausgabe des Tr. Correspondenten, und jede andere Angabe auf dem Titel erkläre ich für einen schändlichen Mißbrauch meines Namens, wofür ich mir Genugthuung zu verschaffen wissen werde.

Frankfurt a. M. D. Cleminius.

Buchhändler-Anzeigen.

Der erste Band des Journals für die Land- und Seereisen, welcher die Monatshefte Januar bis April enthält, ist nunmehr beendet und ausgegeben. Das Publikum kann jetzt aus dem

reichhaltigen Inhalte desselben abnehmen, was es in der Folge von diesem unterhaltenden Journale zu erwarten hat, das dieses Fach der schönen historischen Literatur in seinem ganzen Umfange umfaßt. Die im ersten Bande gelieferten 13 Reisen kosten, ohne die Originalaufsätze in Anschlag zu bringen, einige 40 Rthlr. im Laden. Ueberdies enthält er noch 4 Völkergemälde, 29 einzelne Züge, Skizzen und Anecdoten zur Völker- und Länderkunde, 3 saubere Karten und 2 schwarze und 2 illuminirte Kupfer.

Kurze Inhaltsanzeige des ersten Bandes oder der ersten 4 Hefte.

1. Zwey Briefe über die Insel Rügen.
2. Reise durch Dalerne, von Arndt, im Juny 1804.
3. Kleine Reise durch Seeland im Jahre 1802, von A. Andersen.
4. Reise in die beyden Louisianen zu den Nationen am Missouri, durch die vereinigten Staaten und die Ohio-Provinzen. 1801 — 1803. Von Perrin du Lac.
5. Reise durch die Insel Sicilien von P. J. Rehfues im Jahre 1804.
6. Noch ein Brief über die Insel Rügen.
7. Reise durch die südl. Departements von Frankreich, von Millin, im Jahre 1804.
8. Thomas Lindley's Reise und Aufenthalt in Brasilien. 1802 u. 1803. Nebst einer Schilderung von Porto Seguro und San Salvador.
9. Kleine Reise nach dem Schneeberge in Unterösterreich, von J. A. Schultes.
10. Reise von Genf auf dem See durch die westliche Schweiz, 1802, von Friederike Brun.
11. Auszug aus einer ungedruckten Reise durch Norwegen.
12. Ficks gefahrvolle Seereise von Pillau nach Rostock, in den letzten Tagen des Jahres 1806.
13. Reise durch Holland im Jahre 1806.

Aufsätze verschiedenen Inhalts.

1. Die Innerrooder im Kanton Appenzell. Ein Schweizergemälde.
2. Baden und seine Umgebungen von Friedrike Brun.
3. Die Insel Wozegut und ihre Bewohner.
4. Skizze von Lissabon.
5. Die Portugiesen, ein Volksgemälde.
6. Skizzen, Züge und Anecdoten.

Jeden Monat erscheint regelmäßig ein Heft, der Jahrgang von 12 Heften mit Kupfern und Karten, in saubern Umschlage, kostet 6 Rthlr. 12 gr. Pr. Courant.

Berlin im April 1808. Braunes'sche Buchhandlung.

Der Pächter Karl Friedrich Sabin. Ein merkwürdiges Opfer der Ungerechtigkeit im preußischen Staate. Nebst einem Schreiben an Friedrich Wilhelm III. und Bemerkungen über den Großkanzler Goldbeck, Kabinetsrath Beym u.s.w. 8. Leipz. bey Heinrich Gräff. Broch. 1 Thlr.

Das Buch enthält:

a) Die Proceß-Geschichte.
b) Ein Raisonnement über das rechtliche Verfahren in dieser Sache.
c) Characteristik der Hauptpersonen, welche in dieser Rechtssache handelten.
d) Sämmtliche Actenstücke, welche die Proceß-Geschichte begründen.

Das Factum besteht darin: daß Sabin die Güter Chinnow rc. auf der Insel Wollin von dem Gutsbesitzer Schuhmacher auf 3 Jahr in Pacht genommen hatte, und solche nach der contractmäßigen Beendigung nicht räumen wollte, da er sowohl noch liquide Forderungen hatte, als auch gegen den Räumungs-Termin selbst protestirte. Er wurde exmittirt, und in der Härte, womit dies geschah, liegt eigentlich die Ungerechtigkeit, welche den Richtern (der Stettinischen Regierung und dem Kammergericht in Berlin) vorgeworfen wird. Besonders erscheinen der Großkanzler von Goldbeck und der Minister Massow in diesem Buche im nachtheiligsten Lichte.

Wir enthalten uns alles Urtheils, können es aber doch nicht bergen, daß uns Sabins Schicksal viel zu hart erscheint, und daß wir wünschen, daß wenn einmal das strenge Recht ergehen sollte, es niemals im Preußischen bey Andern Ausnahmen machen möge.

Allen Lesern dieser höchst interessanten Prozeß-Geschichte wird es aber besonders auffallen, daß dem Sabin zuletzt von einem Justizcollegio seine Papiere zurückzugeben, verweigert wurde, damit er nicht mehr queruliren könne.

Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II. Vierter und fünfter Band. Mit Beylagen. Amsterdam u. Cölln 1808. Bey Peter Hammer.

Auch unter dem Titel:

Beytrag zur Geschichte des Krieges in Preußen, Schlesien und Pohlen in den Jahren 1806 und 1807. Von dem Verfasser der Schrift: Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II. Dritter und vierter Band.

Inhalt des vierten Bandes.

Nachrichten über die russische Armee in und bey Königsberg; über die preußische Armee; Danzigs Uebergabe; Kriegsvorfälle nach Danzigs Fall; Preußens Lage. — Kriegsübel in Jena, als Beytrag zu den Scenen in den Tagen des Octobers 1806. — Politische Verhältnisse zwischen Schweden und Frankreich; Vorfälle in dem Jahre 1805; Preußens und Schwedens Trennung 1806; Schwedens Verlust; dessen Armee und politische Lage; Kriegsereignisse im J. 1807. — Breslaus Belagerung; Vertheidigungsanstalten; Fehler des Gouverneurs; Relation der Affaire des Fürsten von Pleß bey Breslau; Uebergabe; Bemerkungen darüber und Beweise, daß sich Breslau noch länger halten konnte. — Beyträge zur Beurtheilung der Vertheidigung der schlesischen Vestungen Cosel und Neisse. — Der schlesische Feldzug unter dem Alleinbefehl des Majors Grafen von Götzen; die Partisane Negro, Stößel, Wallenstein, Gayl, Hirschfeld. —

Inhalt des fünften Bandes.

Berichte eines Franzosen über Gustav Adolph, König von Schweden und dessen Truppen; Gefecht bey Damgarten; Stralsund genommen; Dänholm erobert; Rügen besetzt; Schilderung der schwedischen Truppen; Cavallerie, Infanterie, Officiercorps, Generalität. — Belagerung in Graudenz; die Franzosen in Bromberg und Schwartz; Nachrichten von Thorn; Vorfälle zwischen dem Belagerungscorps und der Besatzung von Graudenz. — Berennung von Magdeburg; Vertheidigung des Ingenieurs de la place, Hauptmanns K.; Capitulation; Beweis der Schändlichkeit dieser Uebergabe. — Nothwendige Beylagen. Domainenwesen aller ehemaligen und jetzigen preußischen Provinzen. — Contributionswesen derselben. — Salzwesen. — Stempelwesen. — Münze. — Chargengebühren. — Postregale. — Servis. — Berg- und Hüttenregale. — Lotto. — Geldumlauf im preuß. Staate und Institute zur Belebung der Circulation. — Landschaftliche Pfand-Credit-Systeme. — Publicandum des ständischen freywilligen Vereins und der Breslau-Briegischen Fürstenthums-Landschaft, betreffend die gegen deponirte Pfandbriefe ausgegebenen und in Cours gesetzten Pfandbriefs-Antheile, d. dato den 26. Juny 1807. — Schatz und darauf fundirte Tresorscheine. — Neue Organisation der preußischen Armee. — Detaillirte Stärke der neu zu organisirenden preußischen Armee; Formation derselben; Armee-Corps-Eintheilung; Generalstab; Invaliden-Etat.

Neue Feuerbrände. Marginalien zu der Schrift: Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am Preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II. Von demselben Verfasser herausgegeben. Dreyzehntes Heft. In einem saubern allegorischen Umschlage. gr. 8. 16 gr.

Inhalt.

Erklärung des Umschlags.
Bemerkungen über die Kleidung der preußischen Infanterie.
Ueber die Armirung der preuß. Cavallerie.
Luther in seiner Zelle zu Wittenberg. Ein Gespräch über Reformation und Kirche.
Ueber den Geburtsadel.
Ueber die Vertheilung der von der Stadt Berlin zu tragenden Kriegs-Contribution auf ihre Bürger.
Plünderung der von Danzig nach der Capitulation abgegangenen und über See in Königsberg angekommenen Bagage eines Theils der Besatzung von Danzig.
Ueber verschiedene Mängel im Militair und in der ehemaligen Geschäftsverwaltung im preußischen Staate.
Von Kriegscontributionen und Requisitionen und deren Beytreibung in Königsberg.
Relationen aus Ostpreußen.
Bemerkungen über die Versorgungen der Invaliden, mit Beziehung auf die ehemalige Minister-Gewalt in den preußischen Staaten.
Historische Relation über die Kriegsvorfälle vom November 1806 bis März 1807, oder von der Räumung Thorns bis zu der Affaire von Braunsberg.
Was hat Napoleon für Deutschland gethan?
Berichtigung des in dem Intelligenzblatte zu den neuen Feuerbränden Nr. 23. enthaltenen Aufsatzes über die Berliner Bürgergarde.
Nachricht für die Gesellschaft der freyen Männer.
Fortsetzung des Inhalts des Intelligenzblattes zu den neuen Feuerbränden.
Pränumerations-Anzeige des Intelligenzblattes zu den neuen Feuerbränden.

In der Keil'schen Buchhandlung in Cölln ist erschienen und an alle solide Buchhandlungen Deutschlands versendet worden:

Commentar über das Gesetzbuch Napoleons, oder: Gründliche Entwickelung der Discussion dieses Gesetzbuches

im Staatsrathe, worin der Text der Gesetze, die über jeden Artikel gemachten Bemerkungen und die Entscheidungsgründe des Staatsraths — die Bezeichnung der Abweichungen vom römischen und ehemaligen französischen Rechte — die vom Cassationshofe erlassenen Urtheile, um den Sinn der Artikel zu bestimmen; und die besondern Bemerkungen des Verfassers, um verschiedene Artikel mit einander zu vereinigen und zu berichtigen und die Auslegung anderer zu erleichtern, — enthalten sind, von Hrn. Jacob von Maleville, Präsidenten des Cassationshofes, und einem der Verfasser dieses Gesetzbuches. Aus dem Französ. übersetzt, mit vielen practischen Erläuterungen, den Meynungen berühmter Rechtsgelehrten, so wie mit allen Urtheilen vermehrt, welche über wichtige Rechtsfragen, die nach dem Gesetzbuche Napoleons entschieden werden mußten, in Frankreich erlassen worden sind, vom Herrn Wilhelm Blanchard, Präsidenten des Civilgerichtes in Cölln. Erster Band. Preis 2 Thlr. 6 gr.

Seit der Publication des Gesetzbuches Napoleons haben in Frankreich verschiedene berühmte Rechtsgelehrten Commentarien über dasselbe herausgegeben; mit ausgezeichnetem Beyfalle wurde jener des Herrn van Maleville aufgenommen, wovon in kurzer Zeit zwey Auflagen sich vergriffen. Dieser angesehene Rechtsgelehrte war einer der vier Verfasser des Entwurfes dieses Gesetzbuches, er wohnte allen Discussionen darüber im Staatsrathe bey, und ist also vorzüglich im Stande, über den Sinn eines jeden Artikels den nöthigen Aufschluß zu ertheilen; wenn seine großen juridischen Kenntnisse Sr. Majestät den Kaiser bewogen, ihn zum Mitgliede der Commission zu ernennen, welche den Auftrag erhalten hatte, ein Civilgesetzbuch zu entwerfen, so hatte er gewiß unbezweifelte Ansprüche auf dieses ehrenvolle Zutrauen.

Da das Gesetzbuch Napoleons für den größten Theil Deutschlands ein sehr wichtiges Interesse hat, die deutschen Rechtsgelehrten und Geschäftsmänner aber noch nicht so vertraut mit der französischen Rechtssprache sind, daß sie dieses nützliche Werk in der Ursprache mit vollkommenem Erfolge lesen können, so haben wir eine deutsche Uebersetzung davon veranstaltet. Herr Blanchard, der unter der alten Verfassung Professor des römischen Rechts an der Universität zu Cölln war, und seit zehn Jahren ehrenvolle Stellen bey den französischen Justizbehörden bekleidet, hatte die Güte, die Uebersetzung zu besorgen und solche practische Erläuterungen und Zusätze beyzufügen, die den Werth dieses Werkes noch ungemein erhöhen. Es gibt keine wichtige Rechtsfrage, die nach dem Gesetzbuche Napoleons entschieden werden soll, wo er nicht die Meynungen der angesehensten Rechtslehrer und

die darüber bereits erlassenen Urtheile der französischen Justizhöfe angeführt hätte.

Daß auch bey diesem Werke, so wie bey unserer zweyten Auflage der Daniel'schen Uebersetzung des Gesetzbuches Napoleons, alle Gesetze, kaiserliche Decrete, Gutachten des Staatsraths und Instructionen des Großrichters, Justizministers, wodurch mehrere Verfügungen dieses Gesetzbuches näher bestimmt oder erläutert werden, an den gehörigen Stellen eingeschaltet worden sind, haben wir nicht unbemerkt lassen wollen.

Diese beträchtlichen Zusätze vermehren zwar sehr die Bogenzahl des Werkes; da wir indessen mit aller Zuversicht auf einen großen Absatz rechnen können, so soll das Ganze, welches aus vier starken Bänden besteht, nur 9 Thlr. oder 16 fl. kosten. Der zweyte Band erscheint zuverlässig den 15. Juny, der dritte den 30. August und der vierte den 15. October dieses Jahres.

Cölln im April 1808. Keil'sche Buchhandlung.

Louis historisch-politische Annalen auf 1808. 6 Hefte.
2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

enthalten:

Fragment von Lessing.

Die Umwandlungen von Europa in ihrem Verhältniß zu dem allgemeinen Besten, von Louis.

Genealogie der souverainen Regenten von Europa, von Fr. W. D. Snell, Professor der Geschichte in Giesen.

Brasilien, eine neu aufblühende Monarchie in Südamerika, vom Geh. Reg. Rathe und Prof. Dr. Crome zu Giesen.

England als Opposition des Continents von Europa, von G. Müller.

Hufelands Grundlegung der Staatswirthschaftskunst vom Geh. Reg. Rathe Dr. Crome.

Die amerikanische Revolution, von Louis.

Handzeichnungen nach Rabner und Lichtenberg, nebst vertrauten Briefen darüber.

Jedes Heft einzeln wird zu 8 gr. oder 36 kr. abgelassen.

Giesen. Tasché und Müller.

Bey Herold und Wahlstab in Lüneburg sind in der Ostermesse 1808 erschienen:

Degens, P. B., nähere Entwickelung der Frage über die Concurrenz des Miethmannes eines ganzen Hauses und des Inhabers einer Officialwohnung zu den Einquartierungskosten. 8. geheft. 6 Ggr.

Dräseckens, J. H. B., Predigten für denkende Verehrer Jesu. 2te Sammlung. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Dessen Confirmationsfeier am 12. April 1807. 8. geheft. 4 Gr.

Ebelings, C. D., vermischte Aufsätze in spanischer Prose, zum Besten derer, welche diese Sprache in Rücksicht auf bürgerliche Geschäfte lernen wollen. gr. 8. 1 Rthlr.

Genlis, Frau von, Wer kann rathen? Ein Nachspiel in einem Aufzuge; aus dem Französ. 8. geheft. 6 Gr.

Henrici, G., Grundzüge zu einer Theorie der Polizeywissenschaft. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Lindemanns, F. H., Versuch einer neuen Liturgie, vornähmlich in Rücksicht des nachmittäglichen Gottesdienstes, für die Jugend. gr. 8. 12 Gr.

Unterricht, gründlicher, das l'Hambrespiel in Kurzem zu erlernen. 4 Gr.

Wagneri, J. F., Tentamen novae interpretationis locorum biblicorum Psalm. XXII, 30. 1. Pet. III, 18. 4to. 4 Gr.

Wedekinds, A. C., Chronologisches Handbuch der neuern Geschichte von 1747 bis 1807. gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.
Schreibpapier 1 Rthlr. 20 Gr.

Wredow's, J. C. L., Tabellarische Uebersicht der in Mecklenburg wildwachsenden phänogamischen Pflanzengeschlechter, nebst einer Einleitung in die Pflanzenkunde, nach der Blüthenzeit geordnet. 8. 1 Rthlr.

Druckfehler in H. M. Bommers Trauerrede auf den Tod der Frau Herzogin von Braunschweig.

S.	Z.		
14	7	von unten	bewährt statt bewahrt
"	"	"	was st. daß.
15	1	"	bringst st. benutzt
17	8	"	Sinne st. Sinnen
22	10	oben	bewährt st. bewahrt
30	9	"	einige st. innige

Druckfehler in Jean Pauls Friedenspredigt.

	S.	Z.	
Vorrede	11	5	statt größere lies größer
	15	3	v. u. st. aber l. eben
	19	9	st. streben l. sterben
	24	6	st. ganz l. ganze
	26	7	st. Schweitzerin l. Schweizerei
	56	12	nach Tschirnhausen fehlt: kleine Diamanten zu Einem großen durch
	72	6	st. keine l. kleine
	73	8	st. der l. den
	78	3	v. u. st. Heber l. Haber.

Intelligenzblatt.

Nro. X.

Chronik der Heidelbergischen Universität.

Am 8. May habilitirte sich als Privatdocent, Herr Michaelis, in Gemäßheit seines von höchster Behörde genehmigten Anerbietens durch eine öffentliche Vorlesung; worin derselbe vortrug: Memoire sur l'origine et la formation de la langue française, et sur ces progrés, depuis le regne de François I., jusqu'à celui de Henri IV.

Frequenz der Universität: Im verwichenen Wintersemester

war die Anzahl der Studierenden		432
Nähmlich Innländer	141	
Ausländer	291	
Davon gingen auf Ostern ab a) Innländer 48 / b) Ausländer 87		. . 135
Folglich sind geblieben		297
Neu angekommen sind		137
Die Anzahl der jetzt hier Studierenden ist also . .		434

mithin um 2 vermehrt. Unter diesen befinden sich

Innländer 118
Ausländer 316.

Aufforderung an das medicinische Publicum.

Herr Prof. Nebel in Gießen erwähnt beym Schlusse seines im Jahr 1806 erschienenen Programms, welches Historia artis veterinariae a rerum initio usque ad aerum Caroli V. enthält, seines Vorhabens ein größeres Werk über die Geschichte und Literatur der Veterinärarzneykunde nach Art der Hallerischen Bibliotheken herauszugeben, und fordert die Freunde dieses Theils der Medicin auf, nach dem Beyspiele mehrerer Gelehrten, ihn mit Beyträgen hiezu zu unterstützen.

Bekanntmachung.

Die im ersten Hefte der Jahrbücher für Medicin und Naturgeschichte angekündigte Cosmologische Geschichte der Natur, insbesondere des Mineral- und Pflanzenreichs der Erde, von D. Th. Alex. von Hagen, Privatdocent der Medicin in Heidelberg, ist unter der Presse und wird zu Michaelis erscheinen. Diejenigen, welche auf dieses Werk pränumeriren wollen, erhalten das Exemplar zu 2 fl. rhein. und werden gebethen, dieses Geld dem Verf., ohne weitere Unkosten desselben, zukommen zu lassen. Wer auf diese Weise für fünf Exemplare vorausbezahlt, erhält das sechste umsonst. Die Pränumerationsfrist währt bis den 29. September 1808.

Ankündigungen.

Herr Superintendent und Consistorialrath Justi in Marburg gibt eine Sammlung seiner Gedichte (Balladen, Romanzen, Oden, Lieder, Elegien, Erzählungen und Epigramme), sauber gedruckt, mit einem Titelkupfer und einigen Compositionen von einem Meister der Tonkunst, heraus. Der Subscriptionspreis beträgt 16 Ggr., der nachherige Ladenpreis 1 Rthlr. Für Heidelberg und die umliegende Gegend nimmt Herr Doctor Zimmermann Subscription an.

Herr Professor Ahlwardt in Oldenburg bietet eine Ausgabe von

Ossians Gedichten

zum erstenmal aus dem Gallischen metrisch verdeutschet, und mit den nöthigen Erläuterungen begleitet, in vier Bänden, auf Subscription an. Der Subscriptionspreis für jeden Band auf Schreibpapier ist 1 Rthlr. 6 ggr. Ein Ausführlicheres ist in der Buchhandlung von Mohr und Zimmer in Heidelberg zu finden, die auch Subscription annimmt.

Buchhändler-Anzeigen.

Conversations-Lexicon, mit vorzüglicher Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeiten, 6ten und letzten Theils 1s Heft,

ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands für 18 gr. sächs. zu haben. Das letzte Heft, welches das ganze wichtige Werk beschließt, erscheint im Kurzem auch, und kostet 1 Thlr. folglich sodann das ganze Werk compl. 8 Thlr. sächs. Ohngeachtet ich früher willens war, den 6ten Theil zusammen auszugeben, so bestimmen mich doch die Zeitumstände, und vorzüglich die gegenwärtige große Staatsrevolution in Spanien, den resp. Lesern des Conv. Lexicons dieses Heft nicht länger vorzuenthalten, weil in demselben der in dem letzten 5ten Theile, unterm Buchstaben S. zurückbehaltene Artikel, Spanien, befindlich, welcher (ohne den Herren Herausgebern eine Schmeicheley sagen zu wollen) zu interessant und befriedigender seyn dürfte, als manches, was jetzt über die frühern und spätern Verhältnisse dieses Reichs geschrieben und gesagt wurde. — Jeder, der Anspruch auf Bildung macht, wird dies Werk, welches für alle Klassen, Gelehrte sowohl als Ungelehrte, gleich nützlich, belehrend und unterhaltend ist, in seiner Bibliothek nicht fehlen lassen. Wer sich jetzt noch in frankirten Briefen directe an mich wendet, erhält das ganze Werk complet für 5 Thlr. 12 gr. sächs., so weit es fertig (wovon der Ladenpreis also 7 Thlr. ist), und den letzten Heft gratis nachgeliefert; sobald aber dieser Heft erschienen, bleibt der Ladenpreis bestimmt 8 Thlr. und wird in den Buchhandlungen netto verrechnet.

Leipzig im July 1808. Johann Gottfried Herzog.

Verzeichnisse meiner neuen, besonders für den Kunsthandel interessanten Artikel, findet man in jeder guten Buch- und Kunsthandlung,

wo auch für alle Besitzer der deutschen Uebersetzungen des Code Napoleon die von Dr. Salchow herausgegebenen Erörterungen für 1 Thlr. 12 gr. zu haben sind.

In Kurzem erscheint in unserm Verlage:

Dr. Ernst Horn Handbuch der practischen Arzneymittellehre für Aerzte und Wundärzte. Dritte, durchaus verbesserte, umgearbeitete und vermehrte Auflage in zwey Bänden in gr. 8.

Wir halten diese vorläufige Anzeige für hinreichend, um die Aufmerksamkeit des medicinischen und chirurgischen Publicums auf diese Bearbeitung jenes Werks zu leiten. Der Veränderungen, Verbesserungen und Zusätze, zu denen der Herausgeber uns Hoffnung macht, sind so viele, daß die Vertheilung in zwey Bände nöthig wird.

Der Herr Verf. lebt seit längerer Zeit als practischer und zweyter dirigirender Arzt in einem der größten Krankenhäuser in Europa. Er konnte daher über die Wirkungen und die klinische Benutzung der Arzneymittel aus eigener Erfahrung reden. Auch wird man ihm Dank wissen, daß er durch Beobachtungen und Erfahrungen beweiset, daß die meisten ausländischen und ungleich theuerern Arzneymittel durch einheimische und ungleich wohlfeilere ersetzt werden können, deren Gebrauch er bereits im Charité-Krankenhause hieselbst mit Glück eingeführt hat. Gewiß verdient auch dieser Vorzug seiner Schrift zu einer Zeit, die uns lehrt, die Bedürfnisse des Auslandes zu entbehren, die größte Aufmerksamkeit.

Berlin im April 1808. Braunes'sche Buchhandlung.

Inhaltsanzeige
von

Vogts, N., Europäischen Staatsrelationen, zwölften Bandes erstes Heft. Frankfurt am Main in der Andreäischen Buchhandlung.

I. Emil und Theodor. (Fortsetzung.)
II. Frankreich.
III. Schweden.
IV. Die Constitution des Königreichs Bayern.
V. Wie kann Europa sich die Colonialproducte ersetzen?
VI. Was wird aus dem Pabste werden?

Bey Johann Wilhelm Schmidt in Berlin ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen und Leihbibliotheken um beygesetzte Preise zu haben:

Anleitung einer sublimen Kriegskunst, herausgegeben von Julius von Voß. Nebst der militairischen Laufbahn des Verf. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Die Maitresse. Ein tragischer Roman von Julius von Voß. Mit Kupfern. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Servien, eine historisch-geographisch-statistische Skizze von Iwan Kamenskoi. gr. 8. 6 gr.

Philosophie der Medicin. Von Joh. Christ. Aug. Grohmann, Prof. der Philosophie in Wittenberg. gr. 8. 18 gr.

Ueber Onanie der Frauenzimmer, deren Folgen und die Mittel dagegen, sich ohne Arzt zu heilen, in Hinsicht auf Gesundheit, Leben und künftige Bestimmung. Ein Handbuch für Eltern, Vormünder und die an dieser Krankheit Leidenden. Herausgegeben von Dr. F. W. Wolff, j. practischem Arzte in Berlin. 8. 10 gr.

Vom Journal für Prediger, gr. 8. Halle bey C. A. Kümmel, ist des 54sten Bandes 1s und 2s Stück oder neues Journal 34sten Bandes 1s u. 2s Stück erschienen. Der Inhalt dieser beyden Stücke ist:

I. 1) Ideen zur intellectuellen und moralischen Bildung des Landvolks, vom Herrn Prediger M. Rall. (Forsetzung.)
2) Nach welchen Principien müssen Collisionsfälle in der Moral entschieden werden? vom Herrn Prediger Schaller.
3) Joh. Matthesii regula pastorales.

II. 1) Ideen zur intellectuellen u. moral. Bildung des Landvolks rc. (Fortsetzung.)
2) Das Applaudiren in der Kirche.

Die übrigen Rubriken: Pastoralcorrespondenz, historische Nachrichten, und Nachrichten und Urtheile über die neuesten theologischen Schriften, sind sehr reichhaltig, aber keines Auszugs fähig. Eine neue Rubrik sind darin die Annalen der Gesetzgebung im Königreich Westphalen, ein Auszug für Prediger des Königreichs rc. Das dritte und vierte Stück dieses Bandes erscheint in Kurzem.

Pindars olympische Oden, in ihr Sylbenmaaß verdeutscht von Friedrich Heinrich Bothe. In der Braunes'schen Buchhandlung in Berlin. 1 Thlr.

Was Philologen und neuere Dichter, welche Umfang, Kraft, metrische Anlage der griechischen und deutschen Sprache zu vergleichen und zu würdigen verstanden, für das Schwerste achteten, ist versucht und gelungen. Pindar ist mit seinen Sylbenmaaßen und in dem vollen Glanze seines lyrischen Schwunges der deutschen Sprache angeeignet. Man darf sagen, daß die Bothische Uebersetzung das Studium des Pindar wahrhaft weiter führt, und daß der griechische Dichter mehr dadurch gewonnen hat, als durch die zahlreichen Abdrücke und kritischen Vermuthungen, mit welchen mehrere Gelehrte ohne Dichterberuf ihm aufzuhelfen bemüht waren, denn Bothe hat uns jetzt den Dichter selbst zur Anschauung gebracht. — Uebrigens ist der Uebersetzung einer jeden Ode eine historische Einleitung vorangeschickt, und Anmerkungen begleiten sie, welche den Sinn und die historischen und mythischen Anspielungen erläutern, so daß auch der unstudierte Leser, welchen der Nahme Pindar anzog (und er wird viele anziehen), nichts für die Verdeutlichung nothwendiges vermissen wird. Möchten wir recht bald auch die übrigen Siegeshymnen Pindars auf gleiche Weise verdeutscht sehen! S.

Mengeweins, C. C. R., arithmetrischer und geometrischer Unterricht für die ersten Anfänger, vorzüglich für die Kunst- und Bürgerschulen, mit besonderer Hinsicht auf das Decimalsystem und die neufränkischen Maaße, Münzen und Gewichte; nebst einem Anhange nützlicher Aufgaben und Reductionen. Mit 3 Kupfertafeln. 8. Halle bey C. A. Kümmel. 8 gr.

Bey diesem Buche ist durchgängig bey dem ältern Münz- Maaß- und Gewichtssystem auch auf das neuere Rücksicht genommen. Hierdurch und durch seine Deutlichkeit empfiehlt es sich sowohl zum Selbststudium als auch zum Unterrichten in den benannten Gegenständen.

In der Braunes'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen:
Guter Rath für denjenigen Landmann, welcher durch die Folgen des Krieges sein Wohnhaus, seine Ställe und Scheunen eingebüßt hat; wie er mit ansehnlicher Kostenersparung und beynahe mit der Hälfte des bisher erforderlich gewesenen Bauholzes dieselben wieder aufbauen kann.

Der Verfasser gibt einige Nachrichten von dem Fortgange seiner Versuche, über die Verbesserung der Ziegelfabrikation, in Bezug auf die im Jahre 1800 erschienene Piece: Vorschlag zur Verbesserung der

Ziegelfabrikation rc. von Louis Catel, Architecten und Königl. Preuß. academischen Künstler. Mit 2 Kupfertafeln. Schreibpapier broschirt 20 gr. Druckpapier broschirt 16 gr.

Der Herr Verfasser dieser unter den jetzigen Umständen so nützlichen Schrift bemüht sich, die großen Nachtheile des Baues von Fachwerkswänden zu beweisen, und dagegen den Bau von Lehmwänden anzurathen; unter diesen Bauarten empfiehlt er vorzüglich den Bau mit Luftsteinen als den wohlfeilsten und dauerhaftesten. Er bringt eine neue Methode in Vorschlag, einen vollkommen festen Putz auf Lehmwände anzubringen, welche Methode durch Erfahrung brauchbar befunden worden. Er empfiehlt den Gebrauch des Mergelkalkes, da wo Steinkalk kostspielig anzuschaffen ist. Ferner lehrt er eine neue Art von Decken und Dach-Construction, wobey ansehnlich viel Holz gespart wird. Er gibt einige Vorschläge zur Verbesserung der Forsten, und sehr interessante Nachrichten über Verbesserung der Dachziegel-Fabrikation, welche dahin abzweckt, überall gute Dachziegel anfertigen zu können. Er zeigt, daß durch Aufhebung der Ziegeley-Monopolia, bey den jetzigen hohen Preisen des Strohes, Ziegeldächer nicht theurer als Strohdächer zu erbauen sind. Zuletzt lehrt er eine Art Scheunen bauen, welche außerordentlich trocken und zu gleicher Zeit luftig sind, und daß dabey beynahe zwey Drittheil des Holzes und der Kosten gegen eine gewöhnliche Scheune mit Lehmwänden und Strohdach erspart werden können.

Neuigkeiten der Henningsschen Buchhandlung in Erfurt.

Jubilate-Messe 1808.

Bellermann, J. J., der Theologe, oder encyklopädische Zusammenstellung des Wissenswürdigsten und Neuesten im Gebiete der theologischen Wissenschaften, für Protestanten und Katholiken. 6r Bd. 1 Rthlr. 8 gr.

Buse, G. H., das Ganze der Handlung, oder vollständ. Handbuch der vorzüglichsten Handlungskenntnisse für Kaufleute, Mäkler, Manufacturisten rc. 3ten, 4ten, 5ten Theiles 2ten Bandes 1ste Abtheil. 1 Rthlr. 8 gr.

Auch unter dem Titel:

Dessen vollständiges Handbuch der Handlungs- Zahlungs- und Frachtkunde. 2ten Bandes 1ste Abtheilung.

Gilbert, N. P., Dr. u. Prof. Ueber die Krankheiten, welche während des Preußisch-Polnischen Feldzugs bey der großen französ. Armee herrschten. Aus dem Französ. von Dr. Bock. Mit Anmerk. und einer Vorrede vom Geheimen Ober-Sanitätsrath Dr. Formey in Berlin. gr. 8. 16 gr.

Gotthard, Dr. J. G., der theoretisch-practische Wein- und Kellermeister, oder Unterricht in der Cultur und Behandlung des Weines; ein Handbuch für Weinbauer, Kellermeister u. Weinhändler. 2r und letzter Band. 8. 1 Rthlr. 6 gr.

Hecker, Dr. A. F., die Heilkunst auf ihren Wegen zur Gewißheit, oder die Theorien, Systeme u. Heilmethoden der Aerzte seit Hippokrates bis auf unsere Zeiten. 3te ganz umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Horn, [illegible] en Klinik. 2ten Theils 1ste [illegible] 20 gr.

Nolde, [illegible] s Stück. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Derselb[illegible] urtshelfer seit dem Anfan[illegible] 1 Rthlr. 8 gr

Sickler, [illegible] ihrem ganzen Umfange, nac[illegible] t von einer Gesellschaft pra[illegible] 1 Rthlr.

Deutschl[illegible] ntdeckungen und Erfahrungen practischer Landwirthe bereichert und bearbeitet von Joh. Friedr. Wollstein und herausgeg. von J. V. Sickler. 6r Band.

Sickler, J. V., Die Bienenzucht, oder practischer Unterricht mehrerer Bienenwäter, wie man einen Bienenstand mit Vortheil anlegen, erweitern und zu dem höchsten Ertrage bringen könne. 8. 1 Rthlr.

Trommsdorff, Dr. J., Systematisches Handbuch der gesammten Chemie, zur Erleichterung des Selbststudiums dieser Wissenschaft. 3r Band. 2te vermehrte u. verb. Aufl. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Desselben Werkes 5r Band. 2te Auflage. gr. 8. 1 Rthlr.

Beyde auch unter dem Titel:

Derselbe. Die Chemie im Felde der Erfahrung. 3r und 5r Band. Neue Auflage. gr. 8.

Dessen Geschichte des Galvanismus. 2te Auflage. gr. 8. 1 Rthlr.

Dessen neue Pharmacopoe, dem gegenwärtigen Zustande der Arzneykunde und Pharmacie angemessen. Nebst einem Anhang, welcher die französ. Militair-Pharmacopoe enthält. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Wollstein, Joh. Friedr., die Kunst, ohne alle Anleitung Pferde, Rindvieh, Schaafe, Ziegen, Hunde und das sämmtliche Federvieh, so wie die Bienen und Seidenwürmer selbst zu erziehen, warten, füttern und ihre Krankheiten erkennen und heilen zu lernen. Herausgegeben von J. V. Sickler. 5r Band. 8. 1 Rthlr.

Zur Michaelis-Messe 1808 erscheint:

Ehrmann, Th. Fr., allgemeines historisch-geographisch-statistisches Handlungs-Post- und Zeitungs-Lexicon u. s. w. Fortgesetzt vom Prof. Dr. Schorch. 3n Bandes 2te Abtheilung. gr. 4.

Trommsdorffs allgemeines pharmaceutisch-chemisches Wörterbuch u. s. w. 2ten Bandes 2te Abtheilung. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Trommsdorffs Apothekerkunst in ihrem ganzen Umfange.

Verbesserung.

Auf dem Umschlag des neunten Heftes (Theologie zweytes Heft) ist die Signatur F. R. I. P. aus Versehen zu Nr. 18. gesetzt worden; sie gehört zu Nr. 25.

Intelligenzblatt.

Nro. XI.

Kunstnachrichten aus Rom.

Nicht reichlich spendet die Kunst jetzt Bilder der Darstellung. Zu theuer ist der Stoff, zu wohlfeil das Talent, nicht geachtet der kunstreiche Schlag des Meisels, wo alles leichter und behender mit dem Schwerdt sich thut. Allein daß nicht ganz das Feuer sterbe, dafür sorgen immer einige Lampen, die wohl im Verborgenen andächtige Seelen zünden, und mehr noch große Prahlfeuer und Laternenfeste, die löbliche Verschwendung und gesättigter Reichthum wohl bisweilen auch den Künsten geben. Fließt daher der Strom auch nicht so reich und gedrungen voll wundersamer Kostbarkeiten, wie in kunstreichern Jahrhunderten, es rinnt doch bescheiden ein kleines Bächlein unten noch im Bette, das doch beweißt, daß die alten Brücken nicht umsonst gebaut. Von Zeit zu Zeit tritt wohl noch ein Kunstwerk aus Stein und Staub hervor, das des Beschauens würdig ist. Ein Kunstliebhaber, der in Rom der Metropole wohnt, hat geglaubt, es möge dem deutschen Kunstpublicum nicht unlieb seyn, von Zeit zu Zeit etwas von den seltnen Aloen zu vernehmen, die in großen Zwischenräumen dort erblühen, er wird fortfahren, wenn es genehm gehalten werden sollte.

Er will zuerst von plastischen Bildnerwerken sprechen. Conrad Eberhard aus Bayern, arbeitet gegenwärtig an der Ausführung in Marmor von zweyen erst modellirten Gruppen, die gleich uns überzeugen müssen, daß die Antike noch nicht alt geworden, und das ewig junge Leben noch nicht ausgestorben. Die eine Gruppe ist eine Muse mit dem Amor. Wenn je Liebe, Poesie und Kunst eines Werkes gemeinsam sich an

genommen, dann haben sie dem Künstler bey Verfertigung deises Werkes freundlich beygestanden, um sein ihnen ergebnes Gemüth und unablässig treues Streben mit schöner Gabe zu belohnen. Die Muse ist sitzend dargestellt, bekleidet und neigt das liebe bedeutungsvolle Haupt gegen den sich zu ihrer Rechten stehend anlehnenden nakten Amor, auf dessen Rücken ihr Arm ruht, und der mit unwiderstehlicher Sehnsucht und herzlichem Ergeben sie um die Hüften faßt, und durch sein Wesen klar ausspricht, daß nur Liebe in Poesie ein vollkommen Kunstwerk geben können. Die andere Gruppe ist Leda mit dem Schwane, Leda ganz nackt auf dem über den Sitz gefallenen Mantel ruhend vorgestellt, sie neigt sich zur Rechten gegen den Schwan, der sich an sie anschmiegt. Spricht das erste Werk von der Befreundung göttlicher Naturen, so ist hier die Lust durch die Unbefangenheit der Unschuld geheiligt dargestellt, und das Irdische auf seine Weise zum Himmel erhoben. Eberhard wird durch die Ausführung seiner Werke unter die beßeren Künstler würdig treten.

Gustav Göthe aus Stockholm hat eben einen Bachus in Lebensgröße in Marmor ausgeführt. Nackt sitzt dieser auf dem über den Stuhl gebreiteten Pantherfelle, und hält in der linken Hand eine Schale, während er sich auf die Rechte stützt. Form und Ausdruck entsprechen ganz dem Charakter des Gottes, sie sind etwas weich gehalten, und verrathen dadurch das gegen das sanfte hinneigende Gemüth des Künstlers. So träumt sich der Begeisterte den Dionysos, wenn ihm ausruhend nach dem Bade Ariadne die Schale reicht. Nebstdem hat Göthe auch einen Meleager, der in reifer Jugendkraft auftritt, und den Wurfspieß abwirft, gebildet; gewaltig in Form und Ausdruck, dem Besieger des calidonischen Ebers angemessen, und daher vollkommen im Entgegengesetzten von dem andern Bilde sich versuchend.

Thorwaldson und Canova verfertigen jetzt für den Kronprinzen von Bayern zwey Statuen in Lebensgröße, jener eine Venus, dieser einen Adonis; schon im Modelle entscheidet der Beschauer unbedenklich sich für des ersten Bild. Für denselben arbeitet F. Tiek die Büsten Göthes, de Carlis die Büste Winkelmanns, Rauch die von Mengs, so wie auch Kisling aus Wien eine Gruppe Venus und Mars, so wie die Büste des Erzherzogs Carl in Marmor ausarbeitet, wovon nach der Vollendung geredet werden soll.

Wir gehen zu den Mahlern über, die in leichterem Stoffe bildend, weniger von der Schwere der Zeit zu leiden scheinen, als jene, die gleichsam nur in üppigem Fleisch gestalten können. Schon bekannt in Deutschland durch die Delphischen Le-

ßhenbilder; so wie durch die Umrisse zu dem Gedichte der Genoveva sind F. und S. Riepenhausen aus Göttingen. Sie haben neuerdings in Rom durch Zeichnungen in schwarzer Kreide zum Taucher und dem Drachen auf Rhodos, dem Liede des Sängers von Göthe, der Verstoßung Agars, des Besuchs der Maria bey der Elisabeth und mehrerer Andern, die Aufmerksamkeit der Künstler und Kenner auf sich gezogen, die die große Anlage besonders für Composition an den beyden jungen Künstlern bewunderten. Doch vorzüglich verdient um die Kunst selbst und besonders um Deutschland machen sie sich durch viele Zeichnungen von den bis jetzt noch nicht bekannt gewordnen Gemählden der alten Meister vom Anfange des zwölften Jahrhunderts bis auf Raphael, die sie mit vielem Fleiße den Originalen nachgebildet, für deren Kunst sie einen seltenen Sinn verrathen. Diese Zeichnungen, die in Kupfer gestochen werden sollen, sind besonders dadurch von einem in die Zukunft noch immer steigenden Interesse, daß sie treu im Geiste von Originalen aufgefaßt, die wegen dem Zerstören und Niederreißen so vieler alten Kirchen, einem nahen Untergange entgegen sehen, sie doch wenigstens zum Theil der gänzlicher Vergessenheit entreißen. Das Ganze ist in der Weiße einer bildlichen Kunstgeschichte aufgefaßt, wozu die Künstler selbst eine kurze erörternde Beschreibung beyfügen werden. Vier Hefte, jedes zu zwölf Blättern, sollen bereits unter der Presse seyn, die uns mit Gemählden von Guido de Sienna, Cimabue, Tafi, Bufalmaco und acht Compositionen aus dem zwölften Jahrhundert, so wie mit denen von Giotto, Giottino, Purcio capanna, Duccio de Boninsegna und Masaccio bekannt machen. Die Künstler hatten sich vorgenommen, diesen Sommer eine neue Reise durch Italien zu machen; und wir haben noch viel Schätzbares von ihren Bemühungen zu erwarten. Nebstdem sind zwölf Stücke ihrer Zeichnungen, das Leben Raphaels vorstellend unter der Presse; wodurch die Künstler gleichfals tiefes Verständniß ihrer Kunst bewähren. Wagner aus Würzburg, besonders, was Wissenschaft und die Kunst des Mahlens selbst betrifft, ein höchst achtbarer Künstler, scheint besonders zum Großen und Gewaltigen hinzustreben, um durch Fülle und Kraft die inneren Kämpfe der Natur zu verkünden, die in der Seele des Künstlers aufgefaßt sich zu pathetischer Ruhe ordnen. So hat er nebst vielen andern Compositionen, worunter eine sehr zusammenhängende nach Schillers Eleusinischem Feste vorzüglich merkwürdig ist, den Rath der griechischen Helden vor dem Lager bey den Schiffen nach dem zehnten Gesange des Homers mit über lebensgroßen Figuren in einem Oehlgemählde

vorgestellt. Die Handlung geschieht bey aufgehender Sonne, welche auf der rechten Seite ihre Strahlen über das Meer von der Insel Tenedos her sendet, während man auf der andern den Berg Ida und die Stadt Troja erblickt, den Uliß und Diomed auf des Resus Pferden über die Ebene herbey reiten sieht, auf welcher mehrere todte Körper zerstreut liegen. Die neun rathschlagenden Helden bilden zwey Gruppen, unter welchen Nestor und Agamemnon als Hauptfiguren erscheinen. Nestor mehr als profil, sitzt etwas erhaben über den andern, auf der linken Seite des Gemähldes mit entblößtem Haupt ehrwürdigem Ansehen und weißen Bart, er scheint mit den Fingern etwas anzudeuten, oder die Folgen eines Vorhabens zu erwägen, indem er die rechte Hand ausstreckt, und mit dem Zeigefinger der linken darauf deutet; um die linke Schulter fält ihm ein lichtrother Mantel, welcher nur den linken Arm und Schulter, und die rechte Wade nackt erscheinen läßt. Hinter ihm folgt der alte Mikes mit starkem Bart und muthigem Ausdruck, der kaum zur Hälfte sichtbar ist, er sitzt im Profil, hat eine Kappe auf dem Haupt, den Schild auf dem Rücken, und den Spieß in der rechten Hand, vor ihm sitzt Ajax Telemons Sohn, der ihn größtentheils bedeckt, profil mit bebuschtem Helme; sein linker Fuß ist ausgestreckt, während er das aufgestellte rechte Knie mit beyden Armen, die ein Schwerdt fassen, anhält; über die rechte Schulter und den halben Rücken fällt ihm ein dunkel himmelblauer Mantel, das übrige seines Körpers ist nackt; zu seinen Füßen sitzt der jüngere Ajax im Profil auf der Erde, er ist ganz nackt, von der Rückseite sichtbar, während er sich auf den rechten Arm stützt, und dasselbe Bein ausstreckt, ruht sein linker ausgestreckter Arm auf dem Knie von demselben aufgestellten Beine. Zwischen seinen Schenkeln liegt sein Schwerdt, und vor ihm ein Helm. Miriones fast ganzes Gesicht, bildet im Hintergrunde die Vereinigung mit der entgegengesetzten Gruppe, er ist fast ganz in einen grauvioletten Mantel eingehüllt, und hat nur das Haupt und den linken Arm bloß, mit welchem er zwey Wurfspieße zwischen die Finger preßt. Neben ihm etwas erhaben sitzt Idomeneus, fast ganzes Gesicht halb sichtbar mit einem Helme bedeckt, und umfaßt mit der linken seinen Bart, den Nestor ansehend. Auf ihn folgt Trasimedes, Nestors Sohn, stehend und halb sichtbar, ohne Helm mit der linken Hand, die er vor das Haupt hält, stützt er sich auf eine Lanze, über die rechte Schulter hängt ein grünes Gewand, vor diesem steht Menelaus im Profil, und bildet mit den entgegengesetzten beyden Ajax die ersten Figuren des Vordergrundes. Sein linker Fuß steht aufgehoben auf einem Felsenstücke,

auf welchem sein rechter Arm ruht, und den Bart stützt. Er ist nackt, außer daß um den linken Schenkel eine Tiegerhaut hängt, trägt einen Helm, und hält in der linken Hand, welche unter dem rechten Ellenbogen hervorsieht, ein Schwerdt; in dem Schatten, welche diese drey letzten Figuren bilden, sitzt mehr als profil Agamemnon mit über einandergeschlagenen Beinen, das Haupt mit der linken stützend, dessen Ellenbogen auf demselben Knie stehet, während die rechte in seinem Schooße ruht, um seinen Rücken hängt eine Löwenhaut, welche noch über den rechten vordern Schenkel fällt. Sehr sinnig hat der Künstler den Agamemnon ganz in den Schatten gesetzt, und dadurch zugleich den Unmuth seiner Seele auszudrücken gesucht, Traurigkeit und Unentschlossenheit leuchtet auf eine sehr individuelle Weise aus den Phisionomien der Helden, und stellen die besondern Character zu genüge dar, mit welchen die jedesmalige Eigenheit der Formen und des Colorits übereinstimmen. Agamemnon in mächtiger Form, scheint in sich selbst vertieft, traurig über das vorgegangene und unentschlossen für die Zukunft. Menelaus etwas kleiner und schwächer als sein Bruder, nimmt Antheil an der Handlung, und scheint die Rede des Nestors gut zu heißen. Idomeneus sieht dagegen den Redner verdrießlich und untheilnehmend an, Trasimedes scheint etwas gleichgültig sich ganz in den Willen der andern ergeben zu wollen, Miriones dagegen mit abgewandtem Gesichte sogar die Beredsamkeit des Nestors zu verachten, oder vielmehr unwillig über die Ruhe und Unentschlossenheit der andern vollen Tag und Kampf zu wünschen. Nestor entspricht ganz seinem Character und Unternehmen, und ist seines Vorbilds nicht unwürdig. Mikes scheint den Augenblick zu erwarten, um auch sprechen zu können, während die beyden Ajax sich auf ihre Stärke verlassend, ruhig zuhören. Koch aus Tyrol erscheint durch seine Darstellung von Christus im Tempel unter den Pharisäern lehrend, während ihn seine Mutter und Joseph antreffen, in der Historienmahlerey als jener große Characterenschilderer, als welcher er sich längst in der Landschaft bewährt hat, er ist ein wahrer Albrecht Dürer unserer Zeit, und kommt den ältern Meistern Italiens als z. B. Giotto und Massaccio jedoch mit weit vollendeterer Kunst in geistiger Hinsicht vielleicht unter allen Neuern am nächsten. Er versteht die Idee jedes einzelnen in ihrer ganzen Tiefe aufzufassen, und in jeder Mannigfaltigkeit die besondere Eigenthümlichkeit des Individuums lebendig hervor leuchten zu lassen. Die Darstellung seines Bildes will der Referent sich für ein andermal vorbehalten. Seine Zeichnungen zu Dantes göttlicher Comödie, sind ein wahres

Epos, und in characteristischer Hinsicht mit nichts der Art zu vergleichen, denn sie sind ganz des großen Dichters würdig. Auch seine letzte Schweitzer-Landschaft aus dem Canton Bern, ist vortrefflich, und macht alle die verstummen, die in seinen Gemählden Poussinische und Claude Lorrain'sche Nachahmung zu finden glaubten. Schick aus Schwaben hat ein Gemählde, den Apoll unter den Hirten vorstellend, mit fast drey Viertels lebensgroßen Figuren in Oehl ausgeführt, das den Ruf des Künstlers, welchen er sich durch sein vorhergehendes Bild, das Opfer des Noah, erwarb, vermehrt. Zwey Hauptzüge herrschen in der Handlung, die des siegenden Apolls nehmlich, und die Aufmerksamkeit der Zuhörenden, deren Empfindungen gradweiße mannigfaltig und bestimmt ausgedrückt sind, und dem Gegenstande auf das würdigste entsprechen. Das ganze bildet zwey Hauptgruppen, in der Mitte der Rechten gegen die Linke zu, im Profil sitzt Apoll auf einem Felsenstücke unter einem Lorbeerbaum, im Begriffe etwas Göttliches zu verkünden, die blonden Locken seines Hauptes sind mit einem Lorbeerkranz umgeben, der Ausdruck des Gesichts begeistert, und aus den Augen blitzt ewige Poesie in hohem Leben. Sein linker Arm und Fuß sind ausgestreckt, während die Rechte auf dem aufgestellten Beine derselben Seite ruht, und eine Sirings hält. Um die linke Schulter und den rechten Vorderarm hängt ein gelbes Gewand, so daß der größte Theil der Brust und des Nackens, der rechte Ober- und linke Unterarm nebst den Füßen von der Hälfte des Schenkels an nackt bleiben. Unter ihm auf der linken Seite sitzt ein blondgelocktes Mädchen, welche als die Schönste unter allen im Bilde, mit sehnsüchtigem Blicke den Apoll als göttlich Geliebten ansieht, und ganz hingegeben seinen Tönen horcht. Ihr ganzer Oberkörper bis an die Hüften ist nackt, ein Gewand von gebrochen rother Farbe umhüllt den untern Theil, ihre Füße sind übereinander geschlagen, der linke Arm ruht in ihrem Schooße, während sie sich auf den wenig sichtbaren rechten lehnt; hinter ihr und dem ausgestreckten linken Arm des Apoll, steht ein Greis ganz in einen Mantel von ins grüngelbe spielender Farbe eingehüllt, der noch über sein Haupt gezogen ist. Sein Gesicht hat ein ehrwürdiges Ansehen und einen weißen Bart; er blickt aufmerksam auf den Apoll, während sich seine Rechte auf einen Stab stützt, ruht seine Linke auf einem hinter ihm hervorlauschenden Knaben, der in ein bläulichtes Gewand gekleidet ist, und seine blonden Haare mit einem grünen Bande umwunden hat; beyder untern Hälften sind von dem vorgenannten Mädchen verdeckt. Hinter dem Apoll am rechten Rande des Bildes, sitzt unter einer

blühenden Hollunderstaude ein liebendes Paar, das Weib umfaßt den Mann und drückt ihre linke Hand auf dessen rechte Brust, während dieser mit seiner Linken ihren Nacken umfaßt, und sich auf seine Rechte stützt, beyde hören entzückt Apolls Tönen zu. Das Mädchen hat ein blaues Gewand und violetten Kopfputz, der Jüngling trägt einen Huth und einfaches braunes Kleid; beider untern Hälften sind vom Apoll verdeckt, unter welchem angelehnt an den Felsen, worauf Apoll sitzt, ein Jüngling auf einem rothen Mantel liegt. Er ist in der Blüthe der Jahre, sein aufgelehnter linker Arm stützt das Haupt, das aufmerksam auf den Apoll hinsieht, und dessen braune Locken mit einem grünen Epheukranz umgeben sind. Ein Hund schmiegt sich an ihn an, auf welchem seine Rechte ruht; um die Hüften trägt er ein einfaches blaues Gewand, das übrige des Körpers ist nackt; auf seinem Rücken hängt ein Köcher voll Pfeile und bezeichnet den Jäger, der Wild und Jagd vergessend von Apolls Göttermusik gefesselt ist. Mit ihm schließet sich die rechte Gruppe, wovon er die vorderste Figur ausmacht. Unter dem blondgelockten Mädchen vor dem Apoll sitzt ein nacktes Kind auf der Erde, das unbekümmert um den ganzen Vorgang mit Blumen spielt. Dieses Kind macht den Uebergang und die Vereinigung mit der andern Hauptgruppe auf der linken Seite des Gemähldes, an welche sich zwey Knaben mit einem kleinen Mädchen anschliessen, die sich wechselseitig umfassend, zunächst dem Apoll entgegenstehn. Das am weitesten zurückstehende blondgelockte Mädchen, macht mit aufgehobener rechter Hand beyde Knaben auf des Gottes Melodien aufmerksam, worauf der mittlere größere Knabe stumm aufhorcht, der vordere tief getroffen, seinen Gefühlen luft zu machen sucht. Um die rechte Schulter des Mädchens hängt ein gelbes Gewand, das übrige ihres Körpers so wie der mittlere Knabe sind ganz nackt, den vordern umhüllt ein einfaches röthliches Gewand. Hinter diesen Kindern hat sich ein noch nicht ganz erwachsenes Mädchen auf den Boden gesetzt, auch sie ist nur bis auf den halben Leib bekleidet mit einem blauen ins violet spielenden Mantel, der ihr von den Schultern herunter gefallen scheint; mit der Linken hat sie sich auf die Erde gestützt, Körper und Kopf sanft vorwärts gebogen, die Augen auf den Apoll gerichtet. Ihre lange schlicht blonde Haare fließen über den Schultern herab, die rechte Hand noch den Mantel haltend, liegt im Schooße. Sie ist etwas weiter zurück als die Kinder; vor ihr bis in den Vorgrund heraus bilden vier Figuren eine Gruppe. Ihr zunächst hat sich ebenfalls eine weibliche Figur an den Boden gelegt, die sich an eine andere sitzende Frau angelehnt, indem

sie die linke Hand und Haupt auf deren rechte Schulter gelegt; sie ist ganz bekleidet, ein lichtblaues Tuch umgiebt das Haar, welches braun nur wenig hervorsieht; das Unterkleid, welches Brust und die eine Schulter bedeckt ist grün, was noch von ihr sichtbar ist, mit einem hochrothen Mantel bekleidet, doch ist sie größtentheils von einer nahe dem Vorgrund liegenden männlichen Figur verdeckt. Die weibliche Figur, an welche sie sich lehnt, ist bestimmt schon Frau, noch jung, aber doch schon von reifern Jahren als die vorige, und in Verschiedenheit mit den andern von vollem Körperbau; sie sitzt, die Füße übers Kreutz, wovon nur das linke Knie und der rechte Fuß sichtbar sind; ihr rechter Arm und Hand, von welchem nur die Schulter, auf welche sich ihre Freundin lehnt, zu sehen ist, scheint in dem Schooße zu ruhn, in welchem zugleich der linke Ellenbogen gestützt ist, den Arm gegen das Haupt erhoben; die Hand ist bereit den gebogenen lächelnden Kopf, der mit fröhlich heitern Augen zum Apoll hinsieht, zu stützen; diese vorwärts gebogene Stellung vereinigt sich mit der sich zurücklehnenden Stellung der vorigen Figur. Diese letzte hat ihr braunes Haar zierlich aufgeflochten, ein feines weißes Unterkleid bedeckt den ganzen Busen und Oberarm; Hüften, Kniee und Füße sind mit einem grünlichen Oberkleide umschlungen. Vor diesen Frauen, so daß er, wie schon bemerkt, größtentheils die grün und roth bekleidete Figur bedeckt, gerade dem Apoll gegenüber, hat sich ein noch junger Mann an den Boden geworfen, den linken Fuß gegen den Gott ausgestreckt, den Körper rückwärts gelehnt, scheint er sich auf den unsichtbaren linken Ellenbogen am Boden zu stützen. Der rechte Arm ist ausgestreckt, um mit der Hand das rechte Knie zu umfangen, welches erhoben, da der rechte Fuß sich unter das Knie des linken Beins gesteckt hat. Er ist gelb bekleidet, seine braune Farbe und kräftiger Körperbau scheinen den abgehärteten Landmann zu jeder Arbeit wie zum Krieg geschickt, anzuzeigen; aufmerksam hangen seine Augen an den Lippen des Gottes. Vorwärts näher als er, sitzt ein Jüngling ebenfalls auf dem Boden, dessen Stand ein Schäferstab andeutet; durch ihn wird der linke Arm und Schulter der vorigen, so wie ein Theil der weiblichen Figur verdeckt; in noch zartem Alter, mit kraußblonden Haaren, die ihm weich über die Stirn herabhangen; um die Hüften bis über die Knie herunter ist ein rothes Gewand um ihn geschlungen; die rechte Hand ruht mit dem Schäferstab auf dem rechten Knie, die Linke mit Früchten angefüllt, ist auf den Mantel am Boden niedergesunken; hinter den drey Kindern und den hinter ihnen sitzenden halbnackten Mädchen, erscheint

ein junger Mann aus dem Hintergrunde hervorschreitend, welchen mehr noch der Heldenkörper, von welchem die Brust und der linke Arm nackt ist, und der edle Kopf, als der reichgefaltete Mantel und das Diadem, welches das Haupt umschlingt, den höhern Stand erkennen lassen, und ihn uns als Admet zeigen. Er deutet mit der Rechten nach dem Apoll hin, indem der Kopf sich nach der linken Seite senkt, und er zu einem Knaben zu sprechen scheint, der freundlich bittend in eilendem Gang mit seiner rechten Hand am linken Arm des Helden hängt, und in der linken eine kleine Syrinx emporträgt. Noch weiter rückwärts zugleich am Rande des Bildes, halb hinter dickem Gebüsch versteckt, ist eine Gruppe von fünf Satirn sichtbar, die mit spottischen Gebärden dem göttlichen Sänger zuhöhren, und neidisch seinen Gesang zu verspotten scheinen. Noch tiefer dem Mittelgrunde nahe, zeigt sich noch eine weibliche Figur auf der Platform eines Hauses mit einem Kinde beschäftigt, und nach der Versammlung, welche den Apoll umgibt, heruntersehend. Den Rest der Tafel füllt eine reitzende zugleich einfache und reiche Landschaft aus. Vor einem Gebäude steht ein Altar, auf welchem ein Opfer brennt, und vor diesem kniet, von einer Schäferheerde umgeben, ein Alter, das Haupt ehrfurchtsvoll nach griechischer Sitte verhüllt mit erhobenem Blick und Händen den Göttern dankend, deren Bildniß wahrscheinlich Pan, in einer Nische des bedeckten Vorderhauses zu sehn. Jenseits des sich reitzend schlängelnden Baches, in dessen hellem Spiegel der blaue Himmel und die Blüthenbäume des entgegengesetzten Ufers sichtbar sind, bemerket man eine ruhige am Ufer weidende Rinderheerde, und einen Mann, der aus dem Bad gestiegen zu seyn scheint, vielleicht wollte der Künstler hierdurch auf eine geistreiche Weiße, an den Raub der Rinderheerde durch den Knaben Merkur erinnern, der, während Apoll seine Lieder sang, begangen wurde, und den niemand bemerkte, als der ihn von ohngefähr begegnende Battus, für welchen man leicht diesen dem Bad entstiegenen nehmen könnte. Hinter baumbegränzten Höhen schliessen blaue Berge dem Auge die Weite. — Von Zeichnung, Colorit, Beleuchtung ꝛc. bey einem so vollendeten Kunstwerke zu sprechen, wäre überflüssig, alles ist vortrefflich, so wie Schick selbst, dem Gott ein langes Leben verleihen möge, um die Welt mit seinen Werken zu erfreuen.

Ludwig Neureiter aus Zweybrücken, hat
mählde, genommen von St. Giovanni de Later
cani in dem monte cavo, seine Kunst in der
rey bewährt. Die aufgehende Sonne vertreibt
noch die Thäler hüllen, während die Berge in

sich erheben. Man möchte sagen, das Werk drücke sinnbildlich den Zustand des Künstlers aus, indem auch die Milde des italischen Himmels die Nebel und harten Eindrücke des Nordens zu brechen scheint, weswegen ihm vorzüglich ein längerer Aufenthalt dort zu wünschen wäre.

Georg Moller aus Westphalen, hat durch seine wunderschöne Ausführungen der Münster von Straßburg und Freyburg, nicht gemeine Geschicklichkeit, und höheren Beruf als gemeines Baumeistertalent giebt bewährt. Er ist einer der Wenigen, welche den Geist der griechischen, gothischen und italiänischen Architectur aufzufassen verstehen, und verspricht unserm Vaterlande einen Meister in der Baukunst.

Rom im May 1808.

T. Glöckle.

Wir enthalten uns, über die herrliche Darstellung des Einzelnen viele Worte zu machen, und wünschen dem Werke solche und so viel Leser als es verdient.

Nachricht.

Endesgesetzte privilegirte Steindruckerey hat von Sr. Königl. Majestät die allerhöchste Gnade erhalten, die in dem Königl. Kunstkabinette befindlichen Handzeichnungen der berühmtesten Mahler, Zeichner, und Kupferstecher zu kopiren, und von Stein abzudrucken, weil sie durch die Verfertigung eines vollkommenen Fac Simile der in der Königl. Centralbibliothek zu München verwahrten christlich-mythologischen Handzeichnungen von Albrecht Dürer, welches den ungetheilten Beyfall aller Kunstkenner erhalten hat, den Beweis gab, daß nur durch Steinabdrücke dergleichen Handzeichnungen, dem Originale ganz getreu, wieder gegeben werden können. Mit innigstem Dankgefühle machen wir also diese erhaltene allerhöchste Gnade bekannt.

Jeder, der so glücklich gewesen ist, sich durch den Augenschein von dem großen Werthe dieser so zahl- und gehaltreichen Sammlung zu überzeugen, wird sich mit uns erfreuen, daß ein so äußerst schätzbares Werk, welches bisher nur wenige, und nur flüchtig genießen konnten, nun durch die getreueste Nachahmung allgemein verbreitet werden kann, wodurch unstreitig die Veredlung der Kunst beträchtlich gewinnen wird.

Da diese Herausgabe aber ein Unternehmen ist, welches große Kosten verursachet; da man nur die besten Künstler daran arbeiten lassen kann, und auch nach allerhöchster ausdrücklicher Verordnung beym Abdrucke solche Veranstaltung treffen muß, daß alle Abdrücke so vollkommen, als möglich, ausfallen müssen; so wird zu unsrer Sicherheit der Subskriptionsweg eingeschlagen, weil nur durch eine sichere Anzahl von Abnehmern die möglichste Wohlfeilheit erzielt, und also das Werk selbst desto gemeinnütziger gemacht werden kann. Um jedoch die Abnahme so sehr als möglich zu erleichtern, haben wir uns entschlossen, die Sammlung sowohl im Ganzen als Theilweise zu veräußern, so, daß es Jedermann freysteht, entweder auf das ganze Werk, oder Jahrweise, oder auch auf einzelne Meister zu subskribiren.

Es erscheint monatlich ein Heft von sechs Blättern mit einem Umschlage in groß Regal-Formate, 23 bayer. Zoll hoch, und 16 Zoll breit, auf das feinste Basler Papier gedruckt; es ist aber möglich, daß in der Folge die Hefte bis auf zwölf Blätter anwachsen können.

Der Subskriptionspreis für solche Abnehmer, welche auf das ganze Werk subskribiren, ist für jedes Blatt 25 Kr. Für jene, welche Jahrweise subskribiren, ist der Preis für ein jedes Blatt 30 Kr.

Der Ladenpreis richtet sich nach dem größeren innern Werthe, und nach der mehr, oder minder schwierigen Bearbeitung eines jeden Blattes, so, daß manche Blätter bis auf 5 Fl. zu stehen kommen werden, und das wohlfeilste nicht unter 48 Kr. einzeln verkauft wird; da hingegen die Herren Subskribenten ein Blatt wie das andere um gleichen Preis erhalten.

Wegen Bestellung wendet man sich entweder in frankirten Briefen unmittelbar an uns, unter der Addresse: An die königlich-bayrische privilegirte chemische Druckerey von Aloys Senefelder, Franz Gleißner u. Comp. oder man subskribirt auch in nachstehen Orten, als:

In Frankfurt a. M. bey Varrentrap u. Wenner.
In Hamburg bey Friedr. Perthes.
In Heidelberg bey Mohr und Zimmer.
In Leipzig bey Göschen.
In Mailand bey Gebrüder Artaria.
In Nürnberg bey Frauenholz et Comp.
In Paris bey Bénard, Marchand d'Estampes.
In Petersburg bey Ruspini.
In Wien bey Artaria et Comp.
In Zürich bey Füßly et Comp.

Da der berühmte hiesige Gallerie-Direktor von Mannlich zur Unterstützung der Steindruckerey vieles beygetragen, und späterhin auf speziellen Befehl Sr. königl. Majestät die Direktion des ganzen Unternehmens auf sich genommen hat, so darf das Publikum nur vollkommen gut gerathene Produkte unsers Kunstfleißes erwarten.

Den Anfang dieser Original-Ausgabe macht eine Sammlung von 44 Blättern Albrecht Dürer'scher Handzeichnungen, wovon die vier ersten Hefte, jedes zu 6 Blättern, schon fertig sind *), und den Herren Subskribenten in dem nämlichen Formate, wie die obigen Zeichnungen, geliefert werden; Liebhaber, die dieses Werk allein zu haben wünschen, erhalten es in großem Papierformat zu 22 Fl. und im kleinern zu 16 Fl.

*) Jeder Kunstfreund wird mit wahrem Vergnügen die vom Hrn. geheimen Rath von Göthe in Weimar verfaßte meisterhafte Anzeige dieser vier Hefte in der Jenaer allgemeinen Literatur-Zeitung vom 10. März d. J. lesen.

München den 1. Junius 1808.

Königl. Bayer. allein privilegirte chemische Druckerey von
Aloys Senefelder, Franz Gleißner
und Comp.

In der Braunes'schen Buchhandlun
schienen und in allen soliden Buchhandlungen

Winterreise durch einen Theil
Schwedens nach Kopenha
1807. brochirt.

Eine Reise durch Norwegen und Schwe
gen, vorzüglich durch die Küstenprovinzen d
nicht gelegener kommen. Die hierin berük
der Ostsee sind schon jetzt oder werden noch
auf dem gegenwärtigen Kriegsschauplatz wer
machte die Reise im Jahre 1807, und docun
Seite als ein gebildeter und unterhaltender
jeden befriedigen, der Unterhaltung und Be

Von dem Philologischen Journale, w
fange dieses Jahrhunderts in lateinischer Sp
Titel:

Commentarii Societatis Phil
siensis edi curavit Chri
Beck. (Vol. I. Part. I. et II. V
II. Vol. III. Part. I. et II. Vol.

in sieben Stücken, zwey zu einem Bande g
ist, und von welchem jedes Stück zwölf B
Buchhandlungen mit 12 gr. und ein voll
mit 3 Thlr. 12 gr. bezahlt wird, von dieser
Freunde der Literatur gewiß höchst interessan
vielen Original-Aufsätze wegen, mit welchen
andern Gelehrten, so vorzüglich von dem
selbst, beschenket worden, einen entschieden
Werth haben muß, versende ich, der Rec
schule zu Plauen, von hier aus und durch n
Freunde, die noch übrigen Exemplare um d
ses, jedes Stück zu 6 gr. und ein vollstän
1 Thlr. 18 gr. mit der Bitte, dieß Denk
und deutscher Gelehrsamkeit durch Verbreitun
Beförderung des Absatzes der noch übrigen
zu unterstützen.

Plauen im Voigtlande Ostermesse 1808.

M. W

Wem Leipzig näher liegt, der belie
und portofreyer Einsendung obigen Betrags
ler Joh. Chr. Eurich daselbst zu wenden
sorgung seines Auftrags versichert zu seyn.

Neue Verlagsbücher der Braunes'schen Buchhandlung in Berlin.

Ostermesse 1808.

Alwin. Ein Roman in 2 Bänden, von Pellegrin. 2 Theile. 8. 3 Rthlr.

Beaumont's und Fletcher's dramatische Werke, herausgegeben von Kannegießer, 2r Th. 8. 1 Rthlr. 8 ggr.

Beschreibung der Festung Gibraltar nebst einem Plan, brochirt, 8. 12 ggr.

Bode's, J. E., Astronom, vierter Supplementar-Band zu den astronomischen Jahrbüchern, mit 2 Kupfertafeln, gr. 8. 2 Rthlr.

Catel's, Louis, Architekten und Königl. Preuß. Akademischen Künstler. Guter Rath für denjenigen Landmann, welcher durch die Folgen des Krieges, sein Wohnhaus, seine Ställe und Scheunen eingebüßt hat. Wie er mit Kostenersparung und beynahe mit der Hälfte des bisher erforderlich gewesenen Bauholzes, dieselben wieder aufbauen könne. Mit 2 Kupfertafeln, brochirt gr. 8. Schrpp. 20 ggr. Druckpp. 16 ggr.

Déscription de la forteresse de Gibraltar, truduite de l'allemand en françois, par G. D-r. broché 8. 12 ggr.

Emma. Rosauras Schwester, vom Verfasser der Rosaura. (von Dr. F. H. Bothe). Mit einer Titelvignette, brochirt 8. 1 Rthlr. 16 ggr.

Heinsius, Professor Theodor, Teut oder theoretisch praktisches Lehrbuch des gesammten deutschen Sprachunterrichts. 2r Thl. 8. 1 Rthlr. 12 ggr.

Auch unter folgendem Titel:

— — grammatisch-stilistische Vorschule, oder theoretisch-praktische Anleitnng zum richtigen Sprechen, Schreiben und Verstehen der deutschen Sprache. 8.

Henke's, D. A., Handbuch der speciellen Pathologie I. u. II. B. I. u. II. Abtheilung, gr. 8. 5 Rthlr. 12 ggr.

Himly's, J. F. W., Gall und Lavater. Beyträge zur vergleichenden Würdigung der neuen und alten Physiognomik, brochirt. 8. 16 gr.

Horn's, Dr. Ernst, Archiv für practische Medizin und Klinik, IV. Bds. 1s 2s Heft, brochirt, gr. 8. 2 Rthlr.

Auch unter dem Titel:

— — neues Archiv für medicinische Erfahrungen, VI. Bds. 1s Heft.

Iffland's, A. W., Beyträge für die deutsche

Schaubühne, in Uebersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Schauspieldichter, 2r Bd. 8. 1 Rthlr. 8 ggr.

Magazin der neuesten Reisebeschreibungen in unterhaltenden Auszügen, mit 2 Kupfern und 3 Karten, 1r Band, brochirt, gr. 8. 2 Rthlr.

Mein Vaterland Preußen, nach seinem Entstehen und Aufblühen, oder Entwickelungsgeschichte der Preußischen Monarchie, mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Ereignisse der Zeit. Mit einer Karte. Zweyte gänzlich umgearbeitete Auflage, gr. 8. 1 Rthlr.

Auch unter dem Titel:

Die Hohenzollerischen Regenten auf dem Preußischen Thron. Ein historisches Handbuch für Freunde des Vaterlandes. Mit einer Karte, brochirt.

Pindar, von Friedrich Heinrich Bothe, 1 Thl. 8. 1 Rthlr.

Auch unter dem Titel:

Pindar's olympische Oden, in ihr Sylbenmaafs verdeutscht von F. H. Bothe. II. Theil 8. 1 Rthlr. 8 ggr.

Auch unter dem Titel:

Bemerkungen über Pindars Werke von F. H. Bothe.

Rockstrohs, Dr. H., die Anfangslehren der Buchstabenrechnung und Algebra, nach einer einfachen Methode zum Selbstunterricht erläutert, 8. 1 Rthlr. 4 ggr.

Ueber die Wirkungsart des gesäuerten Quecksilbers, brochirt. 8. 6 ggr.

Winterreise durch einen Theil Norwegens und Schwedens nach Kopenhagen im Jahre 1807. 8. br. 1 Rthlr. 12 ggr.

Gräters Gedichte.

Die angekündigte Sammlung von Gräters Gedichten erscheint in der unterzeichneten Buchhandlung zur Mich. Messe dieses Jahrs mit dem wohlgetroffenen Bildnisse des Dichters sauber gestochen, verziert. Der Subscriptionspreiß ist für ein

	fl.	kr.
Exemplar auf Druckpapier.	—	45
— Schreibpapier.	1	—
— Postpapier.	1	36
— Velinpapier.	3	12

und der Termin bleibt noch bis zum 29ten September offen, der nachherige Ladenpreiß wird auf das doppelte erhöht. Wer auf 10 Ex. subscribirt, erhält das 10te frey. Die Nahmen der Subscribenten werden dem Werke vorgedruckt, und man bittet sie deshalb leserlich geschrieben an den Herrn Verfasser,

Professor Gräter in Schwäbisch Hall, oder an unterzeichnete Buchhandlung einzusenden.

Mohr und Zimmer in Heidelberg.

Commentar über das Gesetzbuch Napoleons

oder: gründliche Entwickelung der Discussion dieses Gesetzbuches im Staatsrathe, worin nur der Text der Gesetze — die über jeden Artikel gemachten Bemerkungen, und die Entscheidungsgründe des Staatsrathes — die Beziehung der Abweichungen vom römischen und ehemaligen französischen Rechte — die vom Cassationshofe erlassenen Urtheile, um den Sinn der Artikel zu bestimmen, und die besondern Bemerkungen des Verfassers um verschiedene Artikel miteinander zu vereinigen und zu berichtigen, und die Auslegung anderer zu erleichtern, enthalten sind.

Von Herrn Jakob von Maleville, Präsidenten des Cassationshofes und einem der Verfasser dieses Gesetzbuches aus dem Französischen übersetzt, mit vielen praktischen Erläuterungen, den Meynungen berühmter Rechtsgelehrten, so wie mit allen Urtheilen vermehrt, welche über wichtige Rechtsfragen, die nach dem Gesetzbuche Napoleons entschieden werden müssen, in Frankreich erlassen worden sind, von Herrn Wilhelm Blanchard, Präsidenten des Civilgerichtes in Kölln. Zweyter Band. 2 Rthlr. 16 ggr.

ist bey unterzeichneter Buchhandlung erschienen, und in allen Buchhandlungen, die ihre Saldos vom vorigen Jahre gehörig abgeliefert haben, versendet worden. Der zweyte Band enthält den Commentar über das II. Buch und die Titel I. und II. des III. Buches des Codex Napoleons.

Der ungetheilte Beyfall, mit welchem der erste Band dieses nützlichen Werkes aufgenommen worden ist, sichert dem zweyten eine eben so günstige Aufnahme; auch hierin wurde der Werth des Original-Werkes durch die praktischen Erläuterungen des Uebersetzers und die Anführung vieler wichtigen Urtheile, welche die französischen Justizhöfe in Prozessen erließen, die nach dem Gesetzbuche Napoleons entschieden werden müssen, ungemein erhöht. Versprochener Massen erscheint der dritte Band vor der Herbstmesse, der vierte und letzte unmittelbar nach derselben, so daß das deutsche Publikum in kurzem einen vollständigen Commentar über das ganze Gesetzbuch Napoleons erhalten wird.

Kölln im Junius 1808.

Keil'sche Buchhandlung.

Inhalt.

I) Philologie und Mythologie in ihrem Stufengang und gegenseitigen Verhalten. Von F. Creuzer. S. 3.

II) Recensionen:

1) Wagner Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt. Von demselben. — 25.

2) Adelung älteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Literatur bis zur Völkerwandrung. Von Fr. Wilken. — 61.

3) Platons Werke von Schleiermacher. Von A. Böckh. — 81.

4) Recherches curieuses sur l'histoire ancienne de l'Asie par I. M. Chahan de Cirbied et F. Martin. Von Fr. Wilken. — 122.

5) Büsching und von der Hagen Sammlung Deutscher Volkslieder. Von Fr. S. — 134.

6) Wolf und Buttmann Museum der Alterthumswissenschaft. Ersten Bandes, erstes Stück. Von C. — 142.

7) La cloche poeme traduit de l'allemand de Schiller. Von W. — 144.

Ankündigung.

In einigen Wochen erscheint:

Studien, herausgegeben von C. Daub und Fr. Creuzer. 3n Bandes 2s Stück.

Es enthält: 1) Charakteristik des Hebraismus, von de Wette. 2) der Streit der Schule und des Lebens, von J. Görres.

Diese Zeitschrift wird auch in diesem Jahre fortgesetzt. Das erste Stück des gegenwärtigen Jahrganges, welches bald nach Ostern erscheint, wird unter andern eine Abhandlung des Herrn Prof. Wilken über Persepolis, enthalten.

Mohr und Zimmer.

Inhalt.

1) Göthe's Werke. Erster bis Vierter Band. 1806. Von Fr. S. S. 145.
2) Eichhorns Geschichte der Literatur. Erster Band. Zweiter Band. Erste und Zweyte Hälfte. Vierter Band. Erste Hälfte. Fünfter Band. Erste Abtheilung. Von R. S. 184.
3) Benito Pardo de Figueroa über Raphaels Transfiguration. Von A. Schreiber. S. 201.
4) Ciceronis Scripta rhetorica minora, ed. Wetzel. Von A. Zinserling. S. 208.
5) Ciceronis Rhetorica ed. Greysing. Von Demselben. S. 213.
6) Ruhnkenii Opuscula orator. philol. critica. Von Demselben. S. 214.
7) Hormayr Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tyrol. Erster Theil. Erste Abtheilung. Von ϱ. S. 215.
8) Adam H. Müller Vorlesungen über die Deutsche Wissenschaft und Literatur. Zweyte Ausgabe. Von Fr. S. S. 226.
9) Lithographische Kunstproducte. Siebenzehnte bis Fünf und Zwanzigste Lieferung. Von A. Schreiber. S. 244.
10) Bions und Moschus Idyllen übersetzt und erläutert v. Manso. Zweyte Ausgabe. Von D. A. E. S. 246.
11) Wolf Geschichte Maximilians des Ersten und seiner Zeit. Erster und Zweiter Band. Von T. S. 255.
12) Runge, die Zeiten, vier radierte Blätter. Von J. Görres. S. 261.
13) Piranesi Antiquités de la Grande Grèce. Von A. Schreiber. S. 277.
14) Koch Kurzgefaßtes Handwörterbuch der Musik. Von — g. S. 280.
15) Weise Acht Blätter nach La Fage. Von A. Schreiber. S. 284.
16) Klüber. Baden bey Rastatt. Von W. S. 286.
17) Historia fil. Regis Azad Bacht etc. ed. Knös. Von W. S. 287.
18) Weckherlin Ξενοφῶντος Κύρου παιδείας βίβλια ὀκτω. Von — t. S. 289.
19) Jacobs Abschiedsrede gehalten im Gymnasium zu Gotha. Von E. S. 292.
20) Sulmis, ein alt-orientalischer Hochgesang der Liebe. Von — g. S. 293.
21) Eutropii Breviarium Historiae Romanae. Von — t. S. 294.

Nachricht.

Da der Umfang der in diese und einige andere Abtheilungen gehörigen Literatur einige Supplement-Hefte nothwendig macht, so geben wir zugleich zwey Hefte aus der Classe der Philologie, Historie, Literatur und Kunst, mit dem Bemerken, daß auch die Supplemente noch im Laufe dieses Jahres erscheinen werden.

Inhalt.

1) Schleiermacher Gelegentliche Gedanken über Universitäten in Deutschem Sinn. Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende. — Von — y. .... S. 297

2) Wolfii Homeri et Homeridarum opera et reliquiae. Vol. III. et IV. (Odyssea, Hymni, Batrach. Epigramm. Fragm.) — Von — D. .... — 305

3) De Staël Holstein Corinne ou l'Italie. — Von F. R. l. P. .... — 322

4) Silvestre de Sacy Chrestomathie Arabe. 3 Voll. Von Fr. Wilken. .... — 331

5) Beckmann Literatur der älteren Reisebeschreibungen. .. — 358

6) (Jacobi) Ueber gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck. — Von L. A. v. Arnim. .... — 362

7) Rottmanner Kritik der Abhandlung F. H. Jacobi's über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck. — Von L. A. v. Arnim. .... — —

8) Aman Ueber Etwas, was Fr. Heinr. Jacobi gesagt hat. Von Demselben. .... — 370

9) Planck Q. Ennii Medea. — Von Lenz. .... — 373

10) Gierig P. Ovidii Nasonis Metamorphoses. — Von J. P. Krebs. .... — 382

11) Meineke Des Ovidius XV Bücher der Verwandlungen etc. — Von Demselben. .... — —

12) P. Ovidii Metamorphoseon Chrestom. ed. Brorson. — Von Demselben. .... — —

13) Gesenius Symbolae observationum in Ovidi Fastos. .... — 394

14) Görres Die Deutschen Volksbücher. — Von Görres. — 409

15) Jördens Lexikon Deutscher Dichter und Prosaisten. 2 Bände. — Von Ki. .... — 427

16) Plauti Captivi ed. Avellini. .... — 431

17) Friedr. Schlegel Poetisches Taschenbuch für das Jahr 1806. .... — 432

18) Brial Recueil des historiens des Gaules et de la France. Tome XIV. — Von W. .... — 435

19) Villers Coup-d'oeil sur les Universités etc. — Von Görres. .... — 439

20) Illustrazione del gruppo di Ercole colla cerva etc. — 445

21) Hassel Das Königreich Westphalen vor seiner Organisation rc. — Von M—l. .... — —

22) Bosse Esquisse de la statistique générale et particulière du Royaume de Westphalie. Von Dems. — —

A n z e i g e n.

Bey Mohr und Zimmer in Heidelberg ist in der letzten Jubilate-Messe erschienen:

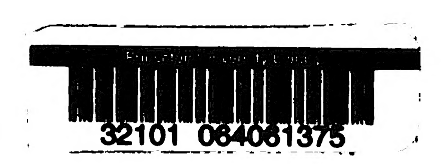
Boeckh, A., Specimen editionis Timaei Platonis Dialogi. 4. 8 gr. oder 30 kr.

Creuzer, Fr., Dionysus, sive Commentationes academicae de rerum Bacchicarum Orphicarumque originibus et causis. Pars I. Fasc. 1. Cum fig. aen. 4. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Zeitung für Einsiedler. July-Heft.

27. Stück. Inschrift.
    Scherzendes Gemisch von der Nachahmung des Heiligen, von L. A. v. Arnim. (Fortsetzung.)
28. Von dem Geiste Orthon, einem schnellen Zeitungsbothen.
    Von dem wunderbaren Tode des herrlichen Grafen Gaston Phöbus von Foix.
29. Lebensweise von Rostorf. Die guten Männer von Ortais.
    Von dem Mahandel-Bohm, von Runge.
30. Graf Richard, von Henriette Schubert.
    Von dem Mahandel-Bohm. (Beschluß.)
    Des Riesen Langbein und Wittich, Wielands Sohn Kampf. Aus dem Dänischen von W. Grimm.
31. Fräuleinswache, von L. Uhland.
    Alte Briefe eines Einsiedlers und einer Mohrin, die Nonne wurde, von L. A. v. Arnim.
32. Bruder Claus.
    Von Sante Otilien Leben.
    Anmerkung über Kritik.
33. Offenbarungen des Neuen. Schmach. An die Andern.
    Herausforderung von Nepom. Ringseis.
    Die vier Jünglinge von Seb. Ringseis.
    Der Fluß und Fluth und Ebbe, von Jos. Löw.
    Die Physiker von Karl Aman.
    Zauberformel des Arztes von Karl Boe.
    Rundgesang von L. A. v. Arnim.
34. Sehnsucht. Licht der Welt. Fassung von Christian Schlosser.
    Scherzendes Gemisch von der Nachahmung des Heiligen. (Fortf.)
35. Einige Worte der Warnung, des Trostes und der Hoffnung.
    Scherzendes Gemisch von der Nachahmung des Heiligen. (Beschluß.)




32101 064061375